Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fridericus oder Das Königsopfer

Hegemann, Werner

Hellerau, 1926

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-490

Visual Library

Spende aus dem Nachlass
von
Fritz E. Steinberg

HEGEMANN · FRIDERICUS

BEGEMANN · FRIDERICUS

FRIDERICUS

ODER DAS KÖNIGSOPFER

VON

WERNER HEGEMANN

BEI JAKOB HEGNER IN HELLERAU

Neue, veränderte und erweiterte Auflage, als 5. bis 12. Tausend
im Winter 1926 gedruckt

2200

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
07017147

Copyright 1924 by Dr. Werner Hegemann, Berlin-Nikolassee,
Alemannenstraße 21

VORWORT

Wir Deutschen, wenn wir uns als Volk ansehen, haben uns dieses Königs wenig zu erfreuen gehabt, ja keiner hat uns so sehr geschadet, nicht bloß scheinbar, sondern wirklich.

ERNST MORITZ ARNDT, 1805

(über Friedrich den Großen)

Cromwel décapitait son Roi sur un échaffaud ... cruel envers son Roi, il gouverna sagement sa nation.

FRIEDRICH DER GROSSE

(in »De la litérature allemande, ses défauts qu' on peut lui reprocher ... et par quels moyens on peut les corriger«)

Ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω

Anfang eines altgriechischen Liedes
auf Harmodios und Aristogeiton

TYRANNENMORD ODER KÖNIGSOPFER WAREN ATHENERN und Römern, Schweizern und Engländern, Franzosen und Amerikanern unentbehrliche Staatsaktionen in ihren völkischen Freiheitserlebnissen, deren internationale Wirkungen noch heute mächtig sind. Friedrich der Große sprach vom »freien« England; er sprach nicht vom »freien« Preußen, aber er erklärte vor seinem Tode, wie von Ekel erfüllt, er sei müde, über Sklaven zu herrschen. Vielleicht muß jedes Volk, das vom »Alten Fritz« als frei geachtet werden möchte, ein Königsopfer bringen.

Zum blutigen Abschlachten von Tyrannen und Cäsaren, sei es durch Meuchelmord oder auf feierlichem Gerüst, fand sich in Deutschland selten mehr Hand oder Herz, seitdem der Enkel unseres größten Friedrich, der letzte Staufer, auf dem Schafott verblutete, und seit es dem sagenhaften Schützen Geßlers vor einem deutschen Kaisermörder grauste. Vielleicht ist jeder Deutsche (und dächte er so königsfeindlich, wie Fichte sich manchmal geäußert hat), im tiefsten Grunde seines Herzens dem letzten Wilhelm freundlich und dankbar gesonnen, weil der anspruchslose Abgang dieses Monarchen das deutsche Volk vor tyrannenmörderischen, standrechtlichen oder halsabschneiderischen Humorlosigkeiten bewahrte, wie sie in deutscher Luft nur von romantischen Räubern (in tyrannos!), überreizten Jünglingen und niedrigen Verbrechern begehrt werden. Ein König auf dem Schafott ist seit St. Helena eine Albernheit, für die sich heute die Genußfreude englisch-puritanischer Dickköpfe und französischer Marktweiber nicht mehr finden sollte, und in Deutschland fehlt das Verständnis für jene alte russische Staatsweisheit, welche die »durch Meuchelmord gemäßigte Despotie« empfiehlt, weil sie wie Graf von der Pahlen als Mörder Pauls I. und wie später Bismarck überzeugt ist, »daß*

* *Fichte: »Ein Fürst soll nicht sein«. Oder: »Pflichten der Fürsten? Ihre erste Pflicht wäre die, in dieser Form nicht da zu sein«.*

die Eier zerschlagen muß, wer ein Omelett haben möchte«. Die sonst nur noch vom Hörensagen bekannte »hohenzollernsche Schlichtheit«, mit welcher der Letzte das Opfer seines Throns brachte, entspricht getreu der Art, wie sich 1738 der Soldatenkönig nach dem damals republikanischen Holland — er schwärmte für die republikanische Verfassung — zurückziehen wollte, um dort als »freier Bürger« zu leben. Sie entspricht auch getreu der Art, wie der große Friedrich sich 1759 ins Privatleben zurückziehen wollte, statt die Selbstmorddrohungen zu verwirklichen, mit denen er die Rührseligen unter seinen Bewunderern zum besten gehalten hat. Die zollernsche Schlichtheit von 1918 hat — nach links und rechts — den Romantikern der blutigen Gebärde eine Nase gedreht, und das Volk der Dichter und Denker darf sich seine »Freiheit« (wenn es wahr ist, daß politische Freiheit durch »Königsopfer« erkauft werden muß) durch ein königliches Opfer viel ernsterer, viel vergeistigterer Art erringen als durch das Vergießen von Blut, dessen königliche Opferwürdigkeit im guten und bösen Sinne zu vielen zweifelhaft ist. Wie feierlich oder wie schlicht die Könige von 1918 ihren Thronen und Kronen entsagen mochten, ist fast belanglos, denn hinter diesen leicht Entsetzten stehen, schwer entsetzbar und bei uns vielleicht unersetzlich, die großen Präger wahrer Königswürde, deren Unantastbarkeit zu bezweifeln keinem Deutschen leicht wird.

Als der nächste und darum größte der ganz Großen und vielleicht Unersetzlichen liegt uns Friedrich der Zweite von Preußen am Herzen. Das Königtum der Deutschen wird offen oder heimlich leben, solange ihr Glaube an ihren »großen König« lebt, an diesen klar blickenden, nüchtern, schnell und richtig urteilenden, schnell und treffsicher handelnden, vergeistigten Tatmenschen und philosophierenden König, den uns der Zeichenstift Adolf Menzels glaubhafter gemacht hat als der un-

geschicktere Griffel der preußischen Geschichtschreiber. In dem erhabenen »Philosophen von Sanssouci« verwirklichte sich mehr als der Traum eines Volkes oder eines Jahrhunderts. In ihm verwirklichte sich eine der heiligsten Hoffnungen der Jahrtautausende und der Welt; er gilt uns als die Vereinigung von König und Philosoph, wie Plato sie gefordert und wie das Papsttum sie vergeblich versucht hat. Friedrich der Große, der Wahrheiten nicht gern anders als spottend vorbrachte, hat gelegentlich darüber gescherzt, daß er nicht nur der König, sondern auch der oberste Kirchenherr und Papst seiner Länder sei. Solange seine Preußen ihn und seine Nachkommen oder Geistesverwandten dieser umfassenden Machtvollkommenheit im höchsten Sinne würdig glauben, steht die Monarchie im Herzen Deutschlands gesichert, auch wenn das Vaterland darüber zugrunde gehen sollte. Andere Völker mögen gelernt haben, ohne »Großen König« politisch zu gedeihen, wir werden auf seine Wiederkunft harren wie der Sickingen Ferdinand Lassalles, der Hutten zuruft: »Was wir wollen, das ist ein einiges, großes, mächtiges Deutschland... Und machtvoll auf der Zeit gewalt'gen Drang gestützt, in ihrer Seele Tiefen wurzelnd, ein evangelisch Haupt als Kaiser an der Spitze des großen Reiches.« Das wollten und wollen nicht nur Ritter wie Sickingen und Demokraten wie Lassalle, sondern offen oder heimlich viele, viele Deutsche. Heute aber droht das Vaterland über den vergeblich Hoffenden zusammenzubrechen. Unser Schiff ist in Gefahr; das Schiff muß gerettet werden. Die Mannschaft ist wie gelähmt durch blindes Vertrauen auf die angebliche Kraft ihres abhanden gekommenen Kapitäns, ohne den sie weder leben noch wirken zu können vermeint. Nichts ist dringender, als daß die Mannschaft sich eilig darüber klar wird, ob denn dieser Kapitän wirklich so trefflich und unentbehrlich, und ob er nicht etwa gar die Ursache der Gefahr war, in der das Schiff schwebt.

Das Schiff muß gerettet werden. Wenn es friderizianischer Geist ist, der uns retten soll, dann verdient nichts ernsteres Nachforschen als die Größe Friedrichs des Großen und als die wahren Wurzeln seiner bewunderten Kraft. Der Betrachtung dieser Größe sind die folgenden »Sieben Gespräche über das Königsopfer« gewidmet. Sie betrachten nicht nur die Feldherrnkunst des großen Königs, seine Diplomatie, seine Staats- und Verwaltungskunst, sondern auch seine Förderung der deutschen Kultur, sein Verhältnis zu den Großen der Weltliteratur und seine bedeutsame Einwirkung auf unsere Nationalliteratur, auch seine jugendlichen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht, seine Lebensmüdigkeit als Mann und seine Einsamkeit als Greis.
In der Zusammenfassung am Schluß findet sich auf wenigen Seiten mancherlei zusammengedrängt, was als das Ergebnis dieser Betrachtungen gelten mag.

Vorbemerkung zur vierten Auflage

DIE ERSTE AUSZUGSWEISE WIEDERGABE AUS DEN GESPRÄchen des Amerikaners Ellis mit europäischen Zeitgenossen über Friedrich den Großen erschien in einer kleinen Auflage, veranstaltet vom Sanssouci-Verlage, im April 1924. Ihr folgte eine vermehrte Auflage im August desselben Jahres. Weitere dreitausend Exemplare wurden vom Verlage Jakob Hegner in Hellerau im August 1925 veröffentlicht. Nach diesem schnellen Erfolge habe ich mich entschlossen, in der vorliegenden vierten Auflage von den bisher aus besonderen Gründen ausgelassenen Teilen weitere wichtige Stücke mitzuteilen. Diese wesentlichen Erweiterungen sind an den Stellen der Gespräche, wo sie in den früheren Ausgaben ausgelassen waren, eingefügt oder sind — wenn es sich um Stücke aus anderen Unterhaltungen handelt — als Anmerkungen angehängt. Ich bin sicher, daß diese Ergänzungen die Ellis'schen Gedankengänge Vielen verständlicher machen werden. *August 1926.* WERNER HEGEMANN

HEGEMANN

PERSÖNLICHKEIT DES KRITIKERS

MANFRED MARIA ELLIS, DER PROTAGONIST DER FOLgenden Gespräche, ist einer der eigentümlichsten Männer, die mir auf mancherlei Fahrten durch die fünf Weltteile begegnet sind. Als ich ihn zum ersten Male sah – es war im Jahre 1909, und ich hatte als Leiter der Bostoner Städtebau-Ausstellung mit ihm als einem der Geldgeber dieses bahnbrechenden Unternehmens zu verhandeln – schien er sich allerdings bei flüchtiger Betrachtung kaum von den anderen Großkaufleuten, die die Ausstellung finanzierten, zu unterscheiden. Doch war schon die Umgebung, in der er mich empfing, nicht alltäglich. Er saß in seinem Geschäftszimmer im obersten Geschosse des Turmgebäudes, das damals noch den Namen seines zwei Jahre vorher verstorbenen Vaters trug und das von oben bis unten mit den Geschäftsräumen der Eisenbahn-, Land- und Bergwerksgesellschaften angefüllt schien, die dieser rastlose Vater in vieler Herren Ländern gegründet, verschmolzen oder zu beherrschen versucht hatte. Die bedenklichen Verhältnisse, die in diesem Irrgarten verwegener Gründungen beim Tode des »alten Ellis« offenbar wurden, waren zur Zeit meines Besuches kein Geheimnis mehr, und die Kraft des Sohnes, sich in dem ererbten Wirrsal zurechtzufinden und aus ihm nach wenigen Jahren erstaunlicher Tätigkeit ein fürstliches Vermögen zu retten, wurde während des hastigen Mittagsimbisses in den Klubs der Geschäftsleute besonders deswegen oft erörtert, weil der »junge Ellis« – er war damals bereits achtunddreißig Jahre alt – sich vorher, fern von Geschäften, ganz seinen europäischen Liebhabereien gewidmet zu haben schien. Auch über das Wesen dieser Liebhabereien sowie über seinen aus Neuyork zugewanderten Vater und seine aus österreichischem Adel stammende Mutter liefen allerlei abenteuerliche Gerüchte um, die, wie ich bald aus bester Quelle erfahren sollte, nicht alle übertrieben waren.

Die Teilnahme, die Manfred Ellis an den Vorarbeiten für

die von ihm und seinen Freunden geförderte Städtebau-Ausstellung bewies, war ganz selbstloser Art und entsprang einem lebhaften Verständnis für die schwierigen Aufgaben der vierzig Gemeinden Groß-Bostons, deren Verschmelzung und bauliche Entwicklung sie erleichtern helfen sollte. Da im Wirbel seiner allzu zahlreichen Geschäftsstunden jede Besprechung auf das kürzeste Maß beschnitten werden mußte, schlug Ellis mir regelmäßige Unterhaltungen beim Morgenfrühstück vor und lud mich ein, während der noch verbleibenden Vorarbeiten zur Ausstellung als Gast in seinem Hause zu wohnen. Dieser Einladung folgend, lebte ich drei Monate lang in der Nähe dieses durch Tatkraft und Bildung ausgezeichneten Mannes, und es entwickelte sich zwischen uns ein freundschaftliches geistiges Austauschverhältnis, in dem er bereit war, mit meinen städtebaulichen Fachkenntnissen vorlieb zu nehmen, und das mir Gelegenheit gab, schon damals mancherlei zu erfahren, was mir später das Verständnis seiner Gedankengänge und seiner schriftstellerischen Arbeiten erleichtern sollte.

Eine Lebensbeschreibung Ellis' wird von anderer Seite vorbereitet. Hier sei nur erwähnt, daß seine Jugend eine wenig amerikanische Wendung deshalb genommen hat, weil seine Mutter — eine Ururenkelin des Karl Joseph von Ligne, der in den folgenden Gesprächen über Friedrich II. verschiedentlich genannt wird — ihre Vorliebe für die europäische Heimat auch nach der Übersiedelung in die Neue Welt nicht aufgab. Sie kehrte wiederholt von Neuyork, und später von Boston, auf längere Zeit in das alte Vaterland zurück, und sie vermochte im Herzen ihres sie begleitenden einzigen Sohnes das Feuer einer in Amerika nicht gerade gewöhnlichen, beinahe leidenschaftlichen Neigung für europäisches Leben, und nicht zuletzt für ihre deutsche Heimat zu erwecken. Der junge Amerikaner fühlte sich hier bald fast ebenso zu Hause wie in Boston oder Neuyork.

Den Anregungen seiner feingebildeten Mutter folgend, gelangte er früh in den fast unbeschränkten Besitz der deutschen und französischen Sprache und lernte sich auch des Italienischen mit einiger Sicherheit zu bedienen. Er studierte nicht nur auf amerikanischen Hochschulen, sondern besuchte auch ein Jahr lang ein deutsches Gymnasium und hörte vier Jahre lang auf den Hochschulen von Wien und Paris; er trat früh in Beziehungen zu den Führern europäischen Geisteslebens, reiste viel und beschäftigte sich bis zum Tode seines Vaters hauptsächlich mit Geschichte, Kunst und Literatur und mit seinen eignen schriftstellerischen Arbeiten.

Kurz, man könnte sagen, Manfred Ellis habe mit guter Veranlagung, reichlichen Mitteln und unter ungewöhnlich günstigen Umständen den Versuch gemacht, eine Bildung im besten Sinne des Wortes zu erwerben. Wie weit derartige Versuche heutzutage als gelungen bezeichnet werden dürfen, wird niemand vorschnell zu entscheiden wagen, der die zu überwindenden Schwierigkeiten erkannt hat, wie sie sich aus der tausendfältigen Verzweigung unseres unübersehbaren Geisteslebens ergeben. Bei Ellis bewunderte ich als einen der wichtigsten Erfolge seiner Bestrebungen eine ungewöhnliche Fähigkeit, den »immer fremd und fremder sich andrängenden Stoff« geistig zu bewältigen und in seinen oft überraschenden Zusammenhängen mit Altbekanntem zu würdigen.

Unterhaltungen mit Manfred Ellis nahmen äußerlich meist denselben Verlauf: bei der ersten Erörterung einer Frage schien er fast zurückhaltend, obgleich er sich selten ganz unvertraut mit irgendeinem Gegenstande zeigte, und obgleich sein Gedächtnis und seine Belesenheit in Erstaunen setzten, wohin man sich auch wenden mochte. Wenn ihn die Frage fesselte, um die es sich handelte, konnte man sicher sein, daß er bald zu ihr zurückkehren würde, nachdem er unterdessen in seine geistigen Rüstkammern hin-

abgestiegen war, so daß er einem unerwartet als neu gewappneter Mann entgegentrat. Wenn sich die Unterhaltung bei einer dritten und vierten Zusammenkunft fortsetzte – und nichts tat Ellis lieber, als einen Gedanken in immer tiefere Abgründe zu verfolgen – gestaltete sich das Gespräch manchmal fast wunderlich. Es war dann oft, als hätte Ellis nächtlings seine Nachschlagebücher oder eine ganze Bücherei durchstöbert, und die Art, wie er dann immer neue Gewichte in die schwankende Wage der Erörterung zu werfen vermochte, bald diesen Zeugen, bald jene Quelle heranzog, oft den bekräftigenden Beleg gleich gedruckt zur Hand hatte und nachdenklich schlagende Stellen daraus vorlas oder aus dem Stegreif übersetzte, das hatte etwas, was weniger leidenschaftliche Sucher im Irrgarten der Wahrheit pedantisch finden mochten und was auch leidenschaftliche Wahrheitsfreunde manchmal zum Widerspruch reizte. Einer seiner Freunde hat einmal in Manfred Ellis' Wesen eine Erinnerung an das Gebaren jenes von Bernard Shaw liebevoll verspotteten Großkaufmanns Undershaft (aus dem Lustspiel *Mesalliance*) sehen wollen, der die Zuschauer durch seine unermüdlichen Hinweise auf diesen oder jenen Schriftsteller erheitert oder langweilt. Und doch war der Vorwurf des Dilettantismus, wenn er etwa gegen Ellis erhoben werden konnte, wohl nur deshalb begründet, weil heutzutage jeder nur Liebhaber sein kann, der nicht gewillt ist, sich in einem der tausend Sondergehege der wissenschaftlichen Forschung zu verstecken, in denen die nach letzter Gründlichkeit Hungernden den Wald manchmal vor Baumwurzeln zu sehen aufhören.

In Europa sind wenige Beobachter darauf vorbereitet, Amerikanern vom Schlage Manfred Ellis' Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; das Vorhandensein, ja die Daseinsmöglichkeit solcher Männer begegnet hier nicht geringerem Zweifel und Erstaunen als die von Wilhelm Bode entdeckte

Tatsache, daß geistvolle Sammlertätigkeit amerikanischer Humanisten in der Neuen Welt viele der würdigsten und umfassendsten Schatzkammern alter Kunst aufzubauen vermocht hat. Wer etwa zweifelnd nach amerikanischen Erscheinungen suchen möchte, die mit Manfred Ellis verglichen werden könnten, der möge sich mit der Entwicklung mancher der vornehmen Familien Neu-Englands oder Neuyorks beschäftigen; in den Lebensgeschichten der verschiedenen Mitglieder der neuenglischen Familie Adams zum Beispiel wird er unter den Enkeln und Urenkeln zweier Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika so überraschende Mischungen von Geschäftsmann und Schriftsteller, Politiker und Philosoph, Eisenbahnpräsident und Kunstkritiker finden, daß weitere Zweifel an den unbegrenzten Möglichkeiten auf diesem Gebiete schwinden sollten. Unter den Männern, an die ich hier denke, sei der Freund Theodore Roosevelts, Henry Adams, rühmend hervorgehoben, dessen eingehende Veröffentlichungen über die französische Gotik und über naturwissenschaftliche Fragen und dessen eigene Lebensbeschreibung, diese besonders, zu den beachtenswertesten Zeugnissen des heutigen amerikanischen Geisteslebens gehören.

Ellis' vorhin geschilderte Art, eine ihm willkommene Unterhaltung fast ins Uferlose zu erweitern, kam mir erst recht verblüffend zum Bewußtsein, wenn ich ihn später auf seinen Besitzungen in Maine und in Süd-Kalifornien besuchte oder wenn ich ihn als Herrn Manfred — unter diesem Namen reiste er hier — in Deutschland oder Frankreich traf, wo er meist Muße hatte und über eine durch nichts beengte geistige Aufnahmefähigkeit verfügte. Als ich mich einmal Montags darüber wunderte, daß er so viele neue Einwände in einer uns beschäftigenden Frage vorbringe, von denen er am vorhergehenden Freitag geschwiegen habe, antwortete er mir wie ein Kaufmann: »Wenn ich Anteile einer mir unbekannten Gesellschaft in Zahlung

nehmen muß, habe ich gelernt, mich eilig über Wesen und Wert des Unternehmens zu unterrichten. Das muß und kann sehr schnell geschehen, wenn man weiß, worauf es ankommt. Warum wäre es in anderen, weniger tief ins alltägliche Leben einschneidenden, aber wichtigeren Fragen anders? Ein Edelmann soll jeder Anforderung gewachsen sein. Gewiß lacht man über den irischen Junker, der, gefragt, ob er Geige spielen könne, antwortete: „Ich weiß nicht; ich habe es noch nicht versucht." Mir erschien dieser Mann immer als ein Vorbild anständiger Unbefangenheit. Sie kennen wahrscheinlich die Spottreime, die einst auf den englischen Marineminister Goshen, den Vetter des deutschen Verlegers Göschen, gemünzt wurden:

Mr. Goshen
Has no notion
Of the motion
Of the ocean.

Die englische Flotte und das englische Weltreich haben nicht darunter gelitten, daß immer wieder sogenannte Laien in die führenden Stellen traten, weil diese Laien in einem höheren Sinne gebildet waren, als man in dem nichtenglischen Teile der Welt verstehen will. Wer urteilen will, muß unbefangen hören können und wissen, wer gehört zu werden verdient. Das ist die Kunst, die ich vor allem erlernen möchte. — Das Geheimnis, warum ich heute mehr weiß als letzten Freitag, ist leicht erklärt. Es gibt hier ein gutes Antiquariat. Wenn ich über eine Frage mehr wissen möchte, als ich in meinem Gedächtnis oder meiner Bücherei finden kann, bitte ich den unglaublich beschlagenen deutschen Herrn an den Fernsprecher und bin nach kurzer Erwähnung der Stichworte fast immer sicher, zwei Stunden später seinen Diener bei mir begrüßen zu dürfen mit fünfzig bis hundert Druckschriften aus der Hinterlassenschaft eines immer pünktlich gerade verstorbenen Samm-

lers, dessen Lebensaufgabe es gewesen zu sein scheint, gerade diese eine mir unerwartet auftauchende Frage von Grund auf zu erforschen. Gibt es eine Frage, über die nicht schon einmal ein ernster Arbeiter ein Buch, eine Broschüre, ein Gymnasialprogramm ausgeschwitzt oder zu der nicht ein urteilsloser Tor einmal wertvollen Stoff zusammengetragen hätte? „Den Erben laßt verschwenden an Adler, Lamm und Pfau das Salböl aus den Händen der alten toten Frau". Es ist fast beschämend, zu arbeiten wie ich, nachdem die harten, oft hohlen Nüsse geknackt und alles Für und Wider von mühseligen Händen aufgedeckt worden ist. Man hört als Geschworener in ein paar Stunden die Anklage und die Verteidigung, an denen die hochgelehrten und vielgewandten Rechtsanwälte monate- oder jahrelang gearbeitet haben, und urteilt dann kurz und bündig mit Ja oder Nein. *Fiat mundus, pereat justitia:* die Gerechtigkeit mag dabei leiden, aber nur so und nicht anders erhält sich die Welt.«

Manfred übertrieb kaum. Seine Fähigkeit, sich schnell und verständnisvoll durch eine krause Sache hindurchzulesen, überstieg, was ich für möglich gehalten hätte. Genau wie er mit mir über Goethe oder Friedrich II. sprach, hörte ich ihn mit Amerikanern über Streitfragen aus dem Leben Washingtons oder Walt Whitmans oder mit Engländern über Einzelheiten aus ihrer Verfassungsgeschichte sprechen. Auch wem diese Art, die Welt der Geister mit Siebenmeilenstiefeln durchmessen zu wollen, nicht zusagt, der wird doch vielleicht mit wohlwollendem Lächeln die eigenartigen Fernblicke und Verkürzungen prüfen, die sich dabei oft ergeben. Wie Ellis sich zum Beispiel in den Gesprächen über Friedrich den Großen mit dem von Thomas Mann angeregten politischen Opfergedanken abfinden wollte, wirkte auf mich wie die Kindlichkeit der Riesentochter, die Bauern, Pflug und Gespann in ihrem Schurz nach Hause trägt und ihrem Vater als Spielzeug auf den

Tisch stellen möchte. Es lohnt, den Versuch einmal gesehen zu haben, wie sehr man auch die Abfertigung billigen mag, die ihr zuteil wurde und die an den Bescheid erinnert, den Goethe gab, als Matthison die kleinen Eisenfiguren Friedrichs II. und Napoleons gar zu sorglos in die Tasche steckte: »Wir müssen säuberlich verfahren mit solchen Helden.«

Wem es bedenklich erscheinen möchte, mit einem Ausländer über Fragen zu sprechen, die so tief in die politischen Verhältnisse des eigenen Vaterlandes einschneiden, der würdigt nicht genügend den Geist wirklicher Vorurteilslosigkeit, mit dem Manfred Ellis sich gleichermaßen für deutsche wie amerikanische Dinge zu erwärmen oder zu erkälten pflegte. Im übrigen wäre ich dankbar, wenn mir jemand raten könnte, wie man sich verhalten soll, wenn einem ein lieber ausländischer Freund, mit dem man allerlei gemeinsam durchlebt und durchkämpft hat, über deutsche Verhältnisse mit derselben Unbefangenheit wie über die Verhältnisse seines eigenen Vaterlandes spricht. Wenn dieser Freund gebildet, besonders belesen und gar älter ist als man selbst, liegt in einer solchen Unterhaltung eine gewinnreiche Auszeichnung, die aus patriotischen Bedenken abzulehnen mir unbesonnen erscheinen würde. Wenn dieser Freund schließlich wie Manfred Ellis ein begeisterter Verehrer und Bekenner der überragenden Bedeutung Goethes ist, dann gewährt seine Unterhaltung gerade für einen Deutschen etwas derart zu froher Hoffnung Anregendes, daß man ihm auch weniger Angenehmes zugute halten müßte.

Was ich allerdings, nicht dem Amerikaner Manfred, sondern mir, nicht verzeihen kann, ist meine Unfähigkeit, auf seine Einwände, namentlich in den Unterhaltungen über Friedrich den Großen, besser zu antworten, als ich es getan habe; und ich warne jeden, der ins Ausland zu gehen beabsichtigt, weil er dort mit ähnlichen Einwänden gegen ge-

wisse Erscheinungen der deutschen Entwicklung wird rechnen müssen, wie sie Manfred Ellis in den hier wiedergegebenen Gesprächen angedeutet hat, und denen geschickt zu antworten auch die sogenannte höhere Erziehung in Deutschland doch wohl nur ungenügend vorbereitet. Andererseits verspreche ich mir gerade von dem unbefangenen Vergleich widersprechender Anschauungen viel Gutes für die segensreiche Gestaltung der öffentlichen Meinung in der Welt.

Bevor ich die Wiedergabe der Unterhaltungen über das Königsopfer versuche, möchte ich noch einige Worte über die Zitate und über die Sprache sagen, deren sich Ellis bediente. Ich habe bereits die mannigfaltigen Sprachkenntnisse erwähnt, die Ellis besaß; es schien für ihn fast gleichgültig, ob er sich auf deutsch, französisch, italienisch, oder ob er sich in der Sprache seiner Heimat, auf englisch, ausdrückte. Dennoch war Deutsch, die Sprache seiner Mutter, doch nicht eigentlich seine Muttersprache. Das Fremde, was seine Ausdrucksweise öfters auffallend machte, zeigte sich namentlich in der fast gezwungenen sprachlichen Reinheit, deren er sich befleißigte; wie sie ja bei gebildeten Ausländern, die die Sprache mehr aus Büchern als im täglichen Verkehr gelernt haben, nicht ungewöhnlich, wie sie aber uns – in dieser Richtung besonders anspruchslosen – Deutschen leicht übertrieben erscheint. Manfred Ellis erklärte mir seine Anschauung in dieser Sache einmal folgendermaßen:

»Das im mündlichen und schriftlichen Verkehr heute geduldete Deutsch ist – jedermann weiß es – oft barbarisch, verglichen mit der reineren und klareren Umgangs- und Schriftsprache der englischen und lateinischen Völker. Das Deutsch des täglichen Umgangs unterscheidet sich zu wenig von dem Stammeln der Halbgebildeten, die sich im Sumpf ihrer Gedanken krampfhaft an Klötze klammern wie „sehr interessant", „absolut nicht", „ein'n Moment!",

„ganz egal", „kolossal", „direkt", „extra" und „kaput". Auch den Gebildeten unter den deutschen Schriftstellern sind Freiheiten erlaubt, die ich mir als Ausländer nicht gestatten darf. Wenn zum Beispiel der gewiß geistvolle Rudolf Borchardt von „perniciösen Vorurteilen", von „Grausamkeitssubstraten", „aristokratischen Avantagen", „jungfräulichen Perceptionsorganen", „maßloser Bassesse" und vom „enrichierten Deutschland" spricht, so mögen das bei ihm wertvolle Schönheitspflästerchen sein, die die gesunde Farbe seiner Sprache um so lebendiger hervorheben oder sie in petronischem Hochglanze schillern lassen. Wenn ich mir als Fremder derartiges erlauben wollte, würde ich nie das beklemmende Gefühl überwinden, in das verspottete Kauderwelsch mancher meiner deutsch-amerikanischen Landsleute in Pennsylvanien oder Milwaukee zu verfallen, die sich in der lebendigen neuen Sprachgemeinschaft, noch mit leider toten Überresten der alten Muttersprache beschwert, beschwerlich bewegen. Es mag sein, daß sich vieles auf deutsch nicht ausdrücken läßt: nicht mehr, oder noch nicht, oder vielleicht nie; aber das darf mich nicht kümmern. Ich will meinen deutschen Weihnachtsbaum mit Wachskerzen, nicht mit elektrischen Glühbirnen putzen. Was mich fesselt, ist: zu entdecken, was sich denn eigentlich auf deutsch ausdrücken läßt, und welche Überraschungen der gute Geist dieser einst für Großes bestimmten Sprache sich noch vorbehält.«

Ich nahm diese Äußerung Manfred Ellis' zum Anlaß, ihn zu seinen Bemühungen um reine deutsche Ausdrucksweise zu beglückwünschen. Er antwortete mir: »Beglückwünschen Sie mich nicht; bedauern Sie mich lieber. Mir ist es oft versagt, das flotte diplomatische Gardedeutsch des großen Bismarck, das sich doch manchmal zu Lutherscher Kraft erhebt, zu genießen, zum Beispiel: „Ich wurde in ein Schlafkoupé komplimentiert, wo ich schlechter situiert war als in meinem Fauteuil", oder „Es ist dies eine Stelle, wo die kon-

stitutionellen Theorien an Inkommensurabilität leiden". Ja, der Genuß der erhabensten Werke Goethes ist mir manchmal verkümmert; Stellen wie: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt", muten mich an wie heilloses Küchenlatein; ich kann oft ihren tieferen Sinn nicht einmal verstehen, und wenn zum Beispiel in dem ebengenannten Beispiel die beiden aus dem Französischen übernommenen griechischen Fremdwörter vertauscht würden, könnte ich mir ebensoviel dabei denken. Es ist ja möglich, daß solche Sprachmengungen unverdaute Überreste sind, die von der Entwicklung der Sprache ausgestoßen werden sollen; aber wie rückständig, wie entwicklungsfremd stehe ich da, wenn etwa die deutsche Sprache, wie einst das Latein in der Hand des Petronius, sich künftig erst recht mit fremden Zugaben bereichern und eine hochentwickelte Bastardsprache werden soll, wie einer der größten englischen Sprachmeister, John Ruskin, seine und meine Muttersprache einmal treffend genannt hat.«

Ich habe mir lange überlegt, wie ich Manfreds eigentümliche Art, im deutschen Gespräch jedes Fremdwort durch ein kleines Zögern und ein kleines Etwas in der Betonung anzudeuten, in der gedruckten Mitteilung zum Ausdruck bringen könnte. Mir ist dann während des Druckes der Gespräche aufgefallen, wie Kaiser Wilhelm I., der augenscheinlich ein feines Empfinden für das Fremdkörperhafte nichtdeutscher Worte besaß, in seinen Briefen Fremdwörter durch besondere Lettern heraushob, genau wie das beim Schreiben entwickelterer Sprachen, zum Beispiel der englischen, getan zu werden pflegt. Da dieser von unserem großen Kaiser befolgte würdige Brauch ganz vorzüglich das andeutet, was Manfred im Gespräch beim Gebrauch von Fremdwörtern gefühlt zu haben scheint und mitzuteilen verstand, habe ich, soweit es noch möglich war, die kaiserliche Schreibweise nachgeahmt.

Für die nicht seltenen Berufungen auf allerlei geschichtliche Quellen und Schriftsteller, von denen Manfred Ellis in der mündlichen Unterhaltung geschickt Gebrauch machte, ist es mir schwer gefallen, eine für die gedruckte Veröffentlichung geeignete Form zu finden. Seine Art zu plaudern würde vielleicht am besten gekennzeichnet durch das von ihm erwähnte[1] Wort Ernst Moritz Arndts über den Freiherrn von Stein: »... Wo von ernsten Dingen gesprochen, ja wo nur, wie im leichten Gespräch geschieht, darüber hingewinkt oder nur gelächelt ward, schien Stein immer als der Fürst...« Bei der Zusammenstellung der folgenden Gespräche schien es mir aber unstatthaft, dieses »darüber Hinwinken oder nur Lächeln« wiedergeben zu wollen. Im Gespräch ist man bereit, einem vertrauenswerten Manne auch widerspruchsvoll erscheinende Berufungen auf diesen oder jenen Zeugen gelten zu lassen, ohne daß der Zeuge immer gleich selbst erscheinen müßte. In einem gedruckten Berichte erwecken solche leichten Erwähnungen schnell den Verdacht der Unzuverlässigkeit. Mir schien es deshalb bei der Herausgabe der Gespräche notwendig, die Bereitschaft etwas zu übertreiben, mit der Ellis wörtliche Wiedergaben wichtiger Buchstellen in die Unterhaltung einzuflechten pflegte, und ich muß hier versichern, daß er nicht der scholastische Pedant war, als den ihn meine Übertreibung erscheinen läßt.

Ebenso muß ich hier Manfred Ellis ausdrücklich vor einem anderen Verdachte schützen, den ihm mein geringes schriftstellerisches Vermögen und die mir gebotene Rücksicht auf die noch lebenden Teilnehmer der Gespräche einbringen könnten: Ellis nimmt und behält in den folgenden Unterhaltungen viel öfter das Wort, als er es in Wirklichkeit zu tun pflegte. Der Grund dafür liegt in meinem begreiflichen Bestreben, gerade seine Gedanken hier ausdrücklich zur Geltung zu bringen; denn diese Aufgabe hatte ich mir gestellt, nachdem mir die Anschauungen Manfred Ellis' durch

wiederholtes längeres Zusammenleben mit ihm so vertraut geworden waren, daß ich den Versuch, sie wiederzugeben, vielleicht wagen durfte. Für die Äußerungen der übrigen Teilnehmer an den Unterhaltungen habe ich im Gegenteil große Zurückhaltung beobachtet und meist nur das berichtet, was den Ellis'schen Bemerkungen den Anstoß gab. Sind doch die übrigen Teilnehmer fast alle anerkannte Meister der Feder, die seit diesen Gesprächen ihre Anschauungen über die wichtigsten der damals erörterten Fragen der Öffentlichkeit viel überzeugender vorzutragen verstanden haben, als es mir oder irgendeinem andern möglich sein könnte, während die von Manfred M. Ellis vorgetragenen Anschauungen bis heute noch wenig Nachklang fanden. Ich brauche nicht zu betonen, daß ich nicht alle von Manfred vorgebrachten Äußerungen billige.

* * *

Die Unterhaltungen fanden statt im Jahre 1913 in der Villa Boccanera in Neapel, wohin sich Manfred mit seiner Familie nach der Rückkehr von seinem Anwesen in der Südsee (Oconomowoc, »Eiland der Seligen«) wieder zurückgezogen hatte, um die Nachbarschaft des großen Benedetto Croce und die Gesellschaft alter Freunde zu genießen. Die Freuden edler Geselligkeit lockten Manfred Ellis immer besonders stark, wenn er nach langer arbeitsamer Zurückgezogenheit nach Europa zurückkehrte; (er hatte damals aus dem Süden das Manuskript seines Buches über »Luther« und anderes mitgebracht). Seine wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten ihm Gastfreundschaft im großen Sinne, und seine in viele Teile der Welt reichenden Beziehungen machten oft sein jeweiliges Absteigequartier zum Treffpunkt erlesener Menschen von verschiedenster geistiger und nationaler Herkunft. Ich kann mich kaum entsinnen, im Hause Manfreds weniger als zehn Gäste, weniger als fünf Nationalitäten angetroffen zu haben. Nir-

gends habe ich stets freudig begrüßte Freunde mit größerer Freiheit kommen und gehen sehen. Unterhaltungen in Manfreds Hause bewegten sich darum oft in aussichtsreicher Höhe und waren von provinzialer Beschränktheit ungewöhnlich frei.

Die im nachfolgenden wiedergegebenen Gespräche wurden angeregt durch die reizende Liebhaberausgabe des Lustspiels »Iphigenie«, das Manfred Ellis als Zweiundzwanzigjähriger (1893) verfaßt und das einige seiner Freunde (1913) einem kleinen Freundeskreise zugänglich gemacht hatten*. Zur Zeit, als diese Gespräche stattfanden, arbeitete Manfred an einem größeren Aufsatz über »Iphigenie oder das Königsopfer«, der wahrscheinlich nicht vollendet wurde und dessen Bruchstücke verloren zu sein scheinen. Der Aufsatz nahm seinen Ausgang von dem Opfer der Iphigenie und von verwandten, im Grunde unköniglichen Opferungen und leiblichen und geistigen Entsagungs- und Wahnvorstellungen und war gedacht als gelehrte Vorrede zu Manfreds für die Veröffentlichung ungeeigneter Wiener Fastnachts-Trilogie »Maria Theresia und ihr rasender Hofnarr« (aufgeführt in der Wiener Deutschen Gesellschaft, Fasching 1911), bestehend aus den drei kleinen Rätselspielen: »Der Hanswurst im Furchtbaren«[1], »Hanswursts Verbrennung« und »Die Kaiserin im Himmel«. Das Hauptstück dieses Aufsatzes, überschrieben: »Friedrichs II. von Preußen große Felonie und die deutsche Barbarei«, faßte die Entwicklung des deutschen Geisteslebens, wie sie etwa Friedrich Nietzsche in seinen heute nicht mehr »Unzeitgemäßen Betrachtungen« aufgedeckt hat, als ein schädliches Naturereignis, das wenigstens zum Teil aus gewissen preußischen Verirrungen erklärt werden könne. Ähnliches hat neuerdings (1924) Hugo Ball in seinem geistreichen Buche »Die Folgen der Reformation« versucht, wobei er, ein frommer Katholik, aber zu ganz

* Ein Neudruck erschien 1924 im Sanssouci-Verlag, Berlin.

anderen Schlüssen kam als Ellis, der nicht Katholik, sondern eher Schüler des »Heiden« Goethe genannt werden kann. Als Ganzes sollte Manfred Ellis' Aufsatz eine Ablehnung des Opfergedankens darstellen, wenigstens des Opfergedankens in den rohen Formen, die er in der Kunst, in der Politik und in der Religion meist angenommen hat.

Die 1924 auszugsweise mitgeteilten Aufzeichnungen der Gespräche* machte ich auf Manfreds Bitte gleich nach, manchmal sogar während der Unterhaltung. Sie geben in großen Umrissen eine Vorstellung von dem, was Manfred in seinem Aufsatz berühren wollte, aber nun leider nicht mit seiner Meisterhand zu einem Kunstwerk gestaltet hat. Den unaussprechlichen Reiz dieser scheinbar zufällig, doch zielsicher und, recht eigentlich im Stegreif, verwegen schweifenden Unterhaltungen wiederzugeben, ist meiner Kraft leider nicht vergönnt. Der Versuchung, ihren Inhalt aus der zufälligen Form der Gespräche, die ihn gebaren, loszulösen, um ihn in eine geordnete Abhandlung über die angerührten Fragen zu verarbeiten, glaubte ich widerstehen zu müssen, weil ein Umarbeiten meine Auffassung statt der Manfreds, auf die es ankam, in den Vordergrund gerückt hätte. Aus dem Festhalten an der Form der Gespräche, wie sie sich mit wechselnden Teilnehmern zufällig entwickelt haben, ergaben sich Wiederholungen, die zu vermeiden ich keinen besseren Ausweg wußte als die langweiligen Seitenhinweise oder Anmerkungen, welche angeben, wo der in Frage stehende Gedanke in anderem Zusammenhange behandelt oder näher erörtet wird. Der Versuch, das Erörterte durch Überschriften gleichsam unter

* Die sieben Gespräche über das Königsopfer. Unterhaltungen eines Amerikaners mit Rudolf Borchardt, Pierre Lièvre, Hugo von Hofmannsthal, Georg Brandes, Klara Hofer, Thomas Mann, Litton Strachey, Bernard Shaw und anderen über Goethe, Voltaire, Friedrich II. und Christus. Herausgegeben von Werner Hegemann, Berlin 1924, im Sanssouci-Verlag.

verschiedene Kapitel zu gliedern, wird wenig befriedigen, da in allen Gesprächen ähnliche Gedanken, nur aus anderen Gesichtswinkeln heraus, ins Auge gefaßt und die Fragen der ersten Gespräche erst in den letzten beantwortet werden. Die im folgenden wiedergegebenen Auszüge aus den Gesprächen versuchen nur diejenigen Stücke zusammenzureihen, die sich auf Friedrich den Großen beziehen.

Berlin-Nikolassee, 31. Dezember 1924.

W. H.

VORSPIEL
UND
AUSZÜGE AUS DEM ERSTEN GESPRÄCH
IPHIGENIE,
BLUTOPFER UND ROSENKREUZ,
FRIEDRICH DER GROSSE
UND
NAPOLEON

»*Une femme!*« Napoleon I.

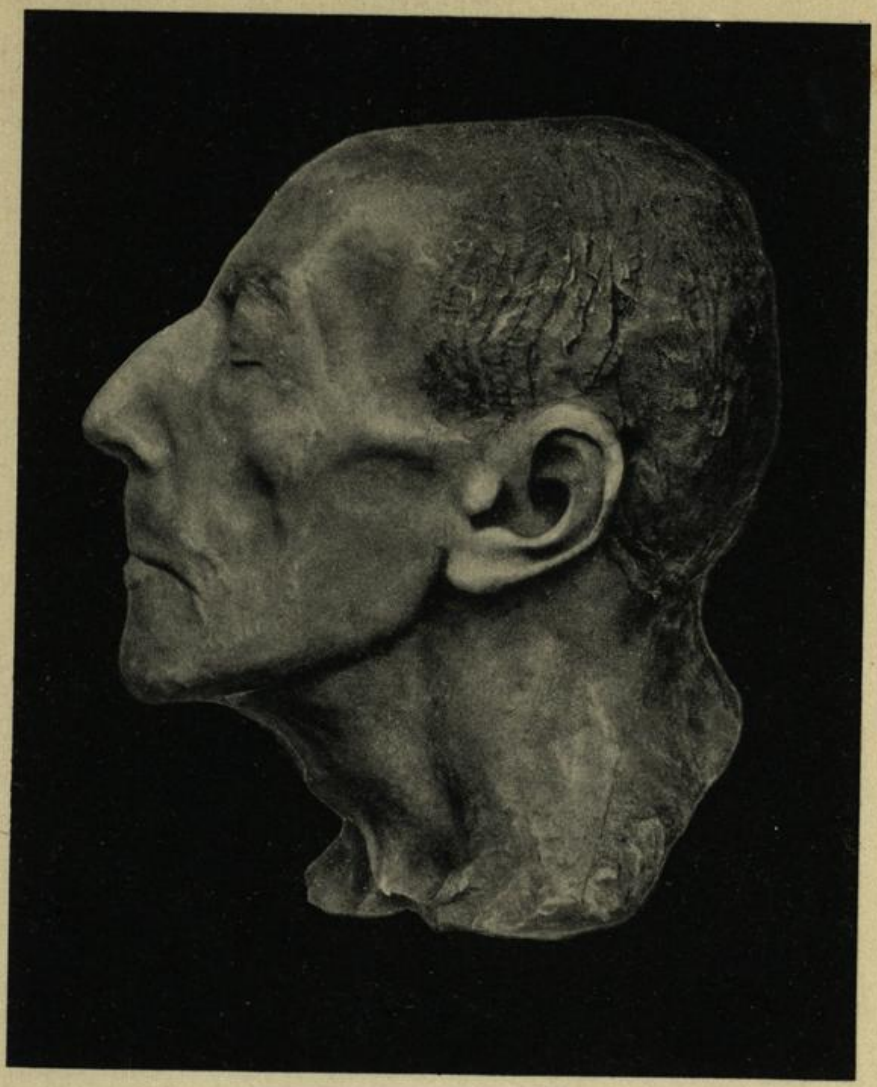
Wunderbar und ahnungsvoll geht durch jene schöne Welt noch ein anderer schrecklicher Zug, daß alles, was geweiht, was verlobt war, sterben mußte: wahrscheinlich auch ein auf den Frieden übertragener Kriegsgebrauch. ... Übereilter- und abergläubischerweise werden, bestimmter oder unbestimmter, dergleichen Opfer den Göttern versprochen; und so kommen die, welche man schonen möchte, ja sogar die nächsten, die eigenen Kinder, in den Fall, als Sühnopfer eines solchen Wahnsinns zu bluten.

Goethe (Dichtung und Wahrheit)

Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke.

Schiller bewies mir, daß ich selber wider Willen romantisch sei und meine Iphigenie, durch das Vorwalten der Empfindung, keinesfalls so klassisch sei, als man vielleicht glauben möchte.

Goethe (zu Eckermann)



Friedrichs II. Totenmaske
nach G. B. Volz

BEVOR ICH VON DEN SIEBEN GESPRÄCHEN ÜBER DAS Königsopfer berichte, muß ich eine eigentümliche Unterhaltung kurz erwähnen, von der ich kurz vorher gegen meinen Willen Zeuge geworden war und die mir wie ein Schlüssel zu den überraschenden Gedankengängen der folgenden Gespräche erscheint. Ich arbeitete in einer seitlichen Büchernische der Ellis'schen Bibliothek, als Ellis mit einem französischen Gaste, wie auf der Suche nach einem Buche, in lebhafter Unterhaltung und ohne mich zu bemerken, den Saal von der Terrasse her betrat. Der Franzose war ein hoher Offizier, und ich hatte andeutungsweise erfahren, daß er Ellis im Zusammenhang mit den fast erbitterten Unterhandlungen besuchte, die damals zwischen England und Amerika geführt wurden und die sich um die international bedeutsame Frage drehten, ob Amerika trotz entgegengesetzter Vereinbarung den Panamakanal befestigen dürfe, für den es in der Republik Kolumbien einen Staatsstreich begünstigt und seit 1903 über anderthalb Milliarden Mark verausgabt hatte. Es soll 1913 weitsichtige Franzosen gegeben haben, die schon damals größten Wert auf die künftige Bewahrung eines guten Verhältnisses zwischen England und Amerika legten, während ich Grund hatte zu glauben, daß Ellis seinen Einfluß für freundschaftliche Beziehungen zwischen seiner Heimat und Deutschland einsetze, über das er manchmal fast allzu günstig urteilte. Die kurze Unterhaltung, deren unfreiwilliger Zeuge ich wurde und von der ich mich nach kurzem, halberstarrtem Zuhören geräuschvoll entfernte, verlief — ich erinnere mich fast jedes Wortes — wie folgt:

Der Franzose: »Mein Herr, ich bin sicher, daß Sie sich über die Rolle irren, die Deutschland in der künftigen Geschichte Europas zu spielen berufen ist. Ich wiederhole, gerade der größte Staatsmann, den Deutschland hervorgebracht hat, der eben von Ihnen gerühmte große Friedrich, hat diese Rolle vielmehr vollkommen richtig eingeschätzt, in-

dem er sein Leben lang auf die Vernichtung der deutschen Kaisermacht drang, indem er Preußen kulturell nur als Vasallenstaat Frankreichs sehen und die westlichen Teile des Deutschen Reiches einschließlich Flanderns, Elaß-Lothringens und der preußischen Besitzungen im Westen an die geistige Mutter Frankreich, die Trägerin aller kontinentalen Zivilisation, ausgeliefert sehen wollte.«

Manfred Ellis, der sich meines Wissens bis dahin noch ziemlich wenig mit Friedrich dem Großen beschäftigt hatte, lachte ungläubig und rief:

»Herr General, den Beweis für diese erstaunliche Behauptung bleiben Sie mir schuldig.«

Unterdessen schienen die Herren am Ziel ihres Besuches der Bücherei angekommen zu sein. Sie machten vor den Werken Friedrichs des Großen halt. Der Franzose sagte: »Hier haben Sie Friedrichs des Großen *Histoire de mon temps* in der Redaktion von 1746, Publikation aus den preußischen Staatsarchiven 4, 206. Erlauben Sie mir, Ihnen folgenden Satz vorzulesen.« Und der Franzose las Worte Friedrichs II., die ich nach der genannten Quelle folgendermaßen übersetze: »„SIE BRAUCHEN NUR EINE LANDKARTE IN DIE HAND ZU NEHMEN, UM SICH ZU ÜBERZEUGEN, DASS DIE NATÜRLICHEN GRENZEN FRANKREICHS BIS ZUM RHEIN REICHEN, DESSEN LAUF AUSDRÜCKLICH GEMACHT ZU SEIN SCHEINT, UM FRANKREICH VON DEUTSCHLAND ZU TRENNEN, UM DIE GRENZEN DIESER LÄNDER FESTZULEGEN UND ZU BESTIMMEN, WO IHRE HERRSCHAFT AUFHÖRT.“« In Friedrichs des Großen eigener Sprache lauten seine Worte: »*Il n'y a qu'à prendre en main une carte géographique pour se convaincre, que les bornes naturelles de cette monarchie semblent s'étendre jusqu'au Rhin, dont le cours paraît formé exprès pour séparer la France de l'Allemagne, marquer leurs limites et servir de terme à leur domination.*«

Nach dieser Verlesung friderizianischer Worte schwieg Manfred wie überrascht oder verstimmt. Der Franzose fuhr

fort: »Mein Herr, lassen Sie sich nicht irre machen durch den haltlosen Ehrgeiz der deutschen Nationalisten der letzten Jahrzehnte. Deutschlands prophetischster Staatsmann, der große Schüler Voltaires, hat mit dem unbeirrbaren Blicke des wahren „Realpolitikers“ (*sic*) die Unmöglichkeit, die innere Hohlheit der Träumereien von zentraleuropäischer Weltmacht und deutscher Kaiserherrlichkeit vorausgesehen. Dabei muß es bleiben und wird es bleiben. Nachdem Friedrichs des Großen Lebensziel, die Vernichtung der deutschen Kaisermacht, schon einmal erreicht worden ist, können die Ambitionen der Bismarckschen Schule nur ein vorübergehendes, schädliches Zurückfallen in einen glücklich überwundenen Zustand darstellen. Preußen darf nie vergessen, welche historische Rolle im Kampfe gegen den kaiserlichen Ehrgeiz der Zentralmächte ihm sein großer König zugedacht hat; seine eigene Tätigkeit schilderte Friedrich: „Den Franzosen verschaffe ich Nachricht über die Absichten des Kaisers, und ich dränge Frankreich, die Türken gegen Österreich zu mobilisieren.“ So oder so ähnlich schrieb der große König in seinem politischen Testament von 1752, das einer seiner wärmsten preußischen Bewunderer „die großartigste Urkunde unter allen Kundgebungen seines Genies“ genannt hat.[1] Es war verhängnisvolle Verblendung Bismarcks, daß er seine Hände wieder nach Elsaß-Lothringen ausstreckte, das doch durch eigenhändiges Eingreifen Friedrichs des Großen 1744 uns Franzosen sichergestellt worden ist.[2] Bismarck hat Friedrichs Testament mit Füßen getreten. Für Deutschland muß jedes Abweichen von den friderizianischen Grundsätzen Verderben bedeuten. Nur im Geiste Friedrichs des Großen kann Deutschland bestehen.«

Manfred schwieg nachdenklich. Schließlich antwortete er: »Mir sagte einmal der preußische Historiker Erich Marcks, der Bismarck gekannt hat: „Ich weiß nicht, ob ich aus einigen Äußerungen Bismarcks über den großen König mit

Recht etwas wie eine leise Abneigung herausgehört habe; begreiflich wäre sie wohl"«.[1]

Ich stand auf und ging hinaus.

Ohne den Namen des französischen Gastes nennen zu dürfen, brauche ich nicht zu verschweigen, daß er gelegentlich des Friedensdiktates von 1918 eine für Deutschland gefährliche Rolle gespielt und beinahe vermocht hat, Friedrichs des Großen Forderung des Rheines als natürlicher Grenze Deutschlands noch über das schon von Friedrich selbst durchgesetzte Maß hinaus zu verwirklichen.[2] Die in den folgenden sieben Gesprächen mitgeteilten Ausführungen Manfreds deute ich mir großenteils als Reaktion, der sich vielleicht etwas wie Ärger beimischte, gegen die friderizianische Prophetie; ihre Mitteilung aus französischem Munde hatte ihn augenscheinlich überrascht und auf eine unliebsame Lücke in seiner Bildung aufmerksam gemacht. Jedenfalls erhielt Ellis am folgenden Tage von der deutschen Buchhandlung Detken und Rocholl an der Piazza del Plebiscito eine umfangreiche Sendung staubgrauer Drucksachen über Friedrich den Großen. Einige Tage später fand das erste von den sieben Gesprächen über das Königsopfer statt, bei dem mich Ellis mit allerlei Enthüllungen über meinen Lieblingshelden zu necken anfing.

DAS ERSTE GESPRÄCH BRACHTE NOCH VERHÄLTnismäßig wenig über Friedrich den Großen und das friderizianische Preußen, und selbst das Wenige, wie es im folgenden zusammengefaßt mitgeteilt wird, ist nur leicht und hängt so lose mit diesen wichtigen Gegenständen zusammen, daß es vom eiligen Leser füglich übergangen wird. Dasselbe trifft auf die später mitgeteilten Auszüge aus dem dritten Gespräche zu.

Ganz weglassen kann ich diese einleitenden Gespräche aber nicht, weil sie mit ihren eigentümlichen Hinweisen auf den Iphigenien-Mythos gleichsam die Bühne aufschlagen für die anschließenden Erörterungen über die Friedrich-Legende. »Sind doch«, so hatte ich Ellis schon früher einmal spotten hören, »beide, Iphigenie und Friedrich, Königskinder, die auf Befehl des eigenen Vaters oder später auf eigenen Wunsch der Staats*raison* geopfert und durch Eingreifen höherer Mächte (Dianas, oder des deutschen und später des russischen Kaisers oder der heiligen Elisabeth) gerettet werden! Hat doch Friedrich II. selbst eine Iphigenie gedichtet! Hat er doch selbst das hehre Ideal männlicher Keuschheit (das vom Urbild der deutschen Iphigenie, von Frau v. Stein, ihrem Dichter Goethe zehn Jahre lang beinahe mit Erfolg empfohlen wurde) am eigenen Leibe viel besser als Goethe verwirklicht! Hat doch Goethe gleichzeitig gegen Friedrich den Großen *intriguiert* und an „Iphigenie" gedichtet! Diese Dinge sind untrennbar. Bedenken Sie auch: als Friedrich 1754 und 1755 seine feinsinnigen Aufträge für den Ankauf von Gemälden in Paris, „Tisiens, Veronesse und Corege" erteilte, verlangte er ausdrücklich „hübsche große Tableau de galerie, aber keine die Bilder „huntzfotiesche heilige, die Sie Märteren", statt dessen wollte er das Bild einer „Ifignie en aulide", da ihm Iphigenies Märtyrertum also augenscheinlich angenehmer war als das „hundsföttischer" Christen.«[1]

Das erste der hier aufgezeichneten Gespräche begann ver-

heißungsvoll genug. Manfred Ellis schilderte seine ersten preußischen Erlebnisse und den Eindruck, den im preußischen Gymnasium die Behandlung der Goetheschen Iphigenie auf ihn gemacht hatte. Wie sein aus seiner Studentenzeit stammendes Lustspiel »Iphigenie« beweist, hat er früh angefangen, sich mit dem Geschick dieser vom Opfertode geretteten Königstochter zu beschäftigen.

IPHIGENIE IM GYMNASIUM

»Sie wissen vielleicht«, sagte Manfred lachend, »von der fast abergläubischen Bewunderung, die die Erfolge Bismarcks im Auslande gefunden haben, als sich — wie Nietzsche es ausdrückte — der „Irrtum verbreitete, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe und deshalb mit den Kränzen geschmückt werden müsse, die so außerordentlichen Erfolgen gemäß seien". Damals neigten zum Beispiel die Japaner zur Annahme, Preußen sei die erste „Kultur"-Macht der Welt, und sie schickten ihre Jungens auf deutsche Schulen, ließen sich nicht nur Ärzte, sondern auch Baumeister und Bildhauer aus Berlin kommen, und die steinernen Folgen in den Straßen Tokios sind so furchtbar, daß auch die dreihundert Erdbeben sie nicht weglöschen konnten, die es dort in jedem Jahre gibt. Da meine Mutter Wert darauf legte, daß ich nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa geschult würde, erwärmte sich mein „Realpolitik" bewundernder Vater für den Gedanken, mich auch einmal auf eine preußische Schule zu schikken. So habe ich denn während meiner bewegten Lehrjahre auch einmal, in einer kleinen Stadt, die Oberprima des deutschen humanistischen Gymnasiums besucht und mir das sogenannte Reifezeugnis erworben. Eine sonderbare Erfahrung! Unter den Lehrern gab es reizende und tüchtige Menschen, von denen mir einige bis heute wertvolle Freunde geblieben sind. Aber unter meinen Kameraden waren wenige, zu denen ich eine Brücke fand. Die mir so

willkommene Kunde von den Wundern alter und neuerer Literatur – die anzu*schauende* Kunst wurde auch von den Lehrern gänzlich vernachlässigt – erschien den Schülern meist verdächtig oder gar widerwärtig, jedenfalls unvereinbar mit dem Lebensziel, das gerade die aufgewecktesten unter ihnen in burschenherrlichem Biertrinken und Rauchen, im Dienste der Venus vulgaris und in dem Schlägerfechten suchten, das mir so geistlos vorkommt, weil es nicht wie Degen, Säbel und Florett, und wie jeder tüchtige Sport, den ganzen Leib, sondern nur einen Arm entwickelt. Mit diesen Schülern sollte Goethes Iphigenie „durchgenommen" werden. Versuchen Sie, junge Menschen, die entweder verkatert sind oder von Kneipe, Zigarren und „höheren oder niederen Töchtern" träumen, in die Mystik der Goetheschen Freundschaft zu Frau v. Stein einzuweihen! Was blieb dem armen Lehrer schließlich übrig als die unablässige, treue Wiederholung einiger Stichwörter? Unter diesen Schlagworten spielte die „reine Menschlichkeit" eine Hauptrolle. Wenn ein Schüler, aus dem Halbschlaf erwachend, eine überhörte Frage beantworten wollte, stotterte er: „Reine Menschlichkeit". Und „Reine Menschlichkeit" wurde dem Lehrer bald als Spitznamen angehängt. Diese Bengel glaubten dabei um so witziger zu sein, als der ausgezeichnete Mann infolge eines Naturfehlers an einer meist sichtbaren Unreinlichkeit der Nase litt. Selbst für lernbegierige Schüler war es schwer, eine säuberliche Grenze zwischen Ernst und Scherz zu ziehen, und der „mit stillem Widerwillen dienenden" Iphigenie wurde übel mitgespielt.

»Der Unfug, den man dort mit Goethes und Frau v. Steins Mystik trieb, erinnerte mich heute beinahe an den Unfug, den preußische Historiker mit den Verdiensten von Friedrich II. und seinem großen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., um dieselbe Mystik des heiligen „Rosenkreuzes" getrieben haben. Diese preußischen Professoren haben zwar oft die von Klopstock und Schiller bestrittenen Zu-

sammenhänge zwischen Friedrich II. und der Blüte der deutschen Literatur aufzudecken versucht, sie haben aber stets versäumt, darauf hinzuweisen, daß ein ähnlich naheliegender Zusammenhang zwischen Friedrichs des Großen und seines Nachfolgers sexueller Moral und jener Vorliebe für das heilige „Rosenkreuz" besteht, der Friedrich Wilhelm II. dauernd und Goethe vorübergehend (im Dienste Frau v. Steins) gehuldigt haben.«

Was Ellis meinte, wurde mir erst später klar.[1] Ich fragte, ob er denn glaube, daß die geistige Haltung in amerikanischen Schulen besser sei als in dem geschilderten preußischen Gymnasium. Ellis antwortete:

»Ich glaube in der Tat, daß die etwas einseitige sportliche Einstellung der amerikanischen Schuljugend, über die unsere Witzblätter mit Recht spotten, sie vor dem Übermaß der Verblödung schützt, das man auf manchen deutschen Gymnasien findet, wo die Ideale der Schüler und gelegentlich auch Lehrer im „Kommersbuch" wurzeln. Die körperliche Verschwellung oder Verkotzenjammerung, ja fast Vertierung, die aus dem Bilde des deutschen Studenten spricht, wie es die deutschen Witzblätter auftischen, ist zum Teil scherzhafte Verzerrung; aber doch nur zum Teil. Sie gehört fast zum Wesen einer gewissen deutschen Oberschicht. Allerdings bin ich mir erst in den letzten Tagen über die tiefe geschichtliche Verknüpfung auch dieser Dinge klar geworden, als ich eine fast genaue Schilderung des von mir besuchten Gymnasiums schon bei einem der angesehensten preußischen Verehrer und Historiker Friedrichs des Großen fand. Dieser Herr I. D. E. Preuß berichtet nämlich im fünften Buche seines 1833 erschienenen Riesenwerkes „Friedrich der Große" ([Band III, S. 119] „Friedrich als Landesvater"), wie dieser große König seine pädagogische Aufmerksamkeit vor allem dem Joachimsthalschen Gymnasium zugewandt habe, dessen Ziele er immer höher steckte, bis er schließlich sogar keinen geistig genügend entwickelten

Preußen für die Verwirklichung seiner königlichen Ziele mehr finden konnte. Als Nachfolger des Hofpredigers Sack ernannte deswegen Friedrich der Große im sechsundzwanzigsten Jahre seiner ruhmreichen Regierung den Schweizer Sulzer zum „*Visitator*" des Gymnasiums. Die Reformvorschläge Sulzers billigte der wachsame König dann auch, aber er vergaß sie bald wieder. Er war damals besonders stark mit der Erbauung und Meublierung seines großen „Neuen Palais" beschäftigt, wofür er nach Preuß (II. 387) bis 1770 zweiundzwanzig Millionen Taler aufwendete. So versäumte er auch vier Jahre lang, einen Rektor für sein Lieblingsgymnasium zu berufen. Als Ergebnis dieses landesväterlichen Wirkens ergab sich am ohnehin reformbedürftigen Joachimsthalschen Gymnasium ein Zustand, den ein für I. D. E. Preuß zuverlässiger Gewährsmann „Anarchie" nennt und mit den folgenden Worten beschreibt:

„Es herrschte in dieser Periode der Anarchie (1771—75) am Joachimsthalschen Gymnasium ein sehr roher und wilder Renommistenton. Die Neuankommenden auf das gröbste zu mißhandeln, die Inspektoren zu verhöhnen und öffentlich zu beschimpfen, ja selbst manche Lehrer in den Klassen und im Speisesaale auszuzischen und auszutrommeln, Karzer- und Arreststrafe für eine Ehre zu halten, war so ziemlich in der Regel. Im Äußern zeichneten sich die Alumnen aus durch lange, bis weit über die Knie gehende, gewichste Stulpstiefeln, durch gelbe lederne Beinkleider und durch große Hüte, deren Seitenspitzen fast die Schultern berührten. Die Schüler der untern Klassen mußten sich von den Primanern und Sekundanern alles gefallen lassen, und die geringste Widersetzlichkeit zog ihnen körperliche Mißhandlungen zu. Fremde, und vornehmlich die Vorbeigehenden, wurden häufig beleidigt und gekränkt. Des Abends in großen Gesellschaften Tabak zu rauchen (welches nach den Gesetzen durchaus verboten ist), dabei Bier im Übermaß zu trinken und rohe Studentenlieder zu sin-

gen, oft ganze Nächte beisammenzubleiben und Karten zu spielen, war nichts Ungewöhnliches; ja, es kam selbst mehrmals zu wirklichen Ausbrüchen der wilden Roheit. Die Gymnasiasten standen in der Stadt in dem übelsten Rufe.“«
Nach dieser Schilderung der Lieblingsschule Friedrichs II. zur Zeit der Blüte des friderizianischen Staates und des Chodowieckischen Bürgertums fuhr Ellis fort: »Solche Dinge entstehen oder verderben nicht über Nacht. Die Zeiten sind milder geworden; aber Stulpstiefel und Lederhosen sind noch heute der Stolz deutscher *Kulör*-Studenten, auch sonst finde ich noch so viel Übereinstimmung zwischen dem Geiste des preußischsten Gymnasiums zur Zeit des großen Königs und dem, was ich selbst in Preußen kennen lernen durfte, daß mir auch für das preußische Gymnasium das gewaltige Dichterwort zu gelten scheint:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
„Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
„Bist alsobald und fort und fort gediehen
„Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.“

Besonders überraschend muß es werden, wenn diese akademische Jugend wieder einmal Lust empfinden sollte, in Fragen der Politik oder der Lehrfreiheit einzugreifen.«
Ich versuchte den Spott Ellis' von diesem mir bei ihm bisher ungewohnten Gebiete abzulenken und fragte erneut, wieso denn die Verhältnisse in Amerika anders oder besser seien. Er antwortete: »Der amerikanische Schüler strebt zu einseitig nach körperlicher Vollkommenheit. Dieses gefährliche Streben verpflichtet aber alle Mitläufer zu einer gewissen körperlichen Zucht oder lehrt sie wenigstens körperliche Zucht achten. Selbst die zu geistigem Leben geborenen Schüler, die mit ihren Lehrern neben dem sportlichen Betrieb etwas wie eine kleine aber ernste Sondergruppe bilden, ziehen Vorteil für sich aus dem überall ver-

breiteten Verständnis für Leibespflege. Nachdem die amerikanischen Schulen den deutschen Hochschulidealen den Rücken drehten und zu denen Englands zurückkehrten, träumt auch unser westlichster Farmersohn in der Schule gelegentlich von dem jungen Lord, der Leibespflege mit Geistesbildung vereint und der, wenn er selbst kein Byron ist, doch den Geistesgrößen seiner Zeit wenigstens persönlich befreundet sein möchte.[1] In Deutschland gehört der Adel — sagt Nietzsche[2] — „zu den Armen im Geiste" und hat noch wenig an der Formung der geistigen Bildungsideale mitgewirkt; die bürgerliche Jugend kommt oft über die bäuerliche Roheit des alten Landsknechtsideals nicht hinaus und ist, selbst wenn sie sich geistig gebärden möchte, zu gern zufrieden, mit Goethe „bei Gesang und Glase Bier auf den Tisch zu schlagen" oder mit Bierbaums „Pommern zu pummern".«

Das Erscheinen neuer Gäste führte das Gespräch wieder zu Iphigenie, und zwar wurde die Frage nach dem patriotischen Gehalt der alten Iphigenienmythe aufgeworfen.

Die Träger des Gesprächs waren außer Manfred Ellis zuerst der französische Dichter Pierre Lièvre und der deutsche Schriftsteller Rudolf Borchardt. Lièvre hatte gerade in Athen den aufregenden Anfang des Balkankrieges miterlebt. Er war »überzeugt, daß der Iphigenien-Mythos durchaus patriotisch verstanden werden muß«, und er las, auf Manfreds Bitte, Stücke aus seinem französischen Trauerspiel »Iphigenie« vor, in dem hinreißend dargestellt ist, wie Iphigenie als patriotische Heldin für den Sieg ihres Vaterlandes in den freiwilligen Schlachtopfertod am Altar geht. Es trifft sich, daß auch in Manfred Ellis' Lustspiel »Iphigenie« die Heldin sich freiwillig am Altare opfern läßt, daß aber dieses Opfer nicht wie von Lièvre als höchstes Heldentum, sondern als jugendlich-urteilslose Unbesonnenheit dargestellt ist.

Rudolf Borchardt ging noch weiter als Lièvre; er verherr-

lichte nicht nur das feierliche Schlachten einer Jungfrau am Altar, sondern er pries sogar, daß erwachsene Männer im freiwilligen Schlachtopfertode am Altare geblutet haben. Wie in seinem damals gerade neu vorliegenden Aufsatze »Über Alkestis«, so erklärte Borchardt auch mündlich, daß »das echte Opfer des höchsten Mannes in einem *kolossalen* Sinne fromm, *legitim* und sachlich« sein könne.

Manfred Ellis fand die Auffassungen Lièvres und Borchardts abenteuerlich und stellte sich auf den Boden der Goetheschen Auffassung, wie sie der zweite Leitspruch verkündet, der diesem Gespräche vorangestellt ist. Die Auffassungen Lièvres und Borchardts erscheinen in der Tat so abenteuerlich, daß man sich ihre Erörterung im Hause Manfreds nur aus der außerordentlich hohen Achtung erklären kann, die Manfred Ellis für die übrigen schriftstellerischen Leistungen seiner beiden Freunde hatte.

Seit der ersten Veröffentlichung dieser Gespräche wurde mir von vielleicht zuverlässigen, wahrscheinlich aber nur witzelnden Beurteilern Borchardts nahegelegt, »daß nämlich die Blutgier Borchardts zum Teil mit seinen rassenpolitischen „arischen" Überspannungen zu tun habe und etwa gar als renegatenhafte Perversion versunkener ritualmörderischer Neigungen zu verstehen sei.«

Rudolf Borchardts eigentümliche Schwärmerei für das Menschenopfer erschien im damaligen Gespräche dadurch weniger abenteuerlich, daß andere eigentümliche Auffassungen zur Sprache kamen, zum Beispiel die unbegreifliche Art, wie Euripides und Racine in ihren Trauerspielen »Iphigenie« das Menschenopfer gleichzeitig ablehnen und und gelten lassen.

Von den zahlreichen fesselnden Wendungen des Gespräches seien hier nur wenige der wichtigsten erwähnt. Hugo von Hofmannsthal, der auf der Rückkehr von Griechenland in Neapel weilte, schilderte den Eindruck, den ihm in Athen die »Koren« gemacht hatten, jene einzigartige

Sammlung von Mädchenbildern, die der Göttin Athene in der Frühzeit geopfert wurden und die vielleicht eine edel vergeistigte Form des als barbarisch abgeschafften Menschenopfers darstellen.

Auch von den in Athen geopferten Jungfrauenbildern kehrte das Gespräch wieder zur Iphigenie Goethes zurück. Der Leser der später folgenden Gespräche wird rückblikkend einen gewissen Reiz in der dort [1] geschilderten Tatsache finden, daß Goethes »Erkältung« gegenüber Friedrich dem Großen sich zu Goethes emsig betriebener »Verschwörung« gegen den »eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierlichen« König, wie er ihn nannte, erst dann ausgestaltete, als die Übergriffe preußischer Werber den Dichter bei der Arbeit an »Iphigenie« störten.

Von Goethes Iphigenie wandte sich das Gespräch zu ihren Schwestern, der Frau von Stein und der Prinzessin des »Tasso«. Hugo von Hofmannsthal gab eine ergreifende Deutung der Prinzessin; er deutete sie nicht als Dulderin und auch nicht als die schöngeistige Gouvernante, als welche Frau von Stein so oft erscheint, sondern als makarienhaft Verklärte. Diese Deutung überzeugte alle, die das Glück hatten, sie zu hören. Einer der Zuhörer erinnerte an Goethes Wort zu Eckermann: »Meine dargestellten Frauencharaktere sind alle besser als sie in Wirklichkeit anzutreffen sind.« [2] Dann wurde Goethes römische Sinneswandlung und auch die Haltung Bernard Shaws und Napoleons, Nietzsches, Platos und vieles anderes in der Frage der männlichen Keuschheit und Askese berührt.

Als ich mich nach der Rückkehr von einer gemeinsamen Besteigung des Vesuvs, auf dessen Gipfel allerlei Verwandtes besprochen worden war, mit Manfred Ellis allein fand, kam er noch einmal auf das frühere Gespräch zurück. Er äußerte ungefähr: »Dem Sokrates wird ja wohl vorgeworfen, er habe zur Xantippe gesagt: „Ich suche den Weg zur Tugend, und du forderst, ich soll dir Wirtschaftsgeld

schaffen." Mir ist das unwahrscheinlich, aber Nietzsche scheint daraus folgern zu wollen, daß „der boshafte Sokrates", den er den einzigen verheirateten Philosophen nennt, gegen die Ehe der Philosophen gewesen sei und sich nur „*ironice* verheiratet" habe, „eigens um den Satz zu demonstrieren": „ein verheirateter Philosoph gehört in die Komödie".

»Ist da etwa dem Verfasser der Genealogie der Wunsch zum Vater des Gedankens geworden? Nietzsche (dem Shaw einmal „professorenhafte Narrheit" vorwarf) war selbst ein leidender Mensch, der sein heftig schwankendes körperliches Gleichgewicht nur bewahrte durch Enthaltsamkeit von vielen Dingen, die Gesunden entweder nicht schaden oder die Lebenskraft steigern. Dennoch ist es unbegreiflich, wie der doch mit Plato vertraute Philosoph Nietzsche dem Sokrates beinahe das Gegenteil von dem, was er wirklich gesagt hat, in den Mund legen konnte. Wer mit Nietzsche vom Philosophen behauptet, „diese Art Geist hat ihre Fruchtbarkeit wo anders als in Kindern", darf nicht den Sokrates zum Anwalte derartiger asketischer Fruchtbarkeit machen, denn er kann in Platos Staat nachlesen, daß Sokrates gar nicht daran dachte, der Eheverächterei des heiligen Paulus den Weg zu bereiten.

»Paulus – selbst tüchtige Männer sind manchmal schlechte Propheten — behauptete, Gott plane „Zorngericht" und Weltende in so naher Zukunft, daß es für jeden Mann gut wäre, keine Frau mehr zu berühren. Die Ehe wollte er zwar gestatten, aber nur als ein Notmittel zur Vermeidung von Unzucht, so kurz vor dem „Zorngericht"; ein wunderlicher Heiliger! ... Der weisere Sokrates hatte, wie sich bald herausstellte, viel zuverlässigere Beziehungen zu Gott und wußte darum von Gottes Absicht, die Welt bis auf den heutigen Tag, vielleicht sogar noch länger, in alter Weise weiterzubetreiben. Sokrates hatte auch etwas von dem Verständnis eines sittlichen Mannes für die Bedeu-

tung, die Gott in seinem Weltplane dem Verkehr der Geschlechter und der Zuchtwahl eingeräumt hat, eine Bedeutung, der nur verblendete oder entartete Menschen sich verschließen. Sokrates richtete darum sein Hauptaugenmerk nicht auf Wahnvorstellungen, wie Erbsünde und Zorn Gottes, sondern auf die Erfindung – als ob sich so etwas erfinden ließe! – verständiger staatlicher Einrichtungen und – was einfacher ist – auf die Erzeugung und Erziehung von geistig hochstehenden Menschen, die den neuen Staat regieren können. Denken und tun, tun und denken, so lautet die Weisheit der Wanderjahre Goethes. Einen Mann, der zu tun und zu denken und Kinder zu zeugen versteht, nennt Sokrates Philosoph, also nicht im heute volkstümlichen Sinne des Begriffs „Philosoph von Sanssouci", sondern im Sinne des Übermenschen Nietzsches oder vielmehr Goethes und Shaws.

»Die Philosophen, will Sokrates, sollen den Staat regieren; heute müßte man sagen: die Welt. Unbeschränkte Fruchtbarkeit und Vielbeweibtheit der Philosophen erscheinen Sokrates als sehr wichtige Mittel, die Philosophen, also die Übermenschen, zum Heile der Welt zu vermehren: das ist seine Vorstellung von Zuchtwahl«.

Hegemann: »Dann wäre also der angebliche Plan Prinz Eugens, den späteren Philosophen von Sanssouci mit der geistig und körperlich hervorragenden Maria Theresia zu verbinden, viel sokratisch-platonischer gewesen als die Potsdamer Weiberfeindschaft?«

Manfred schien geneigt, mich freundlich auszulachen, und gab zurück: »Die Weiber verachtete Sokrates zu sehr, als daß er es der Mühe wert gehalten hätte, sehr wählerisch zu sein. Und was Prinz Eugen, Friedrich II. und die Frauen betrifft, das ist eine Frage, deren Beantwortung Sie als vorbehaltloser Bewunderer Friedrichs II. vielleicht vermeiden sollten. Friedrich der Große hat sich oft über die Frage der menschlichen Zuchtwahl geäußert, aber ich werde mich hü-

ten, in der Gegenwart eines *dezidierten* Berliners Betrachtungen über diesen merkwürdigen Fürsten anzustellen«. Als ich mich begierig zeigte, Näheres von Friedrichs des Großen Anschauungen über menschliche Zuchtwahl zu hören, ließ sich Manfred zu Mitteilungen herbei, die mich überraschten und von denen ich im folgenden dasjenige wiedergebe, was gleichsam als Einleitung zu den später folgenden Gesprächen über Friedrich II. gelten kann. Manfred sagte unter anderem:

»Friedrich II. hat manchmal eugenische Regeln aufgestellt, die wahrscheinlich dem Philosophen Sokrates gefallen hätten. So sagte er zum Beispiel 1770 zum Fürsten von Ligne: „Man muß den regierenden Familien des Reichs neues Blut zuführen; ihre Bastarde taugen mehr als ihre rechtmäßigen Sprößlinge. Die Kinder der Liebe gefallen mir: denken Sie an den Marschall von Sachsen oder an meine Herren von Anhalt.“«

Hegemann: »Ich dachte, Friedrich der Große habe wiederholt Verbote gegen bürgerliche Heiraten adeliger Offiziere erlassen?«

Manfred: »Gewiß! aber es gibt fast immer zwei verschieden geartete Friedriche nebeneinander, von denen man den einen als den willigen Schüler der Pariser Philosophie und den anderen als den unwilligen preußischen Zuchtmeister bezeichnen könnte: wenn man von Friedrich den Voltaire'schen Firnis abkratzt, findet man den polternden Friedrich Wilhelm I. Aus dieser „buntscheckigen Mischung von Menschlichkeit und Barbarei“, wie Lord Malmesbury Friedrich den Großen aus eigener Anschauung beschrieb, erklären sich auch die widersprechenden Äußerungen, die Friedrich in der Frage der menschlichen Zuchtwahl getan hat. Daß ihm die Kinder der Liebe gefielen, wäre wohl am besten durch den Bericht seiner Schwester Wilhelmine zu beweisen, die ihm bereits als Sechzehnjährigem zwei von den dreihundertundfünfzig Geschwistern zu Gelieb-

ten gibt, die sie dem Marschall von Sachsen angedichtet hat. Und die von Friedrich gerühmten Bastarde von Anhalt waren nicht nur Kinder, sondern auch Enkel der Liebe. Ihre Mutter war eine Predigertochter. Ihr Vater war der Enkel des Apothekers, der den fürstlich Anhaltschen „pfeffer so mitt maußdreck vermischt“ hat, wie Liselotte von der Pfalz sich ausdrückte, die, in Legitimitätsfragen unerbittlich, sich über die Anhalt'sche *mésalliance* sehr erbost hat. Ich denke mir, daß Friedrich II. die Briefe der beneideten Liselotte nicht erst als erwachsener Mann, sondern schon als junger Mensch kennen gelernt hat. Für ihre stolze deutsche Ablehnung unwürdiger Französelei hatte der junge Deutschenfresser Friedrich allerdings kein Verständnis, wohl aber für ihren religiösen Freimut (der ja zur Zeit Friedrichs II. durch Voltaire Tagesmode geworden war) und besonders für den *Legitimitäts*-Wahn, mit dem die am Pariser Hof vereinsamte Pfälzerin gegen »die alte Zott« eiferte; diesen Namen gab sie der frommen Frau von Maintenon, mit der Ludwig XIV. sich heimlich verheiratet hatte. Liselotte selbst könnte den fast unglaublichen Bescheid geschrieben haben, den Friedrich II. dem erbprinzlich-anhaltischen Apothekerenkel gab, als der sich mit einem Fräulein aus dem niederen Adel verheiraten wollte: „Einen solchen Flecken in einem regierenden Hause können Jahrhunderte nicht verwischen“. Während in dem von Friedrich II. gepriesenen „freien“ England der Adel ungehindert seiner „Rasse neues Blut zuführen“ durfte, schrieb Friedrich II. auf ein Gesuch um Bewilligung einer *„mésalliance“*: „Fui, wohr er so was vohrschlagen kan“; oder verglich er eine solche Ehe mit „Stinkent Fet und Schmierige buter“ (Preuß, Urk. II. 226); aber als voltairesierenden Franzosen beschäftigte ihn gleichzeitig der Gedanke der Blutkreuzung oft.

»In seinen Unterhaltungen mit seinem vertrauten Marquis de Lucchesini zum Beispiel vermutete Friedrich II. im Kar-

dinal Mazarin oder in einem schwedischen Offizier den wirklichen Vater des über alles bewunderten Ludwig XIV.; und da er sich nachweislich und wiederholt mit derartigem Klatsch beschäftigt hat, gewinnt sogar Dampmartins Bericht etwas Glaubwürdigkeit, wonach Friedrich auch dem Hohenzollernhause das fehlende neue Blut zuzuführen versuchte, indem er seinen, ihm so widerlichen, kronprinzlichen Neffen im Bett der ersten Kronprinzessin durch einen tüchtigen Offizier vertreten lassen wollte. Da sich die Kronprinzessin unpatriotischerweise widersetzt haben soll, und da Friedrich der große Mann der Widersprüche ist, darf man auch Kaiserin Katharinas hierher gehörigen Aufzeichnungen nicht alle Glaubwürdigkeit absprechen, obgleich ihr Inhalt von dem etwas gehässigen Bruder Friedrichs II., dem Prinzen Heinrich, eingeblasen wurde. Das ausgezeichnete Blatt für preußische Heldenverehrung, die „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte", teilen hier folgende ungeschminkte Aufzeichnung der Czarin mit« (und Manfred übersetzte aus der genannten Quelle, die er zur Hand hatte): „Als Friedrich Wilhelm, der spätere König, durch den Tod seines Vaters (1758) Kronprinz von Preußen wurde, hatte er nur ein Kind, und zwar eine Tochter. Auch die durfte er kaum sein eigen nennen; von der Kronprinzessin selbst wurde sie nur die kleine Moller genannt; Moller war Trompeter im Regimente des Kronprinzen. Die Kronprinzessin (die erste) konnte ihren Gemahl nicht ausstehen und sah in ihm, ganz wie Friedrich II. es tat, nur einen schwerfälligen, langweiligen Narren. Der Fürst von Ligne nannte ihn die Keule des Herkules ... Die erste Kronprinzessin galt für sehr liebenswürdig ..., die zweite war weder hübsch, noch liebenswürdig, noch geistreich; Friedrich II. hat sie eigens für seinen Neffen ausgewählt, um ihn dafür zu bestrafen, daß er mit der ersten nicht auszukommen verstand. Friedrich sagte: für einen Dummkopf schickt sich eine Dumme."

»Ist es nicht bedeutsam,« so schloß Manfred nachdenklich diese kleine Vorlesung, »den Weisen von Sanssouci so unsokratisch über die Zuchtwahl im herrschenden Hause philosophieren zu hören? Oder ist nicht wenigstens die philosophische Unbefangenheit der Unterhaltungen zwischen Kaiserin Katharina und dem Bruder Friedrichs des Großen zu bewundern?«

Hegemann: »Diesen Aufzeichnungen der Kaiserin Katharina möchte ich keinen Glauben schenken. Es wäre zu widersinnig, wenn Friedrich, der unter seiner eigenen Ehe mit einer ungeliebten Frau so sehr gelitten haben soll, seinen Neffen zu ähnlichen Leiden verdammt hätte.«

Manfred: »Wenn es widersinnig wäre, dann wäre es friderizianisch. Aber ist es widersinnig? „Für einen Dummkopf schickt sich eine Dumme", sagte Friedrich. Er hielt nur eben sich selbst nicht für einen Dummkopf. Bei seiner eigenen Verlobung 1732 beanstandete er, vorsichtig hinter Vaters Rücken, vor allem die Dummheit der vom Vater gewählten Braut. War sie dumm oder deutsch? Gellert wurde ihr Lieblingsdichter. Es war die Dummheit der Braut (der Sohn wollte „lieber die größte Hure von Berlin als eine Fromme"), die Friedrich eine der frühesten unter den zahlreichen Selbstmorddrohungen eingab, mit denen er seine Absichten zu unterstützen liebte. Als er am 19. Februar 1732 seine beiden denkwürdigsten Bräutigamsbriefe schrieb, versicherte er nur im ersten, an den prügelgewaltigen Vater, in „untertänigster Submission" seine Bereitwilligkeit, die vom Vater gewählte Braut zu heiraten. Der Vater weinte vor Freude; mit jener Rührseligkeit, die bei Sadisten häufig sein soll. Im zweiten (gleichzeitig abgefaßten) Briefe, an den einflußreichen Minister Grumbkow, schrieb der listige Friedrich: „Der König sollte bedenken, daß ich mich nicht für ihn verheirate, sondern für mich... noch weiß ich Auskunftsmittel: ein Pistolenschuß befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben." Aber

Grumbkow, der erschreckt zum Könige laufen und den Furchtbaren umstimmen sollte, bekam den Brief zu spät. So heiratete Friedrich denn; er erschoß sich nicht und wußte deswegen später, daß es ungefährlich sei, auch seinem kronprinzlichen Neffen eine ungeliebte, „dumme" Braut aufzudrängen.«

Nachdenklich fuhr Manfred nach einer Weile fort: »Diese beiden sich schlau widersprechenden Bräutigamsbriefe vom 19. Februar 1732 zeigen vielleicht besser als vieles andere nicht nur das zerrissene Herz des geprügelten Kronprinzen, sondern auch seine von Bewunderern als „Verschlagenheit" gepriesene Art, wie er bis in sein Alter glaubte, wichtige Verhandlungen als *„trompeur et demi"* führen zu können. Man hat so 1732 schon in der Nußschale den Helden des Siebenjährigen Krieges, der gleichzeitig mit beiden Parteien verhandelt und dazu mit Selbstmord droht, ohne jemand damit einzuschüchtern.

»Wenn der ungeschickte Grumbkow nicht Friedrichs zustimmenden Brief an den glücklichen Vater früher zu sehen bekommen hätte als die kronprinzlichen Selbstmorddrohungen, dann hätte wahrscheinlich dieser Grumbkow die Drohungen ernst genommen, und der schlaue Friedrich hätte vielleicht etwas erreicht. Ob 1757 die Franzosen seine Selbstmorddrohungen ernst nahmen und ihn deshalb die Schlacht von Roßbach gewinnen ließen, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig.« Ich verstand damals diese Anspielung Manfreds nicht; er ist später ausführlicher darauf zurückgekommen [1]. Vorläufig beschäftigte mich noch der Gedanke an den gedemütigten Neffen Friedrichs des Großen, und ich fragte, ob Manfred etwas über das Schicksal der zweiten Ehe des Kronprinzen wisse.

Manfred antwortete mit einer Gegenfrage:

»Ob nicht Friedrich, der körperlich ja schließlich nur noch ein sehr kleines Männchen war, seinem baumlangen Nachfolger doch noch Anerkennung gegönnt haben würde,

wenn er geahnt hätte, wie unermüdlich sich dieser dicke Neffe auch nach seinem Regierungsantritt noch bemüht hat, die Versäumnis des großen Onkels nachzuholen und der preußischen Königsfamilie das fehlende neue Blut doch zuzuführen? Dieser „teutsche" Nachfolger des französischen Friedrich II. ist hauptsächlich berühmt geworden durch sein „Religionsedikt", welches dem philosophischen Junggesellen Kant das Leben schwer machte, und mit dem der König „der Verfälschung der Grundwahrheiten des Glaubens der Christen und der daraus entstehenden Zügellosigkeit der Sitten Einhalt tun" wollte; daß König Friedrich Wilhelm II. vielleicht ein Schüler des Sokrates war, daß er den königlich-philosophischen Fruchtbarkeitslehren des platonischen Staates viel musterhafter nachlebte als der pflichtvergessene, kinderlose Kant, und daß er sich somit vier- oder fünfmal rechter und linker Hand verheiratet hat, wird noch nicht genug gewürdigt. Ich habe mich oft über die Bescheidenheit der preußischen Geschichtschreiber gewundert, die genug Rühmens von den Leistungen Ludwigs XV. machen, aber die Verdienste des frömmsten unter den Hohenzollern-Königen im Dunkeln lassen. Auch dramatisch ließen sich seine Taten wirkungsvoll ausnutzen; die eigenartigen Verwicklungen, die sich bei den meist fruchtbar nebeneinander herlaufenden ehelichen Verbindungen des Preußenkönigs oft ergaben, würden auch dem Lichtspiel dankbare Vorwürfe liefern, wenn auch bei dem „vielgeliebten" und vielbeweibten König von Preußen die Formen der Liebe weniger vornehm und der Wert der liebenden Frauen geringer waren als bei dem französischen Vorbilde, Ludwig XV. Dafür verdient aber die — im Dienste des preußischen Königs — verständnisvolle Mitarbeit führender Adelsfamilien sowie der kirchlichen und juristischen Behörden gerühmt zu werden, die in Berlin so viel hingebender als in Paris ihrem Könige die Bahn für seine erstaunlichen Leistungen geöffnet haben.

Die unerbittliche Verständnislosigkeit der kirchlichen Behörden in Frankreich führte zu dem großen „Kulturkampfe" Ludwigs XV. und der Frau von Pompadour, einem Kampfe, der – anders als die kleine Nachahmung, die Fürst Bismarck in Preußen versucht hat – mit der Niederlage der Geistlichkeit endete. Die allzu unbeugsame Geradheit und vorurteilsvolle Nackensteifheit der 1764 aus Frankreich verjagten Jesuiten fand damals im duldsameren Preußen Zuflucht, wo sie aber die von Bismarck bekämpfte Macht nur allmählich gewannen. Im Preußen Friedrich Wilhelms II. gab das Oberkonsistorium noch ausdrücklich und unter geschichtskundiger Berufung auf Luthers verständnisvolle Billigung der Doppelehe seine Zustimmung zu den morganatischen Nebenehen des Königs – wenigstens, wenn es sich um Trauungen mit adligen Damen handelte. Eine der bürgerlichen Geliebten, die standhafte Rietz, schrieb allerdings sehr verständnislos an ihre Mutter: „Kann man sich etwas Tolleres denken... Der Oberhofprediger hat für hundert Friedrichsdor am Freitag die Trauung an der linken Seite im Schlosse zu Charlottenburg vollzogen. Denken Sie, liebe Mutter, man hat sogar auf Befehl ein Gesetz über die linke Handtrauung zugunsten dieser erzkomischen Winkelmariage entworfen. Die Welt lacht... aber was wird aus mir?" Sie wurde Gräfin Lichtenau, aber die morganatische Ehe mit ihrem Könige, von der sie so verständnislos gesprochen, blieb ihr versagt.

» – ich las übrigens kürzlich, daß das Wort „morganatisch" gar nichts mit *fata morgana* noch mit morgenländisch zu tun hat, sondern trotz des magischen Klanges von der guten deutschen „Morgengabe" abgeleitet zu sein scheint, welche die damit überraschten morgenschönen Frauen selten abgelehnt haben sollen. Wie innig die morganatische Ehe dem deutschen Wesen verwandt ist und wie recht darum der ja urdeutsche Martin Luther mit ihrer Genehmigung getan hat, geht unter anderem auch daraus hervor, daß im

mittelalterlichen Italien eine morganatische Ehe auch als eine nach deutschem Rechte geschlossene Ehe bezeichnet wurde, weil der Adel, der allein morganatische Ehen schloß, deutscher Abkunft war. Es war demnach nur billig, daß die preußischen Rechtslehrer mit dem von Luther, der preußischen Geistlichkeit und dem Könige gegebenen Beispiele wetteiferten und die morganatische Ehe, die sogenannte Ehe linker Hand, auch für nicht königlich Geborene in das echt friderizianische Landrecht einführten, eine Einrichtung, die Graf Mirabeau gelegentlich seiner Berliner Studien sehr bewunderte, wie ja begreiflich ist nach den Scherereien, die man wegen seiner Sophie auch ihm in dem übertrieben sittenstrengen Frankreich gemacht hatte.

»Das alles zeigt,« folgerte Manfred, »daß sich wirklich zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Entwicklung des norddeutschen Ehelebens unter königlich preußischer Führung als vielversprechende Verwirklichung der sokratischen Fruchtbarkeitslehre auszugestalten begann. Daß trotzdem noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden waren, machte mir gestern ein Freund klar, der ernste Einwendungen gegen den letzten Aufzug meines Lustspiels „Iphigenie“ erhob, weil dort Iphigenie des Thoas Nebengemahlin wird. In einem geschichtlichen Rückblick beklagte er die traurige Ratlosigkeit des Schoßhündchens, mit dem Herzog Karl August, als er auf dem berühmten Tanzkongreß in Wien weilte, seine in Weimar zurückgebliebene Gemahlin erfreuen wollte. Mangels sorgfältigerer herzoglicher Anweisungen wußte das arme Tier bei seiner Ankunft in Weimar nicht, ob es sich in den Schoß der Herzogin oder in den der Frau von Heygendorf, geb. Jagemann, legen sollte. Daß die wechselseitigen Beziehungen mehrerer Gemahlinnen ein großes Maß von Takt erfordern, darüber hat mich dieser Verurteiler der morganatischen Iphigenie nicht im unklaren gelassen; er bestand darauf: „Das Verhältnis zwischen Iphigenie und des Thoas Gemahlin

rechter Hand, das ist die größte Schwierigkeit Ihres Stükkes, der Sie viel mehr Aufmerksamkeit hätten schenken müssen!" Es überzeugte ihn nicht, als ich ihn auf Goethes Stella und Cäcilie und auf das „Wir sind dein!" Cäcilies verwies. „Das sind Redensarten eines Dichters," sagte er, „auf die praktische Durchführbarkeit kommt es an. Friedrich Hebbel hat mit Recht Goethes Stella als ‚ein durchaus unsittliches Produkt' bezeichnet und sich dagegen gewehrt, ‚im Institut der Ehe allen möglichen Sünden-Greuel unterbringen' zu wollen." Ich entgegnete, Hebbel habe doch den Grafen von Gleichen gelobt und auch selbst gezeigt, wie man zwei Frauen haben und sogar im selben Hause einträchtig beieinander wohnen lassen kann. „Eine höchst bedauerliche, eine ganz verwerfliche Ausnahme!" rief mir unzufrieden mein *Monogamist*. Ich erzählte ihm von den angenehmen Eindrücken, die ich beim Besuche einer Mormonenkolonie in Mexiko gewonnen hatte, wo die verschiedenen Frauen eines Mannes verschiedene Güter bewirtschaften und sehr zufrieden leben. „Das sind halbbarbarische Verhältnisse!" meinte mein Zweifler. Ich erinnerte an Ludwig XV., der sich nachts manchmal gleichzeitig mit zweien von den fünf Schwestern einschließen ließ, die er geliebt hat. „Das waren verworfene Menschen", rief mein Richter. Vergebens erzählte ich ihm, daß Friedrich der Große einer der beiden Schwestern schriftlich die „tief in sein Herz gegrabene Dankbarkeitsschuld Preußens für die ewige Allianz" versichert hat, die sie zwischen Friedrich und Ludwig XV. herbeiführen half. „Diplomatische Höflichkeitsphrasen", rief mein Scharfrichter. Daß Friedrich II. es als den schönsten Traum bezeichnet hat, König von Frankreich zu sein, rührte ihn nicht. „Das bezog sich auf Ludwig XIV., nicht auf Ludwig XV." Ich erweichte ihn auch nicht durch meinen Bericht über die Art, wie Louvois den Besuch Ludwigs XIV. in Dünkirchen vorbereitete, indem er dem Kommandanten der Stadt in den noch

erhaltenen Tagesbefehl schrieb: „Richten Sie für Frau von Montespan das Zimmer ein, das auf dem Plane mit L bezeichnet ist, und lassen Sie daselbst eine Tür zu den Gemächern des Königs brechen. Die Herzogin von la Vallière wird in dem Zimmer wohnen, das auf dem Plane mit V bezeichnet ist, woselbst dieselbe Maßregel getroffen werden muß." Mein hochnotpeinlicher Freund entschied: „Französisch-unsittlicher Mißbrauch königlicher Gewalt." Ich rief das Gedächtnis der großen Maria Theresia an, die, im Vollbesitze aller Hoheitsrechte wie eine Bienenkönigin, ihrer treugeliebten Drohne Franz sechzehn Kinder gebar und dann nach seinem Tode weinend zu seiner schluchzenden Geliebten, der Fürstin von Auersperg, sagte: „Meine liebe Fürstin, wir haben viel verloren." „Wiener Sittenverderbnis", rief der Entrüstete und verließ mich.

»Solche Leute wollen dem großen Moralpsychologen Bernard Shaw nicht glauben, daß gerade edle Frauen sich lieber mit einem Zehntel von dem zufrieden geben, was sie für einen Mann erster Güte halten, als mit zehn Zehnteln eines Mannes zehnter Güte, ja, daß sich um einen Mann erster bis zehnter Güte oft mehr als zehn Frauen zanken; und solche Leute wollen dem großen Sokrates nicht glauben, daß ein Mann erster Güte die Pflicht hat, sich nicht nur zu verzehnfältigen, sondern zu verdreißig- und versechzigfältigen!

»Denn sicher, statt wie Nietzsche auf die Schädlichkeit des Beischlafs für Philosophen hinzuweisen, will Sokrates im Gegenteil den Philosophen in dieser Hinsicht kaum Schonung genehmigen. Er meint, „daß dem Staat ein Ende des Unheils nicht beschieden sein wird, ehe nicht das Philosophengeschlecht zur Herrschaft gelangt", daß deshalb die Philosophen zwischen dem dreißigsten und fünfzigsten Jahre möglichst viele Kinder zeugen müssen und daß ihnen „mehr Gelegenheit zu ehelichen Freuden geboten werden soll als den anderen". Um dieses Übermaß zu ermöglichen,

meint der weitsichtige Sokrates: „Unsere Herrscher werden, wie es scheint, mancherlei Trug und Täuschung anwenden müssen zum Heile der Beherrschten" Jedesmal, wenn die Frauen, wie in Athen die Staatsmänner, durchs Los verteilt werden, „muß man also", sagt Sokrates, „eine gewisse Art schlau erdachter Lose erfinden, damit der minder Würdige bei der Zusammenpaarung", wenn er nicht oft oder nur eine weniger begehrenswerte Frau erhält, „die Schuld auf den Zufall schiebe, nicht aber auf die herrschenden Philosophen". Seine „unbedingt richtige" Absicht hoffte Sokrates durch „Hochzeiten so heilig wie nur möglich" zu heiligen.

»Empfindsame Leser der platonischen Schriften haben gemeint, des Sokrates Plan, die Frauen auszulosen, sei nicht ganz geschmackvoll oder gar im Widerstreit gegen die besten Erfahrungen der Zuchtwahl. Was den guten Geschmack anbetrifft, will ich Sokrates zu Ehren an das Urteil des alten Bischofs von Canterbury denken, der gefragt wurde, ob nach seiner langjährigen Beobachtung die Liebes- oder die Vernunftehen glücklicher seien; er antwortete: „Ich wage kein Urteil zu fällen. Wenn man die Namen der heiratsfähigen Mädchen wie Lose in einen Sack füllte und jeden heiratslustigen Mann mit verbundenen Augen hineingreifen und so wählen ließe, könnte das Ergebnis kaum überraschender sein als die widerspruchsvolle Entwicklung der mannigfaltigen Ehen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Ergebnis widerspricht zu oft allen Erwartungen!" Das ist eine Wahrheit, deren Erkenntnis dem echten Philosophen geradezu angeboren zu sein scheint; jedenfalls habe ich mich oft beglückwünscht, nicht zu den Philosophen zu gehören, weil bei diesen Opfern der Wissenschaft Drang und Fähigkeit, sich sozusagen für jede beliebige Frau zu erwärmen, oft zu derselben atemberaubenden Höhe entwickelt ist, auf der Leporellos Registerarie den Übermenschen Johannes Tenorio, genannt Don

Juan, entdeckt. Es ist wohl recht eigentlich eine Tugend der großen Liebhaber und der Philosophen, wie ja auch Gottes und der Könige, in Frauenangelegenheiten — wenn ich so sagen darf — ganz „über den Parteien zu stehen". Das *„suum cuique"* oder: „einer jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen", ist das Wesen philosophischer Anschauung. Der geistvolle scholastische Philosoph Duns Scotus hat mit seinem *potuit — decuit — fecit* das Wesen Gottes klar erkannt und damit den Streit um die unbefleckte Empfängnis siegreich zu Ehren Mariä entschieden. Jeder Philosoph scheint dem göttlichen Beispiel nachzustreben. Er weiß, die größte Sünde, die eine irdische Frau begehen kann, ist: nicht zu lieben; der Philosoph — *potuit — decuit — fecit!* — er kann sie davor bewahren! es ziemt ihm, sie davor zu bewahren! und er bewahrt sie! Auch dem Heile der menschlichen Zuchtwahl scheint damit überraschenderweise gedient zu sein; die Urkräfte scheinen noch nicht zu wissen, in welcher Richtung das Menschengeschlecht sich entwickeln soll; sie stecken noch mitten im Versuchemachen; tüchtige Philosophen helfen fleißig, und die meisten Männer eifern ihnen nach.

»Die wichtigste Ehe, die innerhalb der letzten zweihundert Jahre geschlossen wurde, war meines Wissens die Ehe der Eltern Goethes; ich habe noch nie gehört, daß es eine Liebesheirat im romantischen Sinne des Wortes gewesen sei.«

Manfred schwieg eine Weile, als sänne er nach über die furchtbare Tragweite des eben geäußerten Gedankens; dann fuhr er fort:

»Es ist sicher kein Zufall, sondern Ausdruck einer tiefen sittlichen Gesetzlichkeit und Seelenverwandtschaft, daß gerade die Mutter Goethes von besonders warmer Verehrung für den großen König von Preußen erfüllt war. In ihren wundervollen Briefen an ihren Sohn schrieb sie: „Daß der König die Messe . . . hir bleibt . . . das ist mir und der gantzen Stadt ein wahres Jubelfest — denn so wie der König

von uns allen geliebt wird, ist wohl schwerlich noch ein Monarch geliebt worden — wenn er einmal weg geht; so weine ich dir gewiß 8 Tage, und vergessen wird Er von uns allen Zeitlebens nicht.“«

Ich äußerte meine Freude über diese verständnisvolle Würdigung Friedrichs des Großen und fragte, in welches Jahr denn sein Besuch in Frankfurt a. M. falle. Über Manfreds Gesicht ging ein Zug ungeduldiger Enttäuschung. Er antwortete:

„Der Brief ist vom 15. März 1793, und selbstverständlich sprach Frau Aja vom vielgeliebten Friedrich Wilhelm II., auf den deshalb wahrlich Goethes Wort zutrifft: »Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.« Denn wenn Sie die Jungfrau Maria ausnehmen, ist für einen Deutschen nicht Frau Rat Goethe die Beste aller Zeiten?“

Ich stimmte zu, wenigstens soweit Frau Goethe und Jungfrau Maria in Frage standen, und Manfred fuhr fort:

»„Man muß den regierenden Familien neues Blut zuführen“, sagte Friederich II. in einem Augenblicke geistiger Klarheit.

»Sokrates prophezeite, daß seine Vorschläge (die heute wohl mancher Biologe gutheißen würde) „mit Hohngelächter und Schmach würden überschüttet werden“. Nachdem auch in Sanssouci, sehr zum Schaden des von dort aus regierten Landes, der sokratische Gedanke der Philosophen-Zuchtwahl unausgeführt blieb, hätte es Sokrates sicher gefreut, zu hören, daß im neunzehnten Jahrhundert endlich in Utah, einem wesentlich größeren Staate als Preußen zur Zeit Friedrichs II., der Versuch gemacht wurde, griechischer Weisheit zum Siege zu verhelfen. Passen Sie mal auf, was ich Ihnen jetzt erzählen will, wird recht lustig klingen, es ist aber doch vielleicht ziemlich ernst. In Utah, so wird glaubhaft berichtet, soll der Patriarch der Mormonen, der große „Philosoph“ Smith, ganz im Sinne von Sokrates ver-

sucht haben, den Schein gleichmacherischer Gerechtigkeit mit weiser Bevorzugung der Besten zu verbinden. Wenn der Patriarch als Prophet und Beichtvater zu erlesenen Jungfrauen seiner Gemeinde sprach, hat er, so heißt es, ihnen oft die göttliche Weisung übermittelt, langsam betend links herum um den Tempel zu wandeln und sich den ersten ihr begegnenden Mann, als von Gott gesandt, zum Gemahl zu erwählen. Es soll sich dann fast regelmäßig begeben haben, daß der so wandelnden Jungfrau der Patriarch selbst, rechts herum wandelnd, als der von Gott gesandte Erste begegnete. Als ich gelegentlich einer Kraftwagenfahrt durch die farbenprächtigen Wüsten von Nevada und Utah versuchte, an Ort und Stelle Auskünfte über diese Ausbreitung der Platonischen Lehre einzuziehen, wurde mir versichert, daß der geschilderte Gebrauch auch mit der Lehre Jesu Christi im Einklang stehe, wie sie von ihm nach der Auferstehung verkündigt worden sei. Scherz und Ernst wohnen dicht beieinander. Es gibt Nörgler, die fragen, ob es weise und tugendhaft gehandelt war, daß das amerikanische Volk seit 1862 versuchte, durch Bundesgesetz die weitere Befolgung der sokratischen Lehre zu verhindern. Statt auf die von Sokrates, Jesus und Smith beabsichtigte „Vermehrung der Heiligen wie Sand am Meer zur Verbreitung ihrer Herrschaft" verließ sich mein bevölkerungsdurstiges Heimatland auf die massenhafte Heranziehung von Einwanderern aller Herren und besonders aller Sklaven Länder. Die ersten hochrassigen Einwanderer: Briten, Holländer, Franzosen, Deutsche, sind verschluckt worden von Millionen oft sehr zurückgebliebener Neukommer. Es wird Jahrhunderte dauern, ehe sich diese bunt zusammengewürfelten Massen zu einem bildungsfähigen Volke zusammenschließen können. Die alten heiligen Hoffnungen auf eine demokratisch erleuchtete Zukunft Amerikas sind schwer bedroht, im Gedränge des Pöbels zertreten zu werden. Da aber Amerika durch die bloße

Wucht seiner Größe und seines Reichtums die weiße Welt beherrschen wird, sind die Folgen vielleicht sehr ernst. Wem, so könnte man fragen, ist das ungeheure Opfer gebracht worden? Der Sittlichkeit des Neuen Testamentes, das an den nahen Weltuntergang glaubte und darum die Fruchtbarkeit der Erzväter verachtete? Der Sittlichkeit, die „durch Mäßigung und durch Entbehren" Weltgeschichte machen will, wo kaum Kranke damit geheilt werden können?

»Man muß fürchten, daß Sokrates, wenn er wiedererstanden dem amerikanischen Volke die Ehre seines Besuches erweisen wollte, in ähnlicher Weise wegen seiner Anschauungen über die Ehe am Betreten des Landes verhindert werden würde, wie es neulich dem Dichter Maxim Gorki geschah.

»Nietzsches Überzeugung, daß gerade die mächtigsten und instinktsichersten Künstler sich in Zuständen geistiger Schwangerschaft und Vorbereitung des Beischlafes enthalten, könnte nicht lächerlicher widerlegt werden als durch den Ruf: *une femme*, mit dem Napoleon—die Staatskunst erschien Sokrates als die oberste der Künste — gelegentlich seine Arbeit unterbrochen haben soll, um sie nach flüchtigem Genuß wieder aufzunehmen. Es ist derselbe Napoleon, an dem Goethe die „wiederholte Pubertät genialer Naturen" bewundert; derselbe Napoleon, dessen Zustände geistiger Spannung beleuchtet werden durch seine eigene Schilderung: „Ich bin wie ein niederkommendes Mädchen." Ist es Zufall, daß Napoleon gerne fragte: Sind Sie verheiratet? Wie viel Kinder haben Sie? Und daß er gerade auch an Goethe diese Fragen gestellt zu haben scheint.

»Statt aus dem Opfer der Sinnlichkeit, wie es Paulus, Leonore von Stein und Nietzsche als Vorbedingung hoher Geistigkeit gemeinsam empfehlen, kann lebensfähige, höchste Geistigkeit vielleicht am siegreichsten aus hoher Leibes-

kraft und befriedigter Sinnlichkeit erwachsen. Vielleicht darf nur der ungestraft mit dem Scheitel die Sterne berühren, der mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten sinnlichen Erde zu stehen vermag.

»Bismarck als glücklicher Ehemann ist ein Kapitel für sich.

»Der große Ariost war ein glücklicher Ehemann.

»Racine[1], der größte Dichter der Franzosen, ein Mann von geistiger Erhabenheit, ist ein besonders glücklicher Ehemann gewesen. Reizend wird erzählt, wie Racine mit Frau und Kindern einträchtig einen großen Fisch zum Mittagessen schlachtete, als ein königlicher Bote den Dichter zur Tafel Ludwigs XIV. lud. Racine konnte sich nicht losreißen und sagte schließlich dem Höfling: „Erzählen Sie dem König, wie Sie uns hier beisammen getroffen haben, und daß meine Kinder untröstlich wären und mich für einen Spielverderber halten würden, wenn ich jetzt wegginge. Bitte, fragen Sie den König, ob ich nicht lieber morgen kommen könnte.“ Nietzsche könnte da wohl einwenden, daß der Anfang der Ehe Racines—er heiratete als achtunddreißigjähriger Mann—zeitlich mit dem Anfange seines zwölfjährigen Verstummens als Dichter zusammenfällt. Dem entgegen würde man darauf hinweisen, daß Racines Verstummen kaum etwas mit seiner Ehe zu tun hatte, daß es vielmehr zusammenhängt mit jener geheimnisvollen großen Wendung im Leben des Dichters, die ihn nach dem Mißerfolge seiner „Phèdre“ der Kunst entsagen ließ, und die ihm religiöse Vertiefung und höchste Reife brachte. Schenkte der Ehemann doch der Welt nach zwölfjährigem Schweigen zwei unschätzbare Trauerspiele, von denen „Athalie“ nach dem Urteile Voltaires „die Meisterschöpfung des menschlichen Geistes“ ist und darum Friedrich II. zu der Behauptung hinriß: er möchte weit lieber die „Athalie“ gedichtet als die Siege des Siebenjährigen Krieges erfochten haben.

»Erst als „Athalie“ wieder ebensowenig Anklang fand wie

einst „Phèdre", verstummte Racine für immer. „... es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen", sagte in überraschend ähnlicher Lage Goethe, als er Weimar und Deutschland tadeln mußte und Paris rühmte. „Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die ‚Iphigenie' und den ‚Tasso' geschrieben haben." Warum nicht?! Tizian und Beethoven haben auf Bestellung, und immer Ausgezeichnetes, geschaffen. Und Racine hätte vielleicht der Phädra und Athalie viele Schwestern geben können, wenn diesmal nicht sogar in Paris die Menschen dem Genie mit stumpfsinnigem Widerstande begegnet wären.

»War es bei Racine sicher nicht die Ehe, die ihn verstummen machte, so lähmten Goethes geistige Schöpferkraft weder Ehe noch Verzweifeln an dem „Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden". Bei der Wahl seiner Frau hat Goethe nicht soviel Urteil bewiesen als Racine. Schade, nichts ist mehr geeignet, an Goethes Physik, an dem Werte seiner früheren Geliebten, ja an dem Werte aller ihn umgebenden Frauen irre zu machen, als dieser Fehlgriff. Irgendwo war etwas nicht in Ordnung, wenn dieser größte Herzenskenner eine Frau wählen mußte, die nicht nur seiner nicht würdig war, sondern die manchmal sogar gestört zu haben scheint. Einen wertvollen Vergleich bietet Molière, auch ein Künstlerphilosoph und Herzenskenner ersten Ranges, der mit vierzig Jahren eine ganz junge Frau heiratete und dabei noch schlimmer fehlgegriffen haben soll. Wenn die Verleumdungen, die gegen Molières Frau in Umlauf gesetzt wurden [1], begründet sind, dann findet sich eine Erklärung für Molières Mißgriff vielleicht in seiner ungünstigen gesellschaftlichen Stellung; ihm war als Schauspieler nicht nur der Sitz in der Akademie, sondern wahrscheinlich auch die Hand mancher ihm zusagenden Frau unerreichbar. Armande Béjart...! Chri-

stiane Vulpius...! Dem Ehemann Molière gelingen die kühnsten Griffe nach dem Kranze des größten Lustspieldichters der Welt, und Goethe, dem reizendsten Liebhaber und Ehemann, den man sich denken kann... „umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne". Manche halten den Goethe des „Werther", des ersten „Faust", andere den des „Tasso" und der „Iphigenie" am höchsten. Vielleicht könnte man das jeweilige Alter eines Mannes aus seiner Vorliebe für gewisse Werke Goethes bestimmen. Als Vierzigjähriger finde ich die höchste Geistigkeit Goethes in der „Helena", der „Pandora", dem „Diwan", vielleicht in der Farbenlehre, um nur einige der Sonnen zu nennen, die „auf einmal wunderbar im Süden aufgingen".

»Das Feuer dieser Kunstwerke nährt seine Flamme nicht aus Entbehren, sondern im Gegenteil aus der heiter verklärten Sinnlichkeit, man könnte fast sagen Häuslichkeit. „Angenehme, häuslich gesellige Verhältnisse gaben mir Mut und Stimmung, die römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigieren." Das „ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden", ist wohl etwas zu schwarz gemalt, denn man darf daneben den beseligten Dank halten, mit dem Goethe von den zwanzig Jahren seit seiner Reise nach Italien spricht:

Zwanzig Jahre ließ ich gehn
und genoß, was mir beschieden;
eine Reihe, völlig schön,
wie die Zeit der Barmekiden.

»Das Geheimnis der beseligenden Wechselwirkung zwischen beglückter Sinnlichkeit und höchster Geistigkeit ist nirgends hinreißender zum Ausdruck gebracht als in dem mangelhaft reimenden Gedicht „Selige Sehnsucht".

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,

Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig....

Geistigkeit ohne Sinnlichkeit erscheint mir wie Kunst ohne Überlieferung, wie gesellschaftliches oder gar politisches Leben ohne volkstümliche Teilnahme – etwas Ungeheuerliches, Totgeborenes, fast etwas Widerliches, wie künstlich gemachte Sprache, ein Volapük statt des gewachsenen, lebendigen Wesens, dessen Nähe beseligt. Kunst und Staatsleben ohne Überlieferung – unmöglich!«

Manfred Ellis hatte sich fast in einige Erregung hineingeredet. Dann brach er plötzlich ab, griff nach einem Manuskriptbande, auf dem ich »Briefwechsel Friedrichs II. – Fredersdorf« las, und sagte in einem anderen Ton: »Friedrichs II. Note an seinen Kammerdiener Fredersdorf: „kann er eine hübsche Hure mitbringen, so ist es gut, denn die fehlet uns“[1], welche von dienstfertigen Kolporteuren des Königs ins Jahr 1754 verlegt wird, kann wohl – wenn sie nicht zu den „unausrottbaren“ Anekdoten gehört – nur als harmlose Prahlerei des Königs gedeutet werden; es sei denn, daß er krank war oder Musik wünschte. Krank? Ja, am 6. Dezember 1745 – also viel früher schon – schrieb er aus dem zweiten Schlesischen Krieg an Fredersdorf: „Schlaff und apetit fehlet mir und bin ich wie die Schwangeren Weiber, die unordentliche lüste haben, aber es wil doch nicht recht fohrt.“ Oder Musik? Ja, der große Weise von Sanssouci pflegte in seinem anmutigen Rokoko-Deutsch die gottbegnadeten Künstlerinnen seines Jahrhunderts, die er nicht selten zwangsweise für sich singen ließ, im schrift-

lichen Verkehr mit seinem Minister (!) Fredersdorf „Huren" zu nennen, durchaus nicht, weil er sie etwa dazu gemacht hätte – dazu war er zu höflich? oder hatte zuviel Achtung vor dem harterarbeiteten Virtuosentum dieser Künstlerinnen? – sondern wohl nur der Einheitlichkeit seiner königlichen Kunstpflege zuliebe. So wie er etwa an seine Schwester Wilhelmine am 16. Mai 1753 schrieb: „Wie ich sehe, willst Du Dir einen Schriftsteller anschaffen"; oder an Fredersdorf Ende August 1754: „Um die Truppe zu kompletieren, müssen noch drei Schurken dazu" (er meinte: noch drei Schauspieler); oder Ende Juni 1754 an denselben: „er Sol mihr einen Jungen buben Kaufen in Rohm, der eine Schöne Stime hat". (Er legte Wert auf Kastraten-Gesang.) Man sieht, der preußische Weise hatte die Grenzen zwischen Käuflichkeit, Prostitution, Kunst und Schurkerei auch damals noch nicht erforscht.

»Als Einundzwanzigjähriger schrieb er: „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will von ihm nur den Genuß, und dann verachte ich es."

»Aber von Hurerei hielt er sich schon früh ebenso fern wie von platonischer Fruchtbarkeit zur Vermehrung seines Volkes von Kriegern und Denkern. – Je mehr ich darüber nachsinne, desto unklarer wird mir, was dieser König, der doch für einen sittlichen Denker gilt, eigentlich wollte. Der Königliche Historiograph Preuß (I. 427) berichtet, daß Friedrich der Große in seiner Garde sogenannte „Liebstenscheine" verteilen ließ, „das heißt die Erlaubnis, nach der ein Soldat mit einem Frauenzimmer, welches er geschwängert, in einer natürlichen Ehe lebte". Andererseits berichtet derselbe preußische Historiograph, daß Friedrich die Ehe bei seinen Freunden und Soldaten so erfolgreich zu hintertreiben wußte, daß zum Beispiel, „als sein berühmtes baireuthisches Dragonerregiment 1778 ins Feld rückte" – wieder gegen den deutschen Kaiser – „von allen vierundsiebzig Offizieren nicht ein einziger verheiratet war".«

Noch einmal brach Ellis plötzlich ab und schloß dann mit der Frage: »Ist Ihnen übrigens gegenwärtig, daß der „Exjesuit von Sanssouci" – so nannte sich Friedrich II. am 20. April 1776 – dem damals zweiundachtzigjährigen Voltaire empfahl, Kinder zu zeugen?: „Das wäre ein gutes Werk." So viel unverbindliche Einsicht und Leutseligkeit zeigte der königliche Philosoph selbst gegen den achtzehn Jahre älteren „Patriarchen", den er oft „Schurken" genannt hat, aber zu dem er noch lange „jeden Morgen betete". (22. VI. 1780).«

Mir war nichts gegenwärtig, und wir sagten uns gute Nacht. Wohin Ellis' Gedanken zielten, wurde mir nur sehr allmählich verständlich. Seine Betrachtungen wurden später, im dritten Gespräche fortgesetzt. Zeitlich folgte erst die eigenartig fesselnde Erörterung zwischen Manfred und einigen seiner amerikanischen Freunde über König Ödipus und das von ihm gebrachte Opfer seiner Krone und seiner Augen, mit dem er sein gottverfolgtes Volk zu retten suchte. Diese Erörterung soll hier übergangen werden, ebenso wie die eingehende Unterredung, die Ellis an einem der folgenden Tage mit verschiedenen angesehenen deutschen und französischen Schriftstellern über Napoleon I. und Friedrich II. hatte. Diese Gespräche über Ödipus und Napoleon sind so umfangreich, daß sie den Rahmen des vorliegenden Buches sprengen würden; sie müssen deshalb als eine gesonderte Veröffentlichung erscheinen. Hier sei nur erwähnt, daß eine überraschende Verwandtschaft zwischen Friedrich II. und Napoleon festgestellt wurde, daß Napoleons Beziehungen zum weiblichen Geschlecht „fast ebenso roh" erschienen wie die Friedrichs II., daß beide das „Bündnis zwischen der französischen Philosophie und dem Säbel" (Taine) versuchten, daß beider Pläne scheiterten, daß aber Napoleons Tun in mancher Hinsicht großartiger, verheißungsvoller und weniger zerstörend, ja sogar aufbauend (das glaubte ja auch Goethe) genannt wurde.

Erwähnt sei hier auch Bismarcks Hinweis (13.IV.1880) auf Karl I. von England, „der anständig auf dem Schafott gestorben ... das sei ein ebenso ehrenvoller Tod wie auf dem Schlachtfelde"; wozu Ellis bemerkte: »Mir erscheint es immer fast wie Geschmacklosigkeit, wenn Köpfe im Frieden oder Krieg behandelt werden wie Fingernägel, die man nach Bedarf abschneiden kann. Köpfe, die man abgeschnitten hat, sitzen nachträglich oft um so fester. Die englische Kopfabschneiderei hat sich auch gerächt. Der große Milton, den man in Deutschland vielleicht noch nicht genug (statt Friedrichs II.) als den geistigen Vater Klopstocks und somit der neueren deutschen Literatur verehrt, mußte sein erhabenes, sein übermächtiges dichterisches Feuer auf lange Zeit ganz in den Dienst der Politik stellen und mußte Buch auf Buch zur Rechtfertigung der Hinrichtung seines Königs schreiben. Seinen lodernden Schriften über: „Die Dauer des Amtes von Königen und Obrigkeiten" und die „Verteidigung des englischen Volkes" stellten die Royalisten ihr „Eikon Basilike" — das Bild des Königs — entgegen. Aber Milton antwortete mit seinem „Eikonoklastes", einem Buch, dessen Titel man in das gegen Fremdwörter stolzere Deutsch mit „Bilderstürzer" oder „Götzendämmerung" oder „Wie man mit dem Hammer philosophiert" oder mit „Königsopfer" übertragen könnte. Hätte Milton seine politischen Kampfschriften zehn Jahre *vor* der Hinrichtung seines Königs geschrieben, statt hinterher, dann wäre dieses plumpe Königsopfer vielleicht nie nötig geworden. Die trotzdem festen sittlichen Grundlagen der inneren Politik des „freien" England sind später viel bewundert worden, z. B. von Bismarck, von Ranke und von den vielen Staatsmännern, die englische Verfassungsgesetze nachahmten.[1] Wer diese Bewunderung teilt, wird bedauern müssen, daß ein Milton ebenbürtiger Dichter wie Goethe in den Jahren, die er der Politik bereitwillig opferte, seine Zeit mit geringfügigem Kleinkram oder mit erfolglosen Vorstößen in die große Po-

litik vergeuden mußte, statt wie Milton, die politischen Grundlagen seines Volkes zu stützen oder wenigstens zu legen.«

Schließlich seien noch die Worte Goethes erwähnt, auf die Ellis sich ebenfalls in der Unterhaltung über Ödipus berief:

Daß Ödipus sich die Augen ausreißt, ist eine Dummheit und nicht weinerlich; daß Aristophanes sich über die Menschen mokiert, ist ein Ernst, aber nicht lächerlich.

Sophokles ist ironisch... Das sogenannte Trauerspiel ist eigentlich das wahre Lustspiel und das sogenannte Lustspiel das eigentliche Trauerspiel, wenn man über etwas weinen oder lachen dürfte.

Goethe (zu Riemer).

DAS ZWEITE GESPRÄCH

FRIEDRICH DER GROSSE, LUCCHESINI UND GOETHE

Gehorchen ist mein Los, und nicht, zu denken!
. . . . . .
Verleugnung fordert das Geschick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme selbst von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir schien.
. . . . . .
Du nimmst dir selbst, was keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweiten Male gibt.
. . . . . .
Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?
Geselle dich zu diesem Degen, der
Dich leider nicht erwarb; um ihn geschlungen,
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapferen, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!

Goethe (Tasso)

MANFRED FRÜHSTÜCKTE MEIST UM HALB SECHS UHR und arbeitete dann von sechs bis sieben im Garten oder ging spazieren und boxte dann am Gummiball. Nachher zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, wenn nicht gerade die Unterhaltung mit seinen Gästen ihn mehr lockte. Am Morgen nach der Unterhaltung über Ödipus fand mich Manfred, von seinem Morgenspaziergang zurückkehrend, allein auf der Terrasse, wo ich angesichts des dampfenden Vesuv die Briefe las, die Goethe aus Italien an Frau von Stein geschrieben hat. Manfred erkannte das Buch, das seiner Büchersammlung entnommen war, und rief mir grüßend zu: »Bitte lesen Sie laut; einen Satz, mitten aus dem Zusammenhang, gerade wo Sie jetzt sind; und er soll den ganzen Tag mit mir sein.«

GOETHE OHNE GEISTIGE HAUPTSTADT

Ich gedachte des Wortes vom »guten moralischen Magen«, mit dem Manfred die Unterhaltung über Ödipus beschlossen hatte, und schnell wählend las ich folgende Stelle vor:
»„Neapel, den 1. Juni 1787. Die Ankunft des Marquis Lucchesini hat meine Abreise auf einige Tage weiter verschoben, ich habe viel Freude gehabt ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von denen Menschen zu seyn, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können. Anstatt daß unser einer wie ein wiederkäuendes Thier ist, das sich zuzeiten überfüllt und dann nichts wieder zu sich nehmen kann...“«
Manfred lachte: »Haha, Lucchesini, der letzte Vertraute des bösen Friedrich, kommt vom Sarge des preußischen Voltaireschülers, um den tugendhaften deutschen Dichter und Zögling der Frau von Stein zu vergiften. O weh, daß Goethe sich einen guten moralischen Magen anschaffen wollte, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können, das ist gerade, was seine gestrenge Freundin ihm nicht verzeihen konnte.«

Manfred erbat sich den Band — es war die Julius Petersensche Ausgabe — und las aus dem Anhang die Worte vor, welche die erbitterte Frau von Stein in ihrem Drama »Dido« dem treulosen Dichter in den Mund legt: »„...ich war einmal ganz im Ernst an die Tugend in die Höhe geklettert, ... aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei: jetzt, seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden, sieh ich will dir freimütig ein Geheimnis offenbaren; erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen.“«

Manfred lachte aufs neue: »Arme Frau von Stein! Welch schreckliche Selbstentlarvung! Ob wohl Hugo von Hofmannsthal die Verfasserin der „Dido“ ebenso hätte retten können, wie er die Prinzessin des „Tasso“ gerettet hat?«[1]

Und immer lachend rief Manfred mit schauspielerischem Nachdruck: »Allmächtiger Goethe! der aus ärmlichem Lehm Marmorbilder schuf! Unselige Dichterin, die es versuchte, selbst den Erhabenen in den Staub zu ziehn.«[2]

Dann blätterte Manfred in dem Briefwechsel und sagte: »Hören Sie dies, aus der Zeit vor der italienischen Reise: „25. Juni 1786. Ich korrigiere am Werther und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat sich nicht nach geendigter Schrift zu erschiesen. Heute Mittag ißt Wieland mit mir, es wird über Iphigenien Gericht gehalten...“ Damals ahnte Goethe noch nicht, daß das große Gericht über Iphigenie erst in Rom abgehalten und daß ihr ein Todesurteil auf den Rücken gezählt werden würde, in „des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand“!«

Wir mußten lachen über diese Verdrehung des Verses aus den Elegien; aber Manfred fuhr fort: »Die Römischen Elegien sind zum Teil vielleicht gleich nach dem Zusammentreffen mit Lucchesini gedichtet worden.« Und er las wieder aus Goethes Briefen vor: »„In ihm hab ich einen rechten Weltmenschen gesehen und recht gesehen warum ich keiner seyn kann.“[3] Das ist Schwarzseherei, die abzuschüt-

teln Goethe gleich darauf in Rom ernsthaft versucht hat.« »Goethe kein Weltmann?« fragte ich ungläubig und erinnerte an seinen Kölner Albumvers:

... mit Sturm und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Manfred: »Ja damals! da meinte er noch alle Arbeiten des Herkules verrichten zu können. Er entdeckte aber bald, daß selbst in Weimar die Bäume nicht in den Himmel wachsen, nachdem ihm dort eine neue Auffassung vom Weltmann aufgegangen war, und besonders nachdem er dann in Rom auch dieses neue Wunschbild als noch weit unter dem stehend erkannt hatte, was seinen besten Kräften gemäß gewesen wäre. Ich will Ihnen etwas Beachtenswertes mitteilen, was sonst vielleicht noch wenige bemerkt haben. Ich hatte vor Jahren einmal Gelegenheit, Auszüge zu machen aus den unveröffentlichten Tagebüchern eines Berliner Höflings der friderizianischen Zeit.[1] Was glauben Sie, dieser Graf Lehndorff war der Tischnachbar Goethes bei dessen Besuch in Berlin!«

Hegemann: »Gab es denn in Berlin Höflinge zur Zeit Friedrichs des Großen?«

Manfred: »Gewiß doch! Was war denn Lucchesini anderes als ein Berliner Höfling? Außerdem, vergessen Sie nicht, der Philosoph von Sanssouci hatte auch eine Frau; und nicht nur die hatte einen Hofstaat, sondern auch beim Prinzen Heinrich und seinen Brüdern wurde nicht wenig Hof gehalten und viel über Friedrich geschimpft. Auch der Thronfolger, Friedrichs Neffe, widmete sich damals schon fleißig seinen eigenen und anderen Frauen. In dieses Berlin kam Goethe, im Augenblick, wo Friedrich II. wieder einmal zu einem seiner Bürgerkriege, dem „Kartoffelkriege", gegen das Deutsche Reich zog. Mit dem Herzog von Weimar speiste Goethe beim Prinzen Heinrich, und nach Tisch, wäh-

rend Goethe an Frau von Stein schrieb, schrieb sein Tischnachbar in sein Tagebuch: über Goethe, schrieb – auf französisch natürlich – was „der berühmte Verfasser des Werther und des Götz von Berlichingen" ihm für einen Eindruck gemacht hat. Ich habe die Abschrift auf meinem Zimmer, ich will es Ihnen vorlesen, es ist ausgezeichnet! ausgezeichnet!«

Manfred führte mich auf sein Arbeitszimmer. Von einem Analektenberge, den ihm die Versteigerung eines Gelehrtennachlasses ins Haus gebracht hatte, nahm er einen Sammelband und las bald übersetzend vor: »„Es ist ein prächtiger junger Mann, der etwas so Liebenswürdiges an sich hat, daß jeder ihm wohlwill. Er hat ohne Frage viel Geist, und besonders besitzt er den feinen Umgangston, der auf die Umgebung so bestechend wirkt. Alle unsere alten Generale haben ihn gern, wie natürlich auch unsere jungen Frauen. Er sieht sehr interessant aus und tanzt zum Entzücken". Und damit nicht genug; hier ist noch eine Auslassung über ein zweites Zusammentreffen: „Ich habe noch keinen jungen Mann kennengelernt, bei dem so viel vortreffliche Eigenschaften vereint gewesen wären. Er verbindet die Weisheit eines Nestor mit der Anmut und dem Zauber der Jugend selbst. Auf allen Gebieten ist er zu Hause, und nachdem er über Politik, über Kriegskunst und über ganz abstrakte Gegenstände sich verbreitet hat, spielt er noch Blindekuh mit mehr Gewandtheit als jeder andere."«

Manfred sah mich strahlend an; ich stimmte bei: »Wirklich, eine meisterhafte Schilderung; Goethe, wie er leibt und lebt, man glaubt, man höre Wieland über Goethes erstes Erscheinen in Weimar. Da haben Sie auch gleichzeitig den besten Beweis dafür, daß Goethe der geborene Weltmann war!«

Manfred schien sich über das Gelingen eines harmlosen Scherzes zu freuen. »Halt,« rief er, »ich habe Ihnen da ir-

riger Weise nicht Graf Lehndorffs Urteil über Goethe vorgelesen, sondern die auf derselben Seite gegebene Beschreibung des „jungen Grafen Noailles, Sohnes des Herzogs von Mouchy und Urenkels Ludwigs XIV. und der Frau von Montespan, der in Windeseile aus Frankreich nach Berlin gereist ist, um als Freiwilliger mit der preußischen Armee gegen Österreich zu ziehen". – Sie verstehen, das in Schulden und anderen Nöten steckende Frankreich hatte mit der Hilfe gezögert, die der große Friedrich auch 1778 wieder zum Kampfe gegen den deutschen Kaiser von den Franzosen erbeten hatte[1]; aber der junge Graf Noailles wollte es seinem Vater und Großvater, den Marschällen, gleichtun, die beide schon als Friedrichs Bundesgenossen für Frankreich gegen den Kaiser gekämpft hatten.[2] Doch hier, auf derselben Seite, ist Lehndorffs Schilderung Goethes, der gleichzeitig mit dem französischen Grafen beim Prinzen Heinrich zu Gast war; hier ist also Gelegenheit, die Wirkung zu vergleichen, die der beste Deutsche und ein vornehmer Franzose an jenem Abend erzielten. Hier erzählt Lehndorff vom „berühmten Verfasser des Werther und des Götz von Berlichingen, den der Herzog zum Geheimen Rat gemacht hat. Dieser beherrscht ihn jetzt, nachdem er den früheren Hofmeister, den Grafen Goertz, verdrängt hat". Graf Goertz, vergessen Sie nicht, das Urbild des Tasso-feindlichen Antonio, ist von Weimar, wo Goethe ihn „verdrängt hat", in den Dienst Friedrichs II. getreten und hat eine bedeutsame Rolle in Friedrichs neuen Ränken gegen den Kaiser gespielt. Er ist derselbe Goertz, der von Wieland unter das „Geschmeiß" gerechnet wurde und der die Berliner „Freuden des jungen Werther" von Nicolai bewunderte und nach eigenem Geständnis gern ihr Verfasser gewesen wäre; und derselbe Goertz, der, plötzlich in die Gunst Friedrichs II. aufgenommen, gerade im bayrischen Erbfolgehandel von 1778, man kann beinahe sagen: Goethes Gegenspieler wurde. Später, nachdem Goertz in dieser Sache seinem

neuen Herrn, Friedrich II., erfolgreich gedient — ihm geradezu geholfen hatte, Goethes Fürstenbund-Plan zu durchkreuzen — wurde er als preußischer Gesandter zur „Semiramis des Nordens" nach St. Petersburg geschickt, in die größere Welt, in die einst Goethe seinem Freunde Merck in Gedanken sehnsüchtig gefolgt war.«

Hegemann: »Wovon reden Sie? Goethes Fürstenbund-Plan?«

Aber Manfred, der auf diese Frage später so ausführlich geantwortet hat[1], schien sie vorläufig noch zu überhören und fuhr fort:

»Aber vernehmen Sie weiter, was Graf Lehndorff über Goethe zu sagen hat:

»„Dieser Herr Goethe ist bei der Tafel mein Nachbar. Ich tue mein möglichstes, ihn zum Sprechen zu bringen, aber er ist sehr lakonisch. Er dünkt sich augenscheinlich zu sehr Grandseigneur, um noch als Dichter zu gelten. Das ist im allgemeinen der Fehler der Deutschen von Bildung, daß sie, sobald sie die Stellung eines Vertrauten erlangen, unerträglich hochmütig werden. Prinz Heinrich fragt Herrn Goethe, ob sich in den Archiven von Weimar nicht Briefe von dem berühmten Bernhard von Weimar fänden. Der junge Herzog behauptet, daß es solche gebe. Dieser große Gelehrte weiß davon aber nichts. Das macht auf mich einen recht schlechten Eindruck. Da das eine der ruhmreichsten Epochen für das herzogliche Haus ist, so müßte er wohl damit vertraut sein.«"

Manfred fuhr fort: »Gleichzeitig berichtete auch die von Friedrich II. verachtete Berliner Dichterin Karschin, welcher Goethe einen freundlichen Besuch gemacht hatte, an Gleim über den Eindruck, den Goethe in der Berliner Gesellschaft hinterließ: „Goethe ist Eines Tages bey Einem Baron auffm Concert gewesen und da hatt ihm die ganze Versammlung sehr stolz gefunden, weill er nicht bückerling und handkuß Vertheiltte, man spricht, daß ihm der Kayser

baronisiren wird." Auch auf den Grafen Lehndorff machte Goethe also „einen recht schlechten Eindruck"! Wie sich das alles ergänzt! diese Äußerung des Tischnachbarn Goethes muß man zusammenhalten mit dem, was Goethe gleichzeitig an Frau von Stein schrieb: „Ich dacht heut an des Prinzen Tafel dran, daß ich Ihnen schreiben müßte, es ist ein wunderbarer Zustand, eine seltsame Fügung" und so weiter im Wertherton. Er dachte an Charlotte von Stein, statt mit dem gräflichen Tischnachbarn zu plaudern und mit den Generalen, die er „halbdutzendweis gegenüber gehabt". Der Stolz, in solcher Gesellschaft getafelt zu haben, hinderte Goethe nicht, die Hofgesellschaft Friedrichs des Großen zu durchschauen: Ich „hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonnieren hören."«
Ich mußte lachen: »Lumpenhunde! man muß es dem Grafen Lehndorff gönnen; er hat wahrlich nicht verdient, neben Goethe zu sitzen.«
Manfred: »Ist es nicht lächerlich? der Graf nennt Goethe „unerträglich hochmütig", und Goethe nennt die adligen Herren Lumpenhunde und schwört, „keine Zote und Eseley der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander".«
Hegemann: »Wirklich, das geschieht den Kerls recht!«
Manfred: »Wem geschieht was recht? Der Dichter hat recht, aber der Hofmann hat auch recht.

Zwei Männer sind's, ich hab es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.

»Goethe möchte dieser eine Mann sein und sich dann mit Stolz einen Weltmann nennen. Wenn er nach der Berliner Reise am 5. August 1778 an Merck schrieb: „...ich hab in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen. Dafür ich gelegentlich als stolz etc. ausgeschrieen bin", so schilderte er damit viel-

leicht nicht nur seine notwendige Anpassung an die unfreie Berliner Luft, die zum zweitenmal zu betreten er zeitlebens vermied, und vielleicht nicht nur die Besorgnis, seine „Verschwörung" gegen Friedrich II. hätte in Berlin ans Licht kommen und ihn dort dasselbe Schicksal ereilen können, wie etwa gleichzeitig den Verfasser der geistvollen antifriderizianischen Schrift *„Matinées du roi de Prusse"*, der unbesonnen Preußen betreten und bis zu seinem Lebensende in Spandau die friderizianische Pressefreiheit „niedriger hängen" mußte.[1] Nein, Goethe hat bitter empfunden, daß etwas in dem ungünstigen Urteil berechtigt war, das Graf Lehndorff und Leute verwandten Schlages über ihn fällen mußten. Er hat sogar den Verweis wegen seiner Unkenntnis über Bernhard von Weimar ernst genommen und sich im folgenden Jahre mit den Vorarbeiten zu einer Lebensgeschichte Bernhards von Weimar beschäftigt. Nichts ist Goethes Wesen schließlich fremder, als mit Frau von Stein in sittlicher Entrüstung über die „Zoten" der menschlichen Hanswurstiaden den Kopf zu schütteln. Er möchte viel lieber ein Weltmann sein mit dem „gesunden moralischen Magen" Lucchesinis und sagen, wie hier im Briefe an Frau von Stein vom 9. Dezember 1777 (Manfred las vor): „Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probierstein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß — Summa Summarum es ist die Prätension aller Prätensionen, keine zu haben."«

Manfred fuhr fort: »Wir sind heute geneigt, Goethe hauptsächlich als Dichter und Gelehrten, und Weimar als seinen passendsten Aufenthaltsort anzusehen; für Goethe war das 1786 noch nicht so eindeutig festgestellt. Noch 1823 (23. IX.) und 1827 (3. V.) klagte er bitter, wie kümmerlich der Boden für Dichtkunst und weltmännische Bildung doch in Weimar sei, verglichen etwa mit Paris.[2] In Straßburg hatten seine Lehrer seine Begabung für „Geschichte, Staats-

recht und Redekunst“ erkannt, und er hatte von einer Stellung in der „deutschen Kanzlei in Versailles“ geträumt. Er hat sich dann schnell in die deutsche Reichshauptstadt begeben, denn das war ja Wetzlar, wenigstens in Rechtsfragen, zur Zeit Goethes. Seit Goethes Anwesenheit in dieser Reichshauptstadt haben ja auch die Herzen aller Empfindenden des Römischen Reiches und des abgefallenen Restes der Welt nach dieser Stadt Werthers gedrängt. Aber so oft hat seit alters die Höhe einer Kultur dem Grade ihrer *Zentralisierung* in ihrer größten Stadt entsprochen, daß es natürlich ist, wenn führende Geister in größere Städte als Wetzlar oder Weimar, ja in die größten Städte ihres Sprachgebietes drängen...

»Was Goethe den Deutschen ist, war Voltaire in Frankreich; Goethe nennt ihn „den höchsten unter den Franzosen denkbaren Schriftsteller“ und sagt von ihm: „Auf tätiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältnis zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhältnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaires Wunsch und Bemühung gewendet... Katharina und Friedrich *die* Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowski von Polen, Heinrich von Preußen, Karl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen.“ Voltaire war in der Tat der geistige Herr Europas; genug, um den nacheifernden Ehrgeiz eines jungen Dichters zu entflammen, dessen Geist nicht weniger umfassend war als der Voltaires. Milton, Ariost, Dante und Plato waren politisch tätig; ich kann mir nicht denken, daß Goethe nach seiner politischen Niederlage nicht ein wenig gefühlt hat wie Tasso, als er seinen Dichterkranz zum eingebüßten Degen legte und klagte:

Geselle dich zu diesem Degen,
Der dich leider nicht erwarb.«

Hegemann: »Sie spielen wieder auf eine poltitische Tätigkeit Goethes an?« Aufs neue schien Manfred Ellis meine Frage zu überhören und fuhr fort:

»Wieviel gibt die Stellung, die der Weimarer Graf Goertz und der Italiener Lucchesini bei Friedrich II. bis zu dessen Tode eingenommen haben, zu denken! Wenn Goethe in seinem Briefe an Frau von Stein den Marchese Lucchesini als Weltmann bewundert, und wenn er von seiner eigenen Unfähigkeit spricht, ein Weltmensch zu sein, klingt es nicht gerade, als ob er sagte: ihr habt mich zwar gründlich umgewandelt in Weimar, aber was ihr mich gelehrt habt, hat mich nicht tauglich gemacht für das Spiel und die Geschäfte der großen Welt? Goethe ist kein „armer Edelmann, der schon das Ziel von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihn ein" kleiner „Fürst zu seinem Hofgenossen erwählen will und ihn der Dürftigkeit mit milder Hand entzieht". Daß Goethes Herz in größere Welten als Weimar drängte, beweist das Glück, das er beim Aufenthalt in den Großstädten Rom und Neapel empfand. Als Goethe nach dem Tode der innig verehrten Kaiserin Ludovica, den er nie verwand, an Metternich schrieb, gestand er, daß er (wie vor ihm Leibniz, Gottsched, Wieland, Klopstock, Lessing) hoffend auch nach Wien geblickt hatte, um »diejenigen Gaben, welche Natur und Bildung mir verliehen, zu bedeutenden Zwecken treulich zu verwenden". Auf Napoleons Einladung hin hat Goethe mit Talma Pariser Reisepläne erwogen. Aber der Kaiser, den Goethe — nach dem Sturze der Habsburger — „meinen Kaiser" nannte, mußte die Weltherrschaft, dank Preußen, an England und Rußland abtreten, bevor er seinen „Monsieur Goeth" in den Tuilerien begrüßen konnte. Für Goethe war Weimar kaum das letzte Ziel der Wünsche. Nach Berlin zurückzukehren hat er zwar nie für ratsam gehalten. Dennoch: als Lucchesini aus dem Allerheiligsten des „Riesen" von Sanssouci erzählte, mag Goethe mit den verzehrenden Augen der Sanvitale gelauscht haben:

Wie sehnlich wünscht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu sehen!

»Lucchesini konnte mit seinen Aufschlüssen über den

... Greis, den würdigsten, dem eine Krone
Das Haupt belastet ...

wahrscheinlich auch weiter gehen als Antonio-Goertz in den Berichten, die er aus der größeren Berliner Welt zurück ins kleine Weimar zu Lebzeiten Friedrichs II. hatte machen dürfen. Da Goethe die Besuche bei Lucchesini eingestandenermaßen zwecks Einholung politischer Auskünfte erstattete, liegt es nahe, die eigentümliche Bemerkung über den „gesunden moralischen Magen" des Besuchten zum großen Teil damit zu erklären, daß Lucchesini über preußische Verhältnisse mit derselben Unbekümmertheit gesprochen hat, die das Lesen seines Tagebuchs heute so unterhaltsam macht. Lucchesini, der dem großen König für Gesandtschaftszwecke zu gut schien,[1] war unter Friedrichs II. rücksichtsloserem Nachfolger preußischer Gesandter geworden – er weilte in Italien, um endlich den seit 1701 noch vorsichtig widerstrebenden Kirchenstaat zur Anerkennung der preußischen Königswürde zu bewegen; die Päpste kannten bis 1787 nur Markgrafen von Brandenburg. Der Vatikan mußte sich in der Tat beeilen, wenn er nicht zu spät kommen wollte; hat doch Friedrich der Große das Erlöschen der preußischen Königswürde nach seinem Tode vorhergesehen.[2] Er ahnte nicht, daß ein Bismarck sie noch einmal für ein Weilchen würde galvanisieren können (– genau wie ein Bonaparte die sinkende Monarchie Ludwigs XV. und XVI. noch einmal für ein Weilchen zu anspruchsvollem Leben erwecken konnte).

»Lucchesini wird kaum in der Art Mirabeaus vom jungen preußischen Hofe haben sprechen dürfen; aber da die neue teutschtümelnde Regierung in gewolltem Widerspruche

zu der mit Friedrich II. dahingegangenen Franzosenherrschaft stand – die französische Steuer-Regie, das französische Theater, Französisch als ausschließliche Hofsprache waren vom Nachfolger abgeschafft; sogar zur preußischen Akademie war Deutschen nach Friedrichs II. Tode der Zutritt verstattet worden; für eine Weile nahm nur Prinz Henri noch Geldgeschenke vom Pariser Hofe – so hat es Lucchesini vielleicht nicht für unanständig gehalten, über die vielberufenen friderizianischen *„Capricen"* etwas von dem auszukramen, was in seinem Tagebuch stand und was bis 1885 der deutschen Öffentlichkeit unbekannt geblieben zu sein scheint – die übrigens aber gleich genug „guten moralischen Magen" bewies, um das Mitgeteilte ohne Schaden für den Ruhm des Weisen von Sanssouci zu verdauen, *„digérer avec la sagesse de Minerve"* lautet eine der anmutigen Floskeln, die Friedrich der Große in seiner *dissertation sur la littérature allemande* erfunden hat, in der er Goethe Unterricht im guten Geschmack erteilte.«

AUS FRIEDRICHS „KREIS DER WEIHE"

Ich gestand, daß mir das Tagebuch Lucchesinis noch unbekannt sei. Manfred rief erstaunt: »Sie werden nicht bereuen, es zu lesen, wenn Sie auch nur die „kritisch festgestellte Auswahl in deutscher Übersetzung" vornähmen, die der Doktor Fritz Bischoff zusammen mit den Aufzeichnungen des Vorlesers de Catt 1885 veröffentlicht hat; sie enthält weniger schmeichelhafte Aufschlüsse über Friedrich II. als die verschrienen Denkwürdigkeiten Voltaires. Sie enthält auch ein beachtenswertes Vorwort des Herausgebers; hier sagt er:

»„Von vornehmer Geburt, durfte der junge Lucchesini (1751 bis 1825)" – also zwei Jahre jünger als Goethe! –, „der 1779 auf einer Reise durch Frankreich und Deutschland sich dem König vorstellen ließ, eine andere Aufnahme beanspruchen,

als der Sohn eines Schweizer Kaufmannes" — das bezieht sich auf de Catt, den Vorgänger Lucchesinis. Der Aufklärer Friedrichs II. hatte Verständnis für das heranwachsende Geschlecht (wenn es nicht den Fehler beging, deutschen Stammes zu sein); aber von Adelsvorurteilen machte er sich nie ganz frei. Doktor Bischoff fährt fort: „Lucchesini war ohne weiteres hoffähig; er erhielt den Kammerherrnschlüssel" — das ‚Brimborium', um dessen Verlust Voltaire sich gegrämt haben soll — „und fand, glücklicher als de Catt, seinen Platz an derselben Tafelrunde zu Sanssouci, an der dreißig Jahre vorher Voltaire gesessen und deren Zauber Voltaire nie hat vergessen können. Wir verdanken dem Marchese die einzigen Aufzeichnungen, welche über die Gespräche dieses Kreises auf die Nachwelt gekommen zu sein scheinen" — Friedrichs Historiograph Preuß nannte das „den seltenen Kreis der Weihe" (III, 441). Doktor Bischoff fährt fort: „Lucchesini hat getreulich gebucht, was er hörte, ... Wenn einige der den Tischgenossen mitgeteilten Tatsachen in dem Gedächtnis des gealterten Königs sich verschoben und verwirrt hatten, so trifft den Berichterstatter dafür keine Verantwortung; sein Tagebuch ist in seinen Angaben nichts als das getreue Echo der Äußerungen des Königs."

»Das gibt in der Tat vielen Aufzeichnungen Lucchesinis so großen Wert; sie zeigen nicht, wie die Dinge sind, sondern wie der große König aus seinem „seltenen Kreise der Weihe" sie sah! Und der Herausgeber versichert: „Niemals hörte man etwas Gewöhnliches aus seinem Munde, er adelt alles" — so hat von Friedrich der geistvolle Fürst von Ligne gesagt, der in Lucchesinis Gegenwart einer Mittagstafel zu Sanssouci beiwohnte, an welcher der König sich selbst übertraf.«[1]

»Wenn man dann diese „adelnden" Äußerungen, die Lucchesini aufzeichnete, liest und wenn man sich des Beifallsbedürfnisses und der Eitelkeit erinnert, die nach Bismarcks

Ausspruch als Hypothek auf Friedrich II. lasteten, dann wird einem bald klar, wie es Lucchesini möglich geworden ist, sich so schnell und sicher die Gunst des Königs zu verpflichten: er scheint, wenigstens anfangs, die königlichen Dichtungen, die — gewiß keine kleine Ehre! — ihm fast täglich vorgelesen wurden, aufrichtig bewundert, und er scheint es verstanden zu haben, seiner Bewunderung warmen Ausdruck zu verleihen. Es finden sich mehrfach Stellen wie folgende:

»„10. November 1780. Abends. Ich hörte ein Schriftchen des Königs vorlesen, das reine und lautere Gold" oder: „27. März 1781. Abends. Vor der Tafel hörte ich einen Brief an die Prinzessin Amalie Über den Zufall vorlesen, der nach der Konvention von Kloster-Zeven, vor der Schlacht bei Roßbach, verfaßt worden ist. Er bietet erhabene Züge schöner Philosophie, dichterische Gedanken in Menge und Verse, deren sich die besten Dichter nicht zu schämen hätten." Dies Gedicht ist über zwanzig Druckseiten lang; zur Belohnung dafür, daß der junge Zuhörer trotzdem — es war gar auf leeren Magen — Beifall zu spenden vermochte, scheint ihm bald die ehrenvolle Pflicht der Mitarbeit zugefallen zu sein, die vor ihm de Catt, und noch früher der undankbare Voltaire hatte leisten müssen, der sie mit dem Waschen schmutziger Wäsche verglich. Voltaire hatte dafür 5000 Thaler nebst Kost und Wohnung erhalten. Dem weniger berühmten Lucchesini zahlte Friedrich II. nur 2000 Thaler Gehalt, nachdem er früher Winckelmann, der dieselbe Summe beanspruchte, mit dem Entscheide vertrieben hatte: „Für einen Deutschen sind 1000 Thaler genug".

»Auf geschmackvolle Mitarbeit Lucchesinis läßt sich etwa aus folgenden Stellen seines Tagebuches schließen: Er schreibt von Friedrich II.: „19. März 1781. Abends. Er las mir eine ‚Epistel über die Bosheit' vor, die er im Jahre 1762 verfaßt und jetzt verbessert hat; sie ist in der That schön." — „20. März 1781. Abends. Lektüre der nämlichen, neu

durchgesehenen Epistel. Sie ist schön, und zwar sehr schön.“ — „24. März 1781. Abends hörte ich die durchgesehene Epistel ‚Über die Bosheit‘ ganz vorlesen. Sie ist wahrhaft schön und verdient vielleicht vor allen anderen den Vorzug.“ Lucchesinis Steigerung überzeugt: schön!, sehr schön!, wahrhaft schön!

»Daß das Urteil Lucchesinis, wie das Friedrichs, passenderweise an Voltaireschen Mustern geübt ist, geht aus folgender Stelle hervor: „31. Oktober 1780. Abends lange Sitzung. Lektüre des ersten Teils einer neuen Abhandlung. Lektüre zweier Gesänge des Gedichts über die Konföderation. Neue, anmutige, scherzhafte Gedanken begegnen in unendlicher Fülle ... die Anfänge und Schlüsse der einzelnen Gesänge sind von besonderer Schönheit. Der Stil ist bisweilen vernachlässigt; aber alle Augenblicke stößt man auf einzelne Verse, ganze Seiten, hunderte von Zeilen, die eines großen Dichters würdig sind. Und durch das Ganze zieht sich ein gewisses attisches Lachen hindurch, eine gewisse Festtagsstimmung, eine gewisse Anmut, der sich nichts an die Seite stellen läßt. Die Kritik der Religion fehlt auch hier nicht. Rom ist der Tempel der Narrheit; im Vatikan steht ihr Altar, der Papst ist ihr Hoherpriester.“ Dieses „attische Lachen“ ist bemerkenswert; auch neuere preußische Geschichtschreiber möchten nämlich ihrem großen Könige Ähnliches andichten, weil ihnen die Wahrheit unwillkommen ist, daß es sich hier um einen Widerhall des Lachens des Lehrers Voltaire handelt. Wie wenig das Lachen Friedrichs II. mit Attika zu tun hat, geht aus folgenden Aufzeichnungen Lucchesinis hervor: „7. April 1781. Der König hat Aristophanes gelesen, findet ihn aber langweilig, weil die griechischen und lateinischen Lustspiele keinen inneren Zusammenhang haben und man genötigt ist, eine lange Reihe mittelmäßiger Sachen hinunterzuschlucken, um irgendeine Schönheit aufzufinden.“ Oder: „6. September 1783. Den Plato liebt der König nicht, und kann es Cicero

nicht verzeihen, daß er so für denselben eingenommen gewesen ist."

»Friedrichs Bewunderung für Cicero ging ja bekanntlich so weit, daß er ihn nicht nur über Plato stellte, sondern ihn sogar wegen seiner Vielseitigkeit mit dem göttlichen Voltaire selbst verglichen hat. Die Bewunderung Friedrichs für Cicero scheint Lucchesini geteilt zu haben; am 7. September 1783 schreibt er: „Der König hat eine sehr beredte Rede gehalten, um den Grafen Pinto zur Aussöhnung mit seinem Neffen zu vermögen. Sie enthielt Stellen, die eines Cicero völlig würdig wären. Die Halsstarrigkeit Pintos aber war noch größer als die Beredsamkeit des Königs." Graf Pinto, auch ein Italiener, ist ein anderer von den Zuhörern, mit denen Friedrich II. sich umgab und deren unbekannten Verdiensten die undankbare Nachwelt keine Kränze flicht. Graf Pinto wenigstens hätte eigentlich für seinen erfolgreichen Widerstand gegen die ciceronische Beredsamkeit Friedrichs des Großen jene Grabschrift verdient: „Der Besieger des Unbesiegten", von der sein Landsmann Lucchesini den König an anderer Stelle berichten läßt, die Universität Leipzig habe sie dem alten Fürsten von Ligne für sein Verdienst in der Schlacht von Kolin aufs Grab gesetzt.

»Allmählich scheint sich übrigens der Marquis Lucchesini bei den Mahlzeiten des Königs und bei den darauf folgenden Vorlesungen königlicher Gedichte gelangweilt zu haben. Betreffs der Tischgespräche findet man immer häufiger kurz abtuende Bemerkungen für Dinge, die weiß Gott nicht kurz waren. Da heißt es immer wieder: „Ein Gelage von mehr als vierstündiger Dauer", oder „Eine Sitzung von fünfeinhalb Stunden", oder „Mittagstafel von beinahe sechs Stunden". Nur im alten Polen soll es noch längere Mahlzeiten gegeben haben.[1] Aber da Friedrich II. nach Bismarcks Ausdruck „die Politik im Stile einer durch Generale ausgeführten Kgl. Ordre betrieb", hatte er nichts zu tun mit den zeitraubenden parlamentarischen Kämpfen, die nicht nur

die Polen, sondern auch jeden zeitgenössischen Machthaber im „freien England" des achtzehnten Jahrhunderts und – was weniger gewürdigt wird – die auch den König von Frankreich, Ludwig XV., beständig in Atem hielten (von Bismarck ganz zu schweigen).[1] Friedrich hatte deshalb Muße, erstaunlich lange zu tafeln und ebenso ausgiebig den Musen zu dienen, von denen er sich aber, wie Lucchesini versichert, dennoch in keine unpreußische Welt locken ließ. Denn wenn auch der Berliner Professor Erich Schmidt hervorgehoben hat – war es Nörgelei oder Byzantinismus?, diese Berliner Herren sind mir oft ein Rätsel! – Friedrich habe „das freie England" in sehnsüchtigen Versen verherrlicht[2], so beruhigt Lucchesini jeden Preußen, den etwa solche Andeutungen: als ob Preußen nicht frei und als ob sogar der Preußischste der Preußen sich aus dem preußischen Gefängnis fortgesehnt hätte, im Schlummer gestört haben. Friedrichs „sehnsüchtige Verherrlichung des freien Englands" stammt nämlich aus der Frühzeit seiner Dichterlaufbahn; über den gereiften Dichter Friedrich schrieb Lucchesini am 23. Juni 1782: „Im allgemeinen verfährt er, auch wenn er als Schriftsteller spricht, doch als König. Da er in seinem Lande Despot ist, so gibt er sich auch allein die Gesetze in der Kunst und in der Wissenschaft; und deshalb ist er Despot auch als Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosoph: so unumstößlich ist die Wahrheit, daß man den Werken eines Schriftstellers die Lebensstellung, in der sich ihr Verfasser befindet, doch sehr anmerkt."

»Nach dem vier-bis sechsstündigen Mittagstafeln musizierte dann der König, der wegen seiner unermüdlichen Rastlosigkeit mit Recht berühmt ist, und empfing hierauf abends wieder seine schöngeistigen Zuhörer für einige Stunden, um ihnen vorzulesen oder vorzuplaudern[3]. Über solche abendfüllende Unterhaltungen berichtet Lucchesini: „Abends gleichgültige und bereits früher gehörte Gespräche", oder einfach: „Nichts eben Bemerkens-

wertes", oder: „Nichts Besonderes", oder: „Nichts Neues", und so weiter.

»Das „Betreiben der Politik durch Kgl. Ordre" raubte nur wenige Morgenstunden. Mirabeau, dessen Auskünfte etwa aus derselben Zeit stammen wie die Lucchesinis und meist ebenso zuverlässig sind, spricht von Friedrichs II. „Manier, die ganzen Geschäfte des Königreichs in anderthalb Stunden zu erledigen". Lucchesini berichtet jedes Jahr treulich von dem Besuche, den die Staatsminister einmal im Jahre beim Könige machten. Aber auch diese einzige Unterredung von Angesicht zu Angesicht, welche die Gemeinschaft der Minister mit ihrem Könige hatte – manche von ihnen bekamen ihn sonst überhaupt nicht zu sehen—, ging schnell vonstatten. Lucchesini schreibt von der jährlichen Zusammenkunft: „Alles wurde vor der Mittagstafel erledigt." Bei solchen Mitteilungen wird Goethe mit Kummer daran gedacht haben, daß sein Herzog das wöchentliche *„Conseil"* selten absagen ließ, und daß ein Weimarer Dichter, der diese Sitzungen „nie ohne die höchste Not versäumt hat", so viel öfter einen „poetischen Rasttag" beklagen muß als ein Potsdamer, der seine „Hauptstadt zum Tempel der Musen zu machen" versprochen und vermocht hat.[1]

»Im Verlauf der Aufzeichnungen Lucchesinis, die wenig an die Eckermanns erinnern, fallen manchmal Streiflichter wie dieses: „Die Mittagstafel heiter und lang ausgedehnt, obwohl der Kronprinz dabei zugegen war; es war aber von nichts Besonderem die Rede." Oder: „Lange, aber angenehme Mittagstafel." Diese „obwohl" und „aber" erheitern; doch viel öfter heißt es nur: „Mittagstafel wie gewöhnlich. Ich habe nichts Neues gehört." Oder: „Mittagstafel von fünf Stunden Dauer. Ungeachtet der langen Zeit brachte das Gespräch nichts, was besondere Aufmerksamkeit verdiente oder nicht bereits aufgezeichnet worden wäre." Oder immer wieder, beinahe Tag auf Tag: „Die Mittagstafel dehnte sich sehr lang aus, brachte aber nichts Neu-

es." Oder einfach: „Mittagstafel. Landläufige Sachen." Oder: „Mittagstafel. Die üblichen Sachen." „Mittagstafel von fünf Stunden Dauer. Der Oberstallmeister Schwerin war dabei zugegen. Nichts Neues." Oder etwas mehr summarisch gleich für ein paar Tage: „27.–29. April 1781. In diesen Tagen ist es mir nicht beschieden gewesen, irgend etwas zu hören, was erwähnt zu werden verdiente." Derartige Zusammenfassungen werden bald nachdrücklicher: „2.–9. Mai. Nichts Bemerkenswertes oder Neues." Oder der Marquis bemerkt bei sich selbst „eine gewisse unbeschreibliche Unlust" und unterläßt es „für viele Wochen, an diesem Tagebuch zu schreiben". Einmal heißt es einfach: „Eine Lücke von zehn Monaten." Für die letzten drei Lebensjahre des Königs scheinen Lucchesinis Aufzeichnungen dann ganz zu fehlen. Manchmal tönt es wie ein Schulknaben-Seufzer der Erleichterung: „Landläufige Mittagstafel. Den Abend hatte ich frei."«

Hegemann: »Ist denn dieser Lucchesini nicht vielleicht ein Einfaltspinsel gewesen, der einfach unfähig war, den geistvollen Gesprächen des großen Königs gerecht zu werden?«

Manfred lachte: »Sie meinen, der Geist, mit dem Lucchesini den Beifall Friedrichs und Goethes gewann, war nur eine „Vorspiegelung falscher Tatsachen"? Warten Sie ab; Sie haben ja noch gar keine Proben von der – vom Herausgeber gerühmten – Leistungsfähigkeit Lucchesinis als „das getreue Echo der Äußerungen des Königs" zu hören bekommen. Lucchesini hat nämlich auch manche beachtenswerte Äußerung des großen Königs verzeichnet; nicht nur, daß gelegentlich Friedrich II. den Grafen Pinto „aufgezogen" oder „ein wenig schlecht behandelt" oder daß er „einen heftigen Ausfall gegen den General Goertz" (den Bruder des Vorgängers Goethes in Weimar) gemacht hat. Nein, die Äußerungen des Königs sind wirklich, wie der Fürst von Ligne meldet, *„encyclopädisch"*; es gibt kaum ein Gebiet der Geisteswissenschaften, über das der umfassende

Geist Friedrichs nicht Anmerkungen zu machen hätte. Allerdings ist Lucchesini nicht immer mit dem Gehörten zufrieden. Lucchesini stammte nämlich aus einer alten Gelehrtenfamilie, die seit dem dreizehnten Jahrhundert den Päpsten tüchtige Sekretäre geliefert hat; aus der humanistischen Heimat der Künste und Wissenschaften kommend, war er begreiflicherweise von Jugend auf an strengere Maßstäbe gewohnt, als Friedrich sie in Preußen und hinter dem Rücken jenes Vaters hatte erwerben können, der die Wissenschaften meist nur als Zielscheibe seines königlich-preußischen Hohngelächters gelten ließ und der seinen „hoffärtigen" Sohn verprügelte, weil er ihn beim heimlichen Lateinunterricht überraschte[1]. Der Freund des Kronprinzen und erst später in Ungnade gefallene von Manteuffel, dessen Schlosses Namen „Kummerfrei" Friedrich der Große so geistvoll und mit nur einem Interpunktionsfehler, „Sans, Souci", in sein geliebtes – Französisch übersetzt hat, schrieb unter dem prügelgewaltigen Friedrich Wilhelm I. an den damals aus Preußen verjagten Philosophen Christian Wolff: „Jeder Untertan in diesem Lande wird als geborener Sklave betrachtet. Alle Welt ist überzeugt, daß man alle Gelehrten verjagen und alle Universitäten zerstören würde, wenn man sich davon Profit verspräche. Man liebt die Gelehrten nur soweit, als sie zur Vermehrung der Akzise-Einkünfte dienen können." In der Tat machte Friedrich Wilhelm I., als nach Wolffs Vertreibung die Zahl der Studenten abnahm und damit die Einnahmen aus Verzehrsteuern fielen, Anstrengungen, den vertriebenen Gelehrten zurückzugewinnen. Der Kronprinz Friedrich war fest entschlossen, mit dieser preußischen Barbarei für immer zu brechen, und vermeinte schon mit seinem jugendlichen Antimachiavel vielleicht wirklich ein großartiges Programm königlich-preußischer Besserung aufzustellen. (Voltaire sagte allerdings über Friedrichs tugendfrohe Ablehnung jeder fürstlichen Gemein-

heit: „Er spuckt in den Teller, um die anderen wegzuekeln.“) Es ist eine eigentümliche Neckerei der Weltgeschichte, daß schon vierzig Jahre früher einer dieser Lucchesini aus Lucca, ein Jesuitenpater, einen Antimachiavel geschrieben hat.

»Lachen Sie nicht über diesen Jesuiten. Der erste König von Preußen hat mit warmen Dankesworten versichert, daß er ohne die Hilfe von zwei Jesuitenpatern nie die Königswürde errungen hätte[1]. Voltaire war auch Jesuitenschüler, und er verehrte seine Lehrer sehr, und Friedrich II. ist der Schützer der Jesuiten geworden, als sie von Frau von Pompadour in Frankreich und dann in Rom vom Papst und bald fast in aller Welt verfolgt und vertrieben wurden. Dem Papst Pius VI. versicherte Friedrich II. noch am 14. Juli 1775: „Ich kenne kein Motiv, das dem Wohle der Menschheit mehr entspräche, als das, welches zur Gründung des Jesuitenordens geführt hat.“

»Auch Goethe erzählt, daß er in Perugia einen Offizier traf, der fest glaubte, Friedrich II. sei katholisch und habe vom Papste die Erlaubnis erhalten, es zu verheimlichen. Oft, so auch in Gegenwart Lucchesinis und des Fürsten von Ligne, hat Friedrich II. seiner Bewunderung für die Jesuiten als „ausgezeichnete Lehrer“ beredt Ausdruck verliehen. Man darf wohl annehmen, daß auch Lucchesini eine gründliche Erziehung genossen hat, und daß diese Erziehung auch (und gerade) auf den Gebieten zuverlässig war, die außerhalb jener witzelnden, religiösen Haarspaltereien liegen, die Friedrichs liebster, aber durchaus nicht einziger Gesprächsstoff gewesen zu sein scheinen.

»Immer wieder berichtet Lucchesini über wissenschaftliche Unterhaltungen Friedrichs II. So heißt es über die Naturwissenschaften am 18. April 1781: „Mittagstafel. Von den Naturwissenschaften versteht der König wenig, von Linné hat er keine große Meinung, und auf einen Scherz La Mettries hin behandelte er ihn als einen Charlatan.“ — Oder

von Astronomie: „20. Juni 1783. Die Rede kam auf Naturkunde, wovon er nichts versteht; so hat er auch vor den Bestrebungen anderer keine Achtung. Von dem System der Welt macht er sich sehr oberflächliche Vorstellungen.“ — Oder über Geographie am 5. Mai 1781: „Ich hörte mit Erstaunen, daß der König Groß-Tibet in die Nähe von Kamtschatka verlegte“; oder am 8. Juli 1781: „Der König bekannte seine Unwissenheit bezüglich der Geographie von Asien und der europäischen Niederlassungen in Indien. Er zeigt sich wenig bewandert in der Geschichte dieser Länder und glaubt an die alten Geschichten. Ich habe ihm dies entgegengehalten.“ — Oder über Mathematik am 19. Juni 1782: „Da er nichts von Mathematik versteht, fällt es ihm schwer, den Vertretern dieser Wissenschaft großen Ruf zuzusprechen. Es machte ihm wenig Kummer, Euler abgehen zu sehen, und das Verdienst von La Grange schlägt er nicht eben hoch an.“ Lucchesini fährt fort: „Auf die wirtschaftlichen Schätzungsangaben des Königs ist kein Verlaß...“ — Hier über Geometrie am 30. Juni 1783: „Thörichte Erörterungen über den Nutzen oder die Nutzlosigkeit der Geometrie. Ich erkühnte mich, dem König zu widersprechen.“ — Auch über die Mechanik hat Friedrich II. bestimmte Anschauungen; am 2. August 1783 schreibt Lucchesini: „Sein mangelhaftes Wissen in den Elementen der Mechanik veranlaßt ihn zu dem Glauben, daß diese Wissenschaft sehr wenig wert sei. In diesem Fache ist er voll von Vorurteilen.“

»„9. Mai 1783: Der König behauptet, ein Ingenieur zu sein; es ist aber nur eine Stimme, daß er nichts davon versteht. Er möchte für einen Geometer gelten und hat auch von der Hypotenuse eine klare Vorstellung; aber er verachtet die Geometer, woraus hervorgeht, daß er den Wert der Wissenschaft nicht kennt.“

»Da Friedrich als Flötenspieler berühmt ist, und da er sehr viel, was nicht berühmt ist, komponiert hat, hört man ger-

ne, wie er Musik behandelte. Am 21. Juni 1783 schreibt Lucchesini: „Man sprach von der Gluckschen Musik, auf die der König nicht gut zu sprechen war. Er hat einmal einen Akt aus dem ‚Orpheus' mit zwei Geigen und einem Cello im Zimmer proben lassen, und nach dieser Probe urteilt er über die Glucksche Oper." Friedrichs II. Urteil über Gluck macht aus vielen Gründen beinahe glauben, daß Friedrichs Verhältnis zur Musik ganz persönlich war, also nicht nur bedingungslose Nachbeterei französischer Anweisungen, wie etwa im Falle friderizianischer Literaturbemühungen. Voltaire stand nämlich gelegentlich selbst auf seiten Glucks in den scharfen Kämpfen, die in Paris gegen Gluck geführt wurden, und Paris war schon um 1779 die Stätte des endgültigen Sieges der Gluckschen Musik über die von Friedrich II. beliebte italienische Schule. Zu Friedrichs Verständnislosigkeit für die deutsche Literatur hört man oft die Entschuldigung, Friedrich habe eben kein Deutsch gekonnt und nur deshalb auf alles Deutsche verächtlich herabgesehen. Aber die Sprache der Musik soll er ja ganz besonders gut beherrscht haben. Dennoch hat er den großen Gluck abgelehnt, wie man ja nicht nur von Lucchesini weiß.«

Hegemann: »Sie dürfen nicht ungerecht sein. Gluck gehörte eben einem jüngeren Geschlechte an.«

Manfred: »Damit wird ja *auch* gelegentlich Friedrichs II. Verständnislosigkeit für die großen deutschen Dichter entschuldigt: Friedrich lehnte das jüngere Geschlecht ab. Aber bei Gluck liegt die Sache doch wohl anders.«

Manfred blätterte im neunten Band der „Allgemeinen deutschen Biographie" und fuhr fort: »Gluck ist fast genauer Zeitgenosse Friedrichs II. Sieben Jahre *vor* Friedrichs Tod verfaßte Gluck sein *letztes* größeres Werk. Maria Theresia gab ihm schon 1751 durch ihre Theaterreform Gelegenheit zu ruhmvoller Wirksamkeit. Sein erster großer Erfolg in Italien fällt in die Zeit von Friedrichs siebenjährigem Kriege gegen die größte deutsche Kaiserin. Friedrich hat-

te also noch vierundzwanzig Jahre Zeit, Gluck wenigstens dann zu würdigen, nachdem dieser im italienischen Auslande, das für Friedrich in der Musik Maß gab, Beifall gefunden. Dennoch blieb Friedrich bei seiner Ablehnung.«
Hegemann: »Ist denn aber Glucks Bedeutung groß genug, um dem musikliebenden König einen Vorwurf aus seiner Ablehnung machen zu können?«
Manfred: »Glucks Wirkung ist durchaus epochemachend. Er ist *der* große Klassiker der Musik. Er tat für die Musik, was Goethe für die Literatur tat. Glucks beide „Iphigenien" sind weltgültigere Kunstwerke als Goethes „Iphigenie". Gluck war ein Freund Klopstocks, den er mit besonderer Befriedigung 1775 in Straßburg kennenlernte, also elf Jahre vor dem Tode Friedrichs II., der Klopstock verachtete. Gluck war ein hochgebildeter Mann. Aber Friedrichs Verständnislosigkeit für Gluck bedeutet unvermeidlich auch Verständnislosigkeit für Mozart und für Haydn, für deutsche, für große Musik. Vergessen Sie nicht, daß Mozart, den Friedrich II. ebenfalls ablehnte, nur fünf Jahre länger lebte als dieser König, und daß Mozart und Haydn vor Friedrichs Tode schon *Hunderte* von großen Werken geschaffen hatten. Aber Friedrich hatte keine Zeit für sie. Er komponierte sich selbst 121 Flötensonaten und ergab sich ganz dem Hasse und dem Graun.«
Hegemann: »Wieso denn Haß und Graun?«
Manfred: »Ach bitte, nein, ich mache keine Wortwitze. Hasse und Graun sind die Namen der deshalb unsterblichen Tonkünstler, weil Friedrich der Große ihnen sein Leben lang das ganze Übergewicht seines königlichen Einflusses zugute kommen ließ, von denen er sich sein ganzes Leben lang unermüdlich Opern, Konzerte usw. usw. vorspielen oder komponieren ließ.«
Hegemann: »Immerhin kann ich mich der Freude darüber nicht verschließen, daß Friedrich der Große wenigstens auf dem Gebiete der Musik sich ganz der Pflege deutschen

Könnens widmete. Wurde er damit nicht der Vorkämpfer Wagners, des „Begründers der deutschen Oper"?«

Manfred: »Gerade Franz Liszt, von dem Sie da sehr kühn ein Wort verwenden, sagt in seinem Wagner-Buche: „War auch Hasse ein Deutscher, so war seine Musik trotzdem durchaus italiänisch." Von Graun, der außerhalb Berlins weniger genannt wurde, gilt dasselbe. Besonders um Graun hat sich Friedrich II. verdient gemacht. Es gab nämlich zwei Graun, und beide werden Preußen zu ewigem Ruhme gereichen.«

Manfred blätterte wieder in einem Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie" und fuhr fort: »Friedrich fesselte beide Graun dauernd an seine Fahnen. Die zahlreichen Werke der beiden Brüder sind noch heute „vorhanden in Berlin teils in der Königlichen Bibliothek, teils in der Bibliothek des Joachimsthal-Gymnasiums". Ich prophezeie, daß die friderizianische Begeisterung sie bald bewundernd hervorholen wird. Von dem älteren Graun lese ich hier allerdings, daß er die Musikliteratur „mehr quantitav als qualitativ bereicherte". Von dem jüngeren Graun wird hier aber mitgeteilt, daß Friedrich ihn erst nach Italien sandte, „wo sich Graun durch seinen Gesang großen Beifall erwarb. Bei seiner Rückkehr nach Berlin wurde Graun mit einem Gehalt von 2000 Thalern zum Kapellmeister des Königs ernannt. Von jetzt an verwendete er fast alle seine Zeit auf Opernkompositionen. Jährlich schrieb er eine, mitunter auch zwei Opern. Graun und Hasse versorgten fast allein die Bühne der preußischen Residenz mit ihren dramatischen Werken. Im ganzen schrieb Graun an dreißig dramatische Werke für die Berliner Hofoper. Das Komponieren der Opern scheint ihm durch die willkürliche Art, mit der der König ihm seine künstlerische Selbständigkeit fast ganz nahm, zuwider gewesen zu sein, und man sagt, daß sie fast alle nachlässig gearbeitet seien... Die deutsch-italienische Schule, deren Hauptvertreter

Graun und Hasse waren, verfiel der Vergessenheit, als ächt deutsche Kunst sich durch die großen Meister Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven zu universeller Bedeutung emporschwang. Die einzige Komposition Grauns, die sich bis auf die jetzige Zeit erhalten hat, ist ‚Der Tod Jesu'; doch ist auch dieses Werk ungeachtet seiner vielen Vorzüge überschätzt worden."«

Manfred schlug die „Allgemeine deutsche Biographie" mit drolliger Entrüstung zu und rief: »Pfui Teufel! was ist mir da für ein häßliches antifriderizianisches Pamphlet in die Hände gefallen! „Der Tod Jesu" als einzige Rettung für den Leibkomponisten und das Musikverständnis des unablässig flötenden Religionsspötters Friederich! ist das nicht Hohn? Aber wer auch immer mit diesem „merkwürdigen Fürsten" zu tun hat, findet dasselbe barocke Geheimnis: *difficile est satiram non scribere*.

»Ist es nicht, als wäre das Wesen aller friderizianischen Lebens- wie Machtäußerungen Widerspruch und romantischer Unsinn? Goethe wußte das und hatte es mit seiner Bemerkung über die „eigensinnige, voreingenommene, unrektifizierliche Vorstellungsart" des Königs ausgesprochen; und doch mußte es ihn reizen, von Lucchesini neue Bestätigungen des Unglaublichen zu erhalten.

»Viermal hat Friedrich Krieg gegen den Kaiser geführt. Bei seiner Feindschaft gegen das Deutsche Reich kann man sich denken, daß der große König von Preußen mit um so leidenschaftlicherer Aufmerksamkeit über die ihm teure preußische Entwicklung wachte. Da mußten denn seine Bemerkungen über die Erziehung seiner Nachfolger für Goethe um so beachtenswerter sein, als Goethe ja gerade über die Erziehung eines jungen, allerdings deutschen, nicht preußischen Prinzen während der zehn Jahre vor seinem Zusammentreffen mit Lucchesini ganz besonders viel nachzudenken Gelegenheit gehabt hatte. Lucchesini schreibt über die Tage vom 26.—28. September 1780: „Neuange-

kommen ist die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalie. Die Mittagstafel mit Damen und von wenig Erheblichkeit ... 27. September. Dieselbe Gesellschaft und fast dieselben Gespräche ... 28. September. Ziemlich langes Gespräch über die Erziehung der Söhne, worin er über die Erziehung, die er den Söhnen des Kronprinzen geben läßt, Auskunft gibt. Er sagt, daß alles das, was bis zu achtzehn Jahren gelernt wird, gewissermaßen verloren ist, daß die Menschen sich in der Zeit vom achtzehnten bis zum achtundzwanzigsten Jahre bilden.“ – Drei Jahre später schreibt Lucchesini: „14. Mai 1783. Ludwig XIV. spendete er reiches Lob, insofern derselbe im Festhalten an seinen Entschlüssen Willensstärke bewies. Er erinnerte an die Erziehung dieses Königs in den trüben Zeiten der Ligue. Damit rechtfertigt er die nicht eben gewählte Erziehung, die er den Söhnen des Prinzen von Preußen geben läßt.“ »An den ausgezeichneten Erfolgen dieser „nicht eben gewählten“ friderizianischen Erziehung zu zweifeln, wäre unbillig, da sie die wärmste Bewunderung von Frau Rat Goethe fanden[1]. Aber der widerspruchsvolle König war wieder anderer Meinung. Goethe konnte von Lucchesini mancherlei Beobachtungen über den Kronprinzen, den Neffen des Königs, hören; eine beachtenswerte lautet: „1. April 1781. Die Mittagstafel heiter und lang ausgedehnt, obwohl der Prinz von Preußen zugegen war; es war aber von nichts Besonderem die Rede.“ Der Kronprinz war damals siebenunddreißig Jahre alt und sah seinen Oheim nicht allzu oft. Noch eindeutigere Auskunft erteilt Friedrichs II. Testament von 1768, das dem Kronprinzen Trunksucht, Jähzorn, zügellosen Ehrgeiz, Gleichgültigkeit und Faulheit vorwirft. Im Testament von 1782 deutet der König Ähnliches an und fügt noch den Vorwurf der Verschwendungssucht hinzu. Wer hier an verwandtschaftliches Übelwollen eines gichtbrüchigen Oheims gegen einen übergesunden Neffen glauben möchte, wird durch wiederholte Anmer-

kungen in den englischen Gesandtschaftsberichten über niedrige Verschwendung in geistloser Gesellschaft, schamlose Betteleien, Geschlechtskrankheit und so weiter des Thronfolgers enttäuscht werden. Bismarck, der in der Menschenkenntnis viel bessere Erfolge erzielt hat als Friedrich II., stand mit seinem Urteil über Friedrich Wilhelm II. eher auf seiten der Frau Rat als auf seiten des großen Königs. Am 22. März 1888 sagte Bismarck: „Es braucht für die Zukunft keinen Friedrich den Großen. Ein Friedrich Wilhelm II. würde ungefähr genügen; denn der wäre nicht übel gewesen, wenn er nicht durch die Weiber erweicht worden wäre." Wahrscheinlich kommt Deutschlands größte Gefahr daher, daß es heute statt eines Friedrich Wilhelms II. einen allmächtigen König und Kaiser hat, der womöglich noch größer ist als Friedrich der Große.«[1] So meinte, im Jahre 1913, Manfred Ellis. Dann fuhr er fort:

»Um etwas von der Tragweite dieser Bemerkungen Friedrichs über seinen Nachfolger zu ermessen, muß man wissen, daß Friedrich in seinen Testamenten Frankreich die schwärzeste Zukunft prophezeit, weil die Erziehung der französischen Thronfolger stets vernachlässigt worden sei, was übrigens nicht zutrifft. Überhaupt, sagt er im Testament von 1752, „mit Ausnahme der Königin von Ungarn (er meint Maria Theresia, die deutsche Kaiserin, und fügt hinzu: „Mein Gewissen ist nicht rein dieser Fürstin gegenüber") und des Königs von Sardinien, deren Genie über ihre schlechte Erziehung triumphiert hat, sind alle Fürsten Europas nichts als großartige Dummköpfe". Nach Maria Theresias Tode schrieb Friedrich an d'Alembert: „Ich habe Krieg gegen diese Kaiserin geführt, aber ich war nie ihr Feind." Wehe Friedrichs Freunden!

»Die Verehrer Friedrichs und Preußens deuten gerne an, die Kriege, die der preußische Partikularismus gegen das Deutsche Reich geführt hat, fänden ihre Rechtfertigung

darin, daß sie für eine höhere, vergeistigtere Auffassung der Monarchie, vorbildlich für die Welt, geführt worden seien und geführt werden mußten. Diese Behauptung ließe sich leichter vertreten, wenn nicht Friedrich in seinen Testamenten gerade von der so furchtbar bekämpften Maria Theresia als von „einer Frau, die man unter die großen Männer rechnen muß“, und wenn er nicht an derselben Stelle (und anderweitig) auch gerade von ihrem Sohne, dem Kaiser Joseph, mit besonderer Hochachtung gesprochen hätte. Wenn der Philosoph von Sanssouci sein Leben lang gegen diese vornehmen deutschen Kaiser gekämpft und noch 1782 die Türken gegen sie zu Hilfe rufen wollte, obgleich er gleichzeitig die denkbar niedrigste Vorstellung von dem Werte seines eigenen Nachfolgers hatte, so muß man fragen, ob ihm vielleicht eine besonders hohe Vorstellung von den Fähigkeiten der preußischen *nation* Mut zu seinen furchtbaren Opferungen deutschen Blutes und Gutes gemacht hat. Ich wähle das mir für einen einzelnen Teil des deutschen Volkes unpassend erscheinende Wort *„nation“*, weil Friedrich II. es gebrauchte, als er in seinem Testament von 1768 von seinen Untertanen sagte: „Diese Nation ist plump und faul und unwillig zu lernen.“ Später (1781) schrieb er nach Paris an d'Alembert: „Sie würden mich auslachen, wenn Sie wüßten, wieviel Mühe ich mir gegeben habe, um eine Ahnung von gutem Geschmack und von attischem Salz dieser Nation beizubringen, die bisher nichts verstand als zu essen, zu trinken, *faire l'amour* und sich zu schlagen; aber ich wollte mich eben nützlich machen.“ Die Pariser haben diesen Bericht über die königlichen Mühen im deutschen Augiasstalle „mit der Weisheit Minervas verdaut“. Mirabeau kam bald persönlich, um aus größerer Nähe zu bewundern; sein Bericht ist eine unzweideutige Ablehnung des *„étrange aveuglement d'un si grand homme!“*; so nannte Mirabeau die kleinliche Kurzsichtigkeit, mit der Friedrich II. seinen

Untertanen das Studium auf nichtpreußischen Hochschulen erschwerte, und er fügte hinzu: „Friedrich verachtete sein Volk und verweigerte ihm eine so selbstverständliche Gelegenheit, sich zu erziehen; er förderte den Unterricht und legte ihm ein solches Hindernis in den Weg! Bringen denn einem Lande die Erfahrung und Aufklärung, die seine Söhne auf Reisen im Auslande erwerben, nicht hundertfach das ein, was sie kosten?"

»Aber es war nicht nur im Ausland, daß Friedrich II. das Studieren verbot. Wohl nie hat ein anderer Fürst so ausführlich langatmige Gemeinplätze über den Segen guter Erziehung zusammengestellt wie Friedrich II.; kein anderer hat die „Erziehungsweise der Griechen und Römer" dringender empfohlen oder hat nachdrücklicher eingeschärft: „Es sollten die besten und bedürftigsten jungen Leute, welche die Stipendien am meisten verdienten, ausgesuchet werden" (Kabinettsbefehl vom 1.V. 1779). Wahrscheinlich hat er diese Lieblingssätze der Aufklärungszeit, die er sich so fleißig schreibend eintrichterte, gelegentlich auch befolgt. Aber verstanden hat er sie kaum; sonst wären Fälle wie der folgende unmöglich gewesen. Der Geograph A. F. Büsching, der seit 1766 an führender Stelle im Berliner Schulwesen stand, berichtet:[1]

»„Der König verfuhr (bei der Wahl der vom Oberkonsistorium vorgeschlagenen Stipendiaten) je nachdem Er jedesmal aufgeräumet war... 1779 war unter den fähigsten, geschicktesten und bedürftigsten Jünglingen einer aus Berlin, dessen Vater als Spritzenmacher angegeben wurde. Der König schrieb an den Rand: ‚was will ein feuerspritzen Meisters Sohn Studieren, der mus Feuer Spritzen vom Vahter lernen. Die andern Müsen ausgesuchet werden nach *Capassité*'". Nicht wahr? *Serenissimus simplicissimus*, wie er leibt und lebt! Aber der treue Oberkonsistorialrat Büsching fährt unbeirrt fort (oder spottet er?): „Dieses Beispiel, wie sehr der König sich in das Kleine und Beson-

dere der Regierungsgeschäfte eingelassen habe, muß die Leser sehr für ihn einnehmen.“

»Ebenso rühmen auch noch heute preußische Geschichtschreiber den Ernst, mit dem Friedrich II. seinen Beruf als Aufklärer aufgefaßt haben soll, und sie berufen sich ungestört auf Friedrichs Behauptungen wie: „Die Sorge für die Erziehung ist eine wichtige Pflicht der Fürsten, die sich bei mir bis auf die Dörfer erstreckt. Das ist das Steckenpferd meines Alters“, oder „Es ist meine Hauptbeschäftigung, in meinen Ländern die Unwissenheit und die Vorurteile zu bekämpfen, die Köpfe aufzuklären...“ und andere Äußerungen aus Briefen an die im Auslande lebenden Freunde der Aufklärung, d'Alembert, Voltaire oder andere Männer, die kaum die volkstümliche Anwendung der Erziehungsgrundsätze gebilligt hätten, welche der König in Gegenwart Lucchesinis für preußische Prinzen passend erklärt hatte.

»Friedrich scheint in demokratischster Weise nicht nur den Prinzen, sondern allen seinen Untertanen dieselbe „nicht eben gewählte Erziehung“ gegönnt zu haben, was später den Berliner Bewunderer friderizianischer Größe Gustav Schmoller zu der Behauptung hinriß: „Friedrich der Große stellte alle Macht und Organisation des Staates in den Dienst großartiger geistiger und materieller Kulturpflege, einer fast staatssozialistisch zu nennenden Volkswirtschaft.“ Zusammenfassender als Lucchesinis verstreute Angaben über friderizianische Erziehungsweisheit ist die Mitteilung, die der Münchener Akademiepräsident Heigel dem Kammerpräsidenten Goethe über das friderizianische Volksschulwesen heute machen könnte. Friedrich II. starb 1786. Heigel schreibt: „Bis zu dem Schulgesetz von 1787 lag das Schulwesen in ärmlichen Anfängen; es gab nur 195 Schulmeisterstellen, die Einkommen über 100 Thaler abwarfen, 30 Lehrer hatten weniger als 80 Thaler; nicht selten war der Hirte oder Nachtwächter

im Besitz des Schulamtes; seit 1779 waren viele Invaliden angestellt worden, darunter solche, die selbst nicht lesen und schreiben konnten."[1]

»Da Goethe sich oft mit den Angelegenheiten der Hochschule von Jena befassen mußte, hätte er von Lucchesini wahrscheinlich gern erfahren, wie Friedrich II. seine Behandlung der preußischen Hochschulen mit den Anschauungen über höhere Erziehung zusammenreimte, die sich in der königlichen *dissertation* von 1780 so ausführlich vorgetragen finden. Die Lage des preußischen Hochschulwesens unter Friedrich II. hat der Leipziger Professor Lamprecht folgendermaßen geschildert: „..gefördert wurde an den Universitäten höchstens die Philosophie; im übrigen mußte Halle mit einem Etat von 18116 Thalern, Königsberg gar mit einem solchen von 6100 Thalern auskommen."

»Weniger byzantinisch als Schmoller mit seiner „großartigen geistigen Kulturpflege" Friedrichs II. sagte darum auch der ehrliche alte Dohm (Denkwürdigkeiten, IV. 439): „Der größte Vorwurf, der dem König Friedrich in bezug auf die sittliche Bildung seines Volkes gemacht werden muß, ist unstreitig der, daß er für die Erziehung der Jugend so wenig getan hat." Nicht dank Friedrich II. und seiner „geistigen Kulturpflege", wie die preußischen „Historiker" wollen, sondern trotz Friedrich und dank seinem Tode und dank des ihn verabscheuenden Klopstock und der vom König geschmähten Goetz, Goethe und ihrer verachteten Sprache und Literatur, konnte sich Deutschland nach dem preußischen Zusammenbruch wieder einen und erheben.

»Trotzdem sich nicht wenige von Friedrichs II. viele Bände füllenden Schriftwerken philosophisch, poetisch und geschichtswissenschaftlich gebärden, ist es schwer, bei ihm an ernst zu nehmendes Verständnis für geistiges Leben zu glauben, wenn man immer wieder seine Beweise von selbstzufriedener Begriffsstutzigkeit findet wie etwa die Antwort an den Mediziner Bloch (*Oeuvres* XXVII, 3), der 1781

eine wissenschaftliche Arbeit über Fische herausgeben wollte und um Einsendung seltener Exemplare durch die Kriegs- und Domänenkammern bat. Der König antwortete: „Es ist nicht nötig, von den Kammern eine solche Liste einzufordern. Denn das wissen sie hier schon allerwegs, was es im Lande für Fische gibt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten, ausgenommen in Glatz. Da ist eine Art von Fischen, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen. Die hat man weiter nicht. Sonsten aber sind hier durchgehend einerlei Fische, die man alle weiß und kennt. Davon ein Buch zu machen, würde unnötig sein; denn kein Mensch würde ein solches kaufen." Hätte eine Waschfrau ebenso altklug antworten können wie dieser königliche Mäzen der Wissenschaften? Oder lesen Sie beim preußischen Historiographen Preuß (Urk. II. 231) Berichte wie diesen aus dem Jahre 1772: „Der Academicien Bitaubé, welcher die Geschichte der Republik Holland herausgeben will, bittet dem König um einen sechsmonatlichen Urlaub nach Holland." Hierzu schrieb der Philosoph von Sanssouci folgende Marginalie: „Er kann hier *historie* Schreiben, was braucht er deßhalb herum zu laufen."

»Hätte Goethe, wenn er unter der Fuchtel Friedrichs II. gestanden und von ihm Erlaubnis zur italienischen Reise hätte erbitten müssen, mehr Glück gehabt als der Academicien Bitaubé? Vielleicht; wenigstens bekam der berühmtere Professor Sulzer, als er „bat, seiner Gesundheit wegen, sich den Winter in Italien aufhalten zu dürfen", von Friedrich II. den Bescheid (Preuß, Urk. II. 233): „wenn er nach *Italien* gehen Will, Kann er thun. Ich habe aber Noch nicht gehört daß einer in *Italien* gesund geworden der in Deutschland krank gewessen." Goethe hatte derartiges schon gehört!

»Auch der König hatte es schon gehört, „je nachdem er aufgeräumet war". Als er sich mit seiner Bayreuther Schwester nach scharfem Zwist ausgesöhnt hatte, schrieb er ihr,

vor ihrer Abreise nach Italien, am 22. September 1754: „Ich möchte Dich auf meinen Händen hintragen, damit Du dort wiederhergestellt wirst. Allem Anschein nach wird das milde Klima Dir gut tun." Und es hätte ihr sehr gut getan, wenn der große König sie nicht einige Jahre später mit dem „Blitzschlag" seiner Kriegserklärung getroffen und der vor Erregung „zwischen Tod und Leben Schwebenden" „den Dolch ins Herz gestoßen" hätte. Lesen sie ihre Briefe vom 26. Juni und 18. Oktober 1756 und vom September 1757.[1]

»Einen schwindelnden Gipfel erreichte der große Friedrich mit seinen königlichen *Capricen,* zu deutsch Bocksprüngen, in seinen Urteilen über die deutsche Literatur, von denen Lucchesinis Tagebuch manches berichtet, und die der König in seinem literarischen Testament zusammengefaßt hat. So darf man wohl die berüchtigte *dissertation* nennen, in welcher der Weise von Sanssouci über die deutsche Sprachverwirrung klagte und im Jahre 1781 klipp und klar behauptete: „Was in Schwaben geschrieben wird, ist in Hamburg unverständlich. Es ist also physisch unmöglich, daß selbst der genialste Schriftsteller diese rohe Sprache ausgezeichnet meistern kann." Goethe, dem so ja die physische Lebensmöglichkeit fehlte, wurde darum von Friedrich dem Großen ausdrücklich als Verfasser „ekelhafter Plattheiten" gebrandmarkt.

Könnte es etwas Lächerlicheres geben als die Versuche — wie sie Erich Schmidt, Suphan und andere gewagt haben — heute noch die Serenissimus-Haltung Friedrichs II. gegenüber der deutschen Literatur mit Kindermann-Gebärde entschuldigen oder gar rechtfertigen zu wollen? Des Königs Bekenntnis, Deutsch nur „wie ein Kutscher" sprechen zu können (wenn er das wenigstens gekonnt hätte!), wird von Erich Schmidt „launig" genannt; Koser, etwas weniger kratzfüßelnd, wagt es eine „nachträgliche Selbstanklage" zu nennen. Friedrich II. urteilt schärfer: in seiner *disser-*

tation spricht er von „unserer Schande“, die Meister der deutschen Sprache „weder zu erkennen noch zu feiern“, zum Beispiel „den berühmten Quandt von Königsberg“. Trotz dieser wahrhaft landesväterlichen Fürsorge um den unbedeutenden Königsberger Prediger Quandt (wie man sich freuen würde, wenn man denken dürfte, es handle sich um einen Druckfehler, und Friedrich II. habe doch wenigstens einmal etwas von den großen Deutschen seiner Zeit zu ahnen vermocht!) hat der König – „der die Unwissenheit zu bekämpfen“ seine „Hauptaufgabe“ nannte und der auf seinen Universitäten „höchstens die Philosophie“ förderte – nie die Größe des Königsberger Philosophen Kant „erkannt oder gefeiert“. Und doch war Kant beim Tode des gleichgültigen Königs schon 62 Jahre alt und sollte als Greis noch erfahren, was das wahre Gesicht der preußischen Aufklärung war, das sich hinter der Gleichgültigkeit Friedrichs verborgengehalten hatte. Friedrich II. hatte versäumt, seinen Nachfolger auf die Bedeutung des kategorischen Imperativs und der deutschen Philosophie aufmerksam zu machen; statt dessen hatte er die Akademie, der einst ihr Gründer Leibniz die Pflege der deutschen Sprache empfahl, französisch gemacht und ihr befohlen, nur Französisches zu veröffentlichen, und geißelte dann in seiner *dissertation* die „pedantische Eitelkeit“ der deutschen Gelehrten, sich nicht der deutschen Sprache zu bedienen; er hat 46 Jahre lang nur Franzosen und französisch Sprechende an seinen Hof gezogen und tadelte in seiner *dissertation* die deutschen Höfe darum, daß sie durch ihr Französischsprechen die Entwicklung der deutschen Sprache verzögert haben.«

Manfred fuhr fort: »Goethe hat in einem Briefe aus Italien an Karl August gesagt, er habe die Besuche bei Lucchesini gemacht, um Näheres über des Herzogs militärische Tätigkeit im preußischen Heere zu erfahren; es liegt nahe, daß es nicht ausschließlich Heeressachen waren, die er erfah-

ren hat. Es gab da mehrere Gedankengänge, in denen für Goethe Aufklärung durch Lucchesini wertvoll sein mußte: man darf annehmen, daß Lucchesini Auskunft darüber geben konnte, wie Friedrich II. dazu gekommen war, gerade Goethe zum Ziel seines Angriffs in der *dissertation sur la litterature allemande* zu machen, und ob dieser Angriff vielleicht etwas mit Friedrichs neuem Günstling, dem Grafen Goertz, zu tun hatte, von dem Lehndorff sagt, Goethe habe ihn in der Gunst Karl Augusts verdrängt.

»Die Bemerkungen, die sich in Lucchesinis Tagebuch über deutsche Literatur finden, sind wie zusammengefaßt in der Aufzeichnung vom 24. Mai 1783: „Von der deutschen Literatur sprach er mit Verachtung und sagte, solange man keine klassischen Schriftsteller besitze, um der Sprache Glanz und Licht zu geben, würden wenig Fortschritte gemacht werden. Er gibt zu, daß damit endlich ein Anfang gemacht worden sei. Den Dichter Canitz, der zur Zeit seiner Großmutter, einer literarisch gebildeten Frau, starb, schätzt er.“ Diese Bemerkung wurde zweieinhalb Jahre nach dem Erscheinen von Friedrichs *dissertation sur la littérature allemande* gemacht, und sie ist wertvoll, weil sie wieder die Unverwüstlichkeit friderizianischer Vorurteile zeigt: Friedrich II. war also unbekümmert geblieben von der auf die *dissertation* folgenden Flut von gutherzigen Versuchen, ihn darüber aufzuklären, daß seit dem Tode des vor mehr als 80 Jahren verstorbenen preußischen Hofpoeten Canitz Fortschritte im deutschen Schriftwesen gemacht worden sind. Hamann, der etwas schärfer gegen die königliche Unwissenheit zu Felde ziehen wollte, war — von dem mit Berliner Verhältnissen vertrauten Nicolai — gewarnt worden, nicht gegen die *dissertation* zu schreiben, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, mit dem Spandauer Gefängnis bekannt zu werden. Auch Goethe hatte damals die Lust verloren, „vergebens zu kämpfen“, und hatte seine Antwort halb vollendet liegen lassen.«

Hegemann: »Ich weiß von Friedrichs des Großen *dissertation sur la littérature allemande* nur, daß sie gerühmt wird als glänzender Beweis für Friedrichs Sehergabe, weil er darin von der kommenden Größe der deutschen Literatur spricht und sich selbst einen Moses nennt, der sich nach dem gelobten Lande deutscher Sprachvollendung sehnt.«

Manfred: »Solche Floskeln des Königs gefallen seinen Verehrern gut; schön wärs, wenn sie ernst genommen werden dürften. Aber im selben Atem, in dem Friedrich als sehnsüchtig trauernder Moses heuchlerisch das gelobte Land der kommenden deutschen Literatur zu sehen vorgab, schrieb er an d'Alembert: „Das Grab Voltaires wird das Grab der schönen Künste sein ... Man verläßt die Welt mit weniger Bedauern zur Zeit der Dürre als zur Zeit des Überflusses." (*Oeuvres Posth.* XII, 39.)

»Man darf hoffen, daß Goethe von Lucchesini über die besondere Abneigung des Königs gegen den Dichter des Götz wenigstens durch einen Hinweis auf die Abneigung getröstet wurde, die der König gegen Aristophanes, Plato und Horaz in den Unterhaltungen mit Lucchesini bekannt hat. Daß Friedrich II. einen Gedanken aus der Henriade Voltaires höher schätzte als die ganze Ilias, hatte er ja schon früher veröffentlicht. – Hier finde ich eine Bemerkung Lucchesinis, aus der man wohl entnehmen darf, daß Friedrich der Große mit eigentümlichem Scharfsinn alle Literaturwerke in zwei Arten teilte, nämlich gute und schlechte, die guten sind von Voltaire oder von Voltaire ausdrücklich gutgeheißen; die anderen sind schlecht. Am 2. Oktober 1780 berichtet Lucchesini in seinem Tagebuch über die Gespräche an des Königs Mittagstafel: „Es wurde ziemlich viel von Literatur gesprochen, von der Dürftigkeit der deutschen Bühne und der geringen Anzahl guter italienischer Trauerspiele; von den englischen Dichtungen, von dem schwachen Eindruck, welchen die Lektüre der griechischen Trauerspiele macht, von dem schlechten Ge-

schmack der lateinischen Trauerspiele und der Vollendung des französischen Theaters.“ Klingt es nicht, als ob Friedrich II. mit seinem Urteile derart von Voltaire abhängig war, daß er geradezu — ein *snob* genannt werden muß? Mir fällt kein deutsches Wort für *snob* ein; kennen Sie eins?«
Hegemann: »*Snob*? nein.«
Manfred schlug im kleinen Meyer nach und fand: »*Snob*, ungebildeter, vornehmtuender, anmaßender Mensch.« Ich schlug das Tauchnitz-Handwörterbuch auf, das auf dem Tisch lag, und fand: »*Snob*, Flickschuster, prahlerischer Mensch, der für mehr gelten will als er ist.«
Manfred lachte: »Beleidigung der Flickschuster« und fuhr fort: »Bei Friedrichs II. geistigem „Vasallen“-Verhältnis zu Voltaire, wenn ich mich nochmals des Goetheschen Ausdrucks bedienen darf, ist besonders lächerlich die Tatsache, daß Friedrich seinen großen Oberherrn allzu oft nur halb verstand und deshalb beim Wiederholen des Gehörten oder Gelesenen gemeingefährliche Torheiten vorbrachte. Wenn zum Beispiel Friedrich II. auf die „ekelhaften Plattheiten“ Goethes und Shakespeares schalt, glaubte er durch Voltaires Äußerungen gegen Shakespeare zu seinen unköniglichen Verunglimpfungen ermächtigt zu sein. Friedrich vergaß dabei nicht nur die Warnung, die ihm Voltaire oft hatte geben müssen[1]: „Nicht so viele *Injurien!*“, sondern er übersah auch, daß im Jahre 1867 der große Wiener Grillparzer die Berliner Verunglimpfungen mit folgender Würdigung der größeren Pariser und Londoner Handwerksgenossen ablehnen würde; Grillparzer schrieb: „Es ist immer nur die Rede von den Verunglimpfungen, die sich Voltaire gegen Shakespeare erlaubt habe. Er war aber sehr empfänglich für seine Vorzüge.“ Ein weniger schmähsüchtiger Friedrich hätte also bei aller Ergebenheit für Voltaire ein gutes Haar an Shakespeare und seinem Schüler Goethe lassen können. Auch wurde schon zu Friedrichs II. Zeit Shakespeare von so streng akademisch gerichteten angesehnen

Beurteilern wie Samuel Johnson (1709–84) begeistert gewürdigt. Aber Friedrich glaubte sich auf Lebzeiten eingedeckt, wenn er sich eine zufällige Äußerung des achtzehn Jahre älteren Voltaire einprägte. Voltaire hatte ihm auch die Gedichte des Mittelalters noch nicht empfohlen. Aber sie wurden längst so allgemein bewundert, daß Chatterton und Macpherson (Ossian) schon kurz nach dem Siebenjährigen Krieg mit ihren genialen Fälschungen ein fruchtbares und vielumstrittenes Feld fanden. Als aber Professor Myller 1782 endlich seine Sammlung mittelalterlicher Gedichte dem weisen König von Preußen widmete, erhielt er von ihm die Antwort: „In meiner Büchersammlung werde ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen“ (Preuß III, 335). Man darf sich nicht darüber wundern, daß es verknöcherte alte Herren gibt; aber es ist lächerlich, wenn einem derartigen Herrn hartnäckig seherische Weisheit angedichtet werden soll.

GOETHES LITERARISCHER FELDZUG GEGEN FRIEDRICH II.*

»Aber zurück zu Lucchesini. In Neapel wurde Goethe von Lucchesini vielleicht auch darüber aufgeklärt, daß Friedrichs II. *De la littérature allemande* mindestens dreißig Jahre vor der Veröffentlichung geschrieben worden ist – wie das Hans Droysen für uns Nachfahren festgestellt hat; Suphan weist ja sogar den Ursprung in einem Briefe von 1737 nach. Der landesunväterliche König hat sich also nicht gescheut, als Greis den Deutschen eine seit dreißig bis vierzig Jahren überholte Jugendarbeit an den Kopf zu werfen, eine Arbeit, aus welcher noch die haltlose Franzosenschwärmerei des Knaben spricht, der die barbarische Zuchtrute

* Über die Frage nach dem Einfluß Friedrichs des Großen auf die deutsche Literatur hat Manfred später ausführlicher gesprochen; vgl. das vierte Gespräch.

des deutschtümelnden Vaters nicht vergessen konnte. Der scharfsinnige Friedrich hatte auch 1780 noch nicht bemerkt, daß die am Hofe seines Vaters herrschende Barbarei etwas spezifisch Preußisches war, das mit deutschem Wesen und deutscher Literatur ebensoviel und ebensowenig zu tun hatte wie die „Poesien" und die haltlose Franzosenanbetung Friedrichs des Großen. Friedrich II. konnte auch auf dem Gipfel seines Ruhms die Demütigungen, Gehässigkeiten und Voreingenommenheiten seiner Jugend nicht überwinden. Man kann verstehen, daß angesichts solcher Enthüllungen Goethe die Galle aufgestiegen ist, und daß damals der Entschluß zu der scharfen Entgegnung gereift ist, die er bald darauf dem unköniglichen Übergriff zuteil werden ließ.«

Hegemann: »Wovon sprechen Sie? Hat nicht Goethe seine Entgegnung auf die *dissertation* schon vor der italienischen Reise geschrieben und unterdrückt?«

Manfred: »Unterdrückt hat er wohlweislich die Entgegnung, von der er in dem Brief von 1781 spricht, der auch die berühmte Stelle über die „eigensinnige, voreingenommene, unrektifizierliche Vorstellungsart" Friedrichs II. enthält. Aber Goethes Aufsatz: „Litterarischer Sanscülottismus" enthält eine Antwort gegen Friedrichs II. *dissertation,* wie sie klarer und schärfer nicht gegeben werden kann, wenn auch mit Rücksicht auf vielerlei, zum Beispiel auf den in preußischen Diensten stehenden Karl August, der Name des preußischen Angreifers nicht ausdrücklich genannt, sondern ein kleinerer, ungenannt bleibender Sünder vorgeschoben ist, um den sich Goethe im gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl kaum gekümmert hätte. Es ist vielleicht kein Zufall, daß dieser Aufsatz gerade im Jahre 1795 erschienen ist, als Preußen wieder einmal die deutsche Sache verriet.«

Als ich bedauerte, diesen Aufsatz nicht zu kennen, hatte ihn Manfred schon zur Hand; er lachte beim ersten Blick

in das Buch und sagte: »Um etwaige Zweifel zu zerstreuen, gegen wen diese scharfe Abwehr gerichtet ist, geht ihr ein kräftiges Wort gegen preußische Dichterei und eine Ablehnung des friderizianischen Grenadiersängers voran, die „Vater Gleimen ins Gesicht sagt, was Deutschland schon seit dreißig Jahren weiß, was aber so viele gesellige Verehrer und so viel fuß- und bauchfällige Klienten des einflußreichen Mannes einander nur fromm ins Ohr sagten, daß Vater Gleim sehr schlechte Verse mache“[1]. Diese Goethesche Würdigung des friderizianischen Heldenverehrers schließt mit einem mitleidigen Blick auf Friedrich Wilhelms I. Tabakskollegium und seine kaum verbesserte Fortsetzung in Sanssouci – das Schnupftabakskollegium, wenn Sie wollen: „Wer erinnert sich nicht“, ruft Goethe, „eines Gundling, Taubmann, Morgenstern, Pöllnitz, d'Argens, Icilius und mancher anderen, welche mit mehr oder weniger Würde, in guten Stunden dem Herrscher und dem Hofe zum Plastron dienten und sich dagegen auch als wakkere Klopffechter etwas herausnehmen durften.“ „Und mancher anderen?“ und „mit mehr oder weniger Würde“?: Goethe war zu höflich, den damals zu Amt und Würden aufgestiegenen Lucchesini bei Namen mitzunennen.«

Manfred hielt inne und sagte nach einigem Nachdenken: »Eine fesselnde Frage: ob ein nahes Freundschaftsverhältnis für einen König und gar für so „merkwürdige Fürsten“ wie Friedrich Wilhelm I. oder Friedrich II. möglich, ob es statthaft ist, ob es nicht notwendigerweise in schmachvolle Hofnarretei herabsinken muß?«*

Manfred blieb lange nachsinnend; dann fiel sein Auge wieder auf Lucchesinis Tagebuch, und er fuhr fort: »Es sieht aus, als ob Goethe an die Stelle in Lucchesinis Tagebuch angeknüpft hätte, wo es von Friedrich II. heißt: „Von der

* Über diese Frage hat Manfred später ausführlich gesprochen; vgl. das fünfte Gespräch über Friedrich II. und die geprügelten Dichter.

deutschen Literatur sprach er mit Verachtung und sagte, solange man keine klassischen Schriftsteller besitze..." und so weiter. Klassisch? Hier ist Goethes königliche Antwort: „Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für klassisch hält und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrenen Prätentionen eines Thersiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse... Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Konsequenz nicht vermißt; wenn er selbst, vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisieren."

»Wer wäre mehr für das Fehlen wahrhaft großer Begebenheiten in der Geschichte der Deutschen und für das Fehlen der von Goethe geforderten bedeutenden Einheit verantwortlich gewesen als Friedrich II., dessen sechsundvierzigjährige Regierung ein ununterbrochener offener oder verschleierter Aufruhr gegen den Kaiser, gegen die edelste, größte Fürstin, ein beständiger würdeloser Bürgerkrieg gewesen ist, und mit dem kaum einer der großen deutschen Schriftsteller hat „sympathisieren" können, weder Lessing noch Klopstock, noch Schiller, noch Goethe; alle haben sich, nach einem ehrlichen Versuche, zu bewundern, abgewandt. Hören Sie, wie Goethe fortfährt:

»„Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein klassischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird,

wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anständig bedauern." Wer hätte es mehr an dieser Ehrfurcht, an diesem Anstand fehlen lassen als Friedrich II.?, schuf er doch gerade in seiner Hauptstadt so besonders ungünstige „Bedingungen, unter denen ein klassischer Schriftsteller", „einer der besten Deutschen gearbeitet hat", daß dieser Lessing verbittert davonging.

»„Der deutschen Nation", so fährt Goethe fort, „darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammenhält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnten." Was hätte mehr dazu beigetragen, diese Zerstückelung unheilbar zu machen, als die schlesischen Bürgerkriege Friedrichs II.? Und was sind die Umwälzungen, von denen Goethe spricht, anderes als die für die Rettung Deutschlands unvermeidliche Beseitigung des preußischen Partikularismus? Ist es nicht, als ob Goethe im Jahre des Baseler Friedens schon die Notwendigkeit des Jahres 1806 und noch viel ernsterer Dinge angekündigt hätte?[1]

»Goethe fährt fort: „Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsere Lage, wie sie war und ist, man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurteilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfänden und nach einer Art, in einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten." Wessen Pflicht war es eher als Friedrichs II., und welcher Ort war, wirtschaftlich, bequemer zur Schaffung des von Goethe geforderten geistigen Mittelpunktes als Berlin, wo der prächtigste Hof Europas gehalten wurde — Liselotte

von der Pfalz staunte in Paris über die ihr zugehenden Berichte von der Berliner Pracht—und wo Geld für die Akademie Leibnizens vorhanden war zu einer Zeit, in der Wien sich erschöpfte im ruhmreichen Kampfe gegen Franzosen und Türken, und in der Prinz Eugen vergeblich versuchte, für seinen Freund Leibniz die Mittel flüssig zu machen, die zur Gründung einer Akademie in Wien erforderlich gewesen wären. Friedrich hatte die verfallene Berliner Akademie wieder erneuert und hatte in seiner französischen „Ode über die Erneuerung der Akademie" sein „Vaterland" dazu beglückwünscht, daß von nun an wieder „die schönen Künste Sieger sein würden über Vorurteil, Irrtum und Barbarei". Dann aber hat er die nach einem „Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung" suchenden, bittenden Deutschen vom Range Winckelmanns, Lessings, Klopstocks von sich gestoßen und hat es mit seltenem Ungeschick verstanden, sich Ausdrücke der Verachtung von allen Fürsten der deutschen Literatur zuzuziehen. Ihre Leiden schildert Goethe in seiner Abwehr des „Literarischen Sanscülottismus" folgendermaßen:

»„Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; ... so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie sich nach außen umzusehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen!

Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vorteil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen, als Deutschen sich früher zu entwickeln." Wen träfe das eher als Friedrich II., der alles Deutsche von seinem Hofe verbannte und dann obendrein die Stirn hatte, die deutschen Höfe wegen ihrer Ausländerei zu tadeln? Es ist, als ob Goethe in seiner ergreifenden Schilderung die Leiden Winckelmanns und Lessings, die Klagen Herders, ja Klopstocks Abhängigkeit vom Ausland, die heldenmütigen Anstrengungen und Entsagungen des kleinen Weimarer Hofes und, doch auch, Schillers Untergang schon vor Augen gehabt hätte. Ja, auch an Schillers Tod ist Friedrich II. nicht unschuldig, denn Schiller hätte sich nicht zu Tode gearbeitet, wenn man in Berlin früher oder durchgreifender von Friedrichs II. Gewohnheit abgegangen wäre, Jahresgehälter nur an Nichtdeutsche zu zahlen. Schiller starb gerade, als er die Berufung nach Berlin erhielt.

»Auf die Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit, mit der Friedrich II. den Großen seines Volkes begegnete, trifft Wort für Wort jeder der bitteren Sätze zu, mit denen später Nietzsche dieselbe Verständnislosigkeit bei den bildungsstolzen deutschen Philistern, diesen treuen Erben der geistlosen friderizianischen Anmaßungen, gegeißelt hat. Der Klang und die Schärfe dieser Sätze Nietzsches erinnert so eigentümlich an Goethes Abwehr des friderizianischen Sanscülottismus, daß man glauben könnte, Nietzsche habe den Aufsatz Goethes fortsetzen wollen. Klingt es nicht, als richtete sich Nietzsche gegen Friedrich II. und seine *dissertation,* wenn er, wie Goethe an das deutsche Mißverstehen des Begriffs „klassisch" anknüpfend, ruft: „Wie ist es nur möglich, daß ein solcher Typus, wie der des Bildungsphilisters, entstehen und, falls er entstand, zu der Macht eines obersten Richters über alle deutschen Kulturprobleme heranwachsen konnte?" Und dann geißelt Nietz-

sche mit Worten, von denen wieder jedes auf Friedrich II. zutrifft, den Philister, der keinen Blick hat „für jene verzehrende Not, die Lessing durch das Leben trieb, kein Gefühl, daß ein solcher Mensch wie eine Flamme zu geschwind abbrannte, keine Entrüstung dafür, daß die gemeinste Enge und Armseligkeit aller seiner Umgebungen" (vor allem in Berlin, im „sklavischsten Lande Europas") „so ein zart erglühendes Wesen trübte, quälte, erstickte ..." — Nietzsche fährt fort: „‚Bedauert doch', ruft uns Goethe zu, ‚den außerordentlichen Menschen, daß er in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte" (Lessing lebte eben in der herrlichen Zeit Friedrichs II.), „daß er immerfort polemisch wirken mußte.' Wie, ihr, meine guten Philister, dürftet ohne Scham an diesen Lessing denken, der gerade an eurer Stumpfheit ... zugrunde ging, ohne ein einziges Mal jenen ewigen Flug wagen zu dürfen, zu dem er in die Welt gekommen war? Und was empfindet ihr bei Winckelmanns Angedenken, der, um seinen Blick von euren grotesken Albernheiten zu befreien, bei den Jesuiten um Hilfe betteln ging und dessen schmählicher Übertritt nicht ihn, sondern euch geschändet hat?" (1763 schrieb Winckelmann: „Es schaudert mich vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und den Schinder der Völker denke." Damit meinte Winckelmann den König von Preußen und rief: „Lieber ein beschnittener Türke als ein Preuße!"[1] Nietzsche fährt fort:) „Ihr dürftet gar Schillers Namen nennen, ohne zu erröten? Seht sein Bild euch an! Das funkelnde Auge, das verächtlich über euch hinwegfliegt, diese tödlich gerötete Wange, das sagt euch nichts? Da hattet ihr so ein herrliches, göttliches Spielzeug, das durch euch zerbrochen wurde ... Bei keinem Lebenswerk eurer großen Genien habt ihr mitgeholfen, und jetzt wollt ihr ein Dogma daraus machen, daß keinem mehr geholfen werde?" (Friedrich II. hat sich seiner Gleichgültigkeit für die deutsche Literatur geradezu gerühmt.[2]

Nietzsche fährt fort:) „Bei jedem Lebenswerk eurer großen Genien wart ihr jener ‚Widerstand der stumpfen Welt', den Goethe in seinem Epilog zur Glocke bei Namen nennt, für Jeden wart ihr die verdrossenen Stumpfsinnigen oder die neidischen Engherzigen oder die boshaften Selbstsüchtigen; trotz euch schufen jene ihre Werke, gegen euch wandten sie ihre Angriffe, und dank euch sanken sie zu früh, in unvollendeter Tagesarbeit, unter Kämpfen gebrochen oder betäubt, dahin. Und euch sollte es jetzt, *tamquam re bene gesta*, erlaubt sein, solche Männer zu loben!"

(Friedrich rühmte sich im Gespräch mit Mirabeau geradezu der guten Fortschritte, die von der deutschen Literatur dank der Königlichen Gleichgültigkeit gemacht wurden. Nietzsche fährt fort:) „Wahrhaftig, wir brauchen einen Lessing, rief schon Goethe, und wehe allen eitlen Magistern und dem ganzen ästhetischen Himmelreich, wenn erst der junge Tiger, dessen unruhige Kraft überall in schwellenden Muskeln und im Blick des Auges sichtbar wird, auf Raub ausgeht!" Also sprach Nietzsche.

»Dieser junge Tiger wird kommen! Einstweilen sind hier die heiteren Worte, mit denen Goethe seine Abwehr des „literarischen Sanscülottismus" schließt, und von denen wieder jedes Friedrichs II. neunmalweise, überständige *dissertation* trifft:

»„Viel zu spät kommt der Halbkritiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

»„Üble Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jedermann gut schreibt...

»„So sieht ein heiterer, billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man entferne

ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmutig, die Teilnehmer lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten.“«

Nachdem Manfred diese Worte Goethes vorgelesen hatte, blieb er wieder eine Weile nachdenklich. Dann fuhr er fort: »„Ein billigdenkender Deutscher“ – das gerade war Friedrich II. nicht; weder billigdenkend, noch deutsch. Er hat sich seine Züchtigung selbst zugezogen.

WEITERE GABEN AUS FRIEDRICHS »TEMPEL DER GROSSEN MÄNNER«

»Keine der Folgen von Friedrichs II. schöpferischer Unfähigkeit aber hat Goethe härter betroffen, keine hat der Verfasser des „Literarischen Sanscülottismus“ schärfer gegeißelt als die Nichterfüllung des friderizianischen Versprechens, eine geistige Hauptstadt zu schaffen, „Berlin zum Tempel der großen Männer zu machen“, wie es im blumigen Stil Friedrichs II. verheißen worden war. Wie klar Goethe wußte, was ihm in Weimar fehlte, kann man aus den Schilderungen ersehen, die er von geistigen Weltstädten, von Rom und besonders von Paris gemacht hat, „wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reichs auf einem Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern“ usw., von dem „Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten Male findet“. Man bemerkt hier auch bei Goethe die Überschätzung von Paris und die Unterschätzung Londons, die dem Bewohner des festländischen Europa, nicht aber einem Angelsachsen begreiflich sein kann, nachdem Voltaire und selbst Goethe doch viele ihrer

wichtigsten Anregungen auf dem Gebiete der Dichtung, Politik und Philosophie aus London geholt und dann im übrigen Europa „in Kurs gesetzt" haben. Aber für Goethe handelte es sich ja nicht um eine Wahl zwischen Paris oder London; nein, er hätte dankbar mit Wien und später gar mit Berlin vorlieb genommen, wenigstens lassen manche Briefe an Zelter erkennen, daß er sich von der nicht abzumessenden Öde seiner Kleinstadt manchmal sogar in Berlin — das ja nach Friedrichs Tode romantisch auflebte — erholen zu können glaubte, obgleich er es weislich nie auf einen Versuch ankommen ließ.«

Manfred ließ seine Augen auf den scharfen Felsenumrissen des tiefblauen Capri ruhen und fuhr fort: »Ja, es ist begreiflich, wenn Goethe hier in Neapel mit einer eigentümlichen Mischung von Mitleid und Neid, von Neugier und beinahe Ehrfurcht dem Marquis Lucchesini lauschte, der sechs Jahre lang täglicher Tischgenosse Friedrichs des Großen gewesen war.«

Hegemann: »Ob wohl dieser Marquis Lucchesini, den Goethe so bewunderte, wirklich ein Weltmensch im Sinne Goethes gewesen ist?«

Manfred: »Wenn man will und – ein Körnchen Salz zugibt. Zur selben Zeit wie den Marquis Lucchesini bewunderte Goethe auch die Lazaroni Neapels und rühmt ihnen nach: „Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen." Könnte man einen der wichtigsten Wesenszüge des Weltmannes besser kennzeichnen? Gerade diese Lazaroni haben für Goethe viel vom Weltmenschen im besten Sinne des Wortes — besonders den guten moralischen Magen — und ich glaube, der bewunderte Marquis Lucchesini hatte auch viel vom Lazarone im schlechtesten Sinne des Wortes. Als Goethe diesen italienischen Marquis so warm lobte, hatte er ihn nur als Gesellschaftsmenschen kennengelernt. Als er ihn während der Kampagne in Frankreich als preußischen Po-

litiker kennenlernte, hat er sich herzlich über ihn geärgert: „Die Anmut und Freundlichkeit, mit der er mich empfing, war wohltätig; nicht so die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünsche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen." Noch viele Jahre später (1815) macht sich Goethes Unwillen Luft gegen die „trefflichen Lucchesinis und Haugwitze", die ihn „ebenso höflich und ebenso schlecht traktiert haben".

»Goethes gewandeltes Urteil stimmt zu der Ablehnung, die dem Politiker Lucchesini seitens des würdigen Lords Malmesbury — der ihn einmal „Italiener und schäbig" und ein andermal „käuflich" nannte — oder des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und auch seitens Napoleons zuteil wurde. Lucchesini war 1802 — 1806 preußischer Gesandter am Hofe Napoleons. Obgleich Lucchesini ebenso franzosenfreundlich war wie Friedrich II., wurde er von Napoleon „Hanswurst" und „Wucherer" genannt[1]; vielleicht sah Napoleon in Friedrichs Schüler einen allzu aufgeklärten Landsmann.«

»Es ist überraschend, daß noch niemand eine Arbeit über Lucchesini geschrieben zu haben scheint. Wer könnte mehr zum Nachdenken anregen als Lucchesini? Friedrich II., Goethe, Napoleon! Gibt es einen anderen Mann, der allen dreien so nahe gekommen wäre wie Lucchesini?

»Wenn Goethe erlebt hätte, was Lucchesini erlebte, dann hätte er sich auch von Napoleon nicht verblüffen lassen. Er wäre „Weltmann" und diese Entwicklung von unsagbarer Bedeutung für deutsches Wesen geworden. Und ich sehe nichts, das Goethe verhindert hätte, sehr viel besser abzuschneiden als Lucchesini, wenn Goethe dieselben Gelegenheiten geboten worden wären wie Lucchesini. Aber kein einsichtiger König und kein gewaltiges volkstümliches Leben (wie etwa das englische Hof- und Verfassungsleben) stellten

Goethe in den „Strom der Welt“, wo zum Beispiel Shakespeare, Milton, Molière, Racine und Voltaire gestanden haben. Lucchesini war sechs Jahre lang Friedrichs täglicher Tischgenosse. Lucchesini war zwei Jahre jünger als Goethe, und er war in sein Amt bei Friedrich II. etwa damals eingetreten, als Lessing starb, welchen Oberst Guichard-Icilius (der durfte sich allerlei erlauben[1]) dem König zweimal vergebens als Bibliothekar aufzudrängen versucht hatte. Friedrich II. zog vor, statt Lessings sich einen unbedeutenden französischen Benediktinermönch zu verschreiben, und triumphierte: „Sehen Sie, ich komme auch ohne Deutsche aus!“ Was würde es für den Ruhm Friedrichs bedeuten, wenn man heute sagen könnte, daß Lessing sein Bibliothekar, und daß Goethe dessen Nachfolger und Friedrichs letzter Vertrauter gewesen sei! Soll man sich darüber freuen, daß Goethe die Enttäuschung erspart blieb, die ihm sicher zuteil geworden wäre, wenn ihn der Gott der Deutschen, oder der Böse oder eine Laune des großen Friedrich nach Sanssouci berufen hätte anstatt des jüngeren Lucchesini?«

Hegemann: »Warum sicher? Vielleicht im Gegenteil!«

Manfred: »Wie heißt es im „Götz“?: „weil bei näherer Bekanntschaft mit den Herren der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet, den uns eine neblichte Ferne um sie herumlügt“. Und doch! ist es nicht ein berückender Gedanke, sich Goethe als Nachfolger Voltaires und Lessings in Sanssouci vorzustellen?! Was das für die von den Grazien gemiedene Mark hätte bedeuten können! Man hat nicht den Mut gehabt, an Friedrichs II. Denkmal in der Berliner Siegesallee Voltaires Büste aufzustellen, und mangels eines namhaften Preußen muß da jetzt Sebastian Bach die Stirne runzeln, weil er einmal aus Leipzig nach Berlin zu Besuch kam und weil statt seiner Friedrich II. sein Leben lang Graun und Hassen verehrte.[2] — Armes Preußen! Bei dem Denkmal Friedrich Wilhelms II., gleich daneben, ist herzhafter zugegriffen worden: obgleich Kant

von Friedrich Wilhelm II., wenn möglich, noch schlechter behandelt wurde als Voltaire von Friedrich II., muß trotzdem Kant das Denkmal des Königs zieren, der viel weniger von ihm gelernt hat als Friedrich II. von Voltaire.

»Welche gewaltige künstlerische Auswirkung wäre denkbar, und welche mephistophelischen Auftritte würden dem zweiten Faust beschert worden sein, wenn Goethe statt Lucchesinis den Lebensabend des „großen" Königs geteilt hätte, vor dessen „*Capricen*" Europa zitterte! „*Capricen* des großen Friedrich", so mußten noch Schiller und Goethe *euphemistisch*[1] sprechen; heute ist die Lust am Deutschen schon so weit gediehen, daß selbst ich als Ausländer in einem guten deutschen Worte den lebendigen Atem der großen Sprache genießen kann, die Luther – Gottsched – Goethe trotz Friedrichs II. „Kutscher"-Gestammel gerettet und geschaffen haben. Ausdrucksvoller als die italienisch-französischen *caprices* erscheint mir: „Bockssprünge des großen Friedrich". Eine Goethesche Schilderung dieser königlichen „Bockssprünge" hätte auf aristophanischen Höhen dahinschreiten können, denn Goethe hat uns ja erklärt: „das sogenannte Lustspiel ist das eigentliche Trauerspiel", und „daß Aristophanes sich über die Menschen moquiert, ist ein Ernst, aber nicht lächerlich". Die Schilderung der „Bockssprünge" des großen Friedrich wäre in Anbetracht der Hunderttausende von blutigen und noch furchtbareren Opfern, die sie gefordert haben, der furchtbarste dionysische Opfergesang, recht eigentlich der größte „Bocksgesang", die τραγῳδία κατ' ἐξοχήν, der Deutschen. Bei der Musik zu Friedrichs Bocksprüngen ist zum Entzücken preußischer Professoren der Gedanke deutscher Weltmacht geschlachtet worden. Als Friedrich II. 1766 (25. III.) sagte: „*Si je reste uni avec la Russie, tout le monde me laissera intact et je conserve la paix*", so war das genau für hundert Jahre und eigentlich für ganz Deutschland gültig. Mit der „deutschen Macht" Österreich wollte Friedrich durchaus

nicht einig sein. Vereint mit Rußland? „Preußen war 1815 bis 1850 fast ein russischer Vasallenstaat“, sagt selbst der borussenfrohe Gustav Schmoller,[1] der Preußen für Deutschland hält. Satyrspiel? Trauerspiel.

»Denn es ist nicht nur etwas Albernes, nein, es ist etwas Grauenhaftes um den vereinsamten alten Friedrich II.! Er erscheint grauenhaft selbst in der rosigsten Beleuchtung, die nachsichtige Augenzeugen, wie der liebenswürdige Fürst von Ligne oder der anschlußsuchende General Bouillé für den „Sieger der dreizehn Schlachten“ versucht haben. Alles, was sie von ihren wenige Tage dauernden Besuchen melden, bestätigt in erstaunlichem Maße die Zuverlässigkeit des Lucchesinischen Tagebuches und des ungünstigen Urteiles über Friedrich II., das sich aus diesem Tagebuche ergibt. — In dem flandrischen Fürsten von Ligne, dessen Vater die Schlacht von Kolin gegen Friedrich entschied und dessen Enkel 1830 die belgische Königskrone ablehnte, sehe ich den letzten Edelmann des heiligen römischen Reiches, die letzte lebendige Verkörperung dieses großen europäischen Gedankens. Er ist ein treuer Diener seiner Kaiserin, der großen Maria Theresia, gewesen, er war ein aufrichtiger Verehrer Kaiser Josephs II. und hat trotzdem Friedrich II. bewundert; er wurde später österreichischer Feldmarschall; er hat Goethe begeistert besungen; er war befreundet mit Voltaire, beliebt am Hofe Maria Antoinettes und wurde zum russischen Feldmarschall ernannt. An seinem Grabe, 1814, hat Goethe ein unvergängliches „Requiem“ gesungen, „dem frohesten Manne des Jahrhunderts, dem Fürsten von Ligne“; in diesem Klagelied der Geister schildert der „Genius“ den Verstorbenen:

In seinem Wesen ist ein ander Wesen,
Ihn hab' ich mir zum Beispiel auserlesen.
Unglück, das sinket, Glück, es steigt;
In beiden sei er froh und leicht!

Verse, die vollkommen wären, wenn sie nicht dem hochdeutschen Ohre die süddeutsche Gebundenheit der Goetheschen Mundart verrieten. – Der frohe Fürst von Ligne („Holder Knabe, froh gesinnet, alles sei dein Eigentum", singt Goethes „Genius" von ihm) hat auch für Lucchesini ein gutes Wort gefunden: „Herr von Lucchesini brachte ohne die geringste Schmeichelei die Unterhaltung des Königs zur Geltung, weil er zuhörte und verstand, weil er vorzüglich gebildet ist und weil seine *honnêteté* und sein Geist dem König und jedermann gleichermaßen gefielen". De Ligne berichtet auch ein bezeichnendes Wort Friedrichs II. über Lucchesini: „Oberst Pinto empfahl einmal dem König, den Marquis von Lucchesini als auswärtigen Gesandten zu verwenden, weil Lucchesini ein Mann von Geist sei. Gerade deswegen, antwortete der König, will ich Lucchesini behalten; ich sende lieber einen Dummkopf, wie Sie zum Beispiel, oder den Grafen Goertz. Und der König ernannte diesen unverzüglich zum Gesandten nach St. Petersburg". Die Namen: Goertz und St. Petersburg sind allerdings im Berichte des Fürsten von Ligne durch Sterne ersetzt; aber es wäre lustig, wenn ich richtig vermutet, und es wäre noch lustiger für Goethe gewesen, wenn ihm Lucchesini diese Begründung für die Wahl des Weimarer Goertz-Antonio zum preußischen Gesandten erzählt hätte, von dem Malmesbury berichtet, daß er gelegentlich scharfe Zurechtweisungen von Friedrich II. erhalten hat. Denn Friedrich sah in seinen Gesandten hauptsächlich „Briefträger".

»Als de Ligne den bewunderten großen König im Gespräche mit bengalischen Schmeicheleien beleuchtete, zeigte Friedrich Selbsterkenntnis und seine oft gerühmte Bescheidenheit, die General Bouillé „etwas gemacht" nannte; Friedrich II. sagte zu de Ligne: *»Vous me voyez trop en beau; demandez à ces Messieurs et mes humeurs et mes caprices; ils vous en diront des belles sur mon compte«.* – *»Ces Messieurs«,*

das sind Pinto und der Bruder des Grafen von Goertz und Lucchesini; der König, ohne das Tagebuch Lucchesinis zu kennen, hat richtig vermutet, daß es „schöne Geschichten" von seinen *caprices* erzählen würde. Der Fürst von Ligne war ein geistvoller, weil überzeugter Schmeichler; aber er war nicht blind. Aus seinem Bericht über ein früheres Gespräch mit Friedrich II. (1770) geht hervor, daß er den guten Willen des Königs wegen einer de Ligneschen Grafschaft, die in preußischem Machtbereich lag, brauchte und fand; aber sein Lob ist deshalb nicht befangen. Sein Bericht wurde gleich nach dem Tode Friedrichs geschrieben, unter dem Zeichen: *de mortuis nihil nisi bene* und von einem deutschen Edelmanne, der Österreich und Preußen einig wissen wollte. De Ligne schrieb mit der Gewandtheit eines Staatsmannes, der auch scharfe Dinge in liebenswürdige Formen zu kleiden weiß, und das Ergebnis ist so, daß sich preußische Geschichtschreiber mit Freuden darauf berufen, während verständige Menschen die Wahrheit darin lesen können. De Ligne entschuldigt höflich die Religionsspötterei des großen Friedrich: „Er hatte sie sich angewöhnt im Verkehr mit den Leuten von schlechtem Geschmack, die ihn umgaben, wie Jordan, d'Argens, Maupertuis, La Baumelle, La Mettrie, Abbé de Prades oder einige von den langweiligen Skeptikern seiner Akademie; so sprach er über Dogma, Spinozismus, den römischen Hof und ähnliche Dinge. Ich gab schließlich auf, ihm zu antworten." Thiebault, der zwanzig Jahre lang Professor an Friedrichs „Ritterakademie" war und dessen Erinnerungen den preußischen Professoren ein Dorn im Auge sind, hat ähnlich geschwiegen, als der König ihn mit endlosen theologischen Geschmacklosigkeiten notzüchtigte. Thiebault berichtet (Seite 35 der deutschen Ausgabe, die sich der preußische Kronprinz widmen ließ): „Als ich durchaus nichts darauf erwiderte, hielt der König plötzlich inne, faßte mich bei einem Rockknopf und sprach,

mich scharf ansehend, indem er sich stellte, als deute er mein Schweigen als Mißbilligung: ‚Ich hoffe doch, mein Herr, daß Sie mir erlauben werden, in meinem Zimmer zu denken und zu reden, was ich will!' — ‚Ew. Majestät haben sogar das Recht, dies bei anderen zu tun', entgegnete ich. Er schwieg, blickte mich an und begann ein anderes Gespräch." So Thiebault; fast wie der alte Ziethen![1]

»Der weltgewandte Fürst von Ligne verstand es, in besserer Form den losgelassen plappernden König zum Wechsel des Gesprächsgegenstandes zu zwingen; v. Ligne berichtet weiter: „Als er einmal sein Taschentuch benutzen mußte, gab es eine kleine Pause, in der es mir gelang, über meine Geschäfte zu sprechen". Ligne erwähnt weiter, wie der Versuch des jungen Kaisers Joseph, mit dem bewunderten großen König Freundschaft anzuknüpfen, zu „Verbindlichkeiten und Erklärungen guter Absichten führte, daß alles mit größter Höflichkeit verhandelt wurde und daß nach Höflichkeit über Höflichkeit der König einen Einfall in Böhmen machte... Das Ergebnis war, wie man weiß: beiderseits große Opfer an Menschen, Pferden und Geld, wenig Ehre im Felde der Kriegs- oder Staatskunst und viel Verbitterung". Ja, der König hatte sich 1778–79 wieder einmal in Böhmen ausgetobt. Er hatte seinen Soldaten den Befehl gegeben: „wenn sie da weggingen, so müßte *auch nicht ein Halm* von Fourage dorten in der Gegend übrig bleiben" (Preuß, Urk. IV, 224). Friedrich II. hatte nicht nur in fünf Wochen durch Fahnenflucht und Krankheit 7000 Mann seiner sich beispiellos schlecht aufführenden Soldateska verloren, sondern — so berichtet der berühmte Scharnhorst[2] —„beinahe die Hälfte der Pferde" seiner Artillerie. Aber der König hatte während dieses Krieges seine *Eloge de Voltaire* verfaßt und war höchlichst mit sich zufrieden. Wenigstens sagte er in dem Gespräch mit Fromme, das aus dem Nachlasse des schwindelnden „Vater Gleim" 1811 veröffentlicht wurde und von preu-

ßischen Professoren gern zitiert wird, über seinen Kartoffelkrieg: „Wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Kanonen gefochten. Ich hätte können was ausrichten; allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wär' ich wert gewesen, daß man mich vor die Fähndel-Wache gelegt und mir einen öffentlichen *Produkt* gegeben hätte!“ Ähnlich menschenfreundlich, wenn die Trauben zu sauer wurden, hatte sich Friedrich schon während seiner siebenjährigen Verwüstungen gezeigt, als er Voltaire um Friedensverhandlungen bat und ihm plötzlich poetisch versicherte: „Ich will künftig meine schwachen Verdienste der Sorge um Witwen und Waisen widmen.“ De Catt erzählt (Ausgabe von Reinhold Koser, Seite 301), Voltaire habe seinen Gästen diese lammfrommen Verse des großen Kriegshelden vorgelesen und hinzugefügt: „Pouf, pouf, er macht so viele Witwen und Waisen, als er kann; nette Fürsorge!“ Voltaire war den Reineke-Fuchs-Späßen des Königs durchaus gewachsen. Schon im Juli 1742 hat Voltaire den dankbar dafür quittierenden Friedrich nicht mit *Seigneur*, sondern mit *Saigneur de toutes les nations*, als den großen Blutsauger, angeredet.

»Der liebenswürdige Fürst von Ligne war weniger scharf. Er „brannte vor Bewunderung“ für den „Sieger in dreizehn Schlachten“, und dieser Sieger, so berichtet Lucchesini, „übertraf sich selbst“ im Gespräch mit dem gewandten Bewunderer. De Ligne schreibt: „Gewohnt mit Herrn Lucchesini zu plaudern, nur vor vier oder fünf Generalen, die nicht recht französisch sprechen konnten“... „hat mich der König fünf Stunden lang jeden Tag durch seine *enzyklopädische* Unterhaltung vollends bezaubert. Schöne Künste, Krieg, Heilkunst, Literatur, Religion, Philosophie, Moral, Geschichte und Gesetzgebung ließ er, eine nach der anderen, vorüberpassieren; die schönen Jahrhunderte des Augustus und Ludwigs XIV., die gute Gesellschaft der

Römer, Griechen und Franzosen ..." usw. Ähnlich berichtete im folgenden Jahre (1784) der französische General Bouillé: „Der König gab seine Meinung ab über beinahe alles, z. B. die Heilkunst, und was er sagte, war immer vorzüglich. Er hält die französische Literatur für besser als die der Alten. Er urteilt ungünstig über die englische Literatur, spricht von der Lächerlichkeit Shakespeares und macht scharfe Witze über die deutschen Schriftsteller, sie hätten kein Genie und ihre Sprache sei barbarisch ..." und anderes, was geeignet ist, einen französischen General anzuregen und aufzuklären. De Ligne meinte: „Der König ist etwas geschwätzig, aber erhaben — *un peu babillard, mais sublime*." De Ligne hörte ihn nur dreimal fünf Stunden lang; Lucchesini mußte jahrelang täglich zweimal dabei sein."

Hegemann: „Goethe bewunderte Lucchesinis gesunden moralischen Magen, und Sie bedauerten, daß Goethe nicht an Lucchesinis Stelle nach Sanssouci berufen worden sei. Ich sehe gar nicht, wie ein derartiger Aufenthalt bei dem einsamen alten König mehr zur Stärkung des moralischen Magens beizutragen vermocht hätte als das Leben der „Lustigen von Weimar".«

Manfred: »Gewiß, es war grauenhaft! Friedrich gichtbrüchig, sich oft überessend,[1] „erhaben geschwätzig" und besessen von der Leidenschaft, sich despotisch in alle Angelegenheiten eines Volkes zu mischen, mit dem er kaum irgendwelche geistige Verbindung hatte. Sein: „Ich bin müde, über Sklaven zu herrschen" klingt wie der Ausspruch des weißen Gouverneurs eines Negerstaates, dessen verachtete Sprache zu beherrschen er nie der Mühe wert hielt.«

Hegemann: »Wie Sie übertreiben!«

Manfred lachte etwas verlegen: »Verzeihen Sie! ich drücke mich nur nicht richtig aus. Friedrich zum Ruhme dachte ich an Goethes Bemerkung über Cortez' Eroberung von

Mexiko: „Ähnliches Verhältnis seiner zu den Wilden wie Napoleons zu uns; ein Minimum ist's, was bei gleichen Schalen den Ausschlag gibt“, sagte 1809 Goethe zu Riemer. Aber Sie haben wohl recht: Friedrich II. stand wahrscheinlich seinen „Sklaven“ näher. Er war ihnen zum mumienhaften Kobold geworden, der unablässig auf französisch zu plaudern liebte und der für deutsche Ohren recht oft höchst vernehmlich polterte – „das königliche Gespenst ist wieder erschienen“, sagte Prinz August von Gotha, als Friedrichs „*De la littérature allemande*“ veröffentlicht wurde. Solche Galvanisierungen ereigneten sich namentlich, wenn ausländische Gäste, Gäste aus der Berlin – ach! – so fernen großen Welt, ihre Aufwartung machten und das königliche Gemüt von den Windhunden abzulenken verstanden. Dann verschwand der alte „böse Mann“ (wie ihn Maria Theresia nannte), der seine verdienten höchsten Beamten im deutschen Stil seines Vaters mit „Halt er das Maul“ anfuhr oder mit „einem Sprung nach Spandau“ bedrohte, und der seine geliebten Flöten den Kammerdienern auf dem Kopfe zerschlug. Dann erschien der bei Voltaire erzogene, alte französelnde Edelmann, der (sagt de Ligne) „eine Art hatte, die Hände zu falten und *mon Dieu* zu sagen, die ihn durchaus wie einen guten Mann und äußerst milde aussehen ließ“; der eine Anspielung auf seine „dreizehn gewonnenen Schlachten“ bescheiden überhörte, und der nur gierig den Lebenshauch einsog, der mit diesen Fremdlingen in die Potsdamer Gruft hereinwehte; hereinwehte aus jener großen Welt, die ihm, dem sehnsüchtigst danach Verlangenden, verschlossen geblieben war; ihm, dessen „schönster Traum, König von Frankreich zu sein“, oder wenigstens König und Führer einer französisch gebildeten Nation zu sein, unerfüllt geblieben war. Ja, er dürstete nach jedem Hauche aus jener großen Welt, in der Voltaire gelebt hatte, der (wie Friedrich versichert) „den Abschluß des schönen Jahrhunderts Ludwigs XIV. darstellt“, jener Welt,

deren Bürger sich am Freimaurerzeichen eines zuversichtlich gesprochenen Französisch erkannten, jener Welt, in der noch das Gedächtnis der verwegenen Unterhaltungen und Sitten der Regentschaft lebte, der Welt, deren Geheimnisse Friedrich aus den gepfefferten Briefen der Liselotte kennen gelernt und mit der er selbst durch seine persönlichen Beziehungen zu Voltaire und Prinz Eugen noch verbunden war, der großen Welt – ... aus der Lucchesini einen Hauch auch nach Neapel zum Flüchtling aus Weimar, zum Schüler der Entsagung lehrenden Frau von Stein gebracht hat.«

Manfred Ellis blieb eine Weile nachdenklich; dann lachte er und sagte: »Vielleicht sollte einmal neben der „kritisch festgestellten Auswahl" eine ungekürzte deutsche Ausgabe der Tagebücher Lucchesinis veranstaltet werden. Aber auch die „Auswahl" bietet fast zuviel des Guten.«

Und Ellis nahm noch einmal Lucchesinis Aufzeichnungen zur Hand. Dann sagte er:

»Hier berichtet der treue Lucchesini wieder von einem der Gebiete, die als Sondergebiete des Königs gelten könnten; am 19. April 1781 heißt es: „Gespräche über Befestigungswesen, worin der König nach Aussage der Sachverständigen sich irrt." So sieht man den Grafen Pinto, der als Sachverständiger des Befestigungswesens galt, zusammen mit den preußischen Generalen der Tafelrunde hinter dem Rücken des Königs die Achseln zucken und hört „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde *raisonnieren*". Gelegentlich scheint sich Lucchesini auch ein wenig geärgert zu haben; zum Beispiel, wenn Friedrich II. ihn, den Italiener, über italienische Dinge belehren wollte: „5. Dezember 1780. Von den italienischen Dörfern und noch mehr von dem Glücke der freien Stellung der italienischen Bauern hat der König recht unvollkommene Vorstellungen. Ich hatte einen kleinen Streit mit ihm." Lucchesini legt Wert darauf, festzustellen, daß solche Streitig-

keiten nicht zu seinen Unehren ausliefen; auch wenn ein verletzender Witz des Königs gefallen war: „Abends war der König verbindlich, einschmeichelnd, leutselig. Er sprach über die Unmöglichkeit, die augenblicklichen Einfälle zu unterdrücken."«

Hegemann: »Zeigt das nicht die überlegene Güte des alten Königs im besten Lichte? Ich kann mich immer noch nicht überzeugen, daß Lucchesini nicht ein verständnisloser junger Geck und der königlichen Tischgemeinschaft unwürdig war. In allem, was Sie bisher vorlasen, zeigt Lucchesini mehr Bereitschaft zu schnellem Aburteilen als Fähigkeit, des Königs „getreues Echo" zu sein, was der Herausgeber ihm doch nachrühmen möchte.«

Manfred: »Mir scheint, es war eher der siebenzigjährige König, der eigentümlich schnell zu urteilen bereit war. Lassen Sie mich Ihnen einige Proben von „getreuem Echo" vorlesen. Der König entwickelte seine Auffassung der Geschichte, Religion, er sprach über Voltaire, über Kronprinzenerziehung, über deutsche Literatur, über Feldherrnkunst und vieles andere; alles ist gleich überraschend. Und das von Lucchesini Mitgeteilte gewinnt noch besonders, wenn man es zusammenhält mit den ausführlicheren Aufzeichnungen, die gleichzeitig der König selbst in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften oder in seinen bis auf den heutigen Tag geheimgehaltenen Testamenten gemacht hat, die nur selten von glücklichen Auserwählten gesehen worden sind, als deren Unwürdigster ich mich selbst zu rühmen die Ehre habe.[1]

»Aus diesen verschiedenen Quellen läßt sich ein lebendiges Ganzes zusammenstellen, die Lösung der friderizianischen Frage aus dem Munde des Königs und ein Überblick über deutsche Geschicke von alter Zeit bis auf den heutigen Tag. Hören Sie Lucchesini als Echo Friedrichs über deutsche Vergangenheit: „28. April 1782. Vorzeiten herrschte in Deutschland unter den reichsunmittelbaren

Fürsten und Grafen folgender Brauch. Wenn sie sich bei Tafel versammelt hatten vor den rheinweingefüllten Bechern, pflegten sie Brüderschaftsverträge einzugehen, kraft deren sie sich gegenseitig zu Erben ihrer Staaten machten." Derartige heilige Verträge führten manchmal allerdings zu blutigen, aber gerechten Kriegen. Lucchesini gibt ausführlich Friedrichs II. Schilderung wieder: „3. April 1782. Abends hörte ich, daß der in Wien residierende englische Minister beim Einmarsche des Königs in Schlesien, im Jahre 1740, die Behauptung aussprach, der König verdiene politisch exkommuniziert zu werden. Nachher begab sich derselbe Mann im Auftrage seiner Regierung an den Hof des Königs und wollte ihn überreden, von dem begonnenen Unternehmen abzustehen, und zwar tat er das mit einer Rede in der Art, wie sie im englischen Parlament gehalten zu werden pflegen. Um sich einen Spaß zu machen, bediente sich der König in der Antwort, die er ihm gab, derselben Vortragsform und schloß nach Anführung vieler Gründe seine Rede mit folgendem Schwulst: Er habe die Anrechte auf den Besitz eines Teiles von Schlesien als Erbteil von den Ahnen erhalten; noch auf dem Sterbebette habe ihm sein Vater empfohlen, sie geltend zu machen, wenn sich ihm eine günstige Gelegenheit böte; wenn er also auf dieses Unternehmen verzichtete, so würde er den Großen Kurfürsten und seinen eigenen Vater aus dem Grabe aufsteigen zu sehen glauben, um ihm so niedrige Gesinnung vorzuwerfen, ihn anzuklagen, daß er des Namens und der Krone, die er trage, unwert sei, und ihm zu gebieten, das Unternehmen mit Nachdruck und Standhaftigkeit weiterzuführen, auf daß er ihnen nicht noch im Grabe die Schamröte in das Antlitz treibe über einen so entarteten Nachfolger in dem Reiche, welches sie mit ihrer Tugend geschmückt, mit ihrer Tapferkeit verteidigt und gemehrt hätten."

»Trotz dieses Scherzes hielt Friedrich II. es nicht für nötig,

in seinen Geschichtswerken seinem Vater oder dem Kurfürsten, den man in Preußen „groß“ nennt (vielleicht, weil er den Franzosen zu Straßburg verhalf?), einen Anspruch auf Schlesien anzudichten, den sie je erhoben hätten. Aber in seinen Werken (*Oeuvres* 4, 25) sagt der böse Friedrich mit dreister Deutlichkeit, wie derartige blutige Ansprüche gefingert werden: „Wenn Alleinherrscher Streit suchen, kümmern sie sich nicht um Verträge; sie tun, was sie wollen, führen Krieg und überlassen irgendeinem arbeitsamen Rechtsgelehrten die Sorge, sie zu rechtfertigen.“

»Nachdem Friedrich II. seine alten Erbrechte, die er selbst verhöhnte, durch zwei Bruderkriege und das Bündnis mit dem sogenannten Erbfeind gerettet hatte, bedurfte er politischer Klugheit, um sie nicht aufs neue zu verlieren.

»Lucchesini ließ sich von Friedrich II. folgende Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges erzählen: „Im Jahre 1756 kam der Herzog von Nivernois als außerordentlicher Gesandter nach Berlin. Seine Absicht war, mit dem König ein neues Bündnis für Frankreich zu schließen. Er bot ihm die Insel Tabago an, wollte aber, daß der König einen Brief an die Pompadour schriebe. Der König wollte nicht.“ Der König wollte bekanntlich erst später; vorläufig zeigte er noch seine staatsmännische Klugheit, indem er als Dichter von Spottversen auf Frau von Pompadour mit dem Pariser Straßenpöbel wetteiferte, der sich damals von der Jesuitenpartei gegen den eben noch vergötterten „vielgeliebten“ Ludwig XV. aufhetzen ließ. Nach seiner Niederlage bei Kolin hoffte Friedrich dann Frau von Pompadour zu bestechen; aber sie „wollte nicht“.[1]

»Lucchesini fährt fort, als Echo Friedrichs in der Schilderung der Vorgeschichte zum Siebenjährigen Krieg: „Der König wollte nicht. Er schloß mit England ein Bündnis, da er glaubte, daß Rußland dann auf seiner Seite sein würde. Er täuschte sich aber.“ Friedrich fand, daß der Staatskunst der Engländer und Russen weniger leicht beizukommen

sei als der Goethes.[1] Lucchesini fährt fort: „In Petersburg hatte er keinen Gesandten, weil die Österreicher es dahin gebracht hatten, daß der russische Minister einige Zeit vorher unter erfundenen Vorwänden von Berlin abberufen wurde. Dieser Minister (Groß) war ein Bruder des Erlanger Zeitungsschreibers, der im ersten Schlesischen Kriege auf Befehl des Königs durchgeprügelt worden war.“«

Hegemann: »Wie soll denn der preußische König damals nach Erlangen gekommen sein?«

Manfred: »Ich weiß noch nichts Näheres darüber, wie Friedrich der Große die preußische Preßfreiheit handhabte, derenthalben er so viel Ruhm geerntet hat. Aus Friedrichs II. Briefwechsel mit seiner Bayreuther Schwester[1] (13. XI. 1744 bis 28. I. 1745) erfährt man, daß die vom Professor der Geschichte Groß herausgegebenen Zeitungen auf Friedrichs Drängen verschiedentlich verboten und schließlich *konfisziert* wurden. Aber als Groß nach dem ersten Verbot gefangengesetzt wurde, legte der große König persönlich Fürbitte für ihn ein: „Ich bitte den Erlanger Zeitungsschreiber freizulassen; meine Rache geht nicht so weit, wie Du annimmst.“«

Hegemann: »Da sieht man doch Friedrichs Großmut.«

Manfred: »Auch die Bayreuther Schwester nannte ihn deshalb „hochherzig“. Der hochherzige König hat selbst viel gewagte politische *Journalistik* verfaßt; er wollte nicht, daß ein Bruder in Apoll, nur weil er kaisertreu war, der Unzugänglichkeit des Kerkers geopfert werde.«

Hegemann: »Ganz Friedrich der Große! ich würde mich nicht wundern, wenn er bei nächster Gelegenheit seinem unberühmten Kollegen aufs leutseligste begegnet wäre.«

Manfred: »Ich lese hier eine meiner Bleistiftbemerkungen, sie stammt allerdings nicht aus einem Berliner Geschichtswerke, sondern von dem Münchener Professor Karl Theodor von Heigel, immerhin doch bayrischen Akademiepräsidenten: „Als die ‚Kölnische Zeitung‘ Friedrich II. angriff,

wies er seinem Vertreter in Köln Hundert Dukaten an, um handfeste Leute zu dingen, die den mißliebigen Zeitungsschreiber prügeln sollten. Der Leiter der ‚Erlangschen Zeitung' mußte sogar dem preußischen Obersten, der ihn auf königlichen Befehl hatte züchtigen lassen, für die empfangenen Hiebe noch eine Quittung ausstellen.[1]"

»Aber lassen Sie uns noch einige Augenblicke bei Lucchesinis Tagebuch verweilen, in dem auch vieles von Friedrichs II. Einsicht als Feldherr und als Staatsmann zusammengedrängt ist. Sehr beachtenswert ist zum Beispiel Friedrichs Vergleich der großen Feldherren, von dem Lucchesini erzählt: „10. Juli 1783. Drei hat er unter den hervorragendsten ausgewählt, ihnen die ersten Plätze anzuweisen, Scipio Africanus den Jüngeren, den Überwinder von Karthago, Ämilius Paulus und Julius Cäsar. Lucullus wird zu den Größen zweiten Ranges verwiesen, zu ihnen zählen Gustav Adolf, Mercy, Turenne und Condé. Luxemburg und der Marschall von Sachsen zählen etwa noch zur ersten Stufe, durchaus aber gehört hierhin der Prinz Eugen. Dieser Vortrag verdiente gedruckt zu werden. Ein Mann, der elf Schlachten gewonnen hat, und der Beredsamkeit und Adel des Ausdrucks besitzt, darf die größten Feldherren für seinesgleichen ansehen." – Sie sehen, Lucchesini versteht auch im dritten Jahre seines Potsdamer Aufenthaltes noch zu bewundern. Es ist übrigens überraschend, daß Karl XII. von Schweden, der doch durch Voltaires glänzendes Buch kurz vorher Lieblingsheld geworden war, von Friedrich bei seiner Rangverteilung ungenannt bleibt. Den Grund meldet Lucchesini an anderer Stelle:

»„4. Juli 1783. Ein Gespräch über Karl XII. ließ ersehen, daß er ihn als kühnen, freimütigen, unternehmenden Mann hochschätzt; in seinen Feldzugsplänen aber habe er wenig Feldherrngabe gezeigt. Da er immer mit den Russen gekämpft habe, die noch nicht im Kriege geübt waren, und mit den Sachsen, die für sich allein stets wenig ausgerich-

tet haben, so lasse sich kein Urteil darüber abgeben, wessen er unter anderen Verhältnissen fähig gewesen wäre."
Dieses Urteil überrascht, weil es doch insofern auf Friedrich II. selbst zutrifft, als dieser mit seinem durch jahrzehntelange Schulung und einheitliche Leitung unendlich überlegenen Heere niemals gegen einen völlig ebenbürtigen Gegner kämpfte[1]. Das vom Alten Dessauer geschulte und auch später mit jedem denkbaren geistigen und wirtschaftlichen Opfer unterhaltene Heer setzte Friedrich II. beinahe in die Lage eines Mannes, der mit einem Schießgewehr gegen mit Knüppeln bewaffnete Wilde kämpft. Friedrich II. sagte selbst: „Ein General, so bei anderen Völkern vor verwegen passiret, tut bei uns nur, was nach den *ordinären* Regeln erfordert wird, er kann alles, was Menschen zu *executiren* möglich ist. Unsere Truppen sind so beweglich und *agil*... Mit dergleichen Truppen würde man die ganze Welt bezwingen, wenn die Siege ihnen nicht ebenso *fatal* wären als ihren Feinden."[1]

»Es gehörte vielleicht das ganze hier in de Catts Kriegstagebuch geschilderte Maß poetisierender Zerfahrenheit des Königs dazu, um trotz seiner Überlegenheit so erstaunliche Mißerfolge wie Kolin, Hochkirch oder Kunersdorf oder so furchtbar verlustreiche und dennoch fruchtlose Siege wie die von Prag, Zorndorf oder Torgau möglich zu machen. Solche blutigen Scheinsiege gemahnen an die andere Äußerung Friedrichs über den damals noch so gefeierten Karl XII., die Lucchesini hier am Ende seiner Tagebücher mitteilt: „Der König brachte über Karl XII. das Urteil vor, er sei ein überständiger Wagehals oder ein Hanswurst im Furchtbaren gewesen..."

»Auch scheint dem großen König seine Ähnlichkeit mit Karl XII. von Schweden peinlich gewesen zu sein. Wenigstens schrieb 1823 der preußische Beamte und Historiker Fr. Förster: „Seine ‚Betrachtungen über die militärische Begabung und den Charakter Karls XII.' schrieb Friedrich

1760..., damit man, wenn er untergehe, ihn nicht mit jenem schwedischen Abenteurer verwechsele." Aber der Tod der russischen Kaiserin rettete Friedrich vor dem Untergang, und er behielt scheinbar recht mit der Behauptung, die er 1749 in einem Brief an Voltaire gewagt hatte: „zum Glück der Menschheit sind Leute wie Karl XII. selten".

»Lucchesini fuhr am 4. Juli 1783 noch fort: „Von Peter I. sagte der König, er habe hohe Geisteskraft besessen, sei aber viehisch roh, grob und ungezogen gewesen. Derselbe sagte in Paris zu der Mutter des Regenten (Liselotte) sehr treffend: ‚Signora, ich habe es verstanden, mein Volk ein wenig zu bessern, mich selbst zu bessern habe ich nicht verstanden.'" So schmilzt auch die Größe Peters des Großen vor dem Sonnenauge friderizianischer Urteilskraft.«

Hegemann: »Dieses Urteil Friedrichs über Peter den Großen wenigstens wird niemand auf Friedrich den Großen anzuwenden wagen. Niemand wird Friedrich den Großen viehisch roh, grob und ungezogen nennen!«

Manfred: »Kaum! Bei seiner eigenen „Besserung" hatte er Erfolg. Wenigstens konnte Lucchesini am 23. Oktober 1780 von den Ergebnissen berichten: „Hauptsächlich wurde von Literatur gesprochen. Er ist fünf Jahre in Rheinsberg gewesen. Hier hat er studiert wie ein Vieh. Er besitzt vier Bände unveröffentlichter Werke." Aber mit seinem Volke war Friedrich II. weniger zufrieden als Peter I. mit seinen Russen. Doch das preußische Volk war selber schuld. Im Testament von 1768 schreibt Friedrich selbst: „Diese Nation ist plump und faul und unwillig zu lernen" [1].

»Daß aber Friedrich der Große sich weniger Sorgen um die Verbesserung der Lage seines Volkes machte als Peter der Große, zeigt der sehr geringe Kummer, mit dem er über die Zertrümmerung des Deutschen Reiches sprach, an der er so viel mächtiger mitgewirkt hat, als seine Bewunderer wahr haben wollen [2]. Lucchesini erzählt: „14. Mai 1783. Eine eigentümliche Bemerkung machte der König

über die Reisen des Kaisers. Die erste, nach Italien, ließ ihn den Sitz des Reiches, der nicht in seinen Händen ist, und das ihm entrissene Königreich Neapel sehen. Die zweite, nach der Lausitz, und die dritte, nach Schlesien, führte ihm zwei Provinzen vor Augen, die ehedem sein waren und es heute nicht mehr sind. Auf der vierten ging er nach Lothringen und sah das abhandengekommene Erbe seiner Ahnen. Auf der fünften, nach Frankreich, sah er das verlorene Elsaß. Nun bleibt ihm noch eine Reise nach dem französischen Flandern übrig." Aus Friedrichs politischem Testament von 1782 wissen die Eingeweihten, daß er, von der Unfähigkeit seines Nachfolgers überzeugt, zur Ansicht neigte, nach dessen Thronbesteigung werde Deutschland, nicht länger gehemmt durch die preußische Reichsfeindschaft, sich wieder erholen und die verlorenen Provinzen zurückerobern. Auch Lucchesini hat ihn darüber sprechen hören und berichtet am 8. Mai 1783: „Vor dem Jahre 1800 werde ein ehrgeiziger Fürst den Sitz des Reiches nach Rom verlegen, den Papst des Kirchenstaates berauben und ihn zum Patriarchen machen."

«Daß es sich dabei nicht um das häufig widersinnige Gerede Friedrichs II., sondern fast um ernste Dinge handelte, geht aus dem Briefe hervor, den Goethe am 17. November 1787 aus Rom an Karl August schrieb: „Soviel ist gewiß, daß der Kirchenstaat und beide Sizilien (mit Neapel) ohne Schwertstreich wegzunehmen wären. Das Volk ist mißvergnügt, die Geistlichkeit, besonders die Mönche, sind kaiserlich gesinnt. Noch gestern sagte ein siebzigjähriger Mönch: ‚Wenn ich nur noch in meinen alten Tagen erleben sollte, daß der Kaiser käme und uns alle aus den Klöstern jagte, selbst die Religion würde dabei gewinnen.'"

Der zankende Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts wirkt wie eine Folge des Zusammenbruchs des römischen Reiches, dessen erfolgreichen Wiederaufbau seit dem Dreißigjährigen Krieg Friedrich II. hemmte. Bis Fried-

rich II. die Vollendung des Reichsgedankens unmöglich machte, lebte die Sehnsucht Dantes:

O deutscher Kaiser, willst du ganz vergessen,
Dem Gaul Italien, der sich schäumend bäumt,
Den Schenkel kräftig um den Bug zu pressen?
Veröden soll des Reiches Garten?
Und Du, mein Fürst, läßt uns vergeblich warten?

»Die Stärkung des Deutschen Reiches, die unter der tüchtigen Regierung Maria Theresias und Josephs II. beständig zunahm, war für Friedrich II. ein Gegenstand steter Sorge. Am 7. November 1780 heißt es: „Mittagstafel wie gewöhnlich. Abends. Eine Bemerkung: Das Haus Österreich möchte aus den Fürsten des Reiches das machen, was Frankreich aus den Fürsten gemacht hat, die in seinen verschiedenen Provinzen herrschten."

»Friedrich II. bewunderte unendlich Richelieu, Ludwig XIV. und die anderen Könige, die (wie in England) die Fürsten ihres Landes und die Fronde unterdrückt und so Frankreich einig und stark gemacht hatten. Doch Friedrich II. sah auch die Hauptaufgabe seines eigenen Lebens darin, zu verhindern, daß Deutschland zu ähnlicher Einheit und Macht gelange. In seinem Testament von 1782 begründete Friedrich dann ausführlich, warum er glaubte, daß sein Tod dem Kaiser endlich diese Einigung Deutschlands ermöglichen werde und daß das Reich dann wieder mächtig, ja daß dann der deutsche Kaiser „mächtiger sein wird als irgendein europäischer Fürst seit den schönen Zeiten Ludwigs XIV." Daß Friedrich so unbefangen mit Lucchesini gesprochen hat, könnte in Erstaunen setzen, und die Selbstverleugnung und einsichtsvolle, ja verwegene Selbstverurteilung, die in seinen Worten liegt, könnte Bewunderung erregen, wenn man nicht vorsichtig festhalten müßte, daß er in der Wiedererstarkung des Deutschen Reiches durchaus nichts Erfreuliches, sondern nur eine Gefährdung des

preußischen Partikularismus zu sehen vermochte. Friedrich II. hatte zwar lebhaftes Verständnis dafür, wie lächerlich der preußische Partikularismus sei — am 29. Mai 1781 schreibt Lucchesini: „Der König schlug eine Neugestaltung des Ordenswesens vor. Für das Haus Österreich einen donnernden Jupiter; für England den Piratenkapitän Merkur; für Frankreich den Stern der Venus; und ‚für uns einen Affen; denn wir äffen die Großmächte nach, ohne eine zu sein'".« Aber gegen die Gefahren, welche diese preußische Nachäfferei und die daraus erwachsenen inneren Kriege und Zersplitterung Deutschlands brachten, war Friedrich gleichgültig; daß er damit auch Preußen an den Rand des Verderbens geführt hatte, darüber macht er in seinem Testament von 1782 zwar einige Bemerkungen; er kündigt gleichsam die Ereignisse von 1795 und 1806 und vielleicht noch größere an: bei der verschwenderischen Sorglosigkeit seines Nachfolgers sei zu erwarten, daß „in dreißig Jahren weder von Preußen noch von Brandenburg die Rede sein werde". Aber da er ja glaubte, daß in Politik und Kriegführung der Erfolg hauptsächlich vom unberechenbarsten Zufall bestimmt werde—das ist der Inhalt des mehr als zwanzig Seiten langen königlichen Lehrgedichtes „über den Zufall", das Lucchesini dreimal zu hören bekam—machte sich Friedrich über den bevorstehenden Zerfall Preußens ebensowenig Sorge wie über den Untergang Englands, von dem er Lucchesini unterhielt. Am 8. Mai 1783 schrieb Lucchesini: „England betrachtet der König als ein zugrundegerichtetes und erschöpftes Land." In dem ein Jahr vorher verfaßten Testament sprach Friedrich II. ausführlich von dem in naher Zukunft zu erwartenden Bankerott Englands und versuchte dann dieser Kannegießerei dadurch den Anstrich eines streng sachlichen Urteils zu geben, daß er mit der Bescheidenheit Falstaffs (der mit einer Träne über die Erschlagenen antwortete, als man ihn fragte, ob seine Flunkerei, sie erschlagen zu haben, wahr

sei) hinzufügt: „Für mich, der ich niemals in England gewesen bin, ist es unmöglich, vorauszusehen, was dieser Bankerott dort für Folgen haben wird. Die Minister sind zu beklagen, die zur Zeit des Ereignisses am Ruder stehen.“

»Friedrichs Prophezeiung wirkt um so friderizianisch widerspruchsvoller, wenn man sich erinnert, daß er als Verfasser von „*l'Histoire de mon temps*“ „den übermäßigen Reichtum und die fast unerschöpflichen Hilfsquellen“ rühmt, über die „das reichste Volk Europas“ schon vor dem Siebenjährigen Kriege verfügte, und daß diese selben Engländer sich seitdem noch Canada und das reiche Indien dank dem dienstbereiten „großen König“ hinzuerobern konnten. Dieses bescheidene: „der ich nie in England gewesen bin“ ist ebenso rührend wie die andere Tatsache, daß Friedrich nie gereist oder eine große Stadt gesehen hat. Wieviel Einwohner hatte Berlin zur Zeit Friedrichs II.?«

Hegemann: »Das ganze Königreich hatte vor dem Siebenjährigen Krieg etwa so viel Einwohner wie heute Groß-Berlin, etwa 4 Millionen. Bei Friedrichs Tode hatte Berlin aber doch schon 114000 Einwohner; dazu (mit ihrem Troß) 33600 Soldaten.«

Manfred: »Und London?«

Hegemann: »Zur selben Zeit etwa 800000; Paris 600000; Wien etwa 220000.«

Manfred: »In seiner Jugend wollte Friedrich ja mit Katt nach London fahren. Aber auf Reisen ins Ausland stand Todesstrafe, wenigstens für Katt. Friedrich hat als König die Strafe gemildert, hat aber das Reiseverbot für seine Preußen aufrechterhalten.[1] Sollten die Untertanen mehr sehen als der König? Von seiner Reise nach Paris hat er gern und oft erzählt, Lucchesini und anderen, daß sie nicht über *Strasbourg* gedieh.[2] Kaiser Joseph II. hatte bei der Befriedigung seiner Lernbegier mehr Erfolg als Friedrich II. Dem Berliner von Ranke scheint das peinlich zu sein, wenigstens spricht er von den „*touristischen* Neigungen“ Jo-

sephs II. Friedrich II. dagegen verglich den Kaiser – so berichtet Lucchesini – mit Kaiser Karl V. Friedrichs II. Neugier scheint, verglichen mit seiner Bereitfertigkeit, Urteile zu fällen, schwach entwickelt gewesen zu sein. In seinem Testament von 1768 hat er seinen Nachfolger ausführlich unterwiesen, mit wie großer Vorsicht Urteile in politischen Dingen abgewogen werden müssen: „nicht mit Übereilung oder Leichtsinn, sondern nach tiefem Nachdenken und auf Grund genauer Sachkenntnis". Wie Friedrich selbst dann zu so vorschnellen Urteilen in Fragen von größter politischer Bedeutung kommen konnte wie mit seiner Ankündigung des englischen Bankerotts, darüber kann man wieder bei Lucchesini wertvollen Aufschluß finden. Der König hatte ihm wiederholt und beredt die Tugenden der Spanier gerühmt. Lucchesini erläutert die königliche „Lobeserhebung der Spanier" folgendermaßen: „31. Mai 1783. Seine hohe Meinung von diesem Volke ist ihm, denke ich, zum Teil von Mylord Marshall beigebracht worden, der nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges in Schottland im Jahre 1715 dasselbe lieb gewonnen hatte."

»Es gibt eine bekannte Art alter Herren, die gerne ungestört gewisse Anschauungen festhalten und vortragen mögen, die sie sich vor vielen Jahren einmal selbst gebildet oder von anderen vermitteln ließen, sei es über Canitz, Quandt und die deutsche Literatur,[1] sei es über Spanien oder England. So lächerlich es klingen mag; Friedrichs Urteil über englische Dinge scheint kaum besser gegründet gewesen zu sein als seine Schlösser in Spanien. Am 12. September 1783 schreibt Lucchesini: „Der König betrachtete es als ein großes Glück, daß er von dem diplomatischen Korps verschont geblieben ist, indem er sagte, es sei sehr schwierig, mit ihnen zu sprechen, ohne etwas zu sagen." Das ist mehr als ein neues rührendes Geständnis Friedrichs, daß er seine Zunge nicht im Zaume habe; diese Worte verraten etwas wie Abneigung, mit unterrichteten Leuten

sprechen zu müssen, die es wagen durften, die königlichen Anschauungen nicht zu teilen. Wenn Friedrich doch gelegentlich einmal gezwungen war, die auswärtigen Gesandten zu empfangen, ergaben sich manchmal so lächerliche Auftritte, wie sie die englischen Gesandten erlebten, als sie Friedrich über das Abenteuerliche seiner Vorstellungen vom englischen Steuer- und Finanzwesen aufzuklären versuchten. Friedrich feierte zwar in seinem Antimachiavel die englische Verfassung „als das Muster der Weisheit, das er seiner Zeit vorschlagen könne“, aber er hat sich nie Zeit nehmen wollen, die englische Verfassung kennen zu lernen. Er beurteilte englische Verhältnisse nach preußischen Maßstäben und zögerte nicht, seine verdrehten Schlußfolgerungen auch schriftstellerisch zu verbreiten. Voltaire hatte ihm zwar die eben angeführte Stelle aus dem (erst kürzlich veröffentlichten) Urmanuskripte des Machiavel gestrichen, aber Lord Malmesburys Tagebuch enthält im Jahre 1767 folgende Erwähnung von Friedrichs *„Mémoires pour servir à l'Histoire de la maison de Brandebourg“*:

»„Ich stoße auf einen besonders auffallenden Irrtum, der mich beinahe geneigt macht, an der Zuverlässigkeit der anderen Angaben des Buches zu zweifeln. Der König sagt: *‚George II. avoit formé le projet de se rendre entièrement souverain dans la Grande Bretagne.‘* Zu diesem Zwecke habe Georg II. die Accise einführen wollen: *‚Introduire l'accise c'étoit enchainer la nation.‘* Die Verschrobenheit und Unmöglichkeit dieser Auffassung ist so offenkundig für jeden, der die geringste Kenntnis unserer Verfassung hat, daß es sich nicht lohnt, dabei zu verweilen. Ich habe Sir Joseph Yorke (den englischen Gesandten im Haag) und Sir Andrew Mitchel (den englischen Gesandten in Berlin) beide erzählen hören, daß sie verschiedentlich versucht haben, den König über seinen Irrtum aufzuklären, aber daß Seine Majestät nie aufmerksam zuhören noch sich überreden lassen wollte, die

Sätze in späteren Ausgaben zu streichen. Er scheint diese Angabe, die er für wahr hält, von seinem Vater mitgeteilt bekommen zu haben... Es mag auch sein, daß er sich aus Stolz nicht gerne vom Gegenteil überzeugen ließ, weil es seine Unwissenheit aufdecken würde, wenn er irgend etwas von dem striche, was er einmal veröffentlicht hatte." Soweit Lord Malmesbury.

» So ist denn bis auf den heutigen Tag in Friedrichs Werken der Beweis dafür zu finden, daß der angeblich wohlunterrichtete König eine ganz unklare Vorstellung von der Regierung des Landes hatte, dessen Verfassung er als Muster aufgestellt und von dem man politisch lernen mußte, wenn man wirklich „müde war über Sklaven zu herrschen". Er konnte nicht verstehen, daß in dem Lande, dessen Freiheit er „in sehnsüchtigen Versen besungen" hatte, die Verwendung auch der indirekten Steuern der Aufsicht durch die Volksvertretung unterliegt.

» Als Friedrich 1783 im Gespräch mit Lucchesini den englischen Niedergang ankündigte, wiederholte er nur, was er 1768 in sein Testament geschrieben hatte; damals war er noch sehr unwillig darüber, daß die Engländer 1760 aufgehört hatten, ihm jährlich die fünf Millionen Taler zu zahlen, die er sich als „Eroberer" Amerikas und Indiens — damit war er der erfolgreichste Parteigänger geworden, den England je gehabt hat — doch wahrlich verdient und aus denen er jährlich an die zehn bis fünfzehn Millionen seiner friderizianischen „Blechklappen"-Taler zu machen verstanden hatte. Kein Wunder, daß ihm Englands Bankerott nahe bevorzustehen schien. Aber als er ihn Lucchesini im Jahre 1783 ankündigte, hatte er vergessen, daß bereits im vorigen Jahre, also 1782, ein englischer Ministerwechsel stattgefunden und in dem umsichtigen Könige von Preußen die Hoffnung eines neuen Bündnisses mit dem reichen England wachgerufen hatte. So hatte denn Friedrich, während er noch 1783 den Bankerott Englands prophezeite, bereits

1782 in seinem Testament der (ihm so schrecklichen) Aussicht eines Erstarkens des deutschen Kaisers die Aufforderung entgegengesetzt, sein Nachfolger möge „den Hoffnungen auf Frankreich entsagen und auf einen Dreibund zwischen Preußen, den Türken und England hinarbeiten!“«

»„Den Hoffnungen auf Frankreich entsagen!“, ach, wie ungern hat er den geliebten Franzosen entsagt, in deren Gesellschaft er sich so gern und stolz gefühlt hätte! Noch 1778, als er wieder gegen den deutschen Kaiser kämpfte, hatte er seinem Bruder Heinrich fast wehklagend das Herz ausgeschüttet; am 5. März schrieb er ihm: „Ich habe alle Mittel erschöpft, um die Franzosen (zum Kämpfen gegen den deutschen Kaiser) zu gewinnen; ich hielt ihnen vor, daß ihr Ruhm es verlangt, daß ihr gegebenes Wort sie dazu verpflichtet, daß sie ihren Vorteil dabei finden und daß nur leichte Operationen ihrerseits erforderlich sein würden. Ich möchte den sehen, der mehr vorzubringen vermocht hätte als ich.“ Mehr konnte man nicht tun; aber diese hartherzigen Franzosen verweigerten 1778 dem treuen Friedrich die Gelegenheit zu neuem siebenjährigen Blutvergießen. Dem enttäuschten Preußenkönige blieb also nichts übrig als die Hoffnung, wenigstens die Türken gegen den deutschen Kaiser in Bewegung zu setzen.«

Alle diese schrecklichen Dinge, für die Manfred Ellis in den späteren Gesprächen neue peinliche Belege anführte, machten mir, dem sie damals ganz neu und überraschend kamen, den Verstand wirbeln. Ich war unvorsichtig genug, über diese Erwähnung der Türken Verwunderung zu äußern.

Manfred entgegnete mir: »Für die lebenslängliche Hoffnung Friedrichs II., durch seine Bestechungskünste in Konstantinopel die Türken zu neuen Einfällen ins Reich zu bewegen oder wenigstens dem deutschen Kaiser Schwierigkeiten zu machen, gibt es viele Belege; das klingt allerdings heute so unerhört, so verbrecherisch – wie ja für jeden, der

sich nicht auf Friedrichs II. eigenen engpreußischen Standpunkt stellen kann, Friedrichs ganzes Leben wie eine beständige Verschwörung gegen Deutschland als Großmacht erscheinen muß – daß ich nie von dieser Türkensehnsucht reden mag, ohne einen der vielen Beweise dafür im Kopfe zu haben. Da ich mich nun im Augenblick gerade auf keinen besseren besinne, lassen Sie mich Ihnen einige Zitate vorlesen, die ich mir hier an den Rand schrieb: In seinem Testamente von 1752 hat Friedrich II. im Kapitel „Über die auswärtige Politik" seine damalige Tätigkeit unter anderem mit folgenden Worten geschildert: *„J'avertis la France des desseins de la maison d'Autriche; je la presse d'éveiller le Turc."* Das war mitten im Frieden. Im Siebenjährigen Kriege hielt es Friedrich dann für sicherer, selbst für „das Aufwecken der Türken" zu sorgen. Am 29. August 1757 erzählte er dem englischen Gesandten, daß ein preußischer Unterhändler in Konstantinopel mit 50 000 Pfund die türkische Kriegslust anstachelte. Den folgenden Satz Georg Küntzels notierte ich mir einmal aus den preußischerseits approbierten „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte": „Noch im Januar 1762 sieht Friedrich Rettung nur im Losbruch der Tartaren; er harrte mit ungeminderter Sehnsucht des türkischen Anmarsches." Falls man etwa diese „ungeminderte Türkensehnsucht" Friedrichs des Großen während des Bürgerkrieges zu entschuldigen geneigt wäre, so muß man sich doch mindestens darüber wundern, sie auch noch bei dem „abgeklärten" Friedrich von 1782 lebendig zu finden. Aber hier kommt noch etwas echt Friderizianisches: der brandenburgische Forscher Küntzel erklärt, daß Friedrich schon 1762 – wie dann wieder 1782 – seine Hoffnung auf einen Bund zwischen Preußen, Türken und – diesmal Dänemark setzte, und fährt dann fort: „Bliebe indessen in Konstantinopel alles ruhig, so war Friedrich bereit, sich Peters Gunst durch Preisgabe Dänemarks an Rußland zu erkaufen. Er

wollte sich alsdann, obwohl bewußtermaßen gegen das Interesse Preußens, dazu verstehen, dem Zaren den Besitz Holsteins, allenfalls sogar Schleswigs ... zu gewährleisten.“ Was könnte schärfer die unbefangene Verantwortungslosigkeit Friedrichs in deutschen Fragen kennzeichnen, die ihn so abstechen läßt von Goethe, dessen politischer Blick Nord und Süd, Elsaß und Österreich mit gleicher Liebe umfaßte? Aber einen echten Verehrer Friedrichs des Großen ficht so etwas nicht an; für ihn mußte Friedrich aller dieser Ketzereien am deutschen Gedanken schuldig werden, um damit Preußen groß zu machen. Ein durch preußische Willkür verkleinertes und klein gewolltes Deutschland sollte als bürokratisch exerziertes Groß-Preußen glänzen; so wollte es der große König. Daß damit Deutschlands (damals selbstverständlich kommende) Herrschaft über den Balkan, daß Österreich, Ungarn, Flandern, Elsaß, Lothringen, Schleswig, mit einem Worte die Vorbedingungen für den Gedanken einer mitteleuropäischen Großmacht verloren gingen, welchen „Historiker“ könnte das stören, solange der große Friedrich der deutschfeindlichen, schlitzäugigen Tartarenkaiserin Maria Theresia Schlesien ab-„gewonnen“ hat?

»Auf manchen Gebieten hat Lucchesini Friedrichs II. Werk treu fortgeführt. Friedrich II. hat immer wieder auseinandergesetzt, daß Frankreich nur durch Preußen gegen den deutschen Kaiser beschützt werde, und daß Frankreich vor allem nur durch Preußen vor der deutschen Rückeroberung von Elsaß und Lothringen gesichert werde, und Friedrich hat in einem seiner Testamente seine Befürchtung ausgesprochen, daß „wenn je die königliche Familie in Frankreich aussterben sollte, die Rückeroberung Elsaß-Lothringens durch niemanden verhindert werden könnte“; durch niemanden, selbst nicht durch Preußen. Er hatte seinen jungen Schüler Lucchesini unterschätzt. Bei den Vorverhandlungen zu dem Frieden von 1795, in dem Österreich

mitten im Kriege gegen Frankreich von Preußen verlassen wurde, schrieb Bischoffswerder an Meyerinck: „Der König wird dem historischen System des brandenburgischen Hauses und den politischen Zielen Friedrichs II. nicht auf die Dauer fernbleiben; er wird sich bereit finden lassen, mit Frankreich gegen den Erbfeind Österreich Hand in Hand zu gehen." Bischoffswerder, der dies schrieb, war beim König allmächtig, denn er machte in Mystik und ließ den abergläubischen Nachfolger des abergläubischen Friedrich[1] auf besonders zugerichteter Bühne Geister sehen; obendrein war er der Schwager Lucchesinis.

»Die friderizianische Politik ergänzte ihre reichsfeindliche Anlehnung an Frankreich durch Schadloshaltung im polnischen Osten; Maria Theresia hat die Teilung Polens, gegen die sie sich mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln sträubte, „einen Schandfleck auf meiner ganzen Regierung" genannt.[2] Lucchesini dagegen folgte blindlings dieser Politik Friedrichs und folgte ihr mit der friderizianischen Unbekümmertheit in der Art des mißverstandenen *Il Principe,* gegen den zu schreiben Politiker vom Schlage der Bolingbroke, Friedrich II. und Lucchesini sich besonders berufen zu fühlen scheinen. Ganz im Geiste des antimachiavelschen Friedrich schloß Lucchesini 1790 den polnischen Allianzvertrag, der den Polen die Hilfe Preußens gegen jede fremde Einmischung zusicherte und der 1792 durch den Einmarsch preußischer Truppen und die zweite Teilung Polens gebrochen wurde. 1791 und 1793 führte Lucchesini Preußens Verträge mit Österreich und England herbei, Verträge, die Preußen im Jahre 1795 im Stiche ließ, etwa in der Art, wie Friedrich II. im Jahre 1741 seinen französischen Bundesgenossen einmal vorübergehend im Stiche ließ oder wie er im „Siebenjährigen" Krieg von den Engländern zu den Franzosen überzugehen versuchte.[3]

»In den „eigenhändigen Memoiren des Staatskanzlers von Hardenberg" (herausgegeben von Ranke) findet man, daß

Lucchesini auch *privatim* die friderizianische Politik der Schadloshaltung im Osten verfolgte und sich große Güter in „Südpreußen" sicherte. Von diesen östlichen Erwerbungen glaubte man, werde seine Franzosenfreundschaft und Reichsfeindschaft befördert. Darauf bezieht sich vielleicht, daß Napoleon – wie Hardenberg berichtet – den Lucchesini *pantalon* und *usurier* nannte.

»1797 verschaffte Lucchesini sich eine Audienz bei Napoleon und riet ihm – dem *„émule et même supérieur"* Friedrichs – Österreich zu demütigen und die deutsche Kaiserwürde aufzuheben. Napoleon verstand diesen preußischen Besuch gut auszunutzen; er spielte mit Lucchesini, wie ein Löwe mit einer Ratte spielt, und er machte sich einen Spaß, der rückwirkend auch dem Alten Fritz noch eine Nase dreht. Napoleon führte damals in Italien mit dem Deutschen Reiche Krieg, und des preußischen Gesandten Lucchesini hochverräterischer Besuch bei Napoleon war ganz dem ähnlich, den Friedrichs II. Gesandter Schmettau dem König Ludwig XV. machte, als der französische König die deutsche Stadt Freiburg belagerte.[1] In beiden Fällen bot der preußische Gesandte dem französischen Herrscher preußische Hilfe und das Schiedsrichteramt über Deutschland an. Dienstfertige preußische Geschichtschreiber mögen da wohl die Feinheit und das *génie* des großen Friedrich bewundern. Bismarck, einsichtiger, hat in seinen „Gedanken" die „Auflehnung des preußischen Partikularismus gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen" getadelt. Hören Sie, wie Napoleon das preußische *génie* zu würdigen verstand. Nachdem ihn Lucchesinis heimlicher Besuch der preußischen Fahnenflucht versichert hatte, wußte Napoleon sich bei den Verhandlungen mit dem Gesandten des deutschen Kaisers in überlegener Stellung, und er behandelte die deutschen Ansprüche dementsprechend. Es traf sich, daß der Gesandte des Kaisers, ebenso wie Lucchesini (und Napoleon!), auch Italiener war, was ja bei einem italie-

nischen Kriege des römischen Kaisers, des „Herren der Welt“ und vieler italienischer Besitzungen (vor kurzem noch Neapels), etwas anderes bedeutete, als wenn Friedrich von Preußen oder sein Nachfolger keine gebildeten Preußen finden konnten[1] und deshalb Italiener und Franzosen in einflußreiche Stellungen beriefen. Als nun der italienische Botschafter des Kaisers gegen Napoleon die Unantastbarkeit des Deutschen Reiches vertrat, herrschte Napoleon ihn an: „Sind Sie denn ein Deutscher? Ihr Name klingt gar nicht deutsch!“ ‚Ich bin Neapolitaner, Herr General.‘ „Ja seit wann unterhandle ich denn mit Neapel? Hat denn der Kaiser keinen deutschen Edelmann, mit dem ich über deutsche Dinge verhandeln kann?“ – So nutzte Napoleon den preußischen Verrat; und der feile *stiletto* der *Marquis de Brandebourg et de Lucchesini* traf den deutschen Kaiser wieder in den Rücken.

»Andere Staatsmänner, die – wie der von Napoleon abgelehnte Neapolitaner – treu für die deutsche Sache kämpften, waren Freiherr von Stein und Benningsen – im Dienste Rußlands. Napoleon schrieb an den Zaren: „Haben Sie nicht genug russische Edelleute, daß Sie sich mit Söldnern umgeben wie diesem Stein, der als Taugenichts und Übeltäter aus Preußen verbannt wurde, oder Benningsen, der militärische Talente haben soll, die ich nicht kenne, der aber seine Hände in Blut getaucht hat,“ – was eine Anspielung auf die Ermordung Kaiser Pauls I. war.« (Vgl. oben S. 9.)

»Bis 1806 hat dann Lucchesini in Paris als Vertreter Preußens am allgemeinen Wettrennen um Napoleons Gunst teilgenommen und hat so geholfen, Napoleons Rheinbundbestrebungen den Weg zu ebnen. Später hat er ein großes Werk über den Rheinbund geschrieben. 1806 hat er aufs neue nach friderizianischer Vorschrift ein Bündnis mit Frankreich betrieben, und die Verehrer Friedrichs würden kaum irregehen, wenn sie annehmen wollten, daß Lucche-

sini, hätte ihm die preußische Regierung freie Hand gelassen, mit der Befolgung seiner franzosenfreundlichen Politik die Niederlage von Jena würde vermieden haben. Aber damals, als es zu spät war, zeigte sich in Preußen das von Friedrich II. verachtete deutsche Gewissen plötzlich so romantisch geschärft,[1] daß man derartige Bündnisse nicht mehr dulden wollte. Man wählte lieber den „Sieg von Jena“, der in jenem Bayern, das Friedrich II. und Lucchesini vor dem deutschen Kaiser gerettet hatten, durch Viktoriaschießen gefeiert wurde; auch in Württemberg wurde damals Viktoria geschossen! denn auch dort, wie in Bayern und Preußen, war der Landesfürst König und „groß“ geworden, weil er „mit Frankreich Schulter an Schulter kämpfte“, wie „der große König“ es in seinem Testament empfahl.[2] Als dann nach dem Siege von Jena der von der deutschen Bewegung willenlos mitgenommene König von Preußen, sehr unfriderizianisch, Lucchesinis neuen Vertrag mit Napoleon verwarf, tat Lucchesini als Schüler Friedrichs II. nicht mehr mit, er nahm seinen Abschied, ward in Italien Kammerherr der ausschweifenden Schwester Napoleons und arbeitete an seinem Buche über den Rheinbund, dieser großartigen Fortsetzung des friderizianischen Fürstenbundes, aus dem Preußen, sehr gegen die Absichten seines Gründers Friedrichs II. und Lucchesinis hatte ausscheiden müssen, weil es „dem historischen System des brandenburgischen Hauses und den politischen Zielen Friedrichs II.“ untreu geworden und „mit dem Erbfeinde Österreich Hand in Hand zu gehen“ endlich anfing.« (S. 150.)

»Das ist das wenige, was ich über diesen beneidenswerten Lucchesini weiß, den Friedrich im Jahre 1780 allen Deutschen vorgezogen hat, um „ihm Vertrauen und Gunst zu schenken“ und „ihn an seiner Seite vor anderen zu erheben.“ Mit diesen Worten hat ja wohl Goethe-Antonio ausgesprochen, wie sehr er ein solches Glück zu verehren geneigt war.«

Manfred Ellis fuhr fort: »Und dieses Glück hätte verehrungswürdig sein sollen! Ist doch alles verehrungswürdig, was einen *charakter*vollen Mann aus der Stille in den Strom der Welt führt; denn nur wo „sich die Geister gar gewaltig regen", können große *Talente* „eben die Beschränkung lieben", in der erst die zur Meisterschaft bestimmten Geister „nach der Vollendung reiner Höhe streben". Sich vom Strome der Welt umbrausen zu lassen oder sich ihm wenigstens zu nähern, ist nun einmal vieler bildungsfähiger Menschen innigster Wunsch; gleichviel ob sie ihn eingestehen oder nicht. Und was immer man von Friedrich II. denken mag, in Berlin – so mußte es wenigstens scheinen – lagen größere Möglichkeiten als in dem kleinen Landstädtchen Weimar mit seinen 6000 Einwohnern.«

GOETHES POLITISCHER BLICK UND ÖSTERREICH ALS DEUTSCHE MACHT

»Allerdings – widerspruchsvoll wie es klingen mag – ich glaube, daß Goethes politischer Blick unendlich viel weiter reichte als der von preußischem Partikularismus „voreingenommene" Friedrichs II. Goethe besaß in hohem Maße die Friedrich II. fehlende umfassende Bildung, welche einen weiten politischen Blick gestattet. Hinter dem Dichter Goethe steht ein Goethe der großen internationalen Einsicht, der zum Beispiel den Deutschland einenden Rhein-Donau-Kanal herbeiwünscht, statt wie Friedrich II. den preußischen Landstraßenbau zu vernachlässigen, damit Fuhrleute und Reisende mehr Geld in Preußen verzehren müssen; ein Goethe, der „in Geist und Liebe dasjenige verknüpft, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander steht", der die Kanäle von Suez und Panama fordert und mit seherischem Scharfblick ihre Bedeutung erkennt. Friedrichs II. bei weitem bedeutungsvollste Tat ist es gewesen, daß er unendlich viel deutschen Blutes ver-

goß, um Indien und Amerika und so Suez und Panama den englisch sprechenden Völkern in die Hände zu spielen; er hielt überseeische Besitzungen für wertlos. Während Friedrichs II. geographische Kenntnisse, wie aus Lucchesinis Tagebuch hervorgeht, kaum über Böhmen und Ostpreußen hinausreichten, und während er in seinen Testamenten die Torheit überseeischen Kolonialerwerbs darzutun sucht, hat Goethe selbst (wie Soret versichert) einmal mit Lili dem deutschen Gefängnis entfliehen und zu uns nach Amerika auswandern wollen; er hat im Wilhelm Meister ausführlich über Notwendigkeit und Schicksal der deutschen Auswanderung geschrieben und hat die wichtige Entwicklung West-Amerikas angekündigt. — Oder nehmen Sie Goethes Verständnis für die politischen Aufgaben des Deutschen Reichs in Europa: früh zu den Gegnern Österreichs hinübergezogen hielt Goethe seinen Herzog von dem hochverräterischen Abenteuer zurück, in das ihn Friedrich II. zur Losreißung Ungarns von Österreich verwickeln wollte, indem er ihm Hoffnung auf die ungarische Krone machte.«

Hegemann: »Versuchen Sie nicht beständig etwas wie eine Geschichtsfälschung, wenn Sie immer den deutschen Kaiser und das Deutsche Reich gleichsetzen, als ob nicht der Kaiser vor allem für den Vorteil von Österreich eingetreten wäre? War nicht Österreich durch seine großen Erwerbungen im Osten längst eine östliche, außerdeutsche Macht geworden?«

Manfred Ellis: »Wenn ich in Österreich, dem Zurückeroberer des Elsaß (1743) und dem Verteidiger Flanderns, eine deutsche Macht sehe, weiß ich mich im Einklang nicht nur mit so großen Deutschen wie Goethe und Bismarck, sondern auch mit so berühmten Preußen wie Friedrich II. und von Ranke.

»Gegenüber der Zügellosigkeit Friedrichs II., der durch seine hochverräterischen Angriffe auf Österreich die Macht

des Deutschen Reiches schwächte, nahm Goethe eine politische Stellung ein, die überraschend an die erinnert, die Bismarck eingenommen hat, als er die österreichische Vorherrschaft in Ungarn verteidigte. „Es ist eine seltsame Bescheidenheit," sagte Bismarck 1851, „daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für eine deutsche Macht zu halten. Ich kann in nichts anderem den Grund hiervon suchen, als daß Österreich das Glück hat, fremde Volksstämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden. Ich kann aber daraus nicht schließen, daß, weil Slowaken und Ruthenen unter der Herrschaft Österreichs stehen, diese die Repräsentanten des Staates und die Deutschen eine bloße beiläufige Zugabe des slavischen Österreichs seien; sondern ich erkenne in Österreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat".«

Hegemann: »Darf man einem derartigen Worte Bismarcks, das er aus irgendeinem politischen Grunde einmal gesprochen haben mag, endgültige Bedeutung beimessen?«

Manfred: »Wenn Sie die dichterische Kraft dieses Bismarckwortes ebensowenig überzeugt wie der gesunde Verstand, der mir aus ihm zu sprechen scheint, dann bitte ich, Ihnen Friedrich II. selbst als Kronzeugen anführen zu dürfen. Mein Beweisstück kommt mir recht lustig vor. In seinem Testament von 1752 schilderte Friedrich II. die überlegene Macht, die sich die deutschen Kaiser trotz des Verlustes von Schlesien noch bewahrt hatten. Dann fährt er fort: *„Après l'Allemagne la France est la monarchie la plus puissante de l'Europe"*. Zu dem Worte *l'Allemagne* hat der Bewunderer Friedrichs II. Lehmann-Göttingen als Herausgeber eines Auszuges aus dem Testamente von 1752 eine Fußnote gemacht, die lautet: „Der König meint Österreich"![1] Selbstverständlich meinte der König Österreich! denn Deutschland war eben dank Österreichs Führung die

„mächtigste Monarchie Europas", bis Friedrich dieses Deutschland für immer zerriß und für immer dem Bismarckschen *cauchemar des coalitions* auslieferte. Selbst v. Ranke muß zugestehen, daß — sogar nach dem Siebenjährigen Kriege — „der Reichskörper noch universale Bedeutung hatte" und daß eine „deutsche Macht" damals im Besitze des Kaisertums war. Ernst Moritz Arndt hat ähnliches betont.[1] Vergessen Sie nicht, daß die deutsche Kaiserkrone von 1438 bis 1806, also mehr als dreiundeinhalb Jahrhunderte, immer im Hause Österreich gewesen ist, mit der einzigen Ausnahme der drei Jahre 1742—45, in denen Karl VII., die „Marionette" der Franzosen und Friedrichs II., der großen Maria Theresia den Kaiserthron streitig zu machen versuchte.[2] Nur Friedrich II. ist schuld an dem Verbrechen von 1740, das Arndt „die letzte große *Szission* teutscher Nation, die unheilbare, die vielleicht mit dem Volke endigen wird", genannt hat.

»Goethe glaubte nicht, daß das Deutsche Reich von 1438 bis 1742 und von 1745 bis 1806 unter Fremdherrschaft stand, sondern er betrachtete, ganz wie Bismarck, Österreich als deutsche Macht und er würdigte, ganz wie Bismarck, die gewaltige, stolze Aufgabe, die damit den Deutschen in Österreich und in den übrigen Teilen des Deutschen Reiches erwuchs, wie sie jedem großen Volke erwachsen ist, das zu einer Weltstellung berufen ist; Goethe sagte: „Es gehört eine geistreiche, kluge und energische Regierung dazu, um so verchiedenartige Völkerstämme in Frieden zusammenzuhalten." Maria Theresia war in diesem Sinne im höchsten Grade „geistreich"; die Art, wie sie die Herzen der früher aufrührerischen Ungarn gewonnen hat, zwang alle Welt, selbst den feindlichen Friedrich II., zur Bewunderung. Was soll man dagegen von Friedrichs Versuch sagen, ihr die Ungarn zu entfremden? Werden die preußischen Versuche, die Herzen der unterworfenen Polen zu gewinnen, ebenso „geistreich" sein wie das Werk Maria

Theresias? oder werden nicht vielmehr sogar die preußisch-deutschen Versuche scheitern, das linksrheinische Deutschland wiederzugewinnen oder zu halten — Gebiete, die durch Friedrichs II. Schuld zu lange dem Reiche entfremdet wurden[1] und die dem Deutschtum wiederzugewinnen vielleicht mehr als die Werbekraft der Hohenzollernlegende und des friderizianischen Geistes erforderlich ist? Es zeugte auch von politischem Blick, als Goethe, „in Geist und Liebe" „eine geistige Sprachverbindung der Deutschen" anbahnte, zu der ihm nicht nur „das herrliche Rheintal von Basel bis Mainz" und „das sämtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet", sondern besonders auch Elsaß gehören, wo er aus eigener Anschauung weiß, daß „deutsche Kultur und deutsche Sitte überwiegen". Und wenn Goethe hinzufügte, daß im Elsaß „die Vorteile der (französischen) Nationaleinheit, in die man gehört, anerkannt werden" und daß „es niemand gelüstet nach der gemanischen Zerstückelung", ist das nicht wieder eine laute Anklage gegen Friedrich II., der zwar mit den elsässischen Söldnern in seinem Heere so gute Erfahrungen gemacht hatte, daß er sie schließlich als „so gut wie unsere Landeskinder" bezeichnete, der aber als Vorkämpfer germanischer Zerstückelung sich immer wieder rühmte, daß er den Franzosen Elsaß und Lothringen gesichert hat und dessen letzte große Tat es war, Bayern und die Pfalz dem französischen Einfluß zu retten?

»Wie genau entspricht doch die verschiedene Auffassung elsässischer Dinge, die Goethe und die Friedrich II. für sich wählten, ihrer Stellung zur deutschen Sprache. Das Festhalten der Elsässer an deutscher Sprache und Sitte begründet Goethe folgendermaßen: „Wenn der Überwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wie-

derkehr einer glücklichen Epoche nähren kann"; und ähnlich erzählt Goethe, daß die Erkenntnis, auf dem Gebiete der ihm teuren französischen Sprache immer als Eindringling gelten zu müssen, ihn und seine Straßburger Studiengenossen den Entschluß fassen ließ, „die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen". Genau das Gegenteil ergab sich bei Friedrich II.; die Tatsache, daß — wie Goethe es ausdrückt — „ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln", bestimmte den König nur zu noch rückhaltloserem Aufgeben seiner Muttersprache, zu größerer Abhängigkeit von seinen Merkern des französischen Meistersangs, mochten sie Voltaire, de Prades, de Catt oder Lucchesini heißen, die ihm seine unselbständigen französischen Arbeiten verbessern mußten.

»In diesem Zusammenhange scheint mir Macaulay eine tiefsinnige Bemerkung gemacht zu haben: „Friedrich beherrschte keine einzige Sprache vollkommen . . . Selbst wenn er die dichterischen Gaben besessen hätte, die ihm in so hohem Maße fehlten, der Mangel einer Sprache würde ihn verhindert haben, ein großer Dichter zu sein und edle Werke der Einbildungskraft zu schaffen . . ."

»Könnte man nicht vielleicht noch weiter gehen und sagen, daß der Mangel der Sprache ein so schwerer Mangel ist, daß er einen Mann geradezu von jeder schöpferischen Leistung im höchsten Sinne ausschließen muß? jedenfalls von schöpferischer Tätigkeit auf dem Gebiete nationaler Politik?[1] Vielleicht sollte man fragen, ob nicht Vaterlandslosigkeit — oder wie kann man das mehr als mittelalterliche „Elend" der Sprachlosigkeit anders nennen? — ob etwa diese Vaterlandslosigkeit Friedrich den Zweiten zu einer höheren übernationalen Auffassung befähigte? Vielleicht hat er die Gefahren des Nationalitäten-Wahnsinns vorausge-

sehen und bekämpft? aber nein! ihm fehlte der seherische Weitblick. Innerhalb der deutschen Nation wollte er sein blutiges, geprügeltes Sondernationchen, das preußische, schaffen; und wozu? ja, diese Frage hat der große Friedrich anders, aber klarer beantwortet als die preußischen Geschichtschreiber, die auf die geheimnisvolle Überlegenheit des preußischen Sonder-Kultürchens schwören; — ja wozu? darauf antwortete Friedrich 1758 im Gespräch mit seinem Vertrauten de Catt: „...es muß weiter gerauft werden! Wofür? Um uns einen Namen zu machen!", oder 1770 in einem Brief an d'Alembert: „es hat immer Kriege gegeben, und was es immer gegeben hat, das ist notwendig — obgleich ich nicht wüßte warum! — also wird die Kriegsfurie immer diesen unseligen Erdball verwüsten... Selbst gesetzt den Fall (sagt Friedrich in anderem Zusammenhange, aber in demselben Briefe), es sei möglich, die Menschen aus einem derartigen Irrtume zu retten, bleibt noch die Frage: würde es sich lohnen?" Wie treffend! In der Tat, solange Könige wie Friedrich II. geduldet und gar bewundert werden, wird „die Kriegsfurie diesen unseligen Erdball verwüsten".

FRIEDRICHS POLNISCHE ERWERBUNGEN UND HANDELSPOLITIK

»Wenn man die „Rauf"-Lust des königlichen Schnupftabakkollegen vergessen kann und wieder hinauf zur Höhe Goethescher Vollendung streben darf, so findet man die zwei großen Goetheschen Begriffe, die Friedrich dem Zweiten fehlten, und ohne die ein großer Politiker nicht gedacht werden kann: das Verständnis für den Wert des Nationalen, verbunden mit der Fähigkeit, über den Nationen zu stehen. „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache"; auf dieses Koranwort berief sich Goethe in demselben Briefe, in dem er

Friedrich II. zu Pferde
nach einer Radierung Chodowieckis

Carlyles Mitarbeit an einer internationalen Verständigung erbat.

»Voltaires Achtung hoffte Friedrich II. einmal zu erringen, indem er ihm vorflunkerte: „Ich habe in den schlesischen Bergen große Straßen zur Erleichterung des Handels erbaut“ (11. X. 1773). Friedrichs frommer Historiograph Preuß, dem diese Aufschneiderei zu bunt wird, erläutert: „man darf darunter höchstens eine oder die andere gewöhnliche Landstraße verstehen... Friedrich hat keine einzige Meile Kunststraße gebaut“.« (Preuß, III, 68).

Hegemann: »Aber Friedrich hat doch Kanäle gebaut!«

Manfred: »Ja, das war zu seiner Zeit sehr Mode. Aber er hat sie auch durch seine kurzsichtige Zollpolitik erdrosselt. Mirabeau berichtet, daß es allein in der Kurmark 28 verpachtete Zölle und 8 verpachtete Schleusen und 29 nicht verpachtete Zölle und 6 nicht verpachtete Schleusen gab. Und Friedrichs II. Anwalt Dohm (IV, 422) gibt zu: „Die Fuhrleute und Schiffer schlugen alle Wege ein, um nur den preußischen Boden nicht zu berühren. Man zog wegen der Plackereien und dem Aufenthalt einen weit kostspieligeren Weg vor, wenn man nur nicht an die preußische Grenze kam.“

»An das alles dachte vielleicht Goethe, als er 1829 zu Odyniec sagte: „Es ist die Pflicht der Höhergebildeten und Besseren, ebenso mildernd und versöhnend auf die Beziehungen der Völker einzuwirken, wie die Schiffahrt zu erleichtern oder Wege über Gebirge zu bahnen... Daß das bisher nicht geschehen ist, liegt an nichts anderem als daran, daß die internationale Gemeinsamkeit keine festen moralischen Gesetze und Grundlagen hat...“, moralische Gesetze, an deren Aufbau Friedrich II. trotz seines „Antimachiavel“ nicht mitgearbeitet und deren Zerstörung ihm die große Maria Theresia gelegentlich der Teilung Polens, die Friedrich II. ihr aufzwang, erneut ausdrücklich zur Last gelegt hat.

»Von Lucchesinis polnischer Lernbegier habe ich Ihnen gerade erzählt.« (Vgl. oben S. 150)

»d'Alembert schrieb einmal an Friedrich II., der König verdiene „der Große" genannt zu werden, wenn – ja wenn es ihm gelänge, die polnischen Wirren zu schlichten und den Völkern Europas Frieden zu bringen. „Eure Majestät würden dann dem Richter gleichen, der die streitenden Parteien zusammenrief, sich über ihren Zank lustig machte und sie schließlich dazu vermochte, sich zu umarmen und zufrieden nach Hause zu gehen. Das ist es, Sire, was die Menschheit von Ihnen erwartet." Friedrich II. spottete weidlich über diese untunlichen Vorstellungen d'Alemberts und sandte ihm zur Antwort die Münze mit der an Ludwig XIV. gemahnenden Inschrift „REGNO REDINTEGRATO", welche er zu Ehren seines gerade damals verübten polnischen Raubes und als Denkmal einer Tat schlagen ließ, die ihm tunlicher erschien, als Frieden zu halten. Die moralische Begründung der polnischen Teilung finden die preußischen Geschichtschreiber in den polnischen Unruhen, die ewig dauern mußten, solange Polen ein Wahlkönigreich blieb; die preußischen Geschichtschreiber machen weniger Aufhebens davon, daß Friedrich II. besondere Anstrengungen gemacht hat, die Umwandlung des Wahlkönigtums in ein Erbkönigtum zu verhindern. Daß das geistig gelähmte Preußen – ungleich dem von vergeistigter Volkskraft strotzenden Frankreich Ludwigs XIV.[1] – die polnischen Eroberungen schwer verdauen könne, daß der Preußen Qual über ihre eigene Gefangenschaft in einer Flut von deutschen Polenliedern ausströmen würde*, daß deutsches Gebiet polonisiert werden und daß Bismarck

* Der Herausgeber braucht nicht zu versichern, daß er nicht allen Urteilen Manfreds beistimmt, er war aber überrascht zu sehen, daß einer der erklärten Bewunderer Friedrichs II., Hans Delbrück, kürzlich eine Sammlung deutscher Polenlieder herausgegeben und diese Gedichte gepriesen hat!

schwere polnische Kämpfe nicht siegreich bestehen werde, das hat der *praktische* König ebensowenig gefürchtet wie der noch *praktischere* Lucchesini, der 1793 und 1795 die Polen des weiteren in der Weisheit des friderizianischen Antimachiavel unterrichtete. d'Alembert, der auf Friedrichs Jahresgelder angewiesen war, hatte sich nichts vergeben, als er Friedrich dankte mit den Worten: „Die Inschrift Ihrer Münze beweist, daß Euer Majestät nur verlorene Provinzen wieder an sich genommen haben." Goethe, der erfolgreiche landpolitische Erwerbungen keineswegs ablehnte, hat später eigenartige Betrachtungen veröffentlicht, was getan werden könnte, um in solchen „zurückerworbenen" Provinzen der deutschen Sprache Eingang zu verschaffen; Goethes Vorschläge wurden beiseite geschoben, um *praktischeren*, preußischeren Maßregeln Platz zu machen, deren Erfolge heute jeder bewundern kann, dem sie gefallen.«

Hegemann: »Ihre Kritik der polnischen Teilung überzeugt mich deshalb nicht, weil Friedrich der Große selbst, im Gegensatz zu Lucchesini, doch sehr weise nur altes deutsches Land wiedereroberte, das auch tatsächlich leicht wieder germanisiert werden konnte.«

Manfred: »Gerade gegen den Geist der Germanisierung Polens scheint sich mir Friedrich II. aufs kurzsichtigste versündigt zu haben. Die Erfolge, die er auf dem flachen Lande erzielt hat, werden hundertfach zuschanden durch seine planmäßige Schwächung des Deutschtums in Danzig (S. 171 ff.). Vergessen Sie nicht, daß Danzig im Delta eines Stromgebietes liegt, das etwa ebenso groß ist wie das des Rheines.« Ellis nahm ein Lexikon zur Hand und fuhr fort: »Aber die Weichsel fuhren bei Thorn vorüber noch im Jahre 1906 nur 448 Schiffe stromauf, während auf dem Rheine im Jahre 1904 an Emmerich 19986 Schiffe zu Berge vorbeifuhren. Südlich von Danzig liegt eines der ganz großen Hinterlande der Welt, erdrosselt, tot! Und es ist

ein Denkmal für Friedrichs II. wirtschaftspolitische Weisheit, daß Danzig sich nicht entwickelt hat wie Amsterdam und Hamburg oder – wenn sie Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts vorziehn – wie Antwerpen, oder wie Montreal oder Chicago, Städte mit ursprünglich viel weniger besiedeltem Hinterland als Danzig.«

Hegemann: »Aber wie können Sie dafür denn Friedrich II. verantwortlich machen und sagen, er habe den Handel der deutschen Stadt Danzig planmäßig erdrückt?«

Ellis wich aus und sagte: »Lassen Sie uns hören, was unser treuer Jesuitenschüler Lucchesini über die Handelspolitik Friedrichs II. zu berichten weiß.«

Manfred nahm die Aufzeichnungen Lucchesinis wieder zur Hand und begann nach einem Weilchen: »Hier wagt Lucchesini wieder einmal, wenigstens in seinem Tagebuche, anderer Meinung zu sein als der große König. So schreibt er am 14. Mai 1781:

»„Der König sprach über handelspolitische Grundsätze und ließ ersehen, daß die seinigen weniger richtig sind, indem sie darauf abzielen, den Handel jedes einzelnen regeln zu wollen, statt der Betriebsamkeit *aller* freien Spielraum zu lassen." – Für die Beschränkungen, die Friedrich II. dem Handel im Deutschen Reiche auferlegte, gibt Lucchesini gelegentlich Beispiele wie dies: „Der König hat eine Verordnung gegen den Absatz von Eiern aus Böhmen in seinen Staaten erlassen." Lucchesinis Besucher aus Weimar hat derartigen Berichten kaum ohne Aufmerksamkeit gelauscht.

»Man weiß, wie nahe Goethe die Dinge des alltäglichen Lebens, des Handels und Wandels gegangen sind: „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen" und „Man hört immer sagen, wie arm das Land ist und ärmer wird ... man sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird ..." und „Hier will das Drama gar nicht fort, es ist

verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwürcker in Apolda hungerte", das sind Goethesche Aussprüche aus den Jahren zwischen dem letzten bewaffneten Kriege Friedrichs II. gegen den Kaiser und Goethes Zusammentreffen mit Lucchesini. Gegen die Verarmung des Landes war die treueste ministerielle Arbeit in den Kleinstaaten machtlos, solange im großen „gepfuscht" wurde, solange der Handel des Reiches unter dem unermüdlichen Zollkriege litt, den Friedrich II. während der sechsundvierzig Jahre seiner Regierung gegen seine Nachbarn im Reiche führte, weil er wie mancher andere *Dynast* jener Zeit seine zusammenhanglosen Fetzen Landes und Volkes für eine *nation* hielt, auf welche die wirtschaftlichen Grundsätze angewendet werden müßten, die Ludwig XIV. und seine großen Minister für das gesamte Frankreich entwickelt hatten. Allerdings ...« Manfred zögerte eine Weile, dann fuhr er fort:

»Allerdings, in den Maßregeln friderizianischer Zollpolitik Sinn zu entdecken, ist nicht immer leicht. 1765 verbarrikadierte sich Friedrich II. zollpolitisch gegen — Westpreußen und stellte seinem Gesandten in St. Petersburg 70000 Thaler Bestechungsgelder zur Verfügung, um die russische Zustimmung für die Zollstätte bei Marienwerder an der Weichsel zu erkaufen.[1] War Rußland der berufene Vorkämpfer freien Waren-Austauschs zwischen Brandenburg und Preußen? Oder muß Friedrichs II. Zollkrieg gegen Westpreußen verstanden werden als Ausdruck eines friderizianischen Planes, Ostpreußen an die Russen zu verschachern. Ähnlich berichtet der gewiß zuverlässige Lehmann-Göttingen von Zollgrenzen, die Friedrich II. gegen seine eigenen Provinzen im Westen errichtet hat, weil er beabsichtigte, diese gefährdeten Vorwerke abzustoßen.[2] Wie er sich das dachte, hat er in seinem Friedensangebot vor Maxen 1758 ausgesprochen«.[3]

»Hier schreibt Lehmann-Göttingen in seinem dreibändi-

gen Werke über den Freiherrn vom Stein (I. 33f.): „Einen Teil seiner Provinzen, die jenseits der Weser liegenden, behandelte Friedrich II. als zollpolitisches Ausland und verbot ihren Waren den Eingang in seine übrigen Provinzen; aber auch zwischen diesen ließ er Zölle bestehen. Freiherr von Heinitz war der erste, der den großen Gedanken faßte, daß die verschiedenen Bestandteile des Staates ihre Produkte untereinander austauschen müßten, um sich auf diese Weise fester zu verbinden."

»Heinitz kam aber erst im Jahre 1782 an die Spitze des Handels-und Fabriken-Departements, und auch dann wollten seine klaren, wie selbstverständlich anmutenden Gedanken dem verschrobenen König durchaus nicht einleuchten. Auf Heinitz' Immediatbericht vom 30. Oktober 1783 schrieb der besserwissende König: „Ich dirigiere das selber, also habe das General-Directorium nicht nöthig." So blieb alles beim alten. Der junge Freiherr vom Stein erklärte entrüstet, Friedrichs „Regie" „habe das preußische Handelsdepartement um sein ganzes Ansehen gebracht". Stein klagte „über die politischen Plackereien des preußischen Staates" und drohte, es sei „wenig wahrscheinlich, daß er im preußischen Dienst bleibe; vielleicht werde er den österreichischen Dienst wählen". Aber dann rechnete er wohl wie alle Welt mit dem baldigen Abgang des unfruchtbaren Nörglers auf dem Thron, zog sich nur aus dem diplomatischen Dienste zurück und vergrub sich in die Bergwerksverwaltung, wo sein verehrter Chef Heinitz vom Könige weniger belästigt wurde.«

Manfred sprach weiter: »Welche Folgen die friderizianischen Handelsbeschränkungen für die Entwicklung des Handels nicht nur im Reich, sondern sogar innerhalb der preußischen Provinzen hatte, hat Friedrich II. gelegentlich selbst erläutert. Ich entsinne mich einer Stelle in seinem Testament von 1768, wo er sagt: „Wir haben in Schlesien Wollwaren, die früher nach Österreich verkauft werden

konnten und die jetzt in unseren Speichern verfaulen"; „früher" soll heißen: vor den schlesischen Kriegen, welche die Einleitung seines ewig lähmenden Handelskrieges nicht nur gegen Österreich, sondern gegen alle seine Nachbarn gewesen waren.

»Sie sehen, der große Goethe war um seine Strumpfwirker und der große König um seine Wollwaren besorgt. Welche Eintracht zwischen den Großen des Vaterlandes! Daß die Fürsorge des Königs noch weiter ging als die Goethes, ja, daß sie hochnotpeinlich wurde, das bestätigt Ihnen der Königliche Historiograph Preuß (III, 43 f.) mit folgenden Worten: „1766 wurden die alten Verbote der Wollausfuhr erneuert; ja den 3. April 1774 wurde, Wolle und Wollfelle auszuführen, bei *Lebensstrafe* untersagt. ... Alle diese Gesetze schadeten den Schäfereien sehr, und, obgleich der König auch dieselben eingehen zu lassen bei tausend Dukaten Strafe verbot, so konnte er ihren Verfall doch nicht hindern. Systemsucht schließt immer und überall den Blick vor der unbefangenen Geschichte; sonst hätte es an belehrenden Beispielen nicht fehlen können: das englische Parlament, unter andern, verbot einmal die Ausfuhr der Wolle, welche häufig nach Antwerpen ging; der Landmann verlor dadurch die Hoffnung zum guten Verkaufe seiner Ware, verminderte seine Heerden; und das Verbot — wurde stillschweigend wieder aufgehoben. Das that nun Friedrich nicht.... Doch gedieh die sächsische Schafzucht zufällig eher.... Nachdem in Preußen, zur Erreichung höherer Zwecke" (d. h. dank Napoleon), „die Unterthänigkeit abgeschafft, die Gewerbefreiheit ausgesprochen war; so trat .... 1810, auch eine wohlthätigere Zoll- und Akziseverordnung ins Leben und es wurde unter Andern auch die Wollausfuhr freigegeben.... Was Wunder, wenn Menge und Güte der Wolle nun fast bis ins Unendliche getrieben wurden, um sich die Prämien anzueignen, welche die stets wachsende Nachfrage bot! So erlebten wir es im Jahre 1828,

daß England über dreiundzwanzig Millionen Pfund Wolle aus Deutschland nahm.... Ja, wir fangen an, um den Absatz unserer Wolle besorgt zu werden; denn wir erzeugen eine immer schönere und reichlichere Wolle und – wir finden auf den Märkten, deren Zahl und Bedeutung jährlich steigt, immer mehr Mitbewerber; so daß schon die Hoffnung tröstlich ist, bei größerem Wohlstande der unteren Klassen des Volkes im Vaterlande unsre Wolle selbst verbrauchen zu können."

»Preuß bestätigt also den Irrtum der friderizianischen Handelsbeschränkungen ebenso ehrlich wie der König – in seinem Testamente, dem er anvertraut, daß seine Wollwaren „in unseren Speichern verfaulen". Wenn sich Friedrich selbst solche Zugeständnisse machen mußte, so urteilten Außenstehende, die vom Handel und seinen Bedingungen mehr gesehen hatten, als es in Preußen oder in Lucchesinis Italien möglich war, womöglich noch schärfer. Fünf Jahre später (1773) berichtete zum Beispiel der englische Gesandte an seine Regierung:[1] „Seine Preußische Majestät ist zweifellos begierig, seine Handelsmacht zu entwickeln, und ist von Zeit zu Zeit überzeugt, daß das unmöglich ist, ohne den Handel vorher von den Hemmungen zu befreien, unter denen er in seinen Ländern daniederliegt; gleichzeitig aber vermag der König sich nicht zu überreden, die kleinen Vorteile aufzugeben, die er aus diesen Handelsbeschränkungen und aus den Belästigungen, mit denen seine Beamten sie durchführen, zieht. Sofortiger Gewinn, wie klein er auch sein mag, wird immer von ihm vorgezogen werden. Seine Grundsätze auf diesem Gebiete sind so falsch und so äußerst kurzsichtig, daß ich überzeugt bin, seine großen Erwerbungen von Küstenland und Seehäfen werden nur anderen schädlich sein, ohne je ihm selbst zu nützen. Jedes Handelsunternehmen seiner Regierung ist bis jetzt unweigerlich fehlgeschlagen ..."

»Da sich Friedrich der Große viel (wenn auch ohne Er-

folg) bemüht hat, Preußen eine Handelsflotte zu schaffen, sind seine Betrachtungen über die Schiffahrt hörenswert. Lucchesini schreibt am 13. September 1783: „Die Mittagstafel dauerte lange, und die Gespräche wechselten. Gegen Schluß wurde von Schiffahrt gesprochen, wobei sich die Gelegenheit bot, des Beistands zu gedenken, den Geometrie und Astronomie jener Kunst geleistet haben. Der König versteht von beiden Wissenschaften nichts, will aber seine Unwissenheit mit seiner Geringschätzung derselben rechtfertigen und behauptet deshalb, diese Wissenschaften hätten der Schiffahrtskunde keinen Beistand geleistet. Um diesen Widersinn aufrechtzuerhalten, gebrauchte der König jeden Kunstgriff und zeigte überhaupt, daß er gar nicht weiß, was Schiffahrt eigentlich heißt, und worin die Elemente eben der Wissenschaften, die er nicht anerkennen will, bestehen... Ich habe nach einigen zahmen Streitreden hinüber und herüber absichtlich geschwiegen." Weder Lucchesini noch Goethe kannten wohl schon den heute vorliegenden Bericht über Friedrichs Emdener Salzwasserfahrt, wo der König sich plötzlich (ähnlich wie einer seiner Nachfolger) als Admiral gefühlt und in das Kommando des Schiffes eingegriffen zu haben scheint. Der von Friedrich gestörte Kapitän ließ sich noch nicht wie Minister von Heinitz dreinreden, sondern sagte seinem neuen König mit vornehmer Gemütlichkeit: „Nee, Herr, gy moeten still wezen, hier hebb ik te kommandeeren." (Aus diesem friesischen Widerspruchsgeist geht hervor, daß damals Emden erst seit sehr kurzem unter preußische Herrschaft gefallen war und vielleicht, warum Friedrich II. diesen deutschen Hafen 1745 gern an die Engländer verkauft hätte. „Nur an deren Abneigung ist das für die Nachlebenden höchst befremdliche Projekt gescheitert" – wenn Sie es auch befremdet, empfehle ich Ihnen Droysens Geschichte der preußischen Politik 5, 2, 441 f.)

»Wenn etwa Goethe seinem neuen Bekannten Lucchesini

nicht all das krause Zeug glauben wollte, das sich über Friedrichs II. Wirtschaftspolitik berichten ließ, so wird es ihm später an Möglichkeiten zur Nachprüfung des Gehörten nicht gefehlt haben.

»Aus Mirabeaus siebenbändigem Werke über die preußische Monarchie, das Friedrichs ganze Wirtschaftspolitik gründlich verdammt, wird Staatsminister Goethe bald darauf kaum ohne Lächeln erfahren haben, daß Friedrich II. zusammen mit seinem vortrefflichen Herzberg das Arbeitserträgnis des preußischen Staates auf 40 Millionen Taler schätzte und verblendet genug war, zu glauben, daß davon nur fünf Millionen aus dem Ackerbau, dagegen 35 Millionen aus seinen geliebten zollbehüteten „Manufacturen" kämen.«

Hegemann: »Sie sprechen da von einem Friedrich, den ich nicht kenne und der mich erschreckt. Es muß sich da um Mißverständnisse handeln. Sie dürfen nicht von mir verlangen, daß ich das neidische Urteil eines englischen Gesandten oder eines Italieners wie Lucchesini oder Franzosen wie Mirabeau als ausschlaggebend bei der Bewertung friderizianischer Wirtschaftspolitik ansehe.«

Manfred: »Wenn Sie das einstimmige Urteil des zeitgenössischen Auslandes ablehnen, wenn das Urteil der Freiherren von Heinitz und vom Stein ebensowenig Eindruck auf Sie macht wie des Historiographen Preuß Bericht über die preußische Wollausfuhr, dann dürfen Sie doch andererseits kaum verlangen, daß man den Verbeugungen der Berliner Professoren von heute anderen als pathologischen Wert beimißt. Ich schlage Ihnen deswegen einen nicht preußischen, aber deutschen und ganz besonders harmlosen Zeugen, nämlich eine Frau vor. Ja, eine Zeugin, eine Danzigerin: die Mutter Schopenhauers, die eine Bewunderin des großen Königs war und die ihre „Erinnerungen" in einer Zeit, nach den Freiheitskriegen, schrieb, in der die Bewunderung Friedrichs gang und gäbe

geworden war. Aus zeitlicher Ferne bewundert man ja meist besser.«

Manfred griff nach einem alten Bande, blätterte einen Augenblick und fuhr fort: »Nachdem Johanna Schopenhauer das behagliche Danzig ihrer Jugend, seinen Wohlstand, seine bürgerliche und Religions-Freiheit geschildert hat, berichtet sie über die Ereignisse nach 1772:

»„Eines Tages kamen die Preußen, das Unglück überfiel wie ein Vampyr meine dem Verderben geweihte Vaterstadt und saugte jahrelang ihr bis zur völligen Entkräftigung das Mark des Lebens aus ...“ So berichtet Johanna Schopenhauer und fährt fort:

»„Obgleich die freie Stadt Danzig nur bedingungsweise unter polnischem Schutz stand, ward der bei weitem wichtigste Teil ihres Gebietes ihr dennoch mit entrissen. Eine grausame Ironie des Schicksals schloß von dem gewaltsamen Raube ihrer Umgebungen sie allein aus. Ihr gleichsam zum Hohne wurde der freien, einst so mächtigen Hansestadt ihre althergebrachte republikanische Verfassung gelassen, während der Quell ihres Wohlstandes, abgeleitet, allmählich versiegte ...

»„Der Hafen nebst den ihm angrenzenden Umgebungen war von Preußen besetzt, die sehr überflüssige Festung Weichselmünde aber der Stadt geblieben, kaum eine halbe Stunde von dem äußersten Tor war der preußische Adler über Nacht aufgerichtet, und wenige Schritte weiter, am Anfange des beinahe aus lauter schönen Landhäusern wohlhabender Bürger bestehenden Örtchens Langefuhr, stand der Greuel aller Greuel, das Zollamt, in welchem, aus einem unbegreiflichen Irrtum des großen Königs, die im ganzen preußischen Lande verhaßte französische Regie ihr Wesen trieb.

»„Vor einem anderen Tor, näher der Stadt, fing die preußische Grenze sogar mitten in der äußersten Vorstadt Schidlitz an ...

»„Der Zorn der Bürger, denen das Gefühl ihrer Ohnmacht bis zur verzweiflungsvollen Wut gestiegen war, wandelte sich nach dem ersten Schrecken in verbissenen Ingrimm, in immer tiefer eingreifenden Haß gegen Preußen und alles was preußisch war, ging aber bald in den festen Entschluß über, zur Verteidigung des letzten armseligen Scheines ehemaliger Freiheit, der ihnen geblieben war, alles daran zu setzen, Leben, Leib und Gut.

»„Bedeutende Wunden, welche das Schicksal uns schlug, lernen wir endlich mit einer Art stumpfsinniger Ergebung tragen; doch nie verschmerzen wir jene tausend kleineren sich täglich wiederholenden Nadelstiche, die uns gleichsam spottend verfolgen, und kommen nimmermehr dahin, uns ihnen geduldig zu unterwerfen. Die bis zur höchsten Ungebühr täglich auf das Schonungsloseste sich wiederholenden Plackereien, welche das französische Akzisewesen, besonders in Langefuhr, sich erlaubte, trugen daher fast noch mehr dazu bei, die Erbitterung gegen Preußen aufs Höchste zu treiben, als alle anderen Maßregeln, welche die völlige Vernichtung des bürgerlichen Wohlstandes der unglücklichen Stadt allmählich herbeiführen mußten.

»„Die empörende Behandlung, welcher die Einwohner Danzigs ohne Unterschied der Person ausgesetzt waren, sobald sie die ihnen so eng gesteckte Grenze ihres Gebiets überschritten, muß in unserer weit humaneren Zeit fabelhaft erscheinen. Jeder Fußgänger wurde vor dem Akzisegebäude angehalten und mußte es als eine große Gefälligkeit erkennen, wenn man, um sich zu überzeugen, daß er nichts Akzisebares bei sich führe, ihn mit Durchsuchung seiner Taschen verschonte.

»„Mietkutschen und Equipagen wurden ebensowenig wie Fuhrmanns- und Bauernwagen mit genauester Durchsuchung verschont. Damen und Kinder mußten zuweilen im heftigsten Platzregen aus ihrem Wagen steigen und unter dem Hohngelächter ihrer Peiniger abwarten, bis es jenen

gefiel, die Visitation auch der verborgensten kleinsten Räume des Wagens langsam zu vollenden. Dann begann noch die Durchsuchung der Personen; die damals Mode gewordenen Poschen der Damen, eine Art leichterer Reifröcke, die freilich aus sehr geräumigen Taschen bestanden, denen man ihren Inhalt von außen durchaus nicht ansehen konnte, waren dem französischen Gesindel ein Hauptgegenstand des Argwohns; keine Dame durfte sich weigern, ihre Poschen vor den Augen desselben auszuleeren, wenn sie sich nicht der beleidigendsten Behandlung aussetzen wollte. Mit Dienstmädchen und Frauen aus den geringeren Ständen verfuhr das freche Volk noch weit schonungsloser.

»„Sogar in ihren Landhäusern, sowohl in Langefuhr selbst als den in weiterer Entfernung nach Oliva zu gelegenen, blieben die Danziger Bürger den Mißhandlungen jener fremden Sünder und Zöllner ausgesetzt. Haussuchungen nach Konterbande, denen niemand bei schwerer Strafe sich widersetzen durfte, fielen täglich vor, und Kaffeeriecher, von ihrem ehrenvollen Amte so benannt, spürten in Höfen, Häusern und Küchen dem Geruch des frisch gebrannten Kaffees nach, der innerhalb der preußischen Grenze nicht anders als schon gebrannt verkauft werden durfte.

»„Durch alles dieses steigerte sich die allgemeine Erbitterung sowohl gegen die französische Regie als gegen den großen König, der dies Unerträgliche mit dem Rechte des Stärkeren über uns verhängte, aufs höchste. Bald nach der Okkupation mußte ich leider selbst Zeuge davon werden, bis zu welchen schauderhaften Ausbrüchen unbezähmbarer Wut und Grausamkeit ein im Grunde gutmütiges Volk getrieben werden kann, und die furchtbare Erinnerung daran hat mich noch lange wachend und im Traume verfolgt.

»„Frecher Übermut, denn kein anderer Beweggrund zu einem so nutzlosen Wagestück wäre denkbar, verleitete die französischen Zöllner, sich von Zeit zu Zeit in die Stadt zu schleichen und neue Königlich Preußische Verordnungen

heimlicherweise am Rathaus anzuheften, die, sobald man ihrer gewahr wurde, der schon über den bloßen Anblick des preußischen Adlers entrüstete Pöbel sogleich herunterriß.

»„Durch öfteres Gelingen wahrscheinlich zu dreist geworden, ließen unglücklicherweise zwei dieser Elenden sich über der Ausführung eines solchen Unternehmens betreffen und waren im Nu vom wütenden Pöbel umringt. Brüllend wie die vom Sturm gepeitschten Meereswogen strömte von allen Seiten das Volk herbei, mit Pflastersteinen und Stöcken bewaffnet erhoben sich tausend drohende Fäuste, unter wilden Flüchen und Schmähungen scholl aus tausend Kehlen das Todesurteil der Verhaßten. Nur schleunige Flucht konnte sie retten. Aus vielen Wunden blutend, gelang es endlich dem Leichtfüßigsten unter den beiden, sich in die Hauptwache zu werfen, wo seine Verfolger von ihm abließen. Wie ein gehetzter, von einer Koppel Hunde gejagter Hirsch wurde indessen sein Begleiter durch die halbe Stadt, durch Gassen und Gäßchen im angestrengtesten Lauf unter einem Hagel von Steinwürfen erbarmungslos fortgetrieben; nur die mit jedem Schritt sich mehrende Anzahl seiner Verfolger, die endlich in den engen Straßen eine dicht zusammengedrängte Masse bildeten, verhinderte sie, ihn zu ergreifen.

»„Brüllend, heulend vor Todesangst und Schmerz, mit Blut bedeckt, die Überreste seiner Kleider in Fetzen um sich herumflatternd, sah ich das Jammerbild. Ganz nahe hinter ihm drein jagte der tobende Haufe an unserem Hause vorüber. Er stürzte vor Entkräftung, raffte sich aber schnell wieder auf, und erst in der nächsten Straße ereilte ihn endlich das Schicksal, dem er vergeblich zu entfliehen strebte.

»„Ich kann und mag das Schreckensbild nicht weiter ausmalen, ungerächt wie unbeklagt verendete der Unselige im eigentlichsten Sinne des Wortes unter den Fäusten und dem Hohngelächter der zur wildesten Rache empörten tief beleidigten Volksmenge; sie wollte und mußte ihr Opfer

haben, und jeder Versuch, es ihr zu entreißen, wäre jetzt ebenso vergeblich als wahrscheinlich in seinen Folgen verderblich gewesen.

»„Die freundlichen Gartenhäuser in Langefuhr, Strieß, Oliva standen eine Zeitlang verödet da, ihre Eigentümer wollten anfänglich den gewohnten Gartenfreuden lieber entsagen, als so schmählichen Bedrückungen sich aussetzen...“

»Aber Johanna Schopenhauer fährt fort:

»„Hat Doktor Faust sogar mit dem Bösen ein Paktum abgeschlossen und wurde demungeachtet nach seinem Ableben von Engeln in die ewige Seligkeit getragen, wie Goethe uns berichtet, so darf man es den Danziger Gartenbesitzern wohl verzeihen, wenn sie sich herabließen, mit der nicht weniger als der Teufel selbst verhaßten französischen Regie in Unterhandlung zu treten, welche die Folge hatte, daß jeder um eine nicht unbedeutende Summe im Jahr für die Zeit seiner Villegiatura sich Zollfreiheit erkaufen konnte, wodurch ein großer Stein des Anstoßes gehoben ward. Wem es nur irgend möglich war, der zog jetzt hinaus ins lang entbehrte Freie, und auch meine Mutter wollte, wie sie gewöhnlich tat, in der wärmsten Sommerzeit mit uns Kindern ein kleines, artiges Gartenhaus in der Vorstadt Schidlitz beziehen. Jubelnd zogen wir mit ihr hinaus, doch ach, wie verändert fanden wir alles! Dicht neben dem mit Bäumen besetzten Grasplatz vor dem Hause, dem eigentlichen Tummelplatz unserer Freuden, streckte sich der schwarz und weiß gestreifte Schlagbaum, den niemand gern sah, quer über den Weg, denn unser Haus war das letzte auf Danziger Grund geblieben; schräg gegenüber war die Hauptwache errichtet, dicht daneben die verhaßte Akzise. Auf dem nur durch eine niedrige Hecke von dem unsrigen getrennten Grasplatze sahen wir dicht neben uns unter Schimpfen, Fluchen und Prügeln vom Morgen bis zum Abend Rekruten exerzieren, und vor der Hauptwache die Fuchtel blutjunger Offiziere über den Rücken alter Sol-

daten blitzen und niederfallen. Jene Zeit ist vorüber und kommt nie wieder, doch damals war das Prügelsystem an der Tagesordnung, so wollte es der gottlob jetzt gebannte Geist des ehemaligen preußischen Militärs. Das überlaute ‚Abgelöst' der Wachen rief stündlich herbe Erinnerungen auf, und abends sahen wir mit innigem Mitleid den Mißhandlungen zu, welche die armen Kassuben, die auf ihren mit Ochsen bespannten kleinen Wägelein Holz und Lebensmittel dem Danziger Markte zuführen wollten, von den französischen Zöllnern zu erdulden hatten. Was ist das für ein seltsames, ängstliches Getrommel? fragte meine Mutter eines Morgens. Hochgeehrte Frau, antwortete der Gärtner, das ist der Spießrutenmarsch auf dem Felde hinter unserem Garten, Gott erbarme sich des armen Menschen, er läuft dreimal auf Leben und Tod. Nächsten Freitag kommt sein Kamerad an die Reihe, dem wird's nicht besser ergehen, sie haben desertieren wollen.

»Am Abend des nämlichen Tages waren wir schon wieder in der Heiligengeistgasse und verlangten nie wieder nach unserem Gartenhäuschen." Soweit Johanna Schopenhauer, die Freundin Goethes, über preußisches Soldatentum und über praktische friderizianische Zollpolitik. Stellen Sie sich vor, infolge eines unmöglichen Unglückes fiele Danzig einmal in die Hände der Russen oder Polen; wäre es ausdenkbar, daß diese neuen Herren sich zu einem Hundertstel so ekelhaft benähmen wie die Preußen unter der Führung ihres weisesten und allgegenwärtigsten Königs?«

Hegemann: »Was Sie da vorlasen, ist erschütternd. Ist es nicht wahrscheinlich, daß Johanna Schopenhauer sich von weiblicher Leidenschaft dazu hinreißen ließ, einen schmerzlichen Übergangszustand übertreibend zu schildern?«

Manfred: »Kaum. In ihrem „Nachlaß" finden sich fast noch ergreifendere Schilderungen der Folgezeit. Hier ein Beispiel: „Immer schwerer, immer zerstörender begann im Laufe der Jahre der Druck äußerer Übermacht auf den

ehemaligen Wohlstand meiner unglücklichen Vaterstadt Danzig einzuwirken." Was vorging, ist klar. Nehmen Sie Paul Schraders „Geschichte der Königlichen Seehandlung" (Berlin 1911), dieser berüchtigten Gründung Friedrichs II., und Sie können dort lesen: „Den Handel mit Polen unter Ausschaltung Danzigs in preußische Hände zu bekommen, hat die eigentliche Veranlassung zur Gründung des Seehandlungsinstitutes gegeben." Wenn dann wenigstens die Erdrosselung Danzigs die Blüte der preußischen Seehandlung herbeigeführt hätte! Wie etwa seit 1719 die Triester Seehandlung des deutschen Kaisers „Rivale und bald Erbe des verfallenden Venedig" wurde[1], und wie die kaiserliche Handelskompagnie in Ostende den Engländern zum Ärger rasch aufblühte. Aber auch zur See hat sich die vom Gesandten Lord Malmesbury (vgl. S. 168) gebrandmarkte friderizianische Drangsalierung und Ungeschicklichkeit verderblich geoffenbart. Friedrichs II. Seehandlung, die ihren Aktionären ruhmredig zehn Prozent garantiert hatte, war, statt zu zahlen, beständig dem Bankerotte nahe, „obwohl Friedrich der Große stets besonderes persönliches Interesse für das Gedeihen der Seehandlung zeigte", sagt Dr. Schrader; er hätte vielleicht statt „obwohl" besser „weil" gesagt. Jedenfalls fährt er fort: „Die erwarteten günstigen finanziellen Ergebnisse blieben trotz der Vorrechte und Erleichterungen aus, was wohl besonders darin seinen Grund hatte, daß Friedrich der Große in der Wahl der ersten leitenden Männer des Instituts wenig glücklich war." Unter den Mißgriffen, die Friedrichs II. Menschenunkenntnis[2] auch da tat, war der bezeichnendste seine Wahl des *Staatsministers* von Goerne zum Präsidenten dieser Bank. Über diesen typisch friderizianischen Beamten schreibt Schrader: „Wegen der ihm nachgewiesenen Unterschlagungen wurde von Goerne im Jahre 1782 zur Konfiskation seiner Güter und zu lebenslänglichem Festungsarrest verurteilt." Acht Jahre hatte von Goerne vorher wirken können, und

es soll in Berlin noch heute Leute geben, die sich nach derartig einträglichen friderizianischen Bankskandalen zurücksehnen.«*

Hegemann: »Sie können aber doch einen solchen Verbrecher wie Goerne nicht einen typisch friderizianischen Beamten nennen!«

Manfred Ellis dachte nach und antwortete dann: »Da haben Sie wahrscheinlich recht; von Goerne war kein Ausländer! Wenn Friedrich II. frei wählen durfte, also nicht durch alte Ansprüche seines Adels gebunden war, zeigte er gerne und ohne Scheu seine wahlverwandte Neigung zu den schwindelhaften Windhunden, Bankerotteuren und Abenteurern aus dem Auslande, die er mit Vorliebe in seinen Dienst nahm. Sie werden keine Mühe haben, Beweise dafür zu vervielfältigen. Selbst wenn Sie den offiziösen Preuß aufschlagen, finden Sie genug Feststellungen wie: „An die Spitze des Postwesens kamen ebenfalls Franzosen. Aber, des Bleibens der französischen Posthäupter war nicht lange. Moret mußte, Schändlichkeiten halber, schon den 22. Dezember 1766, Berlin in vierundzwanzig Stunden verlassen; sein Nachfolger, Edème Guiard, wurde 1767 abgesetzt; Bernard entzog sich einer gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht.“ (Preuß, III, 22 f.) Oder über den großen König als Tabakhändler: „... als der König den Tabackshandel am 4. Mai 1765 zum Monopol nahm, wofür Franz Lazarus Roubaud, ein bankbrüchiger marseiller Kaufmann und der Italiener Johann Anton v. Calzabigi, eine Million Thaler Pacht zahlten: aber, sie bestan-

* Ein eigentümliches Zusammentreffen wollte es, daß bald nach dem Weltkriege eine derartige Erneuerung friderizianischer Skandale (wenn auch nicht in friderizianischer Größe) bei der Seehandlung erfolgte. Ein schlecht unterrichtetes Berliner Witzblatt zeigte damals im Bilde den »Alten Fritz«, wie er den Beamten der Seehandlung mit dem Krückstock droht, statt sie wegen Wiederaufnahme der friderizianischen Tradition zu belobigen. Vgl. S. 184.

den nicht; so sehr die Käufer und die Pflanzer beschränkt wurden.“ (Preuß, III, 24.)

»Vielleicht muß man Friedrichs II. groteske Vorliebe für Ausländer einfach damit erklären, daß im eigenen Lande das abenteuerliche Gesindel, zu dem der König sich nun einmal von Herzen hingezogen fühlte, nirgends so in Reinkultur zu finden ist wie jeweils im Auslande, wo es Asyl erhält. In Frankreich war ein bankbrüchiger Franzose eine gleichgültige Sache; in Berlin wurde er Friedrichs heißbegehrter Schaumschläger königlicher Geschäftsromantik. Wenn Sie etwa zweifeln, daß beim Alten Fritz eine Schraube los war, so hören Sie folgenden offiziösen Bericht über die fritzische *Regie,* und Sie werden den namenlosen Groll verstehen, der aus Johanna Schopenhauers Danziger Bericht spricht, und Sie werden auch verstehen, daß Friedrich II. seinen fratzenhaften finanzpolitischen Dilettantismus wohl seinen seit hundert Jahren geknechteten Untertanen aufzwingen, daß er aber bei einer kürzlich noch freien Bevölkerung, wie den deutschen Danzigern, nur erbittertste Wut auslösen konnte.

»In Friedrichs II. Kabinettsbefehl vom 9. April 1766 hieß es: „Wir sind in Rücksicht, daß die Sachen, anlangend die Accise, bis *dato* so schlecht und unordentlich gewesen, zur *Coupirung* der dabei vorfallenden *Defraudationen* Allerhöchst bewogen worden, *Fermiers* aus Frankreich kommen zu lassen, so die Administration derselben übernehmen.“

»Und nun erläutert der lammfromme Preuß gutmütig folgendermaßen: „... während Frankreich an seinem schlechten Geldhaushalte schon sehr daniederlag, kamen uns eben daher allmälig ganze Scharen von Finanzkünstlern, unter, zum Theil sehr drolligen Namen: *Directeurs, Inspecteurs, Vérificateurs, Controlleurs, Visitateurs, Commis, Plombeurs, Controlleurs ambulants* (reitende Aufseher), *Jaugeurs* (Weinvisirer), *Commis rats de cave* (Kellermäuse), Brigaden von *Anticontrebandiers* zu Fuß und zu Pferde als Wächter,

welche auf dem platten Lande beschwerliche und willkürliche Nachsuchungen ausübten. So entstand die ‚*Administration générale des Accises et Péages*', gewöhnlich *Regie* genannt, an deren Spitze fünf *Regisseurs* standen: Le Grand de Cressy, welcher schon im Februar 1766 starb, und dessen Nachfolger de Lattre, auch noch in demselben Jahre, den Regisseur Trablaine de Candy im Zweikampfe erstach, La Haye de Launay, Briere und de Pernety, mit denen der König einen sechsjährigen Vertrag schloß, nach welchem jeder dieser Fünfmänner jährlich 12 000 Thlr. Gehalt, auch bedeutende Prämien von Dem bekam, was von Akzisegefällen über den Etat von 1765/66 eingehen würde, und den Titel eines Geheimen Finanzrathes führte.... Indeß wurden die westphälischen Provinzen, auf viele Vorstellungen der Unterthanen, bald nach Einführung der Regie, von dieser neuen Einrichtung ausgenommen;..."

»Die westlichen Provinzen, die sich auch gegen die Schmach der friderizianischen Sklavenjagden, genannt Soldatenwerbung,' nicht ganz ohne Erfolg gewehrt hatten, machten auch die finanzpolitischen Bocksprünge Friedrichs II. nicht mit. Preuß untersucht die Ergebnisse dieser Bocksprünge und kommt zu dem Schluß: „Einen erklecklichen baren Ersatz gab die Regie also keineswegs für die vielen Plackereien, welche die Fremdlinge über das Volk brachten, für die, alle Sittlichkeit untergrabenden Zoll- und Akziseunterschleife, welche sie veranlaßte und für das gekränkte Ehrgefühl des preußischen Volks, ‚daß (wie Hamann an Jacobi schrieb) der Staat alle seine Unterthanen für unfähig erklärte, seinem Finanzwesen vorzustehen, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertraute'". Bitte vergessen Sie nicht, daß all dies nicht aus einem antifriderizianischen Pamphlet, sondern aus dem Hauptwerke des amtlichen Historiographen des Preußischen Staates stammt. (Vgl. Preuß, III, 11—18).

»Der König fand ja auch seine Regie-Possen ganz vortrefflich. Mit der Begeisterung des Schuljungen, der ein neues Spielzeug entdeckt hat, schrieb er am 16. März 1766 an die französischen Abenteurer, von denen er sich beschwatzen ließ: „Uebrigens ist euer Projekt vortrefflich, und wir wollen diesen Nachmittag frisch an die Arbeit gehen, Alles vollend's ins Reine zu bringen. Ihr werdet beide die Ehre haben, in dieses Chaos Licht, Ordnung und Deutlichkeit gebracht zu haben. Ich sehe die Herrn de la Haye und Candy als zwei Jupiter an, die es glücklich entwirret haben."

»Erst nachdem achtzehn Jahre lang derart „gepfuscht" und von den „Strumpfwirkern gehungert" worden war, begann selbst Friedrich II. an seinen „Jupitern" zu zweifeln, und er schrieb am 1. Dezember 1784 — enttäuscht wie der Schuljunge, dem sein Spielzeug entzweigeht: „wegen der Beschwerden des gewesenen General-Inspektors Pagan wider die General-Accise-Administration ... daß es lauter solch Schurken-Zeug ist, die Franzosen, das kann man wegjagen ... daß Ich überhaupt darauf denke, und suchen werde, Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen und sie los zu werden." Diese Weisheit kam ihm nach vierundvierzigjähriger Regierung. Die geduldigen Preußen brauchten dann kaum noch zwei Jahre zu warten, und der Tod schaffte ihnen den Großen König, die „Plackereien" der friderizianischen Regie, ihren französischen Leiter (er wurde sofort entlassen) und die meisten anderen Franzosen „vom Halse". Aber Lucchesini, der italienische Vertraute Friedrichs II., wurde mit Ehren festgehalten und konnte Friedrichs II. Politik der Unterwerfung unter Frankreich und Schadloshaltung in Polen kräftig fortsetzen."«

Hegemann: »Ich wiederhole, daß man Friedrich nicht für Preußens übergroße Erwerbungen schwer verdaulicher polnischer Erwerbungen verantwortlich machen darf.«

Manfred Ellis: »Und ich wiederhole, daß Friedrich II. durch seinen blindwütenden Kampf gegen den deutschen Handel

und vor allem gegen den Handel des deutschen Danzig jede Möglichkeit der Verdauung nennenswerter polnischer Erwerbungen zerstört hat.«

Ich merkte wohl, daß Manfred längst keinen Wert mehr auf die Fortsetzung dieser Unterhaltung legte, und ich hätte ihr selber gerne ein Ende gemacht, wenn mich nicht unselige Neugier und die Hoffnung, Manfreds Auffassung werde sich als irrig erweisen, zum Ausharren getrieben hätte. Ich antwortete darum aufs neue und sagte: »Sie überfallen mich da gleichsam mit Zitaten, die ich nicht nachwägen kann. Ich bin nicht gerüstet, Ihnen zu antworten; aber überzeugen konnten Sie mich noch nicht.«

Manfred sah, daß mir die Sache naheging, und entgegnete mit großer Freundlichkeit: »Ich begreife, daß Sie meine Darstellung der Handelspolitik des gefeierten Friedrich II. überrascht und daß Sie das Bedürfnis haben sich zu vergewissern, ob ich Ihnen kein einseitiges Bild gebe. Da fällt mir ein Aufsatz in den „Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft" ein. Dort finden Sie im Jahrgang 1905 einen Aufsatz über „die preußische Seehandlung". Vielleicht überzeugt Sie der Verfasser, Dr. Arthur Nußbaum.«

Und Manfred las mir aus dem dicken „Annalen"-Bande, den er zur Hand hatte, folgendes vor:

»Die beiden letzten Jahrzehnte der Regierung Friedrichs des Großen waren bekanntlich der wirtschaftlichen Wiederaufrichtung des preußischen Staates gewidmet, der durch die voraufgegangenen Kriege bis zum äußersten erschöpft war... Freilich erwies sich der Wirtschaftsorganismus nicht so fügsam wie eine Truppe in der Hand ihres Befehlshabers... Zudem zeigte Friedrich der Große in seinen finanziellen Unternehmungen eine wenig glückliche Hand... Schon 1750 wurde unter seiner Aegide eine Handelsgesellschaft für den Handel mit Ostasien ins Leben gerufen, von der Begeisterungsfähige erwarteten, daß

sie Emden zu einem zweiten Brügge oder Antwerpen machen würde—eine Hoffnung, die freilich bald zuschanden wurde... Eine der wenigen wirtschaftspolitischen Schöpfungen Friedrichs des Großen, die sich bis zur Gegenwart erhalten haben, ist die Seehandlung, und auch diese hat ihren Schöpfer nur überleben können, weil sie später andere Bahnen einschlug, als bei ihrer Gründung beabsichtigt war... Dem Projekt eines Mr. de Lattre folgend, verlieh Friedrich der Große der Seehandlungsgesellschaft das Monopol der Einfuhr des spanischen, englischen und französischen Salzes... und ein ‚Stapelrecht' für Wachs (damals hauptsächlichstes Beleuchtungsmittel)... Das Stapelrecht richtete seine Spitze hauptsächlich gegen den Freistaat Danzig." Das Salzmonopol richtete sich gegen die polnisch-österreichischen Salzbergwerke in Galizien. Aber der große König war nicht damit zufrieden, Danzig, Polen, Österreich zu schädigen, sondern er ging unerbittlich auch gegen seine eigenen Untertanen vor. Dr. Nußbaum fährt fort: „Kaum war die Seehandlung ins Leben getreten, so geriet sie in ernste Differenzen mit den Kaufmannschaften in Königsberg und Memel, ... deren Seehandel durch das Salzmonopol schwer geschädigt wurde. Denn die fremden Seefahrer, die Salz an Bord hatten, mußten jetzt andere Häfen, besonders Riga und Libau aufsuchen, und andererseits bezogen auch die Polen ihr Salz nicht aus den preußischen Städten, da es hier durch das Monopol zu sehr verteuert war. Die Kaufmannschaften sahen deshalb in dem Seehandlungsunternehmen eine fortdauernde Verletzung ihrer Privilegien und setzten sich, unterstützt von dem ostpreußischen Oberpräsidenten v. Domhardt, entschieden zur Wehre, was der König höchst ungnädig aufnahm... Die Seehandlung arbeitete unter der Leitung de Lattres mit großen Verlusten. 1774 wurde de Lattre gar in peinliche Prozesse verwickelt und mußte sich 1775 schleunigst nach Frankreich zurückbegeben. Der mitverantwortliche

Minister Horst wurde 1774 entfernt." Durch seinen Mißgriff gewitzigt, gelang es dem großen König, einen Mann echt friderizianischen Schlages zu gewinnen, einen Mann voll politischen Ehrgeizes und frei von Skrupeln, und diesmal deutsch! Nußbaum berichtet weiter: „Zum Nachfolger de Lattres ersah der König den Minister von der Goerne, dessen Amtstätigkeit ein noch traurigeres Kapitel in der Geschichte des Institutes bildet. Von vorneherein ging er, wie sich Friedrich der Große ausdrückte, ‚sehr ins Wilde'. Der König sah deshalb Goerne scharf auf die Finger... Aber Goerne benutzte den Kredit der Seehandlung für seine Privatzwecke... um polnischen Adligen ihre Güter abzukaufen und sich so selbst zum polnischen Großgrundbesitzer zu machen. Man erzählte sich, daß er es auf die Krone von Polen abgesehen habe, in Krotoschin habe er sich bereits ‚eine Garde zu Fuß und zu Pferde, eine Hofhaltung und ein Kollegium' eingerichtet. Als die Vergehungen Goernes an den Tag kamen, ging der König mit größter Strenge gegen ihn vor und ließ ihm 1782 durch das Kammergericht den Prozeß machen, der mit Verurteilung Goernes zu lebenslänglicher Festung endete. Die Seehandlung geriet infolge der Veruntreuungen — 1400000 Taler — in Zahlungsschwierigkeiten. 1786 wurde die Auflösung des Instituts erwogen." Im selben Jahre aber starb der Weise von Sanssouci; die Seehandlung (und vieles andere) konnte darum umgestaltet werden und sich halten.«

Als Manfred die „Annalen des Deutschen Reichs", aus denen er vorgelesen hatte, beiseite legte, seufzte ich: »Der große König hat sicher hartnäckiges Pech gehabt.«

Manfred: »Vielleicht. Vielleicht aber war er auch selber schuld. So wenigstens dachte damals der Freiherr vom Stein: „zur Entlastung jenes Ministers Goerne, der einen so jähen Sturz erlebte, machte Stein geltend, daß Goerne vor Beginn seiner Verfehlungen zwei Jahre unschuldig auf der Festung gesessen habe"![1]

Manfred fing gerade an, von Steins Ansichten über den Fürstenbund zu erzählen, als wir durch den Besuch von Geheimrat Cornelius Gurlitt aus Dresden unterbrochen wurden, der damals die neapolitanische Barockkunst und die große Geschichtsfälschung de Dominicis studierte. Als ich erwähnte, daß Manfred gerade die günstige Einwirkung Friedrichs II. auf die Lösung der deutsch-polnischen Frage bezweifelt habe, machte Gurlitt einige Bemerkungen, die trotz aller Zurückhaltung, die er dem Nichtdeutschen gegenüber beobachtete, fast wie eine Erweiterung des Sündenregisters des großen Königs verstanden werden konnten. Gurlitt deutete an, daß der große Gedanke der deutschen Durchdringung Polens, dessen überragende Bedeutung Gustav Freytag so nachhaltig betonte, vor allem durch die auch da furchtbar verhängnisvolle Politik Friedrichs II. unrettbar gescheitert ist. Da Gurlitt seitdem in seinem zweibändigen Werk über „August den Starken" (Sibyllen-Verlag, Dresden, 1924) ausführlich hierüber schrieb, kann ich wörtlich aus diesem Buche zitieren.

Gurlitt sagte über die für Deutschlands Stellung als Zentralmacht ausschlaggebende polnische Frage unter anderem folgendes:

„August der Starke wurde durch die Wahl (zum polnischen König, 1697) Herr eines Reiches, das Deutschland an Größe übertraf, nahe der Oder begann und über den Dnjepr hinausreichte, von der Ostsee zum Schwarzen Meer. Polen bildete den Weg in den Orient, in eine den Europäern fremde Welt. Die Hoffnung, Herr des polnischen Volkes zu werden, mußte in einem lebhaft bewegten Kopfe Jugendträume wecken, Hoffnung auf Erfüllung dessen, wovon die Romane der Zeit erzählten."

Manfred warf ein: »Aha, bei diesen Träumen fand August der Starke bald ausgezeichnete Gesellschaft. Weihnachten 1775 schrieb Goethe vom Forsthause bei Waldeck an seinen Herzog: „... ich habe die ganze Nacht von Heerzügen

geträumt, die alle wohl abgelauffen sind, besonders von einer Reise aus der Schweiz nach Pohlen, die ich that, den Marschall Saxe zu sehen und unter ihm zu dienen, der eben in meiner Traum Welt noch lebte." Eigentümlich, es scheint Goethe selbst im Traume nie eingefallen zu sein, unter Friedrich dem Großen zu dienen? Vernünftige Dinge dagegen träumte Goethe viel und gern. Besonders scheint er eine viel klarere Vorstellung als zum Beispiel Friedrich der Große von der Notwendigkeit kolonialen Neulandes gehabt zu haben. Er hat ja auch selbst ernsthaft an die Auswanderung in koloniales Neuland gedacht, wie nicht nur aus seinem Wilhelm Meister, sondern vor allem aus seinen amerikanischen Fluchtplänen mit Lili hervorgeht.«

Gurlitt meinte, Goethe habe an den amerikanischen Westen erst zu denken angefangen, nachdem Deutschlands selbstverständliche Ausdehnung nach Osten durch die tölpelhafte Polenpolitik Friedrichs II. für immer unmöglich geworden war. Gurlitt sagt in seinem Buche:

»August der Starke konnte (zur Verwirklichung seiner polnischen Hoffnungen) vertrauen auf seine körperliche Tüchtigkeit, auf den Glanz seines Auftretens, auf seine Gewandtheit, Menschen für sich einzunehmen, auf die Treue seiner Sachsen und ihren wachsenden Wohlstand. Er durfte hoffen, daß der Kaiser, der ihn zur Annahme der Krone drängte, ihn unterstützen werde; er erinnerte sich der Pflicht, als Reichsfürst dem Kaiser treu und gewärtig zu sein; er mochte hoffen, daß auch andere deutsche Fürsten seine Tat als eine im Sinne des eigenen Volkes liegende anerkannten... Der Osten wirkte auf die gewerblich und mithin auch kapitalistisch ansteigenden Staaten Deutschlands gleich den Kolonien der seefahrenden Mächte. War es doch eine der entscheidenden politischen Maßnahmen dieser, außerhalb ihrer Grenzen ein Gebiet zu erlangen, in dem sie sich das Marktrecht, das Bannrecht und die Regelung von Ein- und Ausfuhr vorbehielten... Der pol-

nische Klerus und mit ihm der Papst verweigerten einem die Krone Polens erstrebenden Ketzer (das heißt also August dem Starken) die Unterstützung, einem jener Dissidenten, gegen die anzukämpfen von polnisch-katholischer Seite als vaterländische Pflicht angesehen wurde... Ich werde noch zu besprechen haben, welchen Einfluß Augusts Übertritt zum Katholizismus auf die Protestanten Sachsens hatte... Er hielt darauf, ohne daß er sich wie Friedrich der Große laut dazu bekannt hätte, daß jeder auf seine Fasson selig werden könne... Die deutschen Einwanderer, namentlich die aus Sachsen, mehrten sich (in Polen), sie siedelten sich fast allein in den Städten an, sie erwarben sich dort wieder Rechte auf die Verwaltung und brachten den Geist der Handwerkstüchtigkeit mit.«

Manfred warf ein: „Gerade mit den Sachsen wollte aber der große Friedrich durchaus nichts zu tun haben. Als er 1766 seinem Petersburger Gesandten Solms erklärte, warum sich Preußen mit den Russen und durchaus nur mit den Russen, nicht aber mit den Sachsen verbinden müsse, fügte er seinem Brief eine Nachschrift hinzu: „Durchaus keine Sachsen!... das ist mein Glaubensbekenntnis" (*Point de Saxons... ce sont des paroles sacramentales!*[1]) Vielleicht wollte er Sachsen nicht zum Bundesgenossen, weil er auch 1766 noch hoffte, Sachsen doch noch einmal zu erobern? Stand ein neuer Siebenjähriger Krieg in Aussicht?[2] Das müßte Max Lehmann und Hans Delbrück in den Kram passen.«

Gurlitt sagte weiter: »Als die sächsische Königsherrschaft in Polen endete, hatten die Deutschen ein auf sicherm Grunde stehendes Bürgertum geschaffen, setzte die Bildung eines polnischen Mittelstandes ein, eines solchen im Sinne des europäischen Westens. Die Städte wurden durch sächsischen Kunstsinn und Fleiß vielfach umgewandelt. Einst war Warschau eine deutsche Siedlung von kleinbürgerlichem Wesen, später, polonisiert, hatte es sich im wesentlichen italienischem Einfluß hingegeben. Nun aber, unter

August, wurde es ein Königssitz von großstädtischer Wirkung, eine Stadt mit regem Gewerbefleiß, aufblühender Bürgerschaft. Die beiden sächsischen Könige legten den Grund zu dem kulturellem Aufstieg Polens, der sich dann unter ihrem Nachfolger Stanislaus Lesczinski vollendete, und den selbst die Teilung des Landes nicht ganz zerstören konnte... Von 1697 bis zum Tode Augusts III. 1763 währte das sächsische Königtum in Polen sechsundsechzig Jahre lang. Nicht an innerer Unmöglichkeit ging es zugrunde, sondern an Friedrichs des Großen preußischer Politik, den Ränken Frankreichs und dem Machthunger Rußlands, Österreichs und Preußens, sowie an der völkischen Zerfahrenheit des Landes selbst. Napoleon I. und der deutsche Sieg über Rußland im Weltkrieg haben es versuchsweise wieder aufgerichtet... Als August der Starke starb, konnte er aber doch mit einer gewissen Genugtuung auf das Erreichte sehen, konnte er hoffen, daß es gelingen werde, daß nach und nach das Wettiner Haus die polnische Krone an sich fesseln werde. Da trat Friedrich der Große auf und vernichtete den steigenden Einfluß des Deutschtums auf Polen, indem er Sachsen machtlos machte: ein Fehler im Sinne gemeindeutscher Politik, der uns erst in jüngster Zeit vollständig klar wurde. Rußland war der Weg nach Warschau eröffnet, dem Slawentum die Bahn bereitet. Deutschlands Ostpolitik, sein alter Ruhm, seit dem Mittelalter in Preußens und Österreichs Hand gelegt: Preußen hat sie nicht fortzuführen vermocht. Das wird man, wenn sich eine gerechtere Beurteilung von Friedrichs Weltpolitik durchgerungen haben wird, diesem anzukreiden haben. Sachsen hat Großes in Polen an kulturellen Gütern geschaffen – vergeblich, da man in Berlin preußische, nicht deutsche Politik trieb.«

Nach diesen Worten Cornelius Gurlitts sagte Manfred: »Von der Oder bis an den Dnjepr, von der Ostsee bis ans Schwarze Meer. Ein Reich wie der amerikanische Westen!

Für Deutschland erschließbar vom deutschen Danzig und vom deutschen Dresden! Kein westeuropäisches Land hatte seine Kolonien so bequem vor der Türe! Wer hat diese großartigen Möglichkeiten verdorben? Bismarck sagte am 20. Dezember 1870, Friedrich II. sei der erste Hohenzoller gewesen, der kein Polnisch verstand. Die Frage, ob mit Gewalt etwas zu machen sei, hat sich übrigens Augusts des Starken Sohn, der Marschall von Sachsen, gewaltig durch den Kopf gehen lassen. Was der sechsundzwanzigjährige Goethe von seinem polnischen Traume zu berichten hatte, läßt darauf schließen, daß er sich von den „Militärischen Träumereien" begeistern ließ, die Moritz von Sachsen 1732 in dreizehn schlaflosen Nächten schrieb und die 1751, nach Moritz' Tode, in Paris veröffentlicht wurden. In diesem Buche hat der Marschall den genauen Plan entwickelt, wie er seinen Vater, August den Starken, oder seinen Stiefbruder durch zwei Feldzüge ohne eine einzig eSchlacht zum erblichen Herrn Polens machen wolle. Friedrich II. aber hat nicht nur dafür gesorgt, daß Polen im Wahlkönigtum verblieb und verwilderte und daß Sachsen den polnischen Thron verlor, sondern er hat auch den deutschen Handel Danzigs erdrosselt — und wird deswegen in Preußen als polnischer Kolonisator allgemein bewundert. Danzig aber und sein unendlich reiches Hinterland ist zu tiefem Dornröschenschlaf verdammt und hat noch nicht wie Antwerpen (zu dessen Fesselung Friedrich II. den Fürstenbund[1] gründete — ahnungslos!) einen Erlöser aus den von Friedrich geschmiedeten Fesseln gefunden.«

Da ich fürchtete, Manfred möchte noch weitere friderizianische Greuel zur Sprache bringen, wie sie Johanna Schopenhauer aus Danzig berichtet hat, versuchte ich das Gespräch zum Freiherrn vom Stein zurückzuführen. Aber Cornelius Gurlitt hatte ein Einsehen und erzählte von de Dominici, dem es 1743 gelang, mit einer wildgrotesken Fälschung alle Kunsthistoriker beinahe anderthalb Jahr-

hunderte lang über neapolitanischen Angelegenheiten völlig in die Irre zu führen. Manfred meinte dazu: »de Dominici hätte verdient, von Friedrich II. zum Schutzheiligen der Berliner Universität gemacht zu werden – wenn es in Friedrichs Hauptstadt vor Napoleons anregendem Besuche schon eine Universität gegeben hätte.« Als Gurlitt wieder abgefahren war, erkundigte ich mich noch einmal nach dem Fürstenbund.

GOETHES DIPLOMATISCHER FELDZUG GEGEN FRIEDRICH II., DER FÜRSTENBUND UND DER VERLUST BELGIENS

Manfred: »Ja, ich wollte Ihnen vorhin erzählen, wie eigentümlich der Freiherr vom Stein in Friedrichs II. Fürstenbund-„Posse" verwickelt wurde.«

Hegemann: »„Posse"!? ich muß wirklich bitten... Vom Fürstenbund las ich gerade gestern noch in der „Deutschen Tageszeitung"[1], daß er Friedrichs Wendung von preußischer zu national-deutscher Politik darstellt!«

Manfred: »Verzeihen Sie! Den Ausdruck „Posse" lieh ich von Ernst Moritz Arndt, dessen deutscher Patriotismus mir bisher zuverlässiger erschien als die „Deutsche Tageszeitung". Arndt sagt in „Geist der Zeit": „Eben der alte Friedrich der Weise und Gerechte, der hier (in der bayerischen Erbfolge-Sache) über Gewalt schrie, hatte jüngst Polen geteilt, welches ohne seinen Willen ungeteilt geblieben wäre. Der Fürstenbund war auch nur eine politische Posse gegen Österreich, ohne vaterländische Begeisterung und wirkliches Band der Treue und Not."«

Der Name Arndts, bei dessen Nennung mir Manfred eine kleine Urausgabe aus dem Jahre 1806 vorlegte, ließ mich verstummen. Manfred aber fuhr mit großer Seelenruhe fort:

»Es gibt da einen Gedankengang, der die Aufmerksamkeit

wieder auf den treuen Lucchesini lenkt; sein neapolitanisches Zusammentreffen mit Goethe ist besonders bedeutsam, weil Lucchesini damals aus der nächsten Nähe Friedrichs II. kam, und weil er Goethe traf, gleich nachdem dieser mit seinem kühnen politischen Unternehmen gegen die Übergriffe Friedrichs endgültig gescheitert war.«

Hegemann: »Goethes politisches Unternehmen gegen Friedrich den Großen?! Mir wird ganz schwül!«

Manfred lachte: »Ja, das wird in Preußen meist mit Stillschweigen übergangen. Ich sprach unlängst mit einem der berühmten Berliner Professoren der Germanistik, der behauptete, noch nie etwas davon gehört zu haben (wie ja auch der Berliner Professor v. Ranke sich vorsichtig darüber ausschweigt). Und doch hat der Jenenser Professor Ottokar Lorenz der Goethegesellschaft längst ausführlich Vortrag darüber gehalten[1], und sogar bei Bielschowsky findet sich das Wichtigste über diese „Verschwörung", wie Boisserée nach einem Gespräch mit Goethe es nannte. Ja, 1778 und 79, als Friedrich wieder gegen den deutschen Kaiser zu Feld zog und gleichzeitig seine Husaren auch ins Weimarische schickte, um Rekruten in preußische Dienste zu pressen, damals wurde Goethe Weimarischer Kriegsminister. „Hat er hunderttausend Mann?" fragte Friedrich II. einmal einen Unzufriedenen. Goethes Heer hatte nur sechshundert Mann, aber er fühlte aufs bitterste die Schmach der Vergewaltigung, die Friedrichs Nötigung zum Bürgerkrieg bedeutete, und er klagte, so laut er durfte, seinem Herzog Karl August über das „schaamvolle" dieser „Zumutung". Vierzig Jahre später hörte der Herzog einmal den Reichsfreiherrn vom Stein, der lauter sprechen durfte[2], über Soldatenwerben außerhalb des eigenen Hoheitsgebietes folgendermaßen urteilen: „Wer in England und Frankreich solche Werbetrommel rühren wollte, der würde sogleich gefaßt und an Leib und Geld gestraft, auch wohl zwei, drei Jahre in ein Loch gesteckt, wo weder Sonne

noch Mond hineinscheint." Friedrichs eigene Verlobung mit einer englischen Prinzessin war zum Teil dadurch verhindert worden, daß der „Soldatenkönig wegen gewaltsamer Werbung in Hannover vom englischen Könige Georg II. eine Kriegserklärung erwarten mußte"[1]. Von den Werbern Friedrichs, die ins Loch zu stecken untunlich war, erwartete Goethe obendrein: „sie werden mit List und heimlicher Gewalt eine große Anzahl der besten jungen Mannschaft wegnehmen"[2]; er dachte vielleicht wie Egmont: „Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edlen Seele gleich sein"; jedenfalls entwarf er den Plan eines Bundes der kleinen Fürsten gegen die Übergriffe Friedrichs. Der Herzog Karl August betrachtete — wenn Bielschowsky recht unterrichtet ist — „den Bund als Mittel zur Wiedergeburt des Gesamtvaterlandes und zur Wiederbelebung seines beinahe erloschenen Gemeingeistes und seiner tief gesunkenen Gesamtkraft". Goethes Mitarbeiter waren seine Freunde Wilhelm von Edelsheim, Dalberg und andere. Edelsheim war der badische Minister, von dem Goethe sagte: „ich kenne keinen klügeren Menschen", und Dalberg war der spätere Erzkanzler des Deutschen Reiches; seit alter Zeit mußte bei jeder Kaiserkrönung der kaiserliche Herold rufen: Ist kein Dalberg da? worauf der anwesende Dalberg vom neugekrönten Kaiser den Ritterschlag empfing. Edelsheim setzte in Übereinstimmung mit Goethe die denkwürdigen Vierzehn Punkte auf, über die der neue Bund sich einigen sollte und von denen die Beteiligten Großes hofften. Dalberg wirkte besonders dafür: „daß der Fürstenbund ein Bund des Kaisers und des Reiches werde"; so lauten seine eigenen Worte, und ich könnte mir denken, daß der Reichsstädter Goethe, der 1765 so jugendfroh der Krönung des 1779 noch herrschenden Kaisers beigewohnt hatte, gerade für dieses kaisertreue Bestreben warmes Verständnis gehabt hat — und nicht etwa deswegen, weil er darauf wartete,

„daß ihm der Kayser baronisiren wird“[1]. Aber Friedrich II., der im großen diplomatischen Schachspiel von Kaunitz und der Pompadour, von den Russen und den Engländern besiegt worden ist, war stark genug, Goethe und die kleinen Fürsten matt zu setzen. Ihre Verschwörung wurde an Friedrich verraten. 1785 setzte Friedrichs Gesandter den Herzog Karl August „in eine gewisse Verlegenheit“ (so sagt selbst v. Ranke) mit der Bitte, „ihm über die im Reiche herrschende Denkweise der Fürsten Auskunft zu verschaffen“.[2]

»Friedrich war es vorbehalten gewesen, einen großen Lebensgedanken Leibnizens, die „deutschliebende Genossenschaft“, zunichte zu machen: er hatte die von Leibniz gegründete Berliner Akademie in eine französischliebende Genossenschaft umgewandelt. Das Geschick beschied dem großen Preußenkönig, daß er nicht nur Leibniz, sondern auch Goethe ein Bein stellen durfte. Leicht und schnell entwand Friedrich die Waffe, die man gerade gegen seine Übergriffe geschmiedet hatte, den Kleinen: Karl August, Goethe und anderen Fürstlein. Die schönen Vierzehn Punkte zergingen wie Seifenblasen und — nun setzt die preußische Geschichtschreibung ein! — Friedrich der Große wurde 1785 der ruhmreiche Gründer des Fürstenbundes; aber dieser friderizianische Bund war nicht ein Bund des Kaisers, sondern ein Bund *gegen* den Kaiser.

»Goethe muß sich lächerlich genug vorgekommen sein; er hatte sich viel zwecklose Schreibarbeit gemacht. Daß Goethe die umfangreichen Geheimakten der Verschwörung mangels eines Geheimschreibers eigenhändig geschrieben hat, wurde sogar vom Berliner v. Ranke vermerkt, der diese unliebsamen Ursprünge des „Fürstenbundes“ schweigsam übergeht. Aber selbst als einen Kanzleischreiber hätte der Professor v. Ranke besser Goethe nicht zur Geltung kommen lassen, denn Goethe hat im Egmont offenbart, was solchen Schreibern für aufrührerische Gedanken gegen den Gewalthaber im Kopfe herumspuken: „Er soll keine Macht

oder eignen Willen an uns beweisen, merken lassen, oder gedenken zu gestatten, auf keinerlei Weise"; so spricht im „Egmont" der Schreiber Vansen, der schon um 1778 für die „Verfassung" und gegen das „Über-die-Schnurhauen" des Fürsten so beredt eintritt wie etwa zehn Jahre später ein revolutionärer Redner im Garten des Pariser Palais Royal.

»Und bitte bemerken Sie, nebenbei, aber als etwas besonders Wichtiges, daß Goethe die freiheitsdurstigen Reden des belgischen Kanzleischreibers ins Jahr 1568 verlegte, das heißt also an den Anfang jener tödlichen handelspolitischen Einkerkerung Belgiens, die 1648 im westfälischen Friedensdiktat gesetzlich festgelegt wurde und deren Aufhebung die weitsichtigen Kaiser Karl VI. und besonders Joseph II. erzwingen wollten; jene Einkerkerung Belgiens, zu deren Verlängerung sich das eifersüchtige England 1725 Friedrich Wilhelms I. und 1785 seiner alten Puppe Friedrich II. und der friderizianischen Fürstenbund-„Posse" bediente; (dieselbe Einkerkerung, die später durch die französische Revolution und durch Napoleon mit zorniger Befreiergebärde aufgehoben wurde, allerdings nur von 1792 bis 1815). Aber der tiefere Sinn dieser Dinge drang selbstverständlich nie über Friedrichs hohe Vernunftschwelle. Für ihn handelte es sich beim Fürstenbund nur um eine „Posse gegen Österreich"; für ihn ist der Fürstenbund nur der Vorgänger des Rheinbundes.

»Ein lächerliches Mißgeschick begegnete dem sechsbändigen Thomas Carlyle, der ein Verherrlicher Friedrichs II. sein möchte, ohne ganz mit der Art des Gewebes vertraut zu sein, das die preußischen Auguren über die friderizianische Blöße zu decken übereingekommen sind. Carlyle deutet ahnungslos die peinliche Wahrheit an, daß der Fürstenbund, wie Friedrich von Preußen ihn zur Waffe gegen den deutschen Kaiser umgestaltet hat, der Vorgänger des Napoleonischen Rheinbundes ist. (Daß Goethe das durch-

schaute, beweist der letzte Satz von Müllers Rede auf Friedrich II., die ins Deutsche zu übersetzen sich Goethe herbeiließ.) Heute gibt auch Friedrichs ungescheutester Lieb-Koser[1] (II, 618—19) wenigstens schon zu, daß „ein Bund im Reiche, der seine Spitze gegen den Kaiser gerichtet hätte, seit Mazarins Rheinbund von 1658 nicht erlebt worden war". Daraus folgert Koser (II, 602), daß Friedrichs II. Bund gegen den Kaiser „ein großer Wurf" war. Und davon waren nicht nur die Berliner Professoren und die Franzosen, sondern – wie ich Ihnen erklären werde – besonders auch die Engländer dankbar überzeugt.«

Manfred atmete tiefer und rief: »So ward der „teutsche Bund". Kennen Sie den schönen „Hymnus", mit dem Schubart aus der Ahnungslosigkeit seines Gefängnisses auf Hohenasperg Friedrich den Großen gefeiert hat?«[2]

Ich kannte ihn nicht. Manfred fuhr fort: »Das Gedicht ist so schön, daß ich es Ihnen gerne vorläse, aber es ist lang. Doch hören Sie wenigstens, wie Schubart Friedrich den Großen als Schöpfer des Fürstenbundes feiert, und ermessen Sie, wie glücklich die preußischen Geschichtschreiber wären, wenn nicht der vom Schüler Friedrichs und Peiniger Schillers gefangengesetzte Schubart, sondern Goethe der Dichter folgender Verse wäre:

Da drangen sich Teutoniens Fürsten
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese
Sinnt auf dem eisernen Lager.
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, sprachen:
„Sei unser Führer, Friedrich Hermann!"
Er wollt's. Da ward der teutsche Bund.

»Goethe, der versäumt hatte, Ähnliches zu schreiben, der statt dessen gegen „die immer bereitwilligen Krallen des schwarzen Adlers" geschrieben hatte, und Karl August, in dessen Namen die Verschwörung gegen diese Krallen an-

gezettelt worden war, ... sie fühlten sich sehr unbehaglich. Sie saßen zwar noch nicht wie Schubart im Gefängnis, noch wurden sie wie Egmont „zur Warnung aller Verräter mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht"; aber Goethe fürchtete, es habe „sich alles verbündet, um den Herzog ins Unglück zu stürzen". Der Herzog zwar rettete sich leicht und schnell durch völlige Unterwerfung unter das preußische „System"; das fiel ihm nicht schwer: Goethe, der als Kriegsminister das Weimarische Heer von sechshundert auf dreihundert Mann verminderte, klagte oft über „die Kriegslust unserer Prinzen"[1] und die „militärischen Maccaronis" Karl Augusts. Mirabeau unterhielt sich im Juli 1786 mit Ferdinand von Braunschweig *„de la verve militaire et des fumées ambitieuses qui s'emparoient du Duc de Weymar, lequel aspiroit à entrer au service de Prusse"*; zur Belohnung wurde Karl August bald sogar preußischer Generalmajor. Goethe unterwarf sich nicht, und Ottokar Lorenz spricht die beachtenswerte Vermutung aus, daß Goethes „gleichsam unterirdisches" Entweichen nach Italien und der bekannte merkwürdige Abschiedsbrief an den Herzog zum Teil aus politischen Gründen erklärt werden müssen.

»Aus Verona schrieb dann Goethe an den Herzog: „Manchmal wünscht ich denn doch zu wissen, wie es in Berlin geht und wie der *neue* Herr sich beträgt." Was könnte für Goethe damals fesselnder gewesen sein, als in Lucchesini den Vertrautesten des *alten* Herrn zu treffen und von ihm zuverlässige Aufschlüsse aus „Friedrichs Felsenburg" zu erhalten? Ob Lucchesini im Gespräch mit Goethe die Schilderung wiederholt hat, die er am 19. Oktober 1780 in sein italienisch geführtes Tagebuch geschrieben hatte? Also gerade in den Tagen, in denen Friedrichs *dissertation* mit dem Ausfall gegen Götz und Goethe in der Öffentlichkeit bekannt geworden war; das Bild, das Lucchesini dort festhielt, erinnert nicht an Schubarts „auf dem eisernen Lager sinnenden Riesen".«

Manfred las aus Lucchesinis Tagebuch vor: »„Nach der Mahlzeit ließ der König mich allein rufen. Ich fand ihn auf einem Ruhebette neben dem Feuer, von Büchern und Papieren umgeben. Bekleidet war er mit einem gefütterten Wams von rotem Sammet und einer Weste von Silber- und Goldbrokat.“«

Hegemann: »Sie machen mich mit Ihren Zitaten ganz verwirrt. Ich habe gelernt, daß der Fürstenbund Friedrichs geniale Greisentat und der wichtige Vorläufer von Bismarcks Reichsgründung gewesen ist, weil Preußen sich 1785 zum ersten Male nicht mit den auswärtigen Feinden des Deutschen Reiches, sondern mit den deutschen Kleinstaaten verbündete.«

Manfred Ellis: »Ja, in den deutschen Schulen und der gleichgesinnten „Deutschen Tageszeitung“ werden unbekümmert die Berliner Ungereimtheiten Rankes weitergelehrt, obgleich sie längst sogar vom „geistigen Leibregiment der Hohenzollern“ preisgegeben wurden (so nannte der Berliner Professor Du Bois Reymond stolz, *submiss* und richtig seine Berliner Universität[1]). Statt sich des patriotischen Kauderwelsches dieser *subalternen* Herren zu bedienen, empfehle ich Ihnen, doch lieber gleich über den Fürstenbund zu sprechen, wie der große Republikaner Friedrich II. selbst es tat. Er sagte über seinen Fürstenbund: „Deutschland ist eine Art Republik. Es war in Gefahr, seine republikanische Form zu verlieren; mich hat es gefreut dieselbe wieder hergestellt zu sehn.“[2] Immer wieder versicherte Friedrich, er verteidige die „Freiheit“, die „germanische Freiheit“ der deutschen Fürsten gegen den „Despotismus“ des deutschen Kaisers. Daß er partikularistische Vorteile davon erhoffte, „das muß man verheimlichen wie einen Mord“, schrieb er an seinen Bruder Heinrich (Koser II, 527).

»Richtig ist sicher, daß Friedrich II. sich – wie sie sagen – 1784 zum ersten Male auch auf deutsche Hilfe besinnen

mußte. Das Ergebnis seiner ewigen Rebellion gegen das Reich und seiner heillosen außenpolitischen Urteilslosigkeit hat Friedrich selbst nämlich am 5. Februar 1784 seinem vertrauten Finckenstein mit folgenden Worten geschildert: „Wir werden nicht eine einzige Macht finden, die uns auch nur den Schatten eines Bündnisses bietet, geschweige denn ein wirkliches Bündnis.“«

Hegemann: »Hatte denn Friedrich keine Anlehnung an Rußland?«

Manfred: »Sie meinen, Friedrich II. müsse aus seinem russischen Vasallentum[1] wenigstens einigen Vorteil gezogen haben? Nein, er war mit den Demütigungen zufrieden. Und es war ganz seine Schuld. Er war unfähig, die ihm in jeder Hinsicht überlegene Katharina zu begreifen. Diese noch heute „große“ Herrscherin wollte weitsichtig zwischen Deutschland und Rußland eine Einigung über den damals noch nicht nationalisierten Balkan zustande bringen und gab dem deutschen Kaiser „anheim, wieviel von dem türkischen Gebiet er für sich selbst nehmen wollte“.

»Da sie die *Perversität,* mit der Friedrich II. jeden deutschen Machtzuwachs bekämpfte, noch unterschätzte, lud sie den König ein, sich seinerseits in Polen schadlos zu halten. Friedrich begriff nichts; er dachte nur an die fixe Idee seines Lebens, gegen den deutschen Kaiser zu kämpfen. „Um seine Defensiv (!)-Stellung gegen Österreich zu stärken, plante er die Aufnahme der Hohen Pforte in das preußisch-russische Bündnis“, so sagt Friedrichs Lieb-Koser und fährt fort: „Katharina gab entschieden ihr Mißfallen zu erkennen ... Gleichwohl ließ Friedrich, mit einem gewissen Eigensinn, man möchte sagen mit Verblendung, an einer liebgewonnenen Idee festhaltend, die Frage stellen, ob Rußland auch gegen ein einseitiges Verteidigungsbündnis zwischen Preußen und der Pforte etwas einzuwenden haben würde. Wieder wies der Vertreter Rußlands auf die entschiedene Abneigung Katharinas hin.“ Koser, der das berichtet (II,606),

hält den „großen“ König für einen feinen Politiker.« Hegemann: »Bestätigt das alles nicht, was ich schon einmal betonte (vgl. oben S. 163), daß Friedrich bei der Erwerbung polnischer Gebiete, auch wenn sie ihm angeboten wurden, weise Maß zu halten wußte?«

Manfred: »Nein, es bestätigt nur, daß Friedrich II. jede Ausdehnung der deutschen Macht als das bekämpfenswerteste aller Übel betrachtete. Denn als er merkte, daß er Katharina, die damals Krim und Kuban für Rußland sicherte, nicht gegen den unternehmungslustigen deutschen Kaiser, dem sie ähnlich unschätzbares Neuland anbot, aufhetzen konnte, schrieb er eigenhändig in eine Denkschrift (19. XII. 1782): „Wenn schon die Türkei nicht zu retten ist, wird es den Versuch gelten, durch kriegerische *Demonstrationen* im Rücken der Russen und Österreicher (also Dolchstöße in den Rücken des Kaisers und Mehrers des Deutschen Reichs!) für Preußen eine *Kompensation* nach der polnischen Seite zu erzwingen.“ (Nachträglich wollte er also sogar kämpfen um neue polnische Gebiete, die er vorher bei etwas mehr Einsicht umsonst hätte haben können.) So übersetzt Koser (II, 611) Friedrichs II. Lust auf neue polnische Erwerbungen, die so groß war, daß er ihr nur dann entsagte, wenn er durch dieses Opfer die Ausdehnung der deutschen Macht hemmen konnte. Das wenigstens gelang ihm. Dank Friedrich dem Großen ging Deutschland auf dem Balkane leer aus, und noch Bismarck war friderizianisch verblendet (oder weise genug, das Zu-spät zu erkennen?) und sagte, die Kornkammern des Balkans seien keinen Knochen eines pommerschen Grenadiers wert. Mitleidig muß man hoffen, daß es Deutschland gelingen möge, alle Pommern als fremden „Kulturdünger“ auf die Weizengefilde Nord- und Südamerikas zu verschiffen, bevor sie auf dem Balkan für die vom „großen“ König verdorbenen deutschen Kolonialhoffnungen vergebens bluten müssen. Die große Katharina, der nicht wie dem deutschen Kaiser

ein „großer König" und Rebell im eigenen Lande jedes große Unternehmen zuschanden machte, erntete auch auf dem Balkan ungestört unvergängliche Erfolge, aber auf Friedrichs Bundesgenossenschaft verzichtete sie künftig.

»Friedrichs Verhimmler Koser sagt: „Friedrich unterschätzte Katharinas Begabung und *Energie*; er sah in ihr immer nur das eitle, launenhafte Weib, eine zweite Elisabeth, da er doch schon diese Elisabeth ohne Frage unterschätzt hatte." Als wenn ein Friedrich umlernen sollte! Der unbescheidene Koser verlangt gar, Friedrich solle seine kindlichen englischen Vorurteile (vgl. oben S. 142-6) aufgeben und begreifen, was in England, dessen „Freiheit" er gerne lobte, vorging. Friedrichs zudringlicher Lieb-Koser (II, 521, 610) schreibt: „Der Hader der parlamentarischen Parteien... war dem preußischen Selbstherrscher ebenso verächtlich wie unverständlich. Wenn die Kabinette kamen und gingen, sah er in allem nur den heimlichen Einfluß des ihm verhaßten Lord Bute." Sogar „in Lord North hatte Friedrich den Fortsetzer und, ganz mit Unrecht, das Werkzeug des bösen Bute gesehen". Goethe findet es widerlich, „über den großen Friedrich seine eigenen Lumpenhunde raisonnieren zu hören". Ich auch. Seine „liebgewonnenen" Vorurteile überwand der verschlagene Friedrich II. erst, als die Engländer ihn 1784, wie 1756, wieder einmal brauchen konnten. Zweifeln Sie nicht an Friedrichs selbstlosem Reichspatriotismus von 1784.

»Ja, der große Friedrich verteidigte selbstlos den kleinen Herrn von Bayern, der gar nicht verteidigt sein wollte, gegen den Kaiser! er schützte die kleinen Fürsten! Er war ja derselbe Friedrich, der sich in seinem Testament von 1752 den Kopf zerbrach, ob er lieber Mecklenburg oder lieber Sachsen erobern wolle, und der schon vor dem Siebenjährigen Krieg (19. Februar 1756) seinen ältesten Bruder vorbereitete auf „das Vergnügen, Sachsen zu vernichten", ein Vergnügen, das der republikanische König später als

wenig erheiternd erkannte, dem er aber erst 1763 entsagte. Vielleicht auch dann nicht? Als der russische Gesandte 1766 ein Bündnis zwischen Preußen und Sachsen vorschlug, bemerkte er, wie der König „sich verfärbte". (Vgl. oben S. 187).

»Dennoch, wer dreist verblüffen kann, hat manchmal Erfolg. Der Freiherr vom Stein, der zur Zeit des Kartoffelkriegs einundzwanzig Jahre alt war, bekannte in seiner Lebensbeschreibung, daß er aus reichspatriotischer Begeisterung über Friedrichs II. Einschreiten für Bayern sich zum Eintritt in den preußischen Staatsdienst entschlossen habe. Der kritische Lehmann-Göttingen bezweifelt zwar die Zuverlässigkeit dieser vom alten Stein gegebenen Versicherung, berichtet aber dann weiter etwa folgendermaßen:

»„Als Stein aufgefordert wurde, in den Fürstenbundverhandlungen für Preußen als Gesandter tätig zu sein, lehnte er zuerst ab. Erinnern wir uns an Steins Äußerung über den österreichischen Dienst,[1] so werden wir es nicht für ganz unmöglich halten, daß ... Rücksichtnahme auf Österreich mitwirkte. In dem lästersüchtigen Berlin ging man noch weiter und behauptete, er lehne aus persönlichem Ehrgeiz und aus Furcht vor dem österreichischen Hof ab. Das durfte er nicht auf sich sitzen lassen: sofort erklärte er, annehmen zu wollen." So berichtet Lehmann.

»Aber lange hat es vom Stein nicht ausgehalten, für Friedrichs Fürstenbund gegen den deutschen Kaiser Ränke zu spinnen. Schon am 22. September 1785 bat er um Abberufung und erhielt sie. Nachdem er einen Einblick in Friedrichs II. Karten gewonnen hatte, konnte vom Stein kaum anders urteilen als Arndt, der 1805 folgende gewichtigen Worte über den Fürstenbund schrieb:

»„Auch hat der große König im Ernst nie daran gedacht, die teutsche Nation bildend und schützend um seine Adler zu versammeln und ein gemeinschaftliches Ziel der Politik und Bildung auszustecken. Es ist nichts lächerlicher, als ihm patriotischteutsche Ideen beilegen zu wollen. So

patriotisch hat Richelieu und Louvois an Teutschland gedacht und darüber gesprochen, so patriotisch führt jetzt Bonaparte und Talleyrand, sein Knecht, und die teutschen Churfürsten, seine Knechte, den Namen Teutschland und Teutschlands Freiheit im Munde. So, denke ich, spricht auf dem Reichstage der Thiere der Wolf wohl zuweilen für die Freiheit und die heiligen Rechte der Hirsche... Der Fürstenbund war auch nur eine politische Posse gegen Österreich, ohne vaterländische Begeisterung und wirkliches Band der Treue und Noth. Solches Band nur hält, weil es aber fehlte, so löste sich bald wieder auf, was durch keine lebendige Eintracht verbunden war von Anfang. Friedrich liesz wohl von teutscher Freiheit und Gerechtigkeit zuweilen ein Wort fallen, das unschädlich wie so viele Lügenworte mitlief und zu seiner Zeit das Seinige wirkte. Der König nach seinem Gemüthe eines vollendeten Despotismus haßte alles Nationale an einem Volke, weil es dem Despotismus entgegen strebt, und alles Föderative an den Teutschen. Die schnellste Kraft schien ihm die erste zu seyn, und deswegen war der Soldat, die vollkommenste Puppe, ihm der erste und würdigste Mensch im Staat.“ So schrieb Arndt im Jahre 1805.«

Nach dem Vorlesen des Arndtschen Zitates erzählte mir Manfred folgendes: »Hören Sie dagegen, was der *Chef* des „geistigen Leibregiments der Hohenzollern“ über Friedrichs „politische Posse“ phantasiert hat. Ranke schrieb[1]: „Womit sich König Friedrich von Anfang (!) seiner Regierung an getragen, aber ohne (!) es durchzuführen, die großen Interessen des Deutschen Reiches mit dem Bestand und Wachstum seines Staates zu vereinigen, das wurde jetzt (1784) möglich und dringend für beide Teile.“ Es wäre fast begrüßenswert, man könnte Ranke Bestechlichkeit vorwerfen; aber nein, dieser große Aktenwurm litt an dem unverzeihlicheren Leiden der Blindheit. Es ist derselbe harmlose Ranke aus Berlin, der dreist annahm, „Fried-

rich habe den siebenjährigen Verzweiflungskampf dadurch auf sich geladen, daß er 1756 die Franzosen von Hannover fernhalten wollte". Derselbe Ranke, dem Max Lehmann[1] schlagend antwortete: „Als 1755 die beiden Westmächte haderten, ermahnte Friedrich die Franzosen, den Krieg ins Deutsche Reich zu tragen und Hannover anzugreifen (Pol. Corr. 11, 106), und als die Franzosen ihn selbst mit der Ausführung dieser Aufgabe belasten wollten, lenkte Friedrich ihre Aufmerksamkeit auf die österreichischen Niederlande: sie seien schlecht verwahrt, man werde das ganze Land in einem Feldzuge erobern können."«

Dann sprach Manfred von Friedrichs geheimer flandrischer Klausel im Westminstervertrag, von der am Ende des vierten Gespräches ausführlich die Rede ist.[2] Manfred schien beinahe grimmig, als er fortfuhr: »Ja bitte, mein Herr, die österreichischen Niederlande, das heißt also Belgien, da ist die bittere Wurzel des Fürstenbundes, von der Ihnen Ihre harmlosen Lehrer aus der Rankeschule nichts erzählt haben, obgleich noch eine furchtbare Brechwurzel für Europa daraus werden kann.

»Ist Ihnen bekannt, daß Antwerpen nach der Entdeckung Amerikas der mächtigste Handelshafen des Deutschen Reiches wurde? ja, daß Antwerpen der bedeutendste Stapelplatz der Welt wurde? daß es mächtiger und reicher wurde, als Venedig je gewesen ist? daß Antwerpen 1585 von den Spaniern erobert wurde? daß der Welthandel dann nach Amsterdam überging? daß bald die Holländer nach Colberts Berechnung von den zwanzigtausend Handelsschiffen der Welt sechzehntausend im Besitz hatten? daß sie kurzsichtig genug waren, die Schelde zu schließen, um Antwerpen endgültig zu erdrosseln? und daß sie sich im Westfälischen Frieden ihre Unabhängigkeit vom Deutschen Reiche ertrotzten, um dafür bald nichts als Englands Vorwerk auf dem Festlande zu werden? daß ihnen dann um ihre Gottähnlichkeit bange wurde und sie den deutschen Kaiser wie-

der zu Hilfe riefen? Daraus entstand 1714 der berühmte „Barrieretraktat". (Ich empfehle Ihnen zu diesem „Traktat" die Lektüre der Denkwürdigkeiten des damaligen französischen Regentschaftsrates Saint-Simon.) Wissen Sie, daß es so dem deutschen Kaiser (1714) gelang, „die Niederlande wieder ganz in seinen Besitz zu bringen"? Das sind die eigenen Worte Friedrichs II., aus seinen *Mémoires de Brandebourg*. Wissen Sie, daß dann sofort Prinz Eugen selbst in den wiedergewonnenen Niederlanden Statthalter des deutschen Kaisers wurde? Wissen Sie, daß Friedrich II. in seinen *Mémoires* den Prinzen Eugen den „Helden Deutschlands" nennt, daß er ihn in seiner *Histoire de mon temps* den „eigentlichen Kaiser" nennt? und daß dieser Kaiser nicht etwa – wie Friedrich II. das regelmäßig tat – mit seinen Handelsunternehmungen schmählich Bankerott erlitt, daß er vielmehr Triest (1719) erfolgreich zum Freihafen machte und dort mit seiner levantinischen Handelskompagnie Venedigs Handel für das Reich gewann? Wissen Sie, daß aber selbst der große Eugen nicht vermochte, die Schelde zu öffnen? dafür sorgten künftig nachdrücklichst die Engländer! Wissen Sie, daß der Kaiser diese Maßnahme zur Erdrosselung des deutschen Handels zu umgehen versuchte, indem er außerhalb der Schelde einen Hafen entwickelte? Kennen Sie folgende Stelle von Friedrichs II. *Mémoires de Brandebourg*: „Der Kaiser gab (1723) den Kaufleuten von Ostende Freibriefe zum Handel mit beiden Indien ... Frankreich, England und Holland, erregt über diesen Plan, der ihnen allen gleich schädlich war, vereinigten sich und verlangten die Unterdrückung der neuen Handelsgesellschaft; aber der Hof von Wien ließ sich nicht irremachen, sondern wollte seinen Plan mit Hochmut durchsetzen." Wenn Sie als Deutscher etwa diesen „hohen Mut" würdigen, dann können Sie in Friedrichs *Mémoires* weiterlesen, daß Preußen sich gleich (1725) von Frankreich und England zu einem Bündnis gegen den „hochmütigen" Kai-

ser und den deutschen Handel gewinnen ließ. In der Schule hat man Sie wahrscheinlich gelehrt, diese preußische Verräterei am Reich habe damals nur ein Jahr gedauert; wenn Sie aber wissen wollen, warum sie bis 1740, 1756, 1778 und ganz besonders bis zum „patriotischen Fürstenbund" von 1785, und dann wieder bis 1795 und zum Zusammenbruch Deutschlands geführt hat, dann lesen Sie weiter in den *Mémoires* Friedrichs II. Er erklärt offen, daß Preußens Bündnis von 1725 mit den mächtigsten Feinden des Reiches „um so dauerhafter war, als es durch die besonderen *Interessen* der Bündnisschließenden gestützt wurde... Frankreich und England wollten wirklich dem Hause Österreich zu Leibe. In dieser Absicht hoften sie, sich des Königs von Preußen zu bedienen, um dem Kaiser Schlesien (!) wegzunehmen". So schrieb Friedrich II.

»Kein Wunder also, daß er fünfzehn Jahre später auf den Einfall kam, Preußen habe einen „Anspruch" auf Schlesien. Der Vater Friedrichs II. hatte noch nichts von diesem „Anspruch" gewußt und hatte 1726 schnell und reuig dem Bündnisse mit den Reichsfeinden den Rücken gekehrt. Aber Friedrich II. ist ihnen sein Leben lang treu geblieben. Des Teufels Mühlen mahlen langsam aber sicher. Friedrichs Bürgerkriege von 1740, 1744, 1756—63 und 1778 wird Deutschland vielleicht verwinden. Vielleicht« — Manfred sprach 1913 — »wird ein bleibender Erfolg aus dem glänzenden Taschenspielerstück, mit dem Bismarck das durch Friedrichs II. „schlesische" Kriege den Franzosen gesicherte Elsaß-Lothringen[1] wieder in deutschen Besitz zurück*escamotiert* hat. Aber 1785 erzielte Preußen in seinem Kampfe für die französische Erwerbung Deutsch-Flanderns und gegen die Entwicklung des deutschen Handels entscheidenden Erfolg.

»Kaiser Josef II. hatte etwas von der Welt gesehen; er hatte auch das verödete Antwerpen an der verschlossenen Schelde besucht.

»Nachdem Österreich durch Friedrichs II. Eingreifen 1744 endgültig aus Elsaß verdrängt und an der Rückeroberung der lothringischen Stammlande des Kaisers verhindert worden, war Belgien für Österreich, das heißt also fürs Deutsche Reich, kaum mehr zu halten. Joseph II. suchte darum die Lösung der belgischen Frage in der Verwandlung des österreichischen Flandern in einen selbständigen Bundesstaat des Reiches bei gleichzeitiger Öffnung der Schelde.« Hegemann: »...und bei gleichzeitigem Austausch Flanderns gegen Bayern! Nimmt man nicht im allgemeinen an, Friedrich der Große habe zum Segen Deutschlands gehandelt, als er den Kaiser verhinderte, Bayern zu erwerben.« Manfred: »Die preußische Legende sieht in jeder Stärkung des deutschen Kaisers eine Schädigung – ja wessen? doch nur Preußens, Kleindeutschlands! Nicht Deutschland, sondern Frankreich wäre der Leidtragende gewesen, wenn Bayern in die Hand des Kaisers gekommen wäre, und wenn Bayern künftig nicht mehr hätte „Schulter an Schulter mit Frankreich kämpfen" dürfen; die bayrischen Kurfürsten haben jahrhundertelang als französische Bundesgenossen gegen den deutschen Kaiser gekämpft. Die preußischen Geschichtsklitterer müssen noch fleißig weiterklittern, bevor man ihnen glaubt, daß Bayerns Unabhängigkeit vom Kaiser der deutschen Sache genützt habe. Goethe schrieb 1786 über des Kaisers Absicht, Bayern gegen Flandern einzutauschen, an seinen Herzog: „...man wird gewiß den Kayser nicht gewähren lassen. Wer Frankreich bereden will, es könne ohne Schaden in den Umtausch von Bayern willigen, glaubt es selbst nicht, und kein vernünftiger Mensch wird es ihm glauben." Ja! wenn Friedrich II. sich dem Austausch widersetzt hätte, damit nicht etwa das für die deutsche Macht so wichtige Flandern für Kaiser und Reich verloren gehe! statt dessen hat er alles Denkbare getan, um es den Franzosen zu verschaffen![1] und der wäre ein Narr, der bei Friedrich II. große deutschnationale Gedan-

ken suchte. Friedrich II. hat in seinem Testament von 1752 das Wesen der preußischen Politik erklärt: „Schulter an Schulter mit Frankreich kämpfen, und so das Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht bilden." Dieses Verhältnis ist ihm auch später immer als das passendste für Preußen erschienen. Hätte der deutsche Kaiser Bayern erworben, dann hätten Frankreich und Preußen dem Erbfeinde Deutschland nicht mehr Widerstand leisten können. Dieses Unglück hat Friedrich II., und später – wie Ferdinand von Braunschweig erzählte – Friedrichs Nachfolger Lucchesini verhindert. (Vgl. unten S. 227.)

»Wenn dagegen ein im Frieden aufblühendes Deutschland seine Waren durch die befreiten Auslaßtore eines nah befreundeten Belgiens leiten durfte, dann war für Deutschland vielleicht noch Hoffnung in dem großen Wettkampf gegen die „Seemächte", das heißt gegen England, das aus Holland seinen festländischen Brückenkopf machte und das Festland in Flandern, also an der Schelde, wie an der Gurgel würgte.

»Goethe hatte recht, es war ein Triumph kaiserlicher Politik, daß es ihr gelang „die Franzosen zu bereden". Ja, es war ein Triumph deutscher und festländischer Politik, als es dem Kaiser gelang, die Franzosen für die Befreiung der Schelde zu gewinnen. Selbst der Berliner Ranke gibt zu: „In den beiden Ereignissen, der Eröffnung der Schelde mit anfänglicher *Connivenz* von Frankreich, und der Förderung des Austausches der Niederlande mit Bayern durch Rußland, lag der Triumph der Politik des Fürsten Kaunitz." Selbst v. Ranke kann nicht behaupten, der Kaiser habe mit der Öffnung der Schelde einseitig österreichisch-östliche Ziele verfolgt. Im Gegenteil, der deutsche Kaiser bekam, um mit v. Ranke zu sprechen, „seine vorwiegende Stellung in Europa, welche durch Preußen geschmälert war, zurück". Aber, was hätte – in Berlin! – schrecklicher sein können als der Gedanke an die Wiederherstellung der deutschen Kaisermacht?! v. Ranke fährt darum fort:

„Friedrich sah sich durch die Tätigkeit des Kaisers auf allen Seiten überflügelt... Da war nun der Augenblick gekommen, mit den Reichsfürsten in Bund zu treten." Wozu? „... um den Übergriffen von Österreich einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen." Wehe dem deutschen Kaiser, der es wagte, mit Geschick großdeutsche Politik zu treiben, solange es einen Preußenkönig gab, den die Engländer „groß" nannten, weil er den deutschen Kaiser im Schach hielt und großdeutsche Politik verhinderte, oder weil er nach Bedarf – wie 1756 bis 1763 – auch gegen Frankreich ausgespielt werden konnte.

»Friedrich war, wie er selbst sagte, „außer sich". Der deutsche Kaiser hatte es verstanden, die Franzosen für die gewaltige Tragweite seiner Pläne blind zu machen. Friedrich, der von Frankreichs göttlicher Berufung zum ewigen Kampf gegen das deutsche Kaisertum dankbar überzeugt war, erklärte die Franzosen geradezu für ehrlos, wenn sie auch nur daran dächten, ihrem Daseinszweck untreu zu werden. In seinen Briefen (1785) an Fink nannte er den Kaiser den „verteufelten Joseph" oder den „verfluchten Wiener Tyrannen" und fürchtet, „daß Frankreich in diesem Augenblick, der für seine Ehre entscheidend ist, es an Kraft fehlen lassen und sich schließlich ein Nasenbluten zuziehen wird. Was sind die Franzosen für Feiglinge, und wie kann ich allein (das heißt ohne die Franzosen) die germanische Verfassung verteidigen?" (10. II. 1785). Schon 1778 (10. VIII.), als Friedrich II. sich auch so leidenschaftlich bemühte, die Franzosen zu einem Einfall ins Deutsche Reich zu bewegen, hatte er an seine Vertrauten Fink und Herzberg geschrieben: „Jetzt ist der Augenblick, wo alle, die sich Deutsch nennen, zusammenstehen müssen, um die Verfassung und die Freiheit zu schützen, die von unseren Vorfahren durch den Westfälischen Frieden erworben wurden", das heißt also durch den großen Kardinal Mazarin zwecks dauernder Schwächung der deutschen Macht.

»Das waren nur dieselben schwindelhaften Beteuerungen, wie sie Friedrich II. nach Bedarf seit 1740 stets zur Hand hatte. Hatte er 1740 doch, um die ahnungslose Maria Theresia über seine hochverräterischen Absichten irrezuführen, seinen Podewils gar angewiesen (Pol. Corr. I, 90 f.): „In Hannover, in Mainz muß man von dem patriotischen Herzen sprechen, das uns nottut, das uns fehlt! ich werde das Reich aufrecht erhalten, ich werde das erste Auftreten eines schwachen Kaiserhauses schützen ... In London muß man sagen, daß ich die Österreicher zwingen will, sich ‚auf die Seite der Seeleute und der Religion' zu stellen." Der echt preußisch begeisterte Droysen hat das „großartige politische Berechnung" genannt, und in dieser Phantasiewelt seiner Jugend lebte auch noch der erwachsene Friedrich von 1785. Er hatte beim Verfassen seiner vielen Geschichtswerke keine Zeit gehabt zu bemerken, daß die Franzosen dank dem glorreichen Siebenjährigen Krieg ihre Ansprüche auf Indien, Amerika und Weltmacht an ein England abtraten, das in der Diplomatie durch Leute vertreten wurde, die sich weder durch Friedrichs läppische *Intriguen* irremachen, noch durch seine philosophischen Herrschertugenden zur Bewunderung hinreißen ließen. Ranke wundert sich und schreibt: „Im Dezember 1784 erschien ein neuer englischer Gesandter, Sir James Harris — später Lord Malmesbury ... An sich keineswegs mit Friedrich befreundet, eher mit ihm zerfallen — er gehört zu den wenig zahlreichen Zeitgenossen, die Friedrich nicht bewunderten — meinte er doch in dem verwandtschaftlichen Verhältnis desselben zu dem holländischen Erbstatthalter ein *Motiv* zu sehen, um sich seiner Mitwirkung zu versichern." (Der englische Bericht S. 168 ist von Harris.) So „versicherte sich" denn England „der Mitwirkung" Friedrichs, und Friedrich spielte brav die ihm zuerteilte Rolle.

»Wenn der nächste große Krieg, wie mein Bostoner Vetter Brooks Adams[1] in seinen Büchern prophezeit, sich um Belgien

dreht, und wenn dann England vor allem die Unantastbarkeit seines festländischen Brückenkopfes verteidigt, dann kann man ihm nur wünschen, daß es in Preußen einen mächtigen Parteigänger findet, der ebenso unentwegt für die belgisch-niederländischen Neutralitätsklauseln von 1839 eintritt, wie Friedrich II. für die „feierlichen Verträge" kämpfte, die der holländischen „Republik ihren Besitz und ihre Rechte sicherten". So sprach Friedrich II. (8. XI. 1784) von der Verbarrikadierung, das heißt Vergewaltigung des damals noch deutschen Belgien, die den eifersüchtigen Holländern durch „die feierlichen Verträge" von 1648 und 1714 zugesichert worden und von den Engländern noch eifersüchtiger aufrechterhalten wurde. Friedrich II. machte kein Aufhebens davon, daß er selbst diese Verträge längst als Fetzen Papier behandelt hatte; als er nach 1744 das (im Austausch gegen die damit erloschenen schlesischen Ansprüche!!) ererbte Ostfriesland in Besitz nahm, hatte er die holländische Besatzung von Emden kurzerhand weggeschickt, obgleich ihr Besatzungsrecht auf demselben „feierlichen Vertrage" beruhte, der die Schelde und den Handel des deutschen Belgien erdrosselte. Als der holländische Gesandte in Wien auf die Heiligkeit dieses Vertrages pochte, antwortete ihm Fürst Kaunitz ganz offen: „Wir wollen diesen Vertrag nicht mehr"; aber dieses Wort wurde ihm von der preußischen Presse von 1785 (Dohm!) als schwarzes Verbrechen angekreidet!

»Der deutsche Kaiser erklärte im Juli 1784: „jedes Hindernis, das Holland der freien Schiffahrt fortan entgegensetzt, werde ich als eine Feindseligkeit, als eine Kriegserklärung ansehen. Über diese Angelegenheit noch zu verhandeln, ist einer großen Macht unwürdig." Und der Berliner Ranke, der sich nicht darüber freuen darf, daß ein deutscher Kaiser dem Auslande gegenüber Würde zeigt, muß süßsauer zugeben: „Mit dem herrischen Geist, der

aus dem Gefühl der Macht entspringt, verbindet sich in Joseph schlaue und kühl erwägende Berechnung der Schwäche des Gegners zu seinem Vorteil. Der Beistimmung Rußlands und – wie er meinte – Frankreichs sicher, glaubte er, Holland werde es nicht wagen, seiner Übermacht zu widerstreben."

»Aber Holland wagte es doch! denn wenn ihm auch das erschöpfte England nicht mit Waffen helfen konnte, so fand England doch in Preußen wieder den lebenslänglichen Verräter der deutschen Sache, Friedrich „den Großen", bereit – wie immer – zum Kampf gegen die Ehre und die Macht des Deutschen Reiches. Am 4. Oktober 1784 schrieb der Kaiser: „Wenn man auf mich schießt, so werde ich antworten." Am 6. Oktober beschoß Holland, im Vertrauen auf Friedrich II. und die Engländer, das erste deutsche Schiff, das unter kaiserlicher Flagge die Schelde hinabfuhr; „und es geriet in die Gewalt der Holländer", berichtet Ranke mit der Seelenruhe des wurmstichigen, preußischen Geheimrats.

»Als der Kaiser zur Verteidigung der deutschen Sache gegen Holland Truppen ins deutsche Flandern senden wollte, verweigerte Preußen ihnen den Durchzug. Dagegen wurden die holländischen Truppenwerbungen im Deutschen Reiche (also gegen den Kaiser!), die der Kaiser untersagte, vom deutschen Helden Friedrich im preußischen Hoheitsbereich gestattet. Der Kaiser stand also vor der Wahl zwischen einem neuen Bürgerkriege und kleinlautem Zukreuzekriechen vor Holland, das die deutsche Flagge beschossen hatte.

»Sie werden sagen, es wäre unter diesen Verhältnissen Pflicht des Kaisers gewesen, gegen Friedrich II. und die anderen Reichsfeinde zu kämpfen. Aber Friedrich hatte unterdessen vermocht, die Franzosen gegen das Reich zu hetzen. Der französische Minister Vergennes, der bis dahin die Holländer zum Nachgeben zu bewegen suchte,

erklärte plötzlich, „daß Frankreich die Holländer, jetzt seine Verbündeten, nicht der Übermacht des Kaisers überlassen dürfe". Ein kaiserlicher Versuch, die holländische Beleidigung und den preußischen Aufruhr zu bestrafen, hätte plötzlich zu einem langwierigen europäischen Kriege von der Art des Siebenjährigen werden können.«

Hegemann: »Ich kann immer noch nicht glauben, daß Sie nicht die Bedeutung der Schelde-Frage übertreiben, und daß Sie nicht etwas gar zu willkürlich das Ausland und vor allem England in die ganz innerdeutsche Frage verwickeln wollen, ob 1785 die österreichische Übermacht in Deutschland durch die Erwerbung Bayerns vermehrt werden durfte oder nicht.« Auf diesen Zweifel antwortete Manfred:

»Als Friedrich II. die holländische Besatzung aus Emden vertrieb, hatten die Engländer vielleicht deshalb keinen Finger gerührt, weil sie vermuteten, daß sie nichts sicherer vor dem Wettbewerb des Hafens von Emden beschützen könne als dessen Übergang in preußischen Besitz. Preußen handelte ja nur in Rekruten, in sonst nichts. Sie hatten es, vielleicht auch deshalb, für überflüssig gehalten, diesen entwicklungsfähigen Hafen aufzukaufen, als Friedrich ihn 1745 an England verschachern wollte. (1744 hat Friedrich Emden den Holländern angeboten).[1] Die Engländer hatten richtig geurteilt. „Jedes Handelsunternehmen Friedrichs II. ist bisher unweigerlich fehlgeschlagen", so berichtete 1773 Lord Malmesbury an seine Regierung[2], und das galt auch für Friedrichs ungeschickte Versuche in Emden, gleichviel, ob sich die Gründungen dort „Ostasiatische Kompagnie" oder „Bengalische" oder „Levantinische Kompagnie" nannten. Die Engländer waren sogar nicht erschrocken, als Friedrich II. vertrauensvoll den Kaufmann Dahrl anstellte, von dem ihm Minister Fredersdorf am 8. Juli 1754 schrieb: *„Er obligieret sich, in 2 jahr* (von) *Hambourg, Altona* (und) *Meist gantz Holland den Spanischen Handel nach Stettin zu Schaffen. Er Bittet sich aber aus, sei-*

ne propositiones so geheim als Möglich zu halten... Mein Fieber hatt mir Verlasen, allein Meine Brust und übeler Husten nebst die Schmertzen, so ich drauf habe, inquiettieren Mich, ich bin ein Elender Köther..." und so weiter. Ob der preußische König mit seinem vertrautesten Fredersdorf „so geheim als möglich" über seine „*Hemeroiden*"[1] oder über Handels-„*propositiones*" kokelte, war den Engländern höchst gleichgültig. Mit dem Weitblick des großen Spielers hatten sie Anfang der fünfziger Jahre sogar klein beigegeben, als Friedrich der Große es sich einfallen ließ, für seine „Baby Flotte" – so spotteten die Engländer – die Freiheit der Meere zu verlangen. Sie ließen ihm seinen Willen und ließen ihn dann Amerika und Indien „in Deutschland" erobern – für England. Ähnlich haben die Engländer jetzt (1913) uns Amerikanern gestattet, den Panamakanal zu befestigen, wider unser Versprechen. Die Engländer werden schon wissen, wozu sie uns bald einmal brauchen können.

»Aber ganz anders beurteilten die Engländer im Jahre 1784 die Dinge, als der deutsche Kaiser die Befreiung seiner flandrischen Provinzen in Angriff nahm und sich für die „Doctrin von der unbeschränkten Freiheit der Meere" einsetzte. „Nie waren die Entwürfe des Kaisers höher gegangen", schreibt Ranke und erläutert, wie der Kaiser Rußlands und Frankreichs Hilfe gewann, und wie die Engländer durch ihre amerikanischen Kriege erschöpft[2] waren: „Die Gegensätze von Europa gruppierten sich um das kleine Ereignis auf der Schelde." In diesem entscheidenden Augenblick hielten die Engländer eine „große und bedeutende" Maßnahme für notwendig. Und mit der Begeisterung des Harmlosen schreibt der Berliner Ranke über den Fürstenbund: „Es war noch einmal ein großes und bedeutendes Werk, das da unter den *Auspicien* Friedrichs zustande kam. Geht man demselben auf den Grund, so ist das Wesentlichste eine Vereinbarung zwischen Brandenburg und Hannover. Georg III. fühlte zugleich als König von England in allge-

meinen (!) und als Churfürst von Hannover in deutschen Beziehungen die Nothwendigkeit einer Verständigung mit Friedrich." Und Friedrich der Große, dem die Freiheit der Meere plötzlich höchst gleichgültig war, verband sich zur Rettung der „Freiheit von Deutschland" mit den deutschen Fürsten „auf altdeutsches, fürstliches Ehrenwort" (diese Worte stehen im preußischen Vertragsentwurf, vergleiche Preuß, IV, 165 f.).

»Und der englische Gesandte in Berlin erklärte, daß die „neue germanische Liga" ein „Prinzip der Wiedervereinigung zwischen England und Preußen darstelle" (Koser, II, 619). Und der Berliner Treitschke jubelt: „Niemals hat Friedrich der Große fremden Mächten eine Scholle deutschen Landes verheißen, niemals seinen Staat für ihre Zwecke mißbrauchen lassen." [1]

»Die Schelde blieb geschlossen! Holland (und Frankreich!!) zahlte dem Kaiser 10000000 Gulden Buße. Und Bayern blieb französisch und schoß 1806 Viktoria! Und Friedrich ist ein großer deutscher König! Und Treitschke und Ranke sind große „Historiker"!

»Es gibt einen vielgelesenen deutschen Roman von Brachvogel, „Friedemann Bach". Darin läßt sich der große König Lessings „Nathan" vorlesen, bis ihm „glühendes Feuer innerster Erschütterung in seinen Adern loht." Dann ruft der große König: „Lessing ist ein deutscher Genius, dem ich mich beuge! Zu seinen Füßen sollten die Franzosen betteln um einen Funken seines hohen Geistes! Wo lebt der Mann? Er soll gleich nach Berlin, ich muß ihn bei mir haben!" Dann kommen die Minister des großen Königs; „die *Konferenz* galt dem letzten großen Gedanken in Friedrichs Leben, dem Fürstenbunde, in welchem er durch das Gleichgewicht und die *Solidarität* der *monarchischen Interessen* den europäischen *Kontinent* vor künftigen Kriegen bewahren, die Völker zur Entwicklung ihres *materiellen* Wohles führen wollte." Die Gründung dieses wichtigen

Fürstenbundes unterbricht der König und gibt den Befehl, sofort den großen Komponisten Friedemann Bach herbeizuschaffen. Dann geht der große König, „ohne ein Wort zu sprechen, langsam nach dem Zedernzimmer und schloß sich ein... Er ergriff einen Band Predigten und sank auf einen Stuhl. Vor Tränen konnte er die Schrift kaum lesen." Dies und viel Ähnliches steht wörtlich in dem deutschen Volksbuche „Friedemann Bach". In Wahrheit hat sich Friedrich um diesen Tonsetzer kaum je gekümmert. Aber über F. Bachs damals berühmteren Bruder, der sich über schlechte Behandlung durch Friedrich beklagte, schrieb der große König im Mai 1755 an Fredersdorf: *„bac ligt!* (Bach lügt) *er hat ein-mahl im consert hier gespilet, nuhn Krigt er Spiritus"*. Können die preußischen „Historiker" nicht viel besser „lügen" als *bac* und hat der *Spiritus* sie nicht viel ärger benebelt? Die von Arndt 1805 klipp und klar festgestellte Wahrheit, daß Friedrichs Fürstenbund nichts »Großes" sondern „nur eine politische Posse gegen Österreich" war, ist von den preußischen „Historikern" mehr als hundert Jahre verschleiert worden. Heute können diese Herren in ihren „wissenschaftlichen" Werken, von denen sie wissen, daß kein Mensch sie liest, die Wahrheit ruhig zugeben[1], denn sie sind ja sicher, daß die Irreführung der öffentlichen Meinung gründlich und unheilbar ist, und zur Irreführung der öffentlichen Meinung ist die „Wissenschaft" in Preußen ja wohl da[2] (vgl. S. 216f.).

»Nachdem Friedrichs fieberhafte Bemühungen, sich durch schlechtberechnete Handelsunternehmen zu bereichern, alle „unweigerlich fehlgeschlagen" waren, und nachdem er durch niederträchtige Quertreiberei auch die Entwicklung des deutschen Handels verhindert hatte, kam ihm auf seine alten Tage der Gedanke, daß Armut eine Tugend sei. Er war ja Philosoph und liebte Aprilscherze! Bewundernd schreibt Ranke darüber:

»„Mit einer Art von moralischem Schwung (!), wie es sei-

ner Jugend eigen war, spricht Friedrich der Große sich einmal in einem Briefe (1.! IV.! 1782) an den vertrauten Herzog von Braunschweig über den seit der Eroberung von Ostindien zunehmenden Reichthum von England aus. Er findet denselben schädlich für die Nation und für die Regierung: denn dadurch werde Luxus und Käuflichkeit befördert, die früher gewiß achtungswürdige politische Haltung gehe verloren. ‚Ich ziehe', so schreibt er, ‚unsere Einfachheit und unsere Armuth den Reichthümern vor. Unser Schmuck sei Ehre, Muth und Uneigennützigkeit. Man muß den Menschen in dem Menschen suchen; nicht in den Äußerlichkeiten, die ihm nicht gehören.' – Er ist zufrieden mit sich, daß er seine Kräfte der Gesellschaft, der er angehöre, gewidmet, Gerechtigkeit geübt, Ordnung erhalten und die Armee in den Stand gesetzt habe, durch den sie anderen überlegen sei." So berichtet von Ranke in „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" S. 185.

»Wenn der König trotz dieser philosophischen Entsagungsstimmung doch wichtige Maßnahmen für die Entwicklung des preußischen Handels traf, so dienten sie vor allem der Verbreitung der Religion und der Volksaufklärung. So befahl er am 10. Juli 1779, daß die kleinen Heiligenbilder wohlfeiler verkauft werden, und daß ihre Fabrikanten sich erkundigen müßten: „welche Heilige die Leute am liebsten hätten; die müßten am meisten gemacht werden" (Preuß, III, 49). Seine Königliche Akademie ließ der königliche Aufklärer einen schwunghaften Handel für die Volksaufklärung entwickeln. Er hatte 1744 seiner Akademie das ausschließliche Privileg gegeben, sein Volk mit Kalendern zu versehen, die zur Hauptlektüre des gemeinen Mannes wurden und – die, wenn man dem Königlichen Historiographen Preuß glauben darf, noch dummer waren als in anderen Ländern. Preuß (III, 242 f.) berichtet, daß erst 1779 ein Versuch gemacht wurde, den Aberglauben aus dem volkstümlichen Kalender der Akademie auszumerzen. „Die

Königliche Akademie der Wissenschaften“, so schrieb sie selbst, „konnte nicht länger zusehen, daß der gemeine unwissende Mann durch ungegründete Wetterprophezeiungen, durch unnütze Angabe der Tage, die man ehedem zum Aderlassen, Schröpfen, Kinderentwöhnen und dergleichen, wiewohl ganz ohne Grund, für vorzüglich gut gehalten hat, und durch mehr albernes Zeug, hinters Licht geführt würde.“ So schrieb die Akademie. Aber Preuß berichtet weiter: „Es traf leider ein, daß die neuen, vernünftigen Kalender nicht gekauft wurden[1], und daß man sich genöthiget sahe, im folgenden Jahre den alten Unsinn herzustellen, namentlich die sogenannten ‚Erwählungen‘, das heißt die Zeichen, wann gut Baumfällen, gut Haarabschneiden, gut Kinderentwöhnen, gut Purgiren, gut Aderlassen, sehr gut Aderlassen, gut Schröpfen, gut Säen und Pflanzen, bös Arzneibrauchen, gut Brechen, gut Schwitzen sei. Die Akademie büßte für ihre wohlwollende Absicht die Hälfte ihrer sonstigen Einnahme ein.“

»Andere Einkünfte hatte der große Friedrich seiner Akademie nicht gegeben; so „führte sie“ denn weiter, für Geld, nach ihrem eigenen Ausdruck „den gemeinen, unwissenden Mann durch albernes Zeug hinters Licht.“ So blieb es bis nach dem Tode Friedrichs des Großen als Ergebnis seiner sechsundvierzigjährigen Tätigkeit für die geistige und wirtschaftliche Verarmung seines Volkes, und, wie ich Ihnen eben auseinandersetzte, führen die preußischen Geschichtsprofessoren das Verdummungswerk der friderizianischen Akademie bis auf den heutigen Tag getreulich fort.«

Diese Unterhaltung hatte ein mir schmerzliches Nachspiel. Mich hatte etwas wie Kummer uud Enttäuschung bei all den unerwarteten Mitteilungen über den von mir verehrten König Friedrich gepackt. Daß seine Handelsgesellschaften erfolglos waren, konnte ich glauben. Ich war kein Kind mehr und war längst von tiefem Zweifel über preußisch-bürokratische Leistungen auf praktischen Gebieten

erfüllt. Aber ich hoffte wenigstens zu finden, daß Manfred die Bedeutung der kaiserlichen Handelsunternehmen in Flandern übertrieb. Ich war begierig, ob sich nicht etwa die ganze belgische Angelegenheit, die Manfred mir als englischen Geniestreich gegen das Deutsche Reich geschildert hatte, in englischen Augen wesentlich anders darstellte. Ich suchte darum Aufschluß in der *Encyclopaedia Britannica,* neben deren fünfunddreißig gewaltigen Lederbänden in Manfreds Bücherei die deutschen *Konversations-Lexiken* ein recht ärmliches Gesicht schnitten. Dieser englischen *Encyclopaedia,* für deren Verkauf in Amerika eine riesenhafte Werbearbeit geleistet wird, wurde drüben während des Krieges einseitig englischfreundliche Darstellung nicht nur von Deutschfreunden vorgeworfen. Ich durfte also hoffen, auch über die belgische Angelegenheit eine Darstellung zu finden, die nicht etwa österreichischer Eigenliebe schmeichelt, sondern die Ereignisse im Rahmen der englischen Weltpolitik zurechtrückt. Leider aber bestätigte alles, was ich fand, die von Manfred gemachten Mitteilungen. Das Folgende ist die wörtliche Übersetzung von Stücken, die ich mir zusammenstellte aus den Aufsätzen über: Schelde, Antwerpen, Ostende, Ostend-Company, Französische Revolution, Indien, Spanien und anderes, alle in der *Encyclopaedia Britannica:*

„Die Schelde, an der Antwerpen liegt, ist nur 250 Kilometer lang, von denen aber 207 Kilometer schiffbar sind. Unterhalb Antwerpens gehören beide Ufer den Holländern. Auch Gent, vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert Brennpunkt des deutsch-niederländischen Handels, war, ebenso wie Brüssel, auf die Schelde als Zugang zum Meere angewiesen...

„Nach der Versandung des Zwyn und dem Niedergang von Brügge begann Antwerpens Aufstieg. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts siedelten die ausländischen Geschäftshäuser von Brügge nach Antwerpen über. 1560 er-

reichte Antwerpen die Höhe seines Wohlstandes. Mehr als tausend ausländische Kaufleute hatten dort Niederlassungen. Der venezianische Gesandte Guicciardini berichtet, daß manchmal an einem einzigen Tag fünfhundert Schiffe einliefen und daß auf den Landwegen wöchentlich zweitausend Lastwagen in die Stadt kamen. ‚In Antwerpen war der Umsatz in vierzehn Tagen so groß wie in Venedig im ganzen Jahr'. 1576, im Jahre der ‚spanischen Wut', wurden sechstausend Antwerpener Bürger niedergemetzelt. 1585 wurden alle Protestanten verbannt. Der Todesstoß traf Antwerpen im Jahre 1648 mit der Schließung der Schelde durch den Frieden von Münster... Ostende wurde 1604 nach dreijähriger Belagerung von den Spaniern erobert und fast gänzlich verwüstet, aber schnell wieder aufgebaut. Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schien Ostende den Weg wirtschaftlichen Gedeihens betreten zu haben, als Kaiser Karl VI. es zum Sitze seiner Ostindischen Kompagnie machte. Aber das Eingreifen mächtiger Nachbarn, vor allem Englands und Hollands, sorgte im Wiener Vertrag von 1732 dafür, daß dieser Aufschwung ein Ende nahm... Schon im Jahre 1717 hatten die Holländer an der afrikanischen Küste ein reichbeladenes Schiff der Ostender Handelsgesellschaft und die Engländer ein anderes bei Madagaskar gekapert. Aber die Ostender ließen sich nicht einschüchtern. Trotz Hollands Widerstand verlieh ihnen Kaiser Karl VI. im Dezember 1722 einen Freibrief, worauf die Anteile der Gesellschaft bis zu fünfzehn Prozent über *par* stiegen. Die Gesellschaft hatte Faktoreien in der Nähe von Madras und am Ganges. Die Aussichten der Gesellschaft waren sehr verheißungsvoll, aber ihre Gründer hatten nicht mit der Eifersucht der Holländer und der Engländer gerechnet. Die Holländer beriefen sich auf den Westfälischen Frieden von 1648, in dem der König von Spanien den Bewohnern der südlichen Niederlande den Handel mit den spanischen Kolonien verboten

hatte. Der Übergang der spanischen Niederlande an Österreich (1713) beseitigte, so behaupteten die Holländer, diese Beschränkung nicht. Als dann aber die spanische Regierung nach einigem Zögern einen Handelsvertrag mit Österreich schloß und die Gesellschaft von Ostende anerkannte, war die Antwort ein Verteidigungsbund, der in Herrenhausen im Jahre 1725 von England, Holland und Preußen geschlossen wurde. Angesichts dieses gewaltigen Widerstandes sah sich der Hof von Wien gezwungen, in den Verträgen von Paris 1727 und Wien 1732 nachzugeben, und die österreichischen Niederlande wurden verdammt, vom Handel mit den beiden Indien bis zum Jahre 1815 ausgeschlossen zu bleiben... Als 1727 die Ostender Gesellschaft, zuerst nur auf sieben Jahre, zu Untätigkeit verurteilt wurde, verloren eine Anzahl ihrer Beamten ihr Brot. Von ihrer genauen Vertrautheit mit dem Osten wußte Herr Henry Koning in Stockholm Vorteil zu ziehen, als er sich dort im Jahre 1731 einen Freibrief für die ‚Schwedische Kompanie' verschaffte ... Nachdem die Ostender Gesellschaft stets gegen schwere Widerstände zu kämpfen gehabt hatte und fast nur durch den Wunsch der österreichischen Regierung, am ostindischen Handel teilzunehmen, lebendig erhalten worden war, ging sie endlich im Jahre 1784 (!) bankerott... Die Schließung der Schelde erfuhr eine Milderung nur während der französischen Herrschaft von 1795 – 1815 und in der Zeit, als Belgien ein Teil der Niederlande war, 1815 bis 1830. Den tiefsten Punkt seines Niederganges erreichte Antwerpen im Jahre 1800, als die Bevölkerung auf vierzigtausend sank. Napoleon erkannte die strategische Bedeutung Antwerpens und gab zwei Millionen für den Ausbau des Hafens ... Berauscht von seinen Siegen (Valmy und so weiter) hatte sich der französische Nationalkonvent (1792 bis 1795) dem Feuer der Propaganda und Eroberung hingegeben. Der Scheldefluß war bis dahin für den Handel geschlossen gewesen durch alte Verträge, an denen Eng-

land und Holland als neutrale Mächte beteiligt waren. Ohne sich auch nur mit dem Schein von Verhandlungen aufzuhalten, erklärte die französische Regierung am 16. November 1792, die Schelde sei in Zukunft offen. Am 19. November bot ein Beschluß des Konventes allen Völkern, die für ihre Freiheit kämpften, mit anderen Worten: den Unzufriedenen aller Nachbarstaaten, französische Hilfe an. Mit besonderer Tollheit benahm sich der Konvent gegen England, wo Pitt, trotz wachsenden Widerwillens gegen die Revolution, ernstlich strebte, den Frieden zu erhalten. Die französische Eroberung der Niederlande und die Anzeichen, daß Frankreich dieses Land annektieren wollte, machten Pitts Bemühungen sehr schwierig. Aber die französische Regierung unterschätzte die Macht Großbritanniens... Nach 1815 hielten die Holländer an ihrem Recht der Zollerhebung, das bis auf den Frieden von Münster im Jahre 1648 zurückging, noch hartnäckiger fest, nachdem sich Belgien im Jahre 1830 von dem vereinigten Königreich der Niederlande getrennt hat. Die Londoner Konferenz vom Jahre 1839 setzte den an Holland zu zahlenden Zoll auf einundeinhalb Gulden für die Tonne fest."

Soweit war ich mit meinen Auszügen aus der *Encyclopaedia Britannica* gediehen, als Manfred mich bei der Arbeit überraschte und auslachte.

Manfred: »Wenn Sie sich mit der Schelde-Frage beschäftigen wollen, dürfen Sie den wichtigsten Aufsatz, den über meinen väterlichen Freund Baron Lambermont nicht vergessen. Lambermont ist der Befreier Belgiens und des nordwesteuropäischen Festlandes. Lambermont tat, was Kaiser Karl VI. und Kaiser Joseph II. infolge der kurzsichtigen Niedertracht Preußens nicht vermochten, und was dem französischen Nationalkonvent und dem Kaiser Napoleon nur vorübergehend gelang.«

Manfred schlug den sechzehnten Band der *Encyclopaedia Britannica* auf und las vor:

»„Auguste Lambermont (1819—1905) hat als einer der ersten Belgier erkannt, wie wichtig es sei, den Handel seines Landes zu entwickeln... Die Zölle, die von den Holländern auf die Schiffahrt der Schelde gelegt wurden, erwürgten den belgischen Handel... Von 1856—1863 widmete Lambermont fast seine ganze Kraft der Beseitigung dieser Beschränkung. 1856 machte er einen Feldzugsplan und verfolgte ihn mit unermüdlicher Ausdauer, bis er ihn sieben Jahre später in einer internationalen Vereinbarung durchgeführt sah. Einundzwanzig Mächte und Staaten waren auf der Tagung vertreten, die in dieser Angelegenheit in Brüssel 1863 gehalten wurde. Am 15. Juli wurde der Vertrag, der die Schelde befreite, unterzeichnet. Für diese Leistung wurde Lambermont baronisiert... Belgien kaufte das holländische Zollrecht, und jede von den Mächten, die aus seinem Handel Vorteil zogen, steuerte zu der Kaufsumme bei. Die Schiffahrt auf der Schelde wurde damals frei erklärt... Seit dem Jahre 1863 hat sich die Lage Antwerpens völlig geändert, und kein Hafen Europas hat seitdem größere Fortschritte gemacht als die alte Stadt an der Schelde.“«

Nach dieser Verlesung aus der *Encyclopaedia Britannica* sagte Manfred: »Ein großer Mann, der Baron Lambermont! Aber wenn man ihn gebührend bewundert hat, darf man nicht vergessen, daß es ihm nur deshalb gelang, die festlandfeindliche Politik Friedrichs des Großen über den Haufen zu werfen, weil die Engländer ihrer nicht mehr bedurften. Vor dem belgischen Wettbewerb ist ihnen heute nicht mehr bange, und ihren festländischen Brückenkopf sicherten sie sich rechtzeitig durch die „Neutralitätserklärung“ von Belgien und Holland im Jahre 1839. England ist in der großen Politik großartig und niederträchtig wie ein großer Liebhaber, der, weil er stark ist, geliebt wird, wie niederträchtig er auch sein mag. England kann Irland, Indien oder Transvaal vergewaltigen oder China vergiften, und

wird schließlich gar geliebt dafür. So haben die Engländer auch Belgien zweihundert Jahre lang mißhandelt; aber wenn der prophezeite europäische Krieg um Belgien ausbricht, wette ich, wird Belgien auf englischer Seite stehen. Denn der Starke verdient geliebt zu werden. Der Schwächling, der Weltpolitik machen will, ist verächtlich. Und wie der Schurkenstreich des pathologischen Schwächlings klingen mir die Pläne der „Alldeutschen", die heute Ansprüche auf Belgien zu verlauten wagen. Nachdem Deutschland hundert Jahre lang nicht verstand, sein Belgien zu befreien, nachdem Deutschland hundertfünfzig Jahre lang die festlandfeindliche Politik Friedrichs II. gutgeheißen hat, nachdem Belgien sich endlich selbst befreien mußte, klingen heute deutsche Ansprüche auf Belgien wie die Ansprüche des Unwürdigen, den eine edle Frau verließ und mit Recht verachtet.«

Hegemann: »Sie haben mir über Goethes literarische und diplomatische Feldzüge gegen Friedrich II. unerwartete Enthüllungen gemacht, und in der *Encyclopaedia* las ich über den Kampf des französischen Nationalkonvents um die Befreiung Belgiens. Ist es nicht eine eigentümliche Neckerei der Weltgeschichte, daß Goethe dann bei Valmy schließlich doch gegen die Befreier desselben Belgiens focht, dem er im Egmont ein Freiheitslied sang?«

Manfred: »Bei Valmy war Goethe vorsichtiger Beobachter. Nach Herzog Ferdinands schmählichem Rückzug aus der Kanonade erklärte er am Wachtfeuer: „Von hier und von heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus."

»Was mir Gewißheit gibt, daß Goethes Veröffentlichung seines Aufsatzes „Literarischer Sanscülottismus", aus dem ich Ihnen vorlas (vgl. S. 113—20), durch die schmachvollen Ereignisse von 1792 und 1795 ausgelöst wurde, ist die Entwicklung seines Verhältnisses zum Herzog Ferdinand von Braunschweig, wie es in der „Kampagne in Frankreich" geschildert wird. Goethe war bereit gewesen, die Schrullen

und Anmaßungen des Rechthabers von Sanssouci zu übersehen, aber die Ereignisse von 1792 und 1795 hatten bewiesen, daß auch der Tod des eigensinnigen alten Herrn der verderblichen Reichsfeindschaft Preußens kein Ende gemacht hatte; das Verhalten Preußens seit dem Tode Friedrichs II. war derart, daß selbst Herzog Ferdinand von Braunschweig, der bis dahin noch unerschütterlich zu Preußen gestanden hatte, erbittert den Rücken kehrte. Diese Erbitterung gegen Preußen brachte Goethe und Ferdinand von Braunschweig zusammen und erklärt die Worte Goethes: „Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen; er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf teilnehmende Weise zusammenbrachte."

»Diese politische Sinneswandlung des Herzogs von Braunschweig bedeutet für Goethe als Politiker eine schmerzliche Genugtuung von nicht geringem Werte; aber da sein Landesherr, der Herzog von Weimar, sich durch die geographische Lage seines Landes, durch Neigung und verwandtschaftliche Beziehungen unlöslich an Preußen gekettet glaubte, mußte Goethe schweigen. „Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben", läßt Goethe einen Einsichtigen über den Verfasser der „Kampagne in Frankreich" sagen. Die Deutung, die schon Ottokar Lorenz Goethes Worten über den Herzog von Braunschweig gegeben hat, wird noch überzeugender, wenn man die Berichte liest, die Mirabeau und Lord Malmesbury über Unterhaltungen mit dem Herzog von Braunschweig gemacht haben, von denen die eine den Herzog vor, die andere nach seiner Abkehr von Preußen zeigt, das heißt vor und nach dem Unglück, das Herzog Ferdinand und Goethe „zusammenbrachte". Lassen Sie mich Ihnen vorlesen, was der Jenenser Professor Lorenz scharfblickend zur Erklärung dieses

Zusammenkommens sagt: „Der Herzog von Braunschweig gehörte zu der Zeit, als der erste Versuch gemacht wurde, den Fürstenbund (Goethes) zu gründen, zu den offenen Gegnern. Den ursprünglichen Weimarischen und Dessauisch-Badischen Absichten setzte er von vornherein den Gedanken einer Anlehnung an Preußen entgegen, und er war es auch, der den König in dem Vorhaben unterstützte, den Bund den Interessen Preußens dienstbar zu machen. Als der Herzog zuerst durch den Fürsten von Dessau in das Geheimnis der kleineren Fürsten eingeweiht worden war, erklärte er diese Art von Verbindung einfach für politische Träumereien. Es scheint fast, als ob er dabei den Einfluß von Männern habe tadeln wollen, die ihm nicht praktisch und erfahren genug vorkamen.“ Das wäre also geradezu gegen Goethe gerichtet gewesen.

»Die Haltung, die Ferdinand von Braunschweig als preußischer General und als „praktischer und erfahrener“ Politiker gegen die Fürstenbund-Träumereien Goethes, Dalbergs, Edelsheims einzunehmen versuchte, findet sehr vornehmen Ausdruck in folgenden Worten, die Mirabeau gleich nach dem Tode Friedrichs II. aus dem Munde des Herzogs gehört hat—adelige Worte, die vielleicht einmal Widerhall finden werden: „Glauben Sie mir,“ (der Herzog sprach von den zweifelhaften Aussichten des neuen Königs von Preußen) „ich kann Ihnen bis zu einem gewissen Grade als Thermometer dienen; denn wenn ich merke, daß sich keine Aussicht auf eine feste und würdige Regierung bietet, und daß also die Tage des Hauses Brandenburg gezählt sind, dann werde ich nicht der letzte sein, der sich zurückzieht. Ich habe niemals einen Pfennig vom König von Preußen erhalten ... ihm zu dienen legt mir große Opfer auf... Ich bin unabhängig. Ich möchte gerne meine Verehrung für das Gedächtnis Friedrichs des Großen beweisen; ich bin durchaus bereit, mein Blut zu vergießen für die Vollendung seines Werkes; aber an der Zerstörung

dieses Werkes werde ich nie mitschuldig werden, auch nicht durch meine Anwesenheit. Ich werde also dem Schicksal der preußischen Monarchie nur so lange folgen, als ihre Regierung Weisheit und Würde zeigt..."

So sprach Ferdinand von Braunschweig; es gibt Worte Bismarcks, die ähnlich klingen.«[1]

Hegemann: »Warum wollen Sie in diesen Worten Ferdinands etwas anderes lesen als seine Versicherung, daß er Friedrich den Großen für einen besseren König hielt als seinen Nachfolger?«

Manfred: »Ferdinands Worte richteten sich weniger gegen den neuen preußischen König, der entschlossen mit der friderizianischen Politik der Feindschaft gegen den deutschen Kaiser gebrochen hatte, als vielmehr gegen Lucchesini, der als treuer Fortsetzer der Politik Friedrichs II. stark genug gewesen ist, Preußen in die verhängnisvolle friderizianische Bahn zurückzudrängen.

»Die Ereignisse von 1792 überzeugten schließlich auch Ferdinand von Braunschweig, daß es bei der preußischen Regierung Weisheit und Würde nicht gab. Gewiß, 1794 hörte Malmesbury aus dem Munde des Herzogs bittere Klagen über den König von Preußen, der den Herzog verließ *„dans une situation incroyable"*. Aber: „Der Herzog fügte hinzu, daß während der Belagerung von Mainz Lucchesini ihm gesagt habe: ‚Wenn dies vorbei ist, müssen wir so wenig als möglich tun und das übrige für die Österreicher lassen'; daß aber damals gerade der Augenblick gewesen wäre, in dem gehandelt werden mußte; daß die deutschen Heere je 60 000 Mann zählten, während die Franzosen im ganzen nur 70 000 Mann stark waren; daß, wenn die Preußen und Österreicher damals vorgegangen wären, der Feldzug ruhmreich geendet hätte, daß aber Lucchesinis Niedertracht, welcher Lord Beauchamps nicht gewachsen war, es hintertrieben hat. Die Herzogin, in deren Anwesenheit all dies gesagt wurde, bemerkte: ‚Du scheinst Preußen bis

zum Widerwillen satt zu sein.' ‚Das ist sicher,' antwortete der Herzog, ‚nie ist jemand niederträchtiger behandelt worden als ich; in der Öffentlichkeit begegnen sie mir mit Höflichkeit, damit sie mich im geheimen um so besser vernichten können'." „Anmut und Freundlichkeit ... ohne mich im mindesten zu fördern" war der Vorwurf, den Goethe gegen Lucchesini erhoben hatte. Lord Malmesbury läßt den Herzog von Braunschweig mit den Worten schließen: „Bischofswerder hatte seine Einstimmung gegeben, daß Bayern in den Besitz Österreichs übergehe, aber Lucchesini hat mir erklärt, daß dies nie geschehen würde, solange er Einfluß besitze."

»Ja, Lucchesini war seines Meisters Friedrich würdig!«

Hegemann: »Sie erwähnten Goethes Behauptung: „Wer Frankreich bereden will, es könne ohne Schaden in den Umtausch von Bayern willigen, glaubt es selbst nicht, und kein vernünftiger Mensch wird es ihm glauben." Aber war Goethe nach dem Fehlschlagen seiner kaiserfreundlichen Fürstenbundpläne nicht zu sehr Partei, als daß man seinem Urteil trauen dürfte? Muß nicht ein Unbefangener heute anders urteilen? Was sagen z. B. die führenden deutschen Historiker? glauben die nicht, daß die Rettung Bayerns durch Friedrich ein Segen war?«

Manfred mußte lachen, als er mir antwortete: »Goethe sagte vorsichtig genug: „Kein vernünftiger Mensch wird es glauben"! Daß also die führenden preußischen „Historiker" es glauben, dessen können Sie sicher sein. Und „Rettung" Bayerns ist genau das Wort, das zum Beispiel Friedrichs nie errötender Lieb-Koser gebraucht, wenn er sich über die „große politische Niederlage des Kaisers" freut. »Wieviel richtiger aber Goethe urteilt als die preußischen Geschichtsklitterer, das können Sie ebenfalls bei Koser (II, 520, 616f.) nachlesen; er schreibt: „Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. sprach Broglie, der Leiter der geheimen Diplomatie Ludwigs XV., es aus, daß Frankreich

in dem Bündnis mit Österreich zu einer Macht dritten oder vierten Ranges herabgesunken sei, daß es gelte, den hitzigen und kriegerischen Sinn des Kaisers Joseph zu dämpfen, die alten Beziehungen zu Preußen wieder aufzunehmen." Vor dem Schicksal, das den Franzosen durch den jungen deutschen Kaiser vorbereitet wurde, haben dann die treuen Minister Finckenstein und Hertzberg ihren großen König von Preußen mit beweglichen Worten gewarnt. Koser schreibt wieder, ohne zu erröten: „Sie erklärten dem König, durch den Austausch von Bayern gegen Belgien werde der Kaiser sich in den Stand setzen, das Elsaß und sein Stammland Lothringen zurückzuerobern"! Fürchterlich! das war im Januar 1785. Als dann im Februar die Zeitungen den bayrisch-belgischen Tausch als fertige Tatsache meldeten, begannen Friedrichs II. Wutausbrüche gegen den „verteufelten Joseph" und die „ehrlosen", „feigen *Kanaillen*" von Franzosen, die es gegen den deutschen Kaiser „an *Energie* fehlen lassen" (vgl. oben S. 208). So „muß ich Klugheit und Tätigkeit verdoppeln und unausgesetzt die verhaßten Pläne im Kopfe haben, die dieser verfluchte Joseph mit jedem Tage neu erzeugt", schrieb damals der große König, und in der Tat nur durch „verdoppelte Tätigkeit" konnte er den Franzosen Elsaß-Lothringen retten. Als er dann „Bayern gerettet" hatte, schrieb er dankbar ergriffen (21. II. 85): „Ich preise den Himmel vom Grunde meiner Seele". Die Not Frankreichs lehrte ihn beten. Und wahrlich, er hatte Grund, Gott zu danken. Hatte er noch ein Jahr vorher klagen müssen: „Wir werden nicht eine einzige Macht finden, die uns auch nur den Schatten eines Bündnisses gewährt", so standen jetzt plötzlich „die zwei großen Westreiche dem Fürstenbund wohlwollend zur Seite". So berichtet, stets ohne zu erröten, Koser und fährt fort: „Wie England aus den besonderen dynastischen Rücksichten seines Nebenlandes Hannover, so hieß Frankreich den Fürstenbund gut nach allen Überlieferungen seiner an

der Erhaltung der reichsfürstlichen *Libertät interessierten Politik*.“«

Ich starrte völlig irregemacht in Kosers preußisches *Standard*werk, auf dessen 1400 Großoktavseiten alle diese beschämenden Dinge zu finden sind. Da entzifferten plötzlich meine schon flimmernden Augen den Satz, mit dem Kosers Abschnitt über den Fürstenbund schließt, und mit neuaufflackernder Hoffnung las ich meinem Gastgeber folgendes vor: »„Der unbestreitbare diplomatische Sieg Preußens wirkte in der Gloriole einer nationalen Tat auf die Gemüter schier berückend. Sein ‚Übergewicht in allem‘, um Goethes Ausdruck zu wiederholen, war aufs neue erhärtet; ‚auf seiner Kraft ruhend‘ blieb Friedrich dem nachwachsenden Geschlechte nach dem Goetheschen Bilde ‚der Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien‘.“«

Manfred wiederholte das letzte Wort:

»„...schien“. Hinter diesem Schein stand die „Posse“, die Ernst Moritz Arndt brandmarkte (vgl. oben S. 190) und über die Kaiser Joseph treffend schrieb: „Auf Grund *absurder* Fabeln hat man genug Dumme zusammenzubringen vermocht, um einen sogenannten Bund für die deutsche Freiheit gründen zu können“.«

Hegemann: »Aber Goethe war kein Dummer! Etwas muß sein Vergleich Friedrichs mit dem Polarstern doch bedeuten!«

Manfred: »Das tut er auch. Und Goethe war der letzte, den Friedrichs *„absurder* Bund für die deutsche Freiheit“ „dumm“ gemacht hätte. Die größte politische Anstrengung, die Goethe je auf sich nahm, ist ja gerade durch Friedrichs *absurden* Bund nichtig geworden. Darum geht die „Hinters-Licht-Führung“, mit der Koser Goethes Segen für diesen reichsfeindlichen Bund vorzutäuschen sucht, selbst über das Maß hinaus, das bei einem überlieferungstreuen friderizianischen Akademiker als selbstverständlich

erwartet werden muß (vgl. oben S. 216 f.). In den beiden Sätzen des elften und siebzehnten Buches von „Dichtung und Wahrheit", die Koser für die Zwecke seiner Geschichtsklitterung verquickt, spricht der eine von „Friedrich dem Zweiten" und verwahrt den Ruhm der „Größe" für Katharina von Rußland. Sehr mit Recht, denn Goethe spricht gerade von den siebziger Jahren, in denen Friedrichs „des Zweiten" Abhängigkeit von der „großen" Katharina unheilbar geworden ist. Das zweite Goethewort, mit dem Koser seine Leser „hinters Licht führt", braucht nur in seinem Zusammenhange gelesen zu werden, um als Spott Goethes über Friedrich und seinen Lieb-Koser deutlich zu werden. Denn Goethe erzählt von seinen Straßburger Studientagen (1770, also sechzehn Jahre vor dem Fürstenbund), von seinem „Entschluß, die französische Sprache abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen", und Goethe spricht dabei noch manches kräftige deutsche Wort. Nach diesen Bekenntnissen beginnt Goethes gutmütiger Spott auf den unbekehrbaren Franzosenfreund Friedrich mit folgenden Worten: „Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja, die Welt zu drehen schien. Sein Übergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preußische Exercitium und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte. Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugtuung empfanden, daß ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sey nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln" und „dem nach französischer Cultur strebenden Könige fehle es an Geschmack". Bitte erinnern Sie sich, daß diese Anmerkungen zu Friedrichs Niederlage auf geistigem Gebiete und zu dem „Übergewicht des preußischen *Exercitiums* und sogar des preu-

ßischen Stocks" gleich nach 1806 geschrieben wurden, also nachdem alle Welt längst erfahren hatte, daß es sich selbst unter dem alten *Régime* Frankreichs als unmöglich erwies, französische Soldaten auf friderizianische Weise zu mißhandeln[1], und nachdem auch das *„preußische Exercitium"* durch Napoleons neue Taktik überrannt und der „preußische Stock" längst von Gneisenau als menschenunwürdige Jämmerlichkeit im Zusammenbruche der friderizianischen Anmaßungen geopfert worden war.

»Aber Goethes Spott über des „Polarstern" Friedrich fixe Ideen trifft nicht nur Friedrichs *Francomanie* und Prügelzucht. Für Goethe hatte sich Friedrichs Wesen immer unverrückbarer als „eigensinnige, voreingenommene, unrektifizierliche Vorstellungsart" enthüllt. Daß dieses durch Friedrichs literarische Untaten angeregte Wort Goethes, dessen Segen Koser für Friedrichs kaiserfeindlichen Bund erschleicht, genau auch auf Friedrich als Politiker paßt, hat bitterer noch als Goethe der Fürst Kaunitz erfahren, dessen lebenslänglicher Kampf für Deutschlands alte Ansprüche auf Elsaß-Lothringen, Belgien und koloniales Neuland im Osten nicht zuschanden geworden wäre, ohne Friedrichs stets bereite Unterstützung jedes Reichsfeindes.

»Kaunitz, dessen genialem deutsch-französischem Bündnis ein berufenster französischer Urteiler nachsagte, es habe Frankreich, den gefährlichsten Nachbarn Deutschlands, „zu einer Macht dritten Ranges herabgedrückt"[2], erklärte über Friedrich II.: „Nicht in scharfsinniger Voraussicht oder gesunder Staatskunst sind die Beweggründe des Königs von Preußen zu suchen, sondern in seinem persönlichen Charakter, seiner Stimmung, seiner mürrischen Einsamkeit, seinem Menschenhaß, seiner steten Verachtung sittlicher Pflichten, in der Abnahme seiner Gesundheit, in seinen persönlichen, unversöhnlichen Feindschaften."«

»Wer Friedrich II. mit einem Fixstern vergleichen will, wird gut tun, an seine fixe Idee des unversöhnlichen Kamp-

fes gegen jede Ausdehnung deutscher Macht zu denken und auch daran, daß Friedrich vielen Vaterlandsfreunden, die innerhalb und außerhalb Preußens seinen Tod erwarteten, wie ein verhängnisvolles Gestirn gar zu lange zu beharren schien.

»Seien wir uns doch klar darüber: er beharrt noch heute. Dank Friedrich dem Großen ist Deutschland aus der großen Politik ausgeschieden wie vorher schon Frankreich, dessen schleichende Krankheit, den *Absolutismus* die „großen" Hohenzollern auf Preußen übertrugen.

»Joseph war der letzte deutsche Kaiser. Nachdem seine großartigen Versuche in Belgien und auf dem Balkan durch Preußen hintertrieben wurden, hat Deutschland noch für Rußland und England kämpfen oder, bei strenger Beschränkung auf seine engsten festländischen Ziele, sogar noch einmal das von Friedrich den Franzosen verschriebene Elsaß-Lothringen besetzen und, wie 1878, den „ehrlichen Makler" spielen dürfen. Wenn aber, wie etwa unter Friedrichs II. überlegenem Nachfolger,[1] Wilhelm II., wieder deutsche Hände nach der großen Politik der Welt ausgestreckt werden sollen, dann wird sich Deutschland ein „Nasenbluten zuziehen" (vgl. oben S. 208), von dem ich als Freund Deutschlands hoffen will, daß es weniger erschöpfend und trotzdem auf Liebhaber dieser Dinge ebenso romantisch-heldisch-erhaben wirken möge wie das Nasenbluten, das sich Frankreich zuzog, als es unter Napoleon den gegen England verlorenen Kampf noch einmal aufzunehmen wagte. Auf St. Helena sind Napoleon fast ebenso viele neue „Gedanken" eingefallen wie dem *Pensionär* von Friedrichsruhe.*

»Nichts wirkt befruchtender auf die Denktätigkeit eines Staatsmannes mit „liebgewonnenen Ideen" (vgl. oben

* Auf diesen, Ellis besonders lieben Gedankengang ist er verschiedentlich zurückgekommen. Zusammenfassendes findet sich in dem Gespräche „Napoleon, Oedipus und Friedrich der Große", das gesondert in Buchform erscheint.

S. 198—200) als ausgiebige Ferien. Die erstaunliche englische Verfassung macht es den Staatsleuten nach begangenen Fehlern viel bequemer, in Ferien zu gehen, als die *absolutistischen* Verfassungen des Festlandes, wo die „Königsopfer“ nicht als Ministerwechsel, sondern — etwas leichtfertig und willkürlich — als Trauerspiele aufgefaßt werden, oft mit unzähligen Leichen.«

»Auch läßt sich Beifall freier spenden, Mißfallen deutlicher äußern und Kritik zweckmäßiger üben, wenn die davon Betroffenen sich nicht in den Heiligenschein der von Gottes Gnaden verliehenen „Größe“ hüllen, sondern als Führer einer Partei an- und abtreten. Als Goethe in Berlin mit Widerwillen „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde *raisonnieren* hörte“, war er der Letzte, dem diese Größe über Kritik erhaben dünkte. Besuchte er doch Berlin gerade als „Verschwörer“ gegen diese „Größe“. Aber Goethe empfand Ähnliches wie Lessing, der in Preußen „eine vorteilhafte Bedienung (das heißt Anstellung) von sich wies, weil nach seiner Versicherung der König von Preußen keinen, ohne abhängig zu sein und (abhängig) zu arbeiten, bezahle. Aus eben dem Grunde hatte er die Professur in Königsberg ausgeschlagen; besonders weil der Professor der Beredsamkeit alle Jahre einen Panegyrikus zu halten verpflichtet wäre“.[1] Kann es etwas Widerlicheres geben als diese preußische „Bedienung“, diese Professoren, die „alle Jahre einen Panegyrikus“ auf Friedrich den Großen halten, die ihn gar als großen Staatsmann preisen und ihm dann aus ihrem beschränkten, rechthaberischen Unverstand heraus in den entscheidendsten Dingen „verblendetes Festhalten an liebgewordenen Ideen“, „Unrecht“, mangelndes Verständnis und „Eigensinn“ nachweisen, wie das Koser und andere „Lumpenhunde“ Friedrichs II. tun und dann wieder den vorschriftmäßigen „Panegyrikus“ herleiern. Als Goethe in genauer Einschätzung der friderizianischen „Denk“-Freiheit versicherte: „Ich hab' in preu-

ßischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen",[1] zog er die Grenze des Druckbaren enger als die „Lumpenhunde", die noch heute auf den „Panegyrikus alle Jahre" verpflichtet sind. Als Goethe die Hauptstadt „des großen Menschen" nach kurzem Besuche für immer verließ, scheint er Ähnliches empfunden zu haben wie Lessing, der elf Jahre vorher (1. II. 1767) an Friedrichs Heldensänger Gleim schrieb: „Ich hoffe, es soll mir nicht schwerfallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer teuer werden, immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige, vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verrät. — Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?"

»Aus diesen Worten geht für jeden preußischen „Historiker" eindeutig hervor, daß Lessing in Friedrich den „Größten" und daß er in Friedrichs Hauptstadt die „Königin der Städte" erkannt hat. In dieser „Königin der Städte" durfte Friedrichs junger Vertrauter Lucchesini etwa ebenso viele Jahre weilen, als dem von Friedrich zum Verfasser „ekelhafter Plattheiten" ernannten Goethe dort Stunden vergönnt waren. Armer Goethe! Glücklicher Lucchesini!«

AUSZÜGE AUS DEM DRITTEN GESPRÄCH

FRIEDRICH II. UND SEIN FREDERSDORF, GOETHE, VOLTAIRE UND DIE FRAUEN

Zum Zipfel, zum Zapfel,
Zum Scherber, zum Pfriemen,
Bei der Jungfer Christinen
Zum Dachfenster rein!
Friedrich der Große als Kronprinz

L'amour de la gloire a les mêmes délicatesses et, si j'ose dire, les mêmes timidités que les plus tendres passions.
Ludwig XIV. (in *Mémoires*)

DIE FOLGENDE UNTERHALTUNG ENTWICKELTE MANchen Gedanken des ersten Gespräches, aber sie schloß sich unmittelbar an das zweite, das über Lucchesini, an.

Manfred: »Der beseligende Geist Voltaires, dessen Prophet Friedrich II. während seines ganzen Lebens gerne gewesen wäre und als dessen unwürdiger Botschafter Lucchesini vor Goethe erschien, ist schon früher einmal in Goethes Briefen an Frau von Stein aufgetaucht. 1784 schrieb Goethe der Geliebten aus Gotha: „Gestern abend vertraute mir die Oberhofmeisterinn *Mémoires pour servir à l'Histoire de Mr. de Voltaire ecrits par lui même* unter den feyerlichsten Beteuerungen an. Man sagt, das Büchlein solle gedruckt werden, es wird entsetzliches Aufsehen machen, und ich freue mich nur darauf, weil du es lesen wirst, es ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben als irgend etwas von ihm, er schreibt vom König in Preußen wie Sueton die Scandala der Weltherrscher, und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe. Allein man wird sie lesen wie eine Satyre auf die Weiber, sie bey Seite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen." Im nächsten Briefe spricht Goethe wieder von dem Buche: „Zum Schrecken aller wohlgesinnten geht die Rede, als sollten die *Mémoires* des Voltaire ... gedruckt werden, mir macht es ein großes Vergnügen, damit du sie lesen kannst. Ich soll eins der ersten Exemplare erhalten, und ich schicke dir es gleich. Du wirst finden, es ist, als wenn ein Gott (etwa Momus), aber eine Canaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe. Dies ist überhaupt der Charackter aller Voltairischen Witz Produckte, der bey diesen Bogen recht auffällt. Kein menschlicher Blutstropfe, kein Funcke Mitgefühl, und Honettetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes nicht Hoheit. Man kann ihn einem Luftballon vergleichen der

sich durch eine eigne Luftart über alles weg schwingt und da Flächen unter sich sieht wo wir Berge sehn." (In den „Sprüchen" hat Goethe erklärt, welche Umwälzung im Denken seiner Zeit die Erfindung des Luftschiffs bewirkte.)

»Ist es nicht erstaunlich, wie Goethe den Geist zu beschreiben versteht, dessen Hauch Friedrich II. berauschte, und zu dessen Wesen gerade der Mangel an „Honettetät", das heißt an Konventionalität und Gutmütigkeit gehört, die einen Schriftsteller geneigt machen, sich in wichtigen geschichtlichen Darstellungen mit den *fables convenues* zufrieden zu geben? Und ist es nicht scherzhaft, Goethe von der „Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken" eines Buches reden zu hören, das die preußischen Geschichtschreiber nur mit Abscheu zu nennen wagen. Ich hörte, die preußische Zensur hintertreibe noch heute deutsche Ausgaben des von Goethe gerühmten Werkes. Und Frau von Stein, der Goethe es freudig zu senden verspricht, was hat die wohl dazu gesagt?« Dieser Gedanke schien Manfred sehr zu erheitern.

Mir waren die Denkwürdigkeiten Voltaires unbekannt, und ich warf ein: »Sollte es denkbar sein, daß Goethe da von dem Buche spricht, in dem sich der rachsüchtige Voltaire zu der berüchtigten schamlosen Verunglimpfung der Moral Friedrichs des Großen hinreißen ließ?«

Manfred lachte: »Ja, dieses schamlosen Goethe Bewunderung gilt in der Tat dem berüchtigten Buche, das Friedrichs II. Lieb-Koser (I, 525) „eine boshafte und gemeine Karikatur" zu nennen wagte!«

Ich wunderte mich: »Ist nicht das bittere Verdammungsurteil, das Goethe an anderer Stelle über Voltaire gefällt hat, gerade wie veranlaßt durch die unglaubliche Ungebührlichkeit Voltaires gegen den großen König? Goethe sagte doch etwa: „Voltaire, der von jeher eine Profession daraus machte, alle Majestäten zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersites bewiesen. Wäre ich Ulysses,

er sollte seinen Rücken unter meinem Zepter verzerren“«. Manfred: »Nicht doch! Das sagte Goethe als junger Stürmer, weil ihm Voltaire – und mit Voltaire selbstverständlich auch der ihm nachbetende große Friedrich[1] – nicht genug Ehrfurcht für Shakespeare bewiesen hatte; also lange bevor Goethe selbst Hofmann wurde und verstehen lernte, daß und warum Voltaire auch lasterhafte Majestäten nicht gerne verlästerte, wenn sie „hunderttausend Mann“ hatten. Weil Voltaire sich erinnerte, daß Friedrich einen Nörgler gefragt hatte: „Hat er hunderttausend Mann?“, sagte Voltaire: „Ich habe meine Streitsache mit Friedrich drei- oder vierhunderttausend Soldaten anvertraut.“ Der erste Versuch, den diese Soldaten machten, ist bei Roßbach kläglich gescheitert, worüber sich Voltaire seine eigenen Gedanken gemacht hat. Er, der Sänger des Sieges von Fontenoy und auch erklärter Feind aller Kriege war, hatte nämlich eigens für den Kampf gegen Friedrich II. eine Kriegsmaschine, etwas wie gepanzerte Streitwagen* erfunden, von denen er Großes für die Verstärkung der französischen Kavallerie hoffte; aber Voltaires Freund, der Feldmarschall Richelieu, hatte die Verwendung dieser Erfindung geringschätzig abgelehnt. Doch auch ohne diese Kriegsmaschine waren dann die Soldaten Voltaires und der von Voltaire angezettelten Revolution unter besserer Führung, bei Jena ungemein erfolgreich. Ohne preußische Prügelzucht! War es nicht ein Sieg Voltaireschen Geistes über friderizianisches Prügelwesen?[2] Es war gerade um die Zeit von Jena, also zwanzig Jahre nachdem Goethe der Frau von Stein zuerst sein Entzücken über Voltaires „Scandala des Königs in Preusen“ mitgeteilt hatte, daß Goethe sich auch öffentlich zu Voltaire bekannte, und zwar in so bewundernden Ausdrücken, daß Friedrich der Große selbst seines bewunderten Lehrers Ruhm nicht viel nachdrücklicher hätte künden können. Goethe nannte damals Vol-

* Etwa den heutigen Tanks entsprechend.

taire den „höchsten unter den Franzosen denkbaren Schriftsteller“ (Friedrich hätte sicher das „unter den Franzosen“ weggelassen) und nannte etwa fünfzig Tugenden bei Namen, die er an Voltaire bewunderte, als da sind Genie, Erhabenheit, Gefühl, Reinheit und fünfundvierzig andere.«

Hegemann: »Haben Sie nicht eine erstaunliche Fähigkeit, einem weiß erscheinen zu lassen, was eben noch schwarz schien? Erhabenheit, Gefühl, Reinheit bei dem Manne, der Friedrich den Großen zu besudeln wagte?«

Manfred: »Verzeihen Sie, ich führte nur Goethes Worte an; aber ich verstehe, worauf Sie anspielen, und kann es Goethe nicht verargen, daß er Ihren Groll nicht teilte.«

Hegemann: »Billigen Sie denn etwa die Voltaireschen Verleumdungen? Zweifeln Sie, daß Voltaires Rachsucht das alles erlogen hat?«

Manfred: »So will es die Königliche Preußische Akademie der Wissenschaften, wenn sie „statutenmäßig das Andenken ihres großen Neubegründers feiert“, wobei ein Du-Bois-Reymond Gehalt und Wesen seiner Verteidigung Friedrichs des Großen aufdeckt durch einleitende Worte wie: „aufs neue staunt die Welt die märchenhafte Gestalt des Heldenkaisers an, welcher den dieser Ehe schon entsprossenen Urenkel im Arme wiegt...“ Aber ich glaube, der Geist des unerbittlichen Spötters von Sanssouci würde die „wiegenden Gestalten“ solcher Preußischen Akademiker, wenn sie Ohren zu hören hätten, sehr höhnisch zum Lesen seiner *„Eloge de Voltaire“* kommandieren, in der er der Akademie doch nach Voltaires Tode noch eingeschärft hat: *„M. de Voltaire valoit seul toute une academie“*. Noch wahrscheinlicher ist es allerdings, daß *Fridericus redivivus* die ganze Akademie zum Teufel jagen würde, wenn er erführe, daß ihre Tore den verachteten Deutschen geöffnet wurden. Was würde er wohl dazu gesagt haben, daß Du Bois-Reymond, ein Mitglied der französisch gewollten Schöpfung Friedrichs, sich 1870 wegen seiner französi-

schen Abstammung zu entschuldigen die Geschmacklosigkeit hatte. Und dieser Akademiker glaubte Friedrich gegen Männer wie Macaulay oder gar gegen Voltaire in Schutz nehmen zu dürfen? Wie sagte der Alte Fritz jeden Morgen?: *„Divin Voltaire, ora pro nobis!“* Wissen Sie, daß die „Scandala“ des Sueton, mit denen der bewundernde Goethe Voltaires *Memoiren* verglichen hat, von Friedrich II., zusammen mit Voltaires Geschichte des Jahrhunderts Ludwigs XV., noch wenige Tage vor seinem Tode gelesen worden sind?«

Hegemann: »Ich wußte es nicht.«

Manfred: »Sprechen Sie nicht fast, wie ein preußischer Geschichtschreiber über den verdächtigen Franzosen Voltaire sprechen muß? Was Voltaire von Friedrichs II. Harmlosigkeiten erwähnt, nennen Sie Verleumdung; wenn aber die treue Pfälzerin Liselotte erzählt, daß Prinz Eugen und der große Turenne als junge Leute „offt die Dame agirten“ und sich in ihrer Geldnot für einen Taler an ihre Kameraden verkauften, wenn sie berichtet, wie der große Condé und der Marschall Villars, den Friedrich II. einmal über Alexander stellte, sich im Feld ganz an den Umgang mit Knaben gewöhnt haben, dann beweist sie damit ihre deutsche Geradheit. Ranke versichert gelegentlich, sie sei ohne Falsch, und auch der französische Herzog Saint-Simon spricht von ihr als „mutig, durchaus deutsch, offenherzig, gradsinnig, gut, wohltätig, edel und groß“.«

Hegemann: »Die französische Sittenverderbnis, die sie schilderte, lag eben klar zutage und ließ sich nicht leugnen.«

Manfred: »Französisch! Dieselbe Liselotte erzählt doch, wie gerade der deutsche Gesandte Zinzendorf die „Mode“ in Paris verbreitet hat, und der berühmte Schützling Friedrichs II., Dr. Bardt, berichtet, daß die gesamte Knabenwelt der Fürstenschule Schulpforta vom „griechischen Laster geschändet“ sei. Ich glaube, die Leute, die sich über Voltaires Mitteilungen über Friedrich II. aufregen, sind Opfer

eines Mißverständnisses; sie sehen eine Beleidigung Friedrichs II., wo Friedrich selbst wahrscheinlich eher eine Auszeichnung sah. Bismarck ist weniger zimperlich; er hat allerlei Gutes von Friedrich II. zu sagen; aber er spricht auch ohne Scheu von Friedrichs „Beifallsbedürfnis, das sich früh im kleinen verriet. In seinem Briefwechsel mit dem Grafen Seckendorff sucht er diesem alten Sünder durch Exzesse auf dem geschlechtlichen Gebiet und daraus folgende Krankheiten zu imponieren". Wenn Bismarck so urteilen mußte, ist es dann unwahrscheinlich, daß Friedrich auch mit der vornehmeren Mode geliebäugelt hat? der Mode, die nicht nur in der Umgebung König Ludwigs XV. Anhänger fand — Ludwig war zwei Jahre älter als Friedrich — sondern die dem jungen Franzosennarren Friedrich vielleicht gerade als Eigenheit der bewunderten französischen Feldherren nachahmungswürdig erschien. Wieviel Wert Friedrich II. auf sein Mitmachen bei dieser Mode gelegt hat, ist eine andere Frage; aber daß er einmal damit gespielt hat, scheint mir kein abenteuerlicher und kein schrecklicher Gedanke. Wer sich über dieses „Laster" aufregen will, darf nicht übersehen, daß Friedrich sich nicht darüber aufregte, sondern in seinen Dichtungen und auch noch kurz vor seinem Tode mit großer Heiterkeit davon sprach. Der Fürst von Ligne, der eines der verklärtesten Bilder des alten Königs gezeichnet hat, berichtet, „es ward sehr lustig", als Friedrich auf die Entdeckungen zu sprechen kam, die er in den Briefen der Liselotte von der Pfalz über Prinz Eugen gemacht hat. Und wenn der berühmte Berliner Professor Roethe recht hätte mit seiner Behauptung, die deutsche Literatur gehe auf den Sieg von Roßbach zurück, dann begänne sie mit Friedrichs pornographischem Siegesgedicht von 1757.«

Hegemann: »Sie glauben nicht, daß das Bild des großen Königs durch die schmutzigen Andeutungen Voltaires entstellt wird?«

Manfred: »Ist denn Friedrichs Bild so empfindlich? Wer ihn bewundern will, muß doch wohl lachen können, wo Friedrich selbst gelacht hat. Schmutzig? Auch seine Bewunderer erzählen, daß er wirklich recht schmuddelig war. Zu de Catt sagte Friedrich einmal: „Eins könnte besser sein. Nämlich mein Gesicht, das immer ganz mit spanischem Schnupftabak vollgeschmiert ist. Das ist eine verwünschte Angewohnheit, die ich da an mir habe. Sagen Sie selbst, sehe ich nicht ein bißchen wie ein Schwein aus? Sagen Sie es nur ruhig heraus.“ De Catt antwortete: „Ich muß gestehen, Majestät, daß Ihr Gesicht, ebenso wie Ihre Uniform, recht voll Tabak ist“; und Friedrich schloß: „Das nenne ich eben, mein Herr, ein bißchen Schwein.“ Friedrich II., der hundertdreißig Tabakdosen im Werte von vielen Millionen hinterlassen hat, soll sich den teuren spanischen Tabak nicht mit den Fingerspitzen in die Nase geschoben, sondern mit voller Hand eingeschaufelt haben, so daß der aus den Taschentüchern gesammelte und wieder in den Handel gebrachte Tabak eine Einkommensquelle des Kammerdieners war. Der Kammerdiener hat das wahrscheinlich nicht im mindesten ekelhaft gefunden, und wer sonst sollte deswegen einen im übrigen verehrlichen Mann weniger verehren? Friedrich lachte darüber. Als er 1770 Joseph II. besuchte, kam er dem Kaiser zu Ehren ganz in Weiß gekleidet, was den Schnupftabak, mit dem er sich beklekkerte, recht zur Geltung brachte; Friedrich sagte lachend: *„Je ne suis pas assez propre pour vous. Je ne suis pas digne de porter vos couleurs.“* (So berichtet der Fürst von Ligne.) Das erscheint mir eher liebenswürdig als widerlich. Es ist übrigens erstaunlich, wie auch da Friedrich II. wieder ein Vorbild hatte. Er ist nicht als Politiker, aber als Schnupfer in die Fußtapfen des von ihm so verehrten Prinzen Eugen getreten. Lassen Sie mich Ihnen etwas von Liselott vorlesen...«

Manfred hatte schnell den gesuchten Band zur Hand und

fuhr fort: »Hier schreibt Liselotte am 19. März 1711 an die Kurfürstin von Hannover: „Es ist kein wunder, daß printz Eugene mitt toback beschmirt ist, seine naßlöcher seindt zu weit offen, umb den toback halten zu können." Und im selben Brief sagt sie mit nie versagender Ehrlichkeit: „Wenn ich lang schnupftoback rieche, wirdt mir wie übel, bin recht fro, daß Euer Liebden es auch hassen; ich halte mich noch auff alt teütsch, nehme keine frembte sachen."«

Ich mußte lachen; Manfred stimmte ein und fuhr fort: »Ich gestehe Ihnen ehrlich: auch ich hasse die unteütschen Laster. Ich freue mich, daß Sie Nichtraucher sind, und ich hätte, weiß Gott, nichts dagegen, wenn die schönfärbende Frage: Rauchen Sie? allmählich durch das ehrlichere: Stinken Sie? allgemein ersetzt würde. Dennoch flehe ich meine Freunde an, zu—rauchen, wenn ich weiß, daß ihnen ohne diese Daueronanie nicht wohl wird. Statt Friedrich II. wegen seines schmutzigen Tabakschnupfens zu verachten, bin ich geneigt, ihn zu bewundern, weil er sich der Luftverpestung enthielt, die heutzutage den meisten Opfern der Tabakleidenschaft unerläßlich erscheint. Es ist nicht alles verwerflich an Friedrich dem Großen, diesem „merkwürdigen Fürsten"! Selbst Goethe sah im Schnupfen nur „eine Schmutzerei", während er dem verschwenderischen „Greuel" des Rauchens die schwersten Folgen verkündet hat: „Nach zwei oder drei Menschenaltern", sagte Goethe, „wird man schon sehen, was diese Bierbäuche und Schmauchlümmel aus Deutschland gemacht haben; an der Geistlosigkeit, Verkrüppelung und Armseligkeit unserer Literatur wird man es zuerst bemerken, und jene Gesellen werden dennoch diese Misere höchlich bewundern."

Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich mir überlege, wie richtig da Goethe wieder prophezeit hat, und erst recht graut mir, wenn ich mich erinnere, daß in meiner amerikanischen Heimat dem indianischen Rauchlaster wenn möglich noch verderblicher gefrönt wird als in Deutschland.

Goethe war auch kein Schnapsliebhaber, und es muß sicher beglückend für einen Deutschen sein, wenn wenigstens in diesen mehr oder weniger äußerlichen Dingen etwas wie Einverständnis zwischen den führenden Geistern seines Volkes zu finden ist. Hören Sie, wie der große Friedrich antwortete, als er 1775 um die *concession* zum Bau einer Arrak- und Rumfabrik ersucht wurde: „ich wills den Teufel thun ich wünsche daß daß giftig garstigs Zeug gar nicht da Wäre und getrunken würde.“« (Preuß. Urk. II, 233).

* * *

Unter den zahlreichen Gästen, die am Nachmittage erwartet wurden, befanden sich mehrere bekannte Schriftsteller, und ich wurde Zeuge einer bedeutenden Unterhaltung, deren Inhalt sich dem Gespräche des Vormittags anschloß, von der ich aber leider nicht sehr viel mehr als Manfreds Äußerungen festzuhalten vermochte.

Als ich mich frühzeitig auf die Terrasse begeben wollte, wo der Tee gereicht zu werden pflegte, sah ich Manfred mit Thomas Mann in den offenen Fenstertüren des Bücherzimmers stehen, und Manfreds einladendem Gruße folgend fand ich sie bei einer Erörterung der Frage, was sich wohl an zuverlässigen Aufschlüssen über die Jugend Friedrichs des Großen in den Denkwürdigkeiten seiner Schwester Wilhelmine und in anderen Quellen möchte finden lassen. Man sprach von den beiden natürlichen Töchtern Augusts des Starken, die Wilhelmine ihrem sechzehnjährigen Bruder zu Mätressen gibt, und von Friedrichs Liebesabenteuern in Küstrin, Ruppin und Rheinsberg.

Thomas Mann erwähnte Seckendorffs Bericht an den Prinzen Eugen, »daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug *sekundieren,* folglich der Kronprinz in seinen *Galanterien* mehr einen eiteln Ruhm sucht als eine sündliche Neigung,« und Thomas Mann knüpfte daran die Bemerkung: »Dem mochte nun so sein oder an-

ders, – gewiß ist, daß alle diese *Affären* mit Leidenschaft in irgendeinem höheren, tieferen Sinne, mit dem Gefühl, mit dem Herzen nicht das geringste zu tun hatten. Als ganz junger Mensch schon erklärte Friedrich, daß er nur Genuß von den Frauen wolle, sie hernach aber verachte. Er hat niemals geliebt. Dann kam ein *Malheur* auf diesem Gebiet, man spricht von einer *Operation,* die sich anschloß, – und von diesem Zeitpunkt an war irgend etwas *kupiert* in seiner Natur; er wandte der Üppigkeit kurz den Rücken; das Weib hatte seine wenig ehrenvolle Rolle in seinem Leben ausgespielt.«

Manfred: »Mir scheint, das mit der „Operation" hat der unermüdliche Aufklärer Nicolai – einer von den treuen Berlinern, die den Alten Fritz um so wärmer verehrten, je mehr dieser sie verachtete – unwiderleglich als eine Erfindung des hypochondrischen Doktor Zimmermann nachgewiesen. Dieser selbe Arzt Friedrichs II., der vorher für Goethes Beziehungen zu Frau von Stein so bedeutsam geworden war, hat übrigens Dinge von dem verehrten König berichtet, die menschlich erfreulicher und wohl auch zuverlässiger sind als die Geschichte von der „Operation"; zuverlässiger vielleicht wenigstens da, wo er sich auf Friedrichs eigene Worte berufen kann.«

Manfred zog mit der ihm eigenen Sicherheit den dritten Band von Ritter von Zimmermanns »Fragmenten über Friedrich den Großen« (1790) aus dem Bücherregal und las die folgenden Sätze aus dem Buche dieses Arztes vor:

„»Eine venerische Krankheit hatte Friedrich kurz vor seiner Vermählung, wie man aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß, wo man die großen Folgen dieser Krankheit nachlesen kann. Man weiß auch aus diesem Capitel, daß sich Friedrich aus Furcht vor seinem Vater in Liebeshändel nicht einlassen konnte, sondern sich nur, eins zwey drey, mit Freudenmädchen behalf. Aber man weiß nicht, daß er auch zuweilen unter solchen Personen in gute Hände fiel.

Friedrich der Große sagt, in einer von ihm selbst im Jahre 1771 dem Druck übergebenen Schrift: ‚Ich erinnere mir mit Vergnügen (diess verzeihe mir die Philosophie) die herrlichen Augenblicke, die ich einst in den Armen eines jungen Mädchens zubrachte. Sie war nicht unersättlich; sondern sagte mir vielmehr mit Sanftheit und Milde: Lieber kleiner Held, du machst dich krank und wirst dann zum Kriege nicht mehr taugen‘.“ So berichtet von Zimmermann.

»Dem vorher erwähnten Urteil Seckendorffs widerspricht doch wohl auch Friedrichs Draufgängertum im Rheinfeldzug. Der damals Zweiundzwanzigjährige scheint doch *l'amour et la gloire* noch für einen ebenso tüchtigen Wahlspruch gehalten zu haben wie das *Pro gloria et patria,* dem er sich später ausschließlich ergeben haben soll. Während des Rheinfeldzuges hat Friedrich ja auch einige noch heute lesbare Reime geschrieben! ja deutsche Verse sogar, wie es sich für einen ziemt, der noch nicht mit dem sogenannten Erbfeind gemeinsame Sache gemacht hat, sondern unter dem edlen Ritter Prinz Eugen gegen die Franzosen marschiert. Ist es nicht kerndeutsch, wenn der kronprinzlich-preußische Stürmer und Dränger in seinem Gedicht an seinen Freund Natzmer schreibt:

Zum Zipfel, zum Zapfel,
Zum Scherber, zum Pfriemen,
Bei der Jungfer Christinen
Zum Dachfenster rein!

Da steckt mehr Kraft drin als in den französischen Versen, die Friedrich an die Frau von Wreech schrieb und die der Hofbibliothekar Kaiser Wilhelms II. in so geschickter Übersetzung veröffentlicht hat:

Seit ich Dich hab geseh'n, kenn ich nicht Rast noch Ruh;
Du gabst den Anlaß mir, und dessen wert bist Du.

Welche Sommernachtstraum-Stimmung! — ich denke an die Handwerkerszenen – die dem französischen Original wahrscheinlich genau entspricht. Die Übersetzungen friderizianischer Verse haben etwas Rührendes; sie helfen zur Verbreitung – zwar nicht der Verse – aber des frommen Glaubens, daß diese Verse vielleicht einen inneren Wert haben, der auch den geistig Ärmsten mitgeteilt werden muß, jenen Ärmsten, die Gott so ganz verlassen hat, daß er ihnen die Kenntnis der einzigen Sprache vorenthielt, deren Beherrschung ihr großer König einst zu versuchen der Mühe wert hielt. Ist es nicht ganz im Geiste Friedrichs des Großen, dem der Berliner Professor Gustav Schmoller so gerne nachrühmt, er habe ein König des Lumpengesindels – *roi des gueux* – sein wollen, daß auch die geistig Armen das Wort des Königs vernehmen? Es ist eine Art Bibelübersetzung oder wenigstens Caviar fürs Volk?

»„Zum Zipfel, zum Zapfel ...“! ist diese dichterische Leistung Friedrichs des Großen nicht würdig, im ersten Teil des Faust oder wenigstens in „Hanswursts Hochzeit“ ihren Platz zu finden?«

Hegemann: »Ich glaube mich zu erinnern, daß auch Reinhold Koser eine geistige Verwandtschaft zwischen dem Kronprinzen Friedrich und dem jungen Goethe, dem Rheinsberger und dem Frankfurter Freundeskreise angedeutet hat.«

Manfred lachte: »Für diese Verwandtschaft ließe sich mancher trügerische Beweis anführen. „Wenn ich nicht lesen oder schreiben kann, bin ich wie die starken Tabakschnupfer, die vor Unruhe sterben und tausendmal mit der Hand in die Tasche fahren, wenn man ihnen ihre Dose genommen hat.“ Diese Worte stammen von dem Prinzen, der später der größte Tabakschnupfer und Sieger in dreizehn Schlachten geworden ist, und nicht etwa von dem tabakverabscheuenden Dichter des: „Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll, so ist das Leben mir kein Leben mehr.“

Wenn Friedrich II. seinem Zuhörer de Catt erzählt, wie ihn in Rheinsberg die Leidenschaft für seine Bücher fast schlaflos machte, könnte man an Goetheworte denken wie: „Um Mitternacht wohl fang ich an“ oder „Ich halte diesen Drang vergebens auf, der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt“; und wenn der junge Friedrich gar anfängt, deutsche Volkslieder zu sammeln, gemahnt er gar nicht an Karl den Großen, der das ja auch getan haben soll, sondern an einen sich genialisch gebärdenden Schüler Herders.

hat mich der Nar erschrekt
hat mich im Kühstall niederkelekt
hat mich ä Kribs ä Krabs kemacht
das mihr das Hertzele im Leibe hat kelacht.

Das ist eins der Lieder, die Friedrich II. in seinem Kriegstagebuch von 1734 aufgezeichnet hat. Bedenken Sie, was daraus geworden wäre, wenn er als König diese Ader verfolgt hätte. Sie entsinnen sich, daß Herder seinen Straßburger Jüngern riet, die deutschen Volkslieder im Elsaß zu sammeln; das wäre eine würdigere Aufgabe für Friedrich II. gewesen, als den das Elsaß glorreich zurückerobernden Österreichern 1744 tückisch in den Rücken zu fallen, um so Elsaß für die folgenden hundert Jahre, das heißt wahrscheinlich für immer, den Franzosen zu sichern. Ist es nicht beinahe ergreifend, im Kriegstagebuch des späteren Deutschenfressers Friedrichs II. zu lesen:

Darum Wutscherl
Hertzicks Trutscherl
Gib Dein patchhandel her
Tuä versprecha
Das du wilst brecha
Diesen punkto nimmermehr
jetz Deinhala
2 weis Tala

gib ich Diehr zum Handgeld dran
Du mein lieberl
ich Dein biewerl
Du mai weiwerl
Ich Dein man
da capo

Erinnert das nicht an Mozarts unvergängliches Duett aus der „Zauberflöte", das da schließt mit dem überquellenden Jauchzen: „Weib und Mann und Mann und Weib". Muß man nicht die Keckheit der Berliner Professoren bewundern, die ehrfürchtig behaupten, es habe vor dem großen Friedrich keine deutsche Dichtung gegeben?

»Daß dieser Friedrich solchem Golde den Rücken kehren mochte, dem widersinnigen und nur selten glückenden Versuche zuliebe, in einer andern als seiner Muttersprache Dichter sein zu wollen, das scheint mir zu beweisen, daß man den jungen Friedrich und den jungen Goethe nicht verwandt nennen darf, es sei denn, man wäre Berliner Hochschullehrer. Friedrich II. ist uns als junger Mensch zu oft und von verschiedenen Seiten zu übereinstimmend geschildert worden, als daß man ernstlich bei ihm an gewissen sittlichen Schwächen zweifeln könnte, die bei Goethe fehlten oder durch strengere Selbsterziehung überwunden worden sind. Nehmen Sie die Art, wie Friedrich bei der Heimkehr vom Rheinfeldzug, 1734, seine ihn vergötternde Lieblingsschwester Wilhelmine bis zu Tränen demütigt, wie er ihr gleichzeitig dünkelhaft ankündigt, daß er die Welt überraschen werde, wenn er erst einmal König sei; das stimmt zu sehr mit den Berichten des jüngeren Seckendorff über die bald darauf folgenden Ankündigungen Friedrichs an Schulenburg und Wartensleben, er werde seine Regierung mit einem *éclat* beginnen: »*Oui, mon cher comtchen, ... il y a assez de plaisir d'être l'unique roi de Prusse*«. Oder wenn seine Schwester über die hochmütige Rück-

sichtslosigkeit klagt, mit der Friedrich über ihren kleinen Hof und über alles und jedes gesprochen habe, so stimmt das zu sehr mit den Berichten, die von den französischen Gesandten erhalten sind (zum Beispiel Du Mesnils Bericht: „Es gefiel ihm, von niemandem etwas Gutes zu sagen, alle Welt zu verurteilen und sich selbst zu bewundern"), oder die uns de Catt vom jungen und Lucchesini vom alten Friedrich hinterlassen haben, als daß das Bild nicht zweifelsfrei festgelegt wäre, das Bild des absprechenden, ungern Widerspruch duldenden Menschen, der den Vorteil seiner Geburt mißbraucht und – ja man muß geradezu sagen, der von frühester Jugend bis ins späte Greisenalter unliebsam schwadroniert. Aus de Catts Aufzeichnungen spricht überall der Geist aufrichtiger Demut und Ehrfurcht, mit dem der junge Schweizer vor dem dreizehn Jahre älteren Schlachtenlenker gestanden hat.[1] Gewisse Bemerkungen aus de Catts Feder würden einen klaren, eindeutigen Sinn haben, auch wenn sie nicht so eigentümlich mit Lucchesinis und anderer Aufzeichnungen übereinstimmten. Hören Sie diese Bemerkung, zum Beispiel, aus den königlichen Selbstmordtagen des Siebenjährigen Krieges, ja, geschrieben am selben Tage, an dem Friedrich bedauerte, daß „dieser Unglückskrieg" ihn zwinge, die inneren „Verwaltungsangelegenheiten ihren eigenen Gang gehen zu lassen"; „es bleibt mir nicht so viel Zeit übrig, an alles zu denken und allem zu steuern". Von demselben Tage berichtet de Catt: „Nach Tische spielte der König eine Viertelstunde Flöte, diesmal, wie er sagte, zur Verdauung. Dann ging er wieder an seine schriftstellerische Arbeit vom Vormittage oder verbesserte ältere Arbeiten und die während des Feldzuges entstandenen Sachen. Um fünf Uhr wurde ich befohlen und blieb bis sieben. Während der zwei Stunden, die ich bei ihm saß, sprach der König über sein schriftstellerisches *Pensum* vom Morgen und Nachmittag und las mir dann wohl eine Leichenrede oder ein philoso-

phisches Werk vor. Das gab dann Anlaß zu Bemerkungen, bisweilen auch zu einigen *Debatten*. Die Regeln der *Debatte* wurden oft nicht allzu genau eingehalten. Man gewährte volle Redefreiheit, aber man gestattete sich selbst das größere Maß davon, wodurch jene huldvoll gewährleistete Freiheit mitunter gleich null wurde. Entweder verweigerte man die verlangten Begriffsbestimmungen, oder man fand eine Begriffsbestimmung schlecht, sobald sie nämlich einen Widerspruch, in den man sich mit seinem *Räsonnement* hineingeredet hatte, an den Tag brachte; oder man schnitt das Wort kurz ab mit der einfachen Erklärung: das ist falsch..." Ein andermal erklärte der König seinem Vorleser eine im Heer bedauerte Entlassung eines nicht untüchtigen Offiziers mit den Worten: „Ich habe meine festen Regeln, von denen ich nicht abgehe, und befinde mich dabei höchst wohl." Wer hätte das nicht schon gehört und von einer ganz bestimmten Art von Rechthabern dies „und befinde mich dabei höchst wohl"! Wer wollte nach solchen Aufschlüssen noch an der Zuverlässigkeit des witzig gemeinten Selbstporträts zweifeln, welches Friedrich von sich machte, als er 1755 unter der Maske eines „Hofmusikus des Königs von Polen" in Holland unerkannt reisen und vorgeben wollte, den König von Preußen nicht leiden zu können. „Warum?" fragte der dreißigjährige Gelehrte den dreiundvierzigjährigen Hofmusikus, der „mit solcher Zungenfertigkeit und in so selbstgewissem Tone über Politik, Philosophie, Religion, verschiedene europäische Regierungen und verschiedene Könige" sprach. Und der königliche Hofmusikus antwortete: „Weil ein König, der schriftstellert, ein anspruchsvolles Wesen ist, mit dem sich schwer auskommen läßt, das oft den Wissenschaften zuliebe seine Staatsgeschäfte vernachlässigt, die doch an erster Stelle alle seine Sorgfalt und alle seine Aufmerksamkeit verdienen..." Wem das damalige Auftreten des *incognito* reisenden Friedrich II. gefällt, dem wird auch

der Bericht Spaß machen, den der Statthalter von *Strasbourg* im Jahre 1740 gleich nach dem Besuche des als »Graf Dufour« reisenden Königs von Preußen verfaßte.[1] Friedrich lud sich in Straßburg aus dem »*Café militaire*« ihm unbekannte französische Offiziere zu Gast, machte taktlose Bemerkungen über das französische Heer und wurde vor einem Zweikampf durch seine königliche Würde gerettet. Er hatte dann einen unliebsamen, nicht völlig aufgeklärten Auftritt mit dem Statthalter und kehrte sehr ärgerlich aus *Strasbourg* nach Preußen zurück. Das war Friedrichs II. Reise nach Paris, von der er später gern erzählte.

»Wem Friedrichs *incognito*-Unternehmen gefallen, der möge sie einmal vergleichen mit ähnlichen Unternehmen Goethes, zum Beispiel Goethes maskierten Besuchen bei Professor Höpfner in Gießen oder bei Plessing während der Harzreise im Winter, die nach allem, was man darüber – nicht nur von Goethe – erfährt, treffend gekennzeichnet werden durch Goethes eigene Schilderung seiner Verkleidungen: „Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe *iura* studiert, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen.“ Auch als Goethe in Palermo, als Engländer maskiert, seine neugierigen Besuche bei den Verwandten Cagliostros machte, war jede seiner Bewegungen von so vornehmer, so herzgewinnender Zurückhaltung und Rücksicht geleitet, daß man manche Stellen des Berichtes nur mit inniger Rührung lesen kann. Und doch war der Dichter in Palermo noch fünf Jahre jünger als der unendlich weniger vornehme, dichtende König in Holland. Es fehlt bei Friedrich II. „der Zug der einwägenden Güte“, der Goethes Wesen bestimmt.

»Und was die Verwandtschaft des Rheinsberger Freundeskreises mit den Stürmern und Drängern um Goethe betrifft, so scheinen mir die Berliner Professoren sich in einer lächerlichen Verkennung zu gefallen. Erich Schmidt mag sagen: „Von Frauenliebe frei, war Friedrich eine im leiden-

schaftlichsten Freundschaftsbedürfnis webende Natur". Schärfer als Professor Erich Schmidt scheint mir Bismarck das Wesen dieses „leidenschaftlichsten Freundschaftsbedürfnisses" zu durchschauen, indem er den „Verkehr mit ausländischen Schöngeistern" aus dem „Beifallsbedürfnis" Friedrichs erklärt, das ja wirklich sehr leidenschaftlich gewesen zu sein scheint.«

Thomas Mann: „Maria Theresia hatte ein zugleich kindliches und geheimnisvolles Wort für Friedrich, das anzudeuten scheint, daß ein hellsichtig-weiblicher Instinkt ihr sein Wesen verriet. Sie nannte ihn nie anders als „Der böse Mann".«

Manfred: »Nie anders? Selbst Friedrichs treuer Lieb-Koser berichtet (II, 529), daß sie 1778 ganz klar sah und über Friedrich sagte: „Dieser große Mann ist doch, wenn man ihn nur näher ansieht, sehr klein und ein reiner Scharlatan."«

Thomas Mann: »Aber lange nannte sie ihn doch „bösen Mann". Und ja, das war er. Und zwar ebensosehr „Mann" als „böse". Die Geheimnisse des Geschlechtes sind tief und werden nie völlig erhellt werden. Konnte nun dieser König die Frauen nicht leiden, weil er ein so böser Mann war, oder war er ein so böser Mann, weil er die Frauen nicht leiden konnte? Das ist nicht zu entwickeln. Aber daß seine Bösartigkeit mit seiner Weibfeindlichkeit irgendwie zusammenhing, das scheint uns sicher." [1]

Manfred: »Daß Friedrich „Mann" war, haben Sie doch eigentlich vorhin in Frage gestellt, als Sie auf seine vielumstrittene Entmannung anspielten?

»Gleichviel! Mich dünkt, Maria Theresia – die eine königliche Frau war – hat da unwillkürlich Friedrich II. zuviel Ehre erwiesen; er war, glaube ich, weniger böse als ungezogen, zügellos. Haben die Frauen damit etwas zu tun? dann würde ich zuerst an Friedrichs II. Mutter denken; sie stand kaum auf derselben sittlichen Höhe wie die Mutter

Maria Theresias; sie konnte wohl auch Frau Aja nicht das Wasser reichen. Das Familienleben der Eltern Friedrichs war unbegreiflich würdelos. Als seine ehrgeizige Mutter ihre erstaunliche Aussteuer in Paris anfertigen ließ, hat Ludwig XIV. den Wunsch ausgesprochen, viele deutsche Fürsten möchten imstande sein, die Kaufleute seiner Hauptstadt derart zu bereichern; aber als Königin saß sie meist in Spielschulden – ja, von der Ränkesucht seiner Mutter entwirft die Tochter Wilhelmine ein Bild, das auch dann noch sehr häßlich bleibt, wenn man die „25 – 50 Prozent“ abzieht, die Carlyle bei dieser Memoirenschreiberin immer abziehen möchte.

»Auch wurzelte Friedrich II. in keinem würdigen Volksleben; er war unfähig, sich in irgendeiner Sprache sicher zu bewegen, er war in Sprache und Volkstum heimatlos und unverantwortlich. Sprachliche Heimatlosigkeit, bedeutet sie nicht Vaterlandslosigkeit, das heißt also Elend im schwersten Sinne des Wortes?[1] Ich möchte Ihnen mit einer Gegenfrage antworten: Konnte Friedrich II. die Frauen nicht leiden, weil er ihre Sprache nicht verstand, oder hat er nie eine Sprache ganz gelernt, weil ihn keine Geliebte darin unterrichtete? „Gib dein Patschhandel her. Tua versprecha, daß du willst brecha, diesen puncto nimmermehr“, schade, was immer das Versprechen gewesen sein mag, er hat es nicht gehalten. Sein Vater mußte bald dem Schwiegervater versprechen: den Kronprinzen „aufmerksamer in der Erfüllung seiner Pflicht als Liebhaber zu machen“.«

Thomas Mann: »Irgend etwas war *kupiert* in seiner Natur. Eine tiefe *Misogynie* ist fortan von seinem Wesen untrennbar; es wird unmöglich, sich ihn in einer zärtlichen *Situation* vorzustellen, es wird lächerlich.«

Ich mußte an die Unterhaltung bei unserem Vesuvausflug denken[2], und Manfred schien mir mit einem Auge zuzuwinken. Um Thomas Mann in unser Einverständnis einzu-

weihen, wiederholte ich, leicht abwandelnd, Nietzsches Wort: »Welcher große Philosoph war bisher verheiratet? Der Philosoph von Sanssouci, der Patriarch von Ferney waren es nicht; mehr noch, man kann sie nicht einmal denken als verheiratet.«

Manfred: »Es liegt nahe, für jede Lebensregung Friedrichs II. nach einem Vorbild im Leben des verehrten Meisters Voltaire zu suchen. Die Widersprüche in Friedrichs Dasein sind zum Teil vielleicht daraus zu erklären, daß er gleichzeitig im verwegen witzelnden Geiste von Voltaires Pucelle und in der erhabenen Perücke der Henriade glänzen wollte.«

In diesem Augenblicke betrat Georg Brandes den Saal der Ellis'schen Bücherei, in dem diese Unterhaltung stattfand. »War Voltaire ein Weiberhasser?« begrüßte Manfred lachend und händeschüttelnd den Siebzigjährigen, in dessen umfassende Literaturkenntnisse er Vertrauen setzte. Der so Überrumpelte ließ sich freundlich herbei, uns von verschiedenen Freundinnen Voltaires fesselnde Bilder zu entwerfen, die in ihrer Fülle wiederzugeben mein Gedächtnis versagt. Ich greife willkürlich einige Stücke heraus, die sich auf Friedrich den Großen bezogen.

Georg Brandes erzählte unter anderem von der großen Adrienne Lecouvreur.

»Sie wurde noch fünfzig Jahre nach ihrem Tode die größte Schauspielerin aller Zeiten genannt; sie muß eine der ganz großen Zauberinnen, ein tragisches Genie gewesen sein. Sie verband höchste Schönheit mit Herzensgüte, war klug und wahrhaftig und ohne Hintergedanken oder Eitelkeit. Sie war Voltaires Geliebte, bevor sie Moritz von Sachsen erblickte und diesem künftig mit der stärksten Leidenschaft ihres Lebens zugleich als Geliebte und als zärtliche Schwester diente.«

Unter den Gästen befand sich die berühmte Schauspielerin Cécile Sorel, um deren noch immer glänzende Erscheinung

das Gedächtnis des ermordeten Präsidenten der französischen Republik schwebt, dessen Leiche in ihrem Bette gefunden worden sein soll. Diese Nachfolgerin der Adrienne auf den Brettern der *Comédie française* plauderte in einem Kreise, der sich nahe bei unserem gebildet hatte, als Brandes sie darauf aufmerksam machte, daß von ihrer großen Vorgängerin und dem Sieger von Prag, Fontenoy und Raucourt die Rede sei. Cécile Sorel zeigte sich ebenso belesen, wie es Adrienne Lecouvreur nachgesagt wird; sie hat ja auch ein fesselndes kleines Buch über Adrienne veröffentlicht. Sie entgegnete:

»War es nicht Adrienne, die den großen Moritz erzogen hat, die aus diesem „Sarmaten", der unter Prinz Eugen anfangs noch gegen Frankreich focht, den würdigen Vorkämpfer französischer Waffenehre machte? War es nicht Adrienne, die diesem Verheerer weiblicher Herzen Verfeinerung des Geistes gab, soweit er deren fähig war, die ihn sprechen und die Kunst sich zu kleiden lehrte? Die aus dem Achilles Homers den Achill Racines machte? Und hat Adrienne in schicksalsschwerer Stunde gezögert, sich auch wirtschaftlich für ihren Geliebten zugrunde zu richten?«

Brandes stimmte zu und erläuterte uns: »Adriennes selbstlose Freundschaft ging so weit, daß sie sogar der Trennung vom Geliebten nicht entgegenarbeitete: Moritz von Sachsen hoffte damals in Kurland auf Erfüllung seines Herzenswunsches, souveräner Fürst zu werden; Adrienne gab ihm alles, was sie an Bargeld flüssig machen konnte, 40 000 Franken, zur Finanzierung seiner Bewerbung um den kurländischen Thron.«

Cécile Sorel: »Für diesen Abenteurer großen Stils war Liebe nur Sinnlichkeit, kein Einklang der Seelen, er suchte ein Königreich, nicht ein Herz. Und Adrienne, die ebenso mütterlich empfand wie sie leidenschaftlich liebte, tröstete dieses große verwöhnte Kind über die Enttäuschungen, die das Schicksal ihm brachte. Durch all das Viele, das sie

ihm gab und das er nicht zu würdigen verstand, wußte sie sich eins mit ihm. Er ließ sie nicht an seiner Treulosigkeit zweifeln, und sie litt ohne zu klagen und liebte ihn bis zu ihrer Vergiftung durch eine eifersüchtige Nebenbuhlerin um die Liebe des großen Marschalls von Sachsen. War er es doch, der ihr die letzten Höhen ihrer Kunst zu erreichen möglich machte, denn er gab ihr das Glück – zu leiden.«

Manfred: »Das Glück der Frauen?«

Cécile Sorel: »Das Glück der Künstler!«

Cécile Sorel, von anderen Bewunderern in Anspruch genommen, wurde uns entführt. Manfred schaute ihr nach und sagte nachdenklich: »Eine Krone, um die der glänzende Bastard Moritz vergeblich rang, fand Friedrich II. schon in der Wiege, und dennoch hat ihn nie eine Adrienne oder sonst eine Frau geliebt oder sprechen gelehrt. Er blieb auch in dem Lande, in dem er zur Herrschaft geboren wurde, mehr ein Fremder als Moritz von Sachsen in seinem neuen Vaterlande Frankreich, das ihn stolz sein eigen nennt, wenn er auch als Protestant im freieren Boden der alten Reichsstadt Straßburg begraben werden mußte.«

Brandes erzählte uns dann von der rothaarigen Gräfin von Rupelmonde, der Geliebten Voltaires, von deren Verdiensten um den Dichter auch Friedrich der Große so rühmend gesprochen hat und mit der Voltaire seinen Triumphzug zum Kongreß von Cambray unternahm.

Manfred: »Das war derselbe Kongreß von 1724, auf dem England und Frankreich des deutschen Kaisers erfolgreiche Gründung der Ostender Handelsgesellschaft zur Genugtuung Friedrichs II. (vgl. *Oevr. viv.* I, 274) zu hintertreiben suchten.« (Vgl. oben S. 204 und 219.)

Georg Brandes: »Und es war dieselbe lebenslustige Rupelmonde, der Voltaire ein mystisch-religiöses Gedicht widmete.« Manfred erinnerte an das mystische Gedicht »Die Geheimnisse«, das Goethe der Frau von Stein widmete.

Manfred: »„Die Geheimnisse“ der Venus von Rupelmonde

waren also auch religiös! Wenn auch so gar nichts von der Rosenkreuzlerei der „Geheimnisse" Frau von Steins darin zu finden war. Die Rosenkreuzler haben den Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. beherrscht; aber die religiöse Weisheit der Rupelmonde hat Friedrich den Großen beherrscht und hat eigentümlicherweise wohl auch der Frau von Stein religiösen Halt gegeben; denn der Deismus, der ihr im Gegensatz zu ihrer strenggläubigen Mutter geläufig war, geht auf allerlei Umwegen wahrscheinlich mehr auf Voltaire – Rupelmonde als geradenwegs auf Locke zurück.«

Georg Brandes: »Voltaires frommes Gedicht an die rothaarige Venus enthält die Gedanken, auf denen im Grunde die Henriade aufgebaut ist, vor der bald die bewundernden Zeitgenossen in Ohnmacht fielen und von der Friedrich der Große sagt, ein Gesang davon sei mehr wert als die ganze Ilias.«

Dann wurde Emilie von Chatelet als diejenige Geliebte Voltaires erwähnt, von der Friedrich der Große am meisten Rühmens gemacht hat.

»Wußte er denn viel von ihr?« fragte einer der Zuhörer.

Manfred: »Sie haben recht, bei Friedrich ist Vorsicht geboten. Aber er hatte drei Jahre lang Voltaire zu Gast; er schöpfte also aus der besten Quelle. Der König wird beinahe lyrisch, und es klingt wie das Märchen von der guten Fee, wenn er in seiner *„Eloge de Voltaire"* der preußischen Akademie von ihr erzählt.« Dann las Manfred übersetzend die folgenden Stellen aus Friedrichs *„Eloge de Voltaire"*, die er mit einer stets verblüffenden Schnelligkeit zur Hand hatte:

»„Es lebte damals in Frankreich eine Dame, die berühmt war durch ihre Liebe für die Künste und Wissenschaften. Sie ahnen, meine Herren, daß wir von der gefeierten Marquise von Chatelet sprechen wollen... Die Freundschaft mit Voltaire veranlaßte die Marquise, Leibniz und seinen

geistvollen Romanen den Rücken zu kehren, um sich Lokke zuzuwenden, dessen Philosophie weniger geeignet ist, nur die Neugier zu befriedigen, als den Ansprüchen des strengen Verstandes zu genügen... Bald ward der Landsitz der Marquise die Heimat der beiden philosophischen Freunde; dort schrieben sie, jeder für sich, die verschiedenartigsten Werke, die sie sich dann mitteilten, um ihre Schöpfungen durch wechselseitige Beurteilung der höchsten Vollendung näherzubringen. Dort verfaßte Voltaire die Trauerspiele Zaire, Alzire, Mérope, Sémiramis, Catilina und Electra... Recht eigentlich für den Gebrauch der Marquise von Chatelet schrieb er seinen ‚Versuch über Universalgeschichte'... Dieses Werk, in dem das Feuer eines überragenden Genies leuchtet, ist nicht geeignet, Neulinge mit der Geschichtswissenschaft vertraut zu machen, sondern Kennern derselben die wichtigsten Tatsachen ins Gedächtnis zurückzurufen... Voltaire war so untrennbar mit Frau von Chatelet verbunden, daß auch der Glanz des Hofes von Versailles ihn der ländlichen Zufluchtsstätte von Cirey nicht untreu zu machen vermochte. Die beiden Freunde genossen dort friedlich das der Menschheit zugemessene Glück; als der Tod der Marquise diesen schönen Bund löste, bedeutete dies einen niederschmetternden Schlag für Herrn von Voltaire, der seiner ganzen Philosophie bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Damals, als er mit allen seinen Kräften den Schmerz zu verwinden trachtete, wurde er an den Hof von Preußen berufen. Der König, der ihn im Jahre 1740 kennen gelernt hatte, verlangte dieses ebenso seltene wie überragende Genie zu besitzen; im Jahre 1750 kam Herr von Voltaire nach Berlin." So schrieb Friedrich der Große über die „göttliche" Emilie.«

Georg Brandes: »Ja, bis zum Tode der Marquise, zehn Jahre lang, hat Voltaire sich bitten lassen, und es waren schließlich recht skrupellose Mittel, die Friedrich II. an-

wandte, um Voltaire in Frankreich unmöglich zu machen und zur Übersiedlung in das duldsamere Preußen zu zwingen.«

Manfred: »In das vorübergehend oder scheinbar duldsamere Preußen. Verglichen mit Voltaires Übersiedlung nach Berlin war Goethes Übersiedlung nach Weimar eine Augenblickssache; Goethe ließ sich durch keine Frau zurückhalten; ihn hielt auch Lili nicht zurück, von der er kurz vor seinem Tode glauben wollte: „Sie war die erste, die ich tief und wahrhaftig liebte. Auch kann ich sagen, daß sie vielleicht die letzte gewesen.“«

Georg Brandes: »Welch erstaunliche Frau muß aber diese Emilie auch gewesen sein!

Tout lui plaît, tout convient à son vaste génie,
Les livres, les bijoux, les compas, les pompons,
Les vers, les diamants, les biribi, l'optique,
L'algèbre, les soupers, le latin, les jupons,
L'opéra, les procès, le bal et la physique.

So schilderte sie Voltaire!«

Ein anderer aus dem Kreise der Umstehenden fragte: »Wie stand es eigentlich mit ihrer Geistigkeit? Sind die Ruhmesworte, die Voltaire und Friedrich ihr spenden, nur die üblichen Verbeugungen vor einer, die sich „freut, wenn kluge Männer sprechen, daß sie verstehen kann, wie sie es meinen“, oder...?«

Georg Brandes: »Nein, sie war den großen Männern, mit denen sie verkehrte, geistig ebenbürtig, etwa in der Art, wie die große Mathematikerin Sonja Kowalewski ihrem genialen Lehrer Weierstraß ebenbürtig war. Es genügte Frau von Chatelet nicht, sich nach dem Abendbrot, bis die Wachskerzen tief in die Leuchter hinabbrannten, mit Maupertuis, Voltaire und Clairaut über die schwierigsten mathematischen oder physikalischen Streitfragen zu unterhalten, sondern sie fand auch Zeit, physikalische Bücher

zu schreiben, Newton zu verstehen und zu übersetzen und sich hinter dem Rücken ihrer gelehrten Freunde um den Preis der Pariser Akademie mit einer Arbeit zu bewerben, die der Voltaires von den Preisrichtern gleichgestellt wurde, und die, wie sich vierzig Jahre später herausstellte — mit ihrer unabhängig ausgesprochenen Vermutung, daß sich die Spektralfarben in ungleichem Grade erwärmen —, der Wahrheit in überraschender Weise nähergekommen ist als die damals überschätzte Arbeit des berühmten Euler.«
Manfred hob Arme und Augen betend zum Himmel und rief in scherzender Inbrunst: »Heilige Pallas!« und dann sprach er mit feierlicher Stimme einige Hexameter aus Goethes „Metamorphose der Pflanzen":

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung ....
..... Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Das hat Goethe für Christiane gedichtet. Vielleicht etwas trocken; ob er nicht zu einer weniger sinnlichen Frau etwas feuriger hätte sprechen müssen?«
Georg Brandes: »Man täte der göttlichen Emilie unrecht, wenn man ihr Unweiblichkeit oder berechnende Kälte vorwürfe. Sie war trotz ihrer bedeutenden Anlagen ein leidenschaftliches Weib. Der Selbstmordversuch, den sie wegen der Treulosigkeit des Vorgängers Voltaires gemacht hat, ist von den zeitgenössischen Liederdichtern besungen worden. Emiliens Briefe beweisen zur Genüge, daß Voltaire leidenschaftlich, zärtlich und hingebend geliebt wurde. Es war nicht leicht, mit Voltaire unverheiratet verheiratet zu sein. Sie hat viel diplomatisches Genie entwickeln müssen, um ihn vor den Folgen seiner damals recht lebensgefährlichen literarischen Unbesonnenheiten und Eitelkeiten zu schützen, und sie hat sich bitter um ihn gesorgt, wenn

er, wie das oft geschah, längere Zeit spurlos verschwand. Es ist kein Wunder, daß im Laufe eines Jahrzehntes ihre Gefühle für ihn sich abnutzten, wiewohl in seinem Herzen keine andere Frau jemals ihren Wert im geringsten zu verdunkeln vermocht hat. Es gibt Hunderte der reizvollsten Äußerungen, in denen Voltaire in gebundener und ungebundener Rede das unaussprechliche Glück, das er Emilie von Chatelet verdankt, auszudrücken versucht.

Esprit, raison, beaux yeux, charmant visage,
Fleur de santé, doux loisir, jours sereins,
Vous avez tout, c'est là votre partage.
Moi, je parais un être infortuné,
De la nature enfant abandonné,
Et n'avoir rien semble mon apanage.
Mais vous m'aimez, les dieux m'ont tout donne.«

Manfred: »So spricht Goethe-Epimetheus über Pandora.

Vergleich ihr das Beste, du hältst es für schlecht.«

Georg Brandes: »Voltaire hat hundertmal ausgesprochen, daß er erst auf Cirey glücklich geworden ist. Selten hat ein Schriftsteller eine Frau so verherrlicht wie Voltaire die Marquise. Man muß in der Tat bis Dante, Petrarca und Boccaccio zurückgehen, um eine so beharrliche und demütige Lobpreisung einer und derselben Frau zu finden. Man muß noch weiter zurückgehen bis zu den Troubadours der Provence im elften Jahrhundert, um diese besondere Verehrung zu finden, den Ausdruck einer Liebe, in welcher das intellektuelle Element das Übergewicht hat. Voltaire war sehr weit entfernt, ein Troubadour zu sein; aber in seiner Vergötterung Emiliens war etwas, was in gerader Linie von der provençalischen Lyrik abstammt.«

Manfred fragte lachend: »Ob nicht vielleicht Voltaire so recht der Mann nach dem Herzen der Frau von Stein gewesen wäre? Sie hat Goethes Unbeständigkeit übelgenom-

men; in Voltaires Augen hat nie eine Frau Emiliens Wert verdunkeln können. Ist es nicht erfrischend, die Spötter, die Dantes und Petrarcas ewige Liebe mit dem Tode und der Entfernung der Geliebten erklären wollen, durch den liebenden Voltaire zurechtgewiesen zu sehen! Voltaire ist der vollkommene Gewissensehemann. Aber nicht nur seine eheliche Treue, sondern auch seine eheliche Einsicht sollte jeder Liebhaber und jede Liebende, Ehemann oder Geliebter, zum Muster nehmen. Oder ist die Art Voltaires, sich in das Unvermeidliche zu finden, nicht würdevoll und nachahmenswert? Die Bewunderer der Frau von Stein, die den Groll der Verlassenen berechtigt finden, werden sich vielleicht durch Voltaires Verhalten in ähnlicher Lage beschämen lassen. Frau von Stein stand im entscheidenden Augenblick etwa im selben Alter wie Voltaire. Goethe war sieben, Emilie zwölf Jahre jünger als die Partner in der Gewissensehe, die beide nicht nur ältlich, sondern auch kränklich waren.«

Einer der Teilnehmer am Gespräch fragte zweifelnd: »Sie wollen also Goethe und Frau von Chatelet auf der einen Seite und Voltaire und Frau von Stein auf der anderen Seite miteinander vergleichen?«

Manfred antwortete lachend: »Ja! Die Ähnlichkeit der Lage, in der sich Emilie und Goethe angesichts ihrer beiderseitigen Gewissenspartner befanden, ist wirklich verblüffend. Emilie von Chatelet gehörte ebensowenig wie der in Italien erleuchtete Goethe zu denen, welche die heilige Stimme der Natur mißachten und paulinisch-mittelalterlichen Weltuntergangsvorstellungen zuliebe gegen Gott trotzen. Beide waren sich ihrer, durch Sokrates und das Alte Testament klargelegten Philosophen- und Fruchtbarkeitspflichten unwillkürlich bewußt.«

Georg Brandes: »Voltaire lernte die Auffassung seiner Freundin würdigen und brauchte dazu kaum so viele Stunden, als Frau von Stein Jahre bedurfte, um sich in die ver-

änderte Lage zu finden. Als Voltaire bemerkte, daß seine geliebte Wirtin sich dem jugendkräftigeren Saint-Lambert ergeben hatte, grollte er zuerst ebenso bitter wie Frau von Stein, als sie bemerkte, daß Goethe von „der Vulpius ganz abpoetisiert" worden war. Aber Voltaire grollte nur für wenige Stunden; Pferde zur Abfahrt ließen sich in derselben Nacht nicht mehr auftreiben. Bevor der Morgen graute, fand so die schöne Emilie Gelegenheit zu einer bedeutenden Unterhaltung mit Voltaire. Er grollte noch: „Wie? Sie verlangen, daß ich Ihnen glaube nach dem, was ich gesehen habe? Ich habe Ihretwegen meine Gesundheit und mein Vermögen aufs Spiel gesetzt, habe jedes Opfer gebracht— und Sie betrügen mich!" – Sie: „Ich liebe Sie unverändert, aber schon seit langer Zeit beklagen Sie sich darüber, daß Sie krank sind, daß die Kräfte Sie verlassen, daß Sie nichts mehr aushalten. Ich bin darüber sehr traurig; Ihre Gesundheit ist mir wertvoll; es gibt niemanden auf Erden, dem sie so teuer ist wie mir. Sie Ihrerseits haben das lebhafteste Interesse für meine eigene bewiesen; Sie haben die Pflege, die für meine Gesundheit nötig ist, gekannt und gebilligt; Sie haben sie sogar verlockend gefunden und sich daran beteiligt, solange es Ihr Gesundheitszustand erlaubte. Jetzt, da Sie zugeben, daß Sie für mein Wohlbefinden nichts ohne größten Schaden für Ihr eigenes tun können, haben Sie da ein Recht, zornig zu sein, weil einer Ihrer Freunde Ihre Stelle einnimmt?" – Er: „Ach, Sie haben vollkommen recht. Da aber die Umstände so sein müssen, wie sie nun einmal geworden sind, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß sie sich nicht vor meinen Augen abspielen." – Als Madame du Chatelet ihn beruhigt sah, umarmte sie ihn, zog sich zurück und bat ihn, Ruhe zu suchen. Wer da einen Stein auf Voltaire oder auf Emilie werfen zu müssen glaubt, darf nicht übersehen, wie sich Voltaire bereits sechs Jahre vor diesen Ereignissen gegen eine zudringliche Neckerei Friedrichs des Großen verteidigt hat. Der König hatte ihm in ei-

ner Weise geschrieben (1742), die Frau von Stein nicht gebilligt haben würde; er schrieb: „Wollen Sie mir einreden, daß Sie seit zehn Jahren mit Frankreichs liebenswürdigster Frau nur von Philosophie sprechen? Sie haben Gefühle, und sie ist nicht von Stein!“ Voltaire hat mit rührender Offenheit geantwortet:

Plût au ciel que je l'eusse encore
Ce premier des divins présents,
Ce don que toute femme adore
. . . . . .

„Und nicht nur an Friedrich II. hat Voltaire solche Verse gerichtet, sondern auch Frau von Chatelet hat, sogar schon früher, ähnliche Lieder der Entsagung von ihrem Geliebten erhalten.“«

Manfred: »Als eine echt friderizianische neckische Einzelheit im Leben des gernegroßen Friedrich II. ist mir das Bedürfnis aufgefallen, das der König empfand, auch diese Entsagungslieder Voltaires nachzudichten. Es war nach der Schlacht von Kunersdorf, als Friedrich jenen Anfall dichterischer Leidenschaft hatte, der sich aus den Tagebüchern de Catts geradezu als der Anlaß der Niederlage von Maxen darstellt, und der auch des Königs Gedicht an Voltaire hervorbrachte, das mit den Worten schließt:

A cinquante ans on est trop sage.

»Voltaire, an den dies Bekenntnis gerichtet war, hatte längst vorher in seinen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet, warum er auf diesem Gebiete Friedrich II. keiner Unbesonnenheit für fähig erachtete. – Als Voltaire Frau von Chatelet an Saint-Lambert abtrat, nicht wie Theseus die Helena an Menelaos, sondern wie Menelaos die Schönste der Frauen an Paris, stand er im selben Alter wie die zu heiterem Verzichten unfähige Frau von Stein; seine liebevolle Freundschaft für Emilie blieb unveränderlich bis zum Tode der Geliebten;

daß Goethe der Frau von Stein ihre Humorlosigkeit verziehen und ihr, sobald sie es gestattete, wieder freundschaftlich begegnet ist, zeigt seine Herzensgüte im schönsten Lichte. Aber Voltaire steht, scheint mir, noch schöner da, weil er der Geliebten ein Recht einräumt, das man in Europa und anderen Ländern weiblicher Sklaverei meist den Männern vorbehalten möchte. Voltaire ist der *Emancipator* der europäischen Frau.«

Die andachtsvolle Stimmung, zu der die bedeutungsvollen Verse Voltaires und Friedrichs II. aufforderten, wurde von einem Journalisten – begabt, aber jung – unterbrochen, der bei Teilen der früheren Gespräche, vorläufig noch stummer, Zuhörer gewesen war; sein Name ist mir entfallen. »Stimmt es nicht traurig,« rief er aus, »die Frauen Goethes mit denen Voltaires zu vergleichen? Man ist immer versucht, Goethe in einem Totengespräche befragen zu lassen: „Mit wem verkehrst du da?“ Worauf er weinend antwortet: „Nie sollst du mich befragen.“«

Manfred warf ein: »Und der große Friedrich, „eins zwey drey“?«[1] Aber der vorige Sprecher fuhr unaufhaltsam fort: »Ich fürchte, wenn man Lili und Frau von Stein, Friederike und Christiane in einen Topf würfe, hätte man noch nichts, was sich an innerem Wert und äußerer Aufmachung vergleichen könnte mit Frau von Rupelmonde oder Adrienne Lecouvreur und sicher nicht mit Emilie von Chatelet, die zugleich schön war und hingebend liebte, Geist hatte und ihre Güter und ihr kleines Fürstentum geschickt regierte. Für den größten Deutschen gab es niemanden als die arme Christiane und vergessene Unbekannte, um die deutsche Frauenehre zu retten. Gewiß konnte Lili Goethes Flucht nach Weimar nicht verhindern, und wenn Friedrich der Große den jungen Goethe statt Lucchesinis nach Berlin gerufen hätte, würde ihn keine Frau von Stein und keine Christiane zurückgehalten haben; es gibt hundert entsagende Charlotten und noch mehr gewährende Christianen, aber

nur eine göttliche Emilie, nur eine Adrienne Lecouvreur.« Es wurde gelacht – von den einen, weil sie die Bemerkung treffend fanden, von anderen über die Dreistigkeit des Sprechers.

Manfred lenkte ein: »Vielleicht war Adrienne Lecouvreur weniger unnahbar, als es die schöne Corona Schröter gewesen sein soll, die sich selbst so gut als entsagende Iphigenie gemalt hat; vielleicht war Adrienne auch den „mehreren Lotten" Goethes überlegen, war schöner, welterfahrener, gebildeter, großherziger und wie kaum eine zweite geeignet, gleichzeitig „Stern der höchsten Höhe und Glück der nächsten Nähe", „meine Schwester oder meine Frau" zu sein. Und doch, wenn Goethe, statt der Lotten, Adrienne gefunden hätte, besäßen wir weder Werther noch Tasso, weder Iphigenie noch die unschätzbaren Briefe von 1776 bis 1788. Da es unseren irdischen Sinnen unmöglich ist, den Glanz der Werke zu ahnen, die wir an Stelle des so Verlorenen dann besitzen könnten, wird mancher die Lotten der Adrienne vorziehen und denken, daß diesmal die zwei grauen Sperlinge auf dem Dache Größeres wirkten, als vielleicht eine weiße Taube in der Hand vermocht hätte.«

Jemand warf ein: »Was hat Voltaire denn Adrienne zu Ehren geschrieben?«

Georges Brandes: »Sie war die große Dolmetscherin seiner Trauerspiele; sind die also nicht ihr zu Ehren geschrieben? An sie persönlich hat er nur wenig gerichtet, aber das Wenige war gut.« Georg Brandes hatte einige Verse im Kopf und teilte sie uns mit.

Manfred: »Es sind Voltaires kleine Gedichte an Personen, von denen Goethe sagt: „Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmut wäre."«

Georg Brandes: »Das Umfassendste, was Voltaire der Adrienne Lecouvreur persönlich widmete, sind die sechzig Verse der Elegie auf ihren Tod, vielleicht das schönste Gedicht, das er je geschrieben hat. Aber selbst in dieser

Totenklage wallt, ebenso stark wie sein Schmerz über die Verlorene, sein Groll über die Schmach, daß der Schauspielerin, wie einst beinahe Molière und später dann wirklich Voltaire selbst, von der Geistlichkeit ein ehrbares Begräbnis verweigert wurde; und das gibt ihm Gelegenheit, sogar diese Elegie ausklingen zu lassen als einen echt Voltaireschen Schlachtruf:

Du Nebenbuhlerin Athens, glückseliges London,
Verjagtest die Tyrannen und die Schmach der Vorurteile!

ein Lied des Kampfes gegen den Aberglauben, ein Kampfgeschrei für die Freiheit der Künste und Wissenschaften, wie sie in England im selben Jahre der Schauspielerin Anne Oldfield ein Begräbnis in der Westminster Abtei mit geradezu fürstlichen Ehren gesichert hatte.«

Ein Zufriedener warf ein: »Auch in dieser Richtung stand Deutschland nicht zurück: Goethe ist in der Fürstengruft begraben worden.«

Ein Schwarzseher entgegnete: »Ja und nein. Goethes Leib ist nicht wie die Leichen der Fürstlichkeiten durch die Rotunde in die Gruft gesenkt worden, das schien den Hofleuten zuviel Ehre. Der schwere Sarg wurde mühselig über eine kleine Treppe ins Grabgewölbe geschafft. Man mußte ihn stürzen und aufrecht tragen. *Memento vivere! Memento mori!* Goethe ist aufrecht ins Grab gegangen.«

Georg Brandes: »Solche Kleinlichkeit ist um so erstaunlicher nach der Würdigung, die Friedrich der Große der kulturpolitisch gestimmten Totenklage Voltaires für Adrienne Lecouvreur zuteil werden ließ: der König hat das Gedicht selbst in Musik gesetzt.«

Manfred spottete: »Während Friedrich II. keine Gelegenheit versäumte, gegen „Tyrannen" sogar Musik zu schreiben und das freie England zu feiern, notierte der weltreisende Engländer D. Moore[1] über seine Berliner Eindrücke: „Der gewöhnliche Zustand der Sklaven in Afrika ist gegen

diese Art soldatischer Sklaverei gerechnet, noch ein Stand der Freiheit.“« Dann fuhr Manfred fort, aber nicht spöttisch: »In meiner Voltaire-Ausgabe steht dicht bei der Klage auf den Tod Adriennes das verwegene „Fest von Bellebat“. Wenn man nicht wüßte, daß Voltaires „Fest von Bellebat“ lange vor Goethes „Tasso“ geschrieben wurde, möchte man glauben, Voltaire habe Goethe verspotten wollen, etwa wie Goethe im „Vergötterten Waldteufel“ einst Herder verspottete, oder wie „Hanswursts Hochzeit“ als Posse auf „die Leiden des jungen Werther“ gelten mag. Goethe und Voltaire waren etwa im selben Alter, als sie „Tasso“ und „Das Fest von Bellebat“ schrieben. Aber während sich der dreißigjährige Tasso-Goethe am machtlosesten Hofe Europas um einen Kranz bemühte, der ihm dann von unbedeutenden Höflingen „begrinst“ und durch peinliche Vergleiche mit Ariost und Virgil „bezweifelt“ wurde, und während die Prinzessin mit ihrem „Hinweg!“ den Dichter von sich stieß, triumphierte der dreißigjährige Voltaire im Kreise des französischen Hochadels und wurde von der mächtigsten Frau Frankreichs gekrönt. Die Edelleute hatten sich zur heiteren Feier des Tages zukkerhuthohe Papiermützen aufgesetzt, auf denen die Namen der größten Dichter des Altertums geschrieben standen, und diesen Chor der Huldigungen führte die damals allmächtige Marquise de Prie und krönte den Liebling Voltaire mit dem Lorbeerkranz „vor aller Augen“ und versprach ihm gleichzeitig in lachenden Versen – vor aller Ohren: – *„encore mieux“* unter vier Augen. Aus den Versen des Dankes, die der gekrönte Dichter dann an die einzelnen Teilnehmer der Feier richtet, und aus dem vielfachen Hin und Her der scherzenden Anspielungen spricht eine Stimmung, wie sie anmutiger und verwegener kaum gedacht werden kann.«

Von den Damen, die zuhörten, fragte eine, ob nicht »etwas Süßliches und Frivoles zu finden sei in den zuckerhut-

hohen Mützen der Marquis und dem zweideutigen Versprechen der Marquise«?

Georg Brandes antwortete: »Wenn ich Sie recht verstehe, gnädige Frau, erheben Sie gegen Voltaire etwa denselben Einwand, den Rousseau erhob, als er Voltaire zurief: „Sag uns, wieviel männliche Schönheit du unserer falschen Feinheit geopfert hast, wie viele große Werke dich der Geist der Galanterie gekostet hat?“ Aber wer an der leichten Sicherheit Voltaires Anstoß nimmt, darf nicht vergessen, daß der spartanische Friedrich der Große den Ton dieser Pariser Gesellschaft aufs höchste bewunderte und daß er Voltaires Verkehr in dieser „besten Gesellschaft“ als die Quelle des Glanzes rühmt, der über Voltaires Werke gebreitet ist. Wer das bedenkt, wird vielleicht geneigt sein, die Feier des „Festes von Bellebat“ als ein köstliches Stück Rokoko zu bewundern.«

Manfred: »Um dieses Kabinettstück Voltaires zu würdigen, muß man sich an die widerliche Roheit erinnern, deren sich Friedrich II. und sein Hof befleißigte. Es ist kaum möglich, an der Zuverlässigkeit der jahrzehntelang Tag auf Tag gemachten Aufzeichnungen des Grafen Lehndorff zu zweifeln. Er berichtet nicht nur über die bekannte abenteuerliche Grobheit, mit der Friedrich II. selbst über seine eigenen Tischgäste herfiel, sondern zeigt, wie auch die Geschwister des Königs sich an plumpen Veranstaltungen ergötzten, die der Schilderungen Grimmelshausens aus dem Dreißigjährigen Kriege würdig sind. Wenn Sie ein preußisches Gegenstück zu Voltaires „Fest von Bellebat“ suchen, dann empfehle ich Ihnen folgende Schilderung des Empfanges der Schwester Friedrichs II., Amalie, durch ihren Bruder August Wilhelm im Palaste der Königin am 11. Juni 1756:

»„Der Prinz von Preußen empfängt uns freundlich und führt uns in einen Saal, wo sich unseren Augen ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Es werden nämlich zwanzig

Dienstmädchen frisiert und in schöne Kleider gesteckt, um bei einem Fest zu Ehren der Äbtissin von Quedlinburg (Prinzessin Amalie) mitzuwirken ... die Prinzessin tritt in Begleitung des Prinzen unter Trommelschlag und Trompetenschall in das Schloß. Beim Betreten des Saales kommt ihr jene Schar von Damen entgegen; sie machen Knickse und Sprünge zum Totlachen, wobei jede eine große Visitenkarte mit ihrem Namen in der Hand hält. Da gibt es Vicomtessen *von Cultendre,* Marquisen *von Pissenlit,* kurz, die komischsten Namen. Nun führt man die Äbtissin in ihre Wohnung, wo sie einen *Pot de chambre* findet, größer als ein Scheffelmaß, mit der Aufschrift: Ihrer Ehrwürden zum Gebrauch."

»Die fromme Äbtissin aus Berlin! Dabei schwört der Berichterstatter auf die überlegenen Eigenschaften seiner Fürsten. Nach einer religiös aufgemachten Tafel, bei welcher der hohenzollerischen Äbtissin Amalie „zwanzig mit witzigen Aufschriften — wie ‚Hinterbacken der Frau des Lot'— beschriebene Schüsseln" aufgetischt wurden, versichert Lehndorff vom Gastgeber: „ich behaupte dreist, daß es keinen liebenswürdigeren Menschen auf Erden gibt als den Prinzen von Preußen", also Friedrichs II. ältesten Bruder. Friedrichs Schwester Amalie zwar sieht klarer, wenigstens während ihrer gelegentlichen Anfälle schmähsüchtiger Offenheit. Am Schluß ihrer gesalzenen Schilderung des preußischen Hofes, die sie am 23. Mai 1769 der „großen Landgräfin" von Hessen macht, schrieb sie: „um die Wahrheit zu sagen, mit mir angefangen, die ganze *boutique* taugt nichts."[1] Selbst der für seine Fürsten schwärmende Graf Lehndorff gibt gelegentlich zu (24. III. 1756): „Die Spottsucht und die Verachtung, die unsere Prinzen ihrer eigenen Nation beweisen, entfremden ihnen die Herzen, die ihnen in Liebe entgegenschlagen." Und wenn Lehndorff heimlich — Reiseerlaubnis blieb seinen Bitten versagt — nach Dresden fuhr, war er überrascht, daß dort

„die Prinzen und die Prinzessinnen wie Privatleute behandelt werden", und schrieb: „In Dresden sehe ich überall ein heiteres Wesen herrschen, wie man es bei uns nicht findet." Bei der Roheit des Berliner Hoftones ist es vielleicht nur durch die von Lehndorff angedeutete *snobistische* „Verachtung der eigenen Nation" zu erklären, daß gebildete Ausländer, wie zum Beispiel die französischen und englischen Gesandten Nivernais und Hotham, in Berlin erzieherisch wirken und dem Grafen Lehndorff oft Worte eingeben konnten wie: „Ich finde, daß das Beispiel des Herrn von Nivernais auf das königliche Haus und auf die Stadt vortrefflich wirkt. Er ist von peinlichster Höflichkeit, und man bemüht sich, ihm nachzuahmen". Aus dieser *snobistischen* Provinzlerei heraus ist dann wohl auch zu verstehen, daß Friedrich II., der seine Frau einem Gaste als „meine alte Kuh"[1] vorstellte, dann plötzlich von Voltaires *„excellent ton"* spricht, wie er es zum Beispiel noch 1783 tat. Es ist fast eine Achtungsverletzung gegen Voltaire oder Goethe, wenn man annehmen muß, der König habe dabei dasselbe gemeint wie Goethe, der zwanzig Jahre später unter den sechsundvierzig Tugenden Voltaires: Ton, guter Ton, Hofton aufführt.« – Etwas später sagte Manfred: »Ich denke mir, das Fest von Bellebat war ein Erlebnis, um das Voltaire von Goethe hätte beneidet werden können. Wenn ich dieses Singspiel lese, muß ich an die Szene der „Italienischen Reise" denken, wo Goethe das „lebendige Publikum" rühmt. „Die Zuhörer riefen Bravo, klatschten und lachten. Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte. Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß: jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann." Wie das auf „Tasso" zutrifft, an dem Goethe seit 1780 arbeitete, der 1790 erschien und erst 1807 einmal aufgeführt wurde!« Georg Brandes: »Dann hätte Voltaire von Goethe erst recht um sein Erlebnis bei der ersten Aufführung des „Oedipe"

beneidet werden können; Voltaire wurde damals vielleicht noch höher gefeiert als in Bellebat und auf eine Weise, die auch an Auftritte aus „Tasso" zu denken erlaubt. Voltaires „Oedipe" war fälschlich aufgebauscht worden als Verhöhnung des Liebesverhältnisses des damaligen Regenten mit seiner eigenen Tochter.«

Manfred: »„*Loterie*" nannten es die Spötter.«

Georg Brandes: »Der Regent, der geistreiche Sohn der berühmten Pfälzerin Liselotte, übersah die angebliche Verhöhnung und beklatschte das Stück, das gleichzeitig auch den gegnerischen Adel und „ganz Paris" zu stürmischem Beifall hinriß. Schließlich zeigte sich Voltaire in der Loge des Marschalls von Villars zwischen diesem und seiner schönen Frau, derselben, die der Dichter so leidenschaftlich und unglücklich liebte. Das Publikum rief der Marschallin im Chor zu: „Aber so küssen Sie ihn doch!" Sie tat es unter allgemeinem Jubel, aber dabei blieb es; sie versprach kein *encore mieux* wie die Herzogin von Prie, und sie gewährte es auch nicht.«

Manfred fragte lachend: »Hier wäre also Voltaires Prinzessin von Este und Frau von Stein?«

Der junge Journalist von vorhin nahm einen neuen Anlauf und rief fast leidenschaftlich:

»Was könnte denn wohl klarer sein? Goethe fehlte Rückhalt an der großen Welt. Weimar war ein Dorf. Er sah „die Welt kaum einen Feiertag, kaum durch ein Fernglas, nur von weitem", in Italien oder auf Augenblicke in der Nähe Napoleons und der Kaiserin Ludovica. Statt dessen hatte er Karl August und Knebel, schmollte mit den Herders und Frau von Stein und erholte sich später, so gut es ging, in der guten Gesellschaft der böhmischen Bäder; ihm fehlte von Jugend auf Paris und London, der Herzog von Richelieu, Lord Bolingbroke und Friedrich der Große, die Herzogin von Prie, die Marschallin von Villars, die Gräfin von Rupelmonde, Adrienne Lecouvreur und Frau von Cha-

telet oder wie die nahen Freunde und Freundinnen Voltaires alle geheißen haben mögen. Im Tagebuch des Grafen von Coligny, der der erste Liebhaber der Ninon de Lenclos gewesen sein soll, steht geschrieben: „Durch eine, die ich zum Weibe machte, zum Manne gemacht worden"; mir scheint — wie heißt es in der Registerarie aus „Don Juan"? — in „Deutschland, dem kalten Deutschland" haben die Schönen für ihren größten Sänger zu lange diesen Dienst vernachlässigt und ihn statt dessen bis zum Schwabenalter mit Vorreden aufgehalten!«

Eine junge Bildhauerin unterbrach den Eifer des Sprechers mit einer ausdrucksvollen Handbewegung und den lächelnden Worten: »„Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos."«

Eine alte Wiener Gräfin kam ihr lachend zu Hilfe mit den Worten: »Recht so! man darf den Teufel nicht vergessen, den Goethe so beredt sprechen ließ:

Was hilfts nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht.«

Der Ball desselben Scherzes wurde noch einmal zurückgegeben, als Manfred antwortete: „Weiß Gott, das ist keine welsche Geschicht!, im Gegenteil: Goethe mußte sich in Welschland von den Folgen des dabei verdorbenen Magens erholen."

Hier wurden wir zum Abendbrot gerufen, an dem viele der Gäste des Nachmittags teilnahmen, während dessen sich aber die Unterhaltung um andere Dinge drehte.

* * *

Als ich nach dem Abendessen in das Bücherzimmer trat, fand ich dort einige Herren, die des Gespräches von vorher noch nicht müde geworden waren. Der Gedankengang

der Unterhaltung, deren Zeuge ich wurde, ist mir noch klar im Gedächtnis, obgleich ich auch hier vielleicht wieder die von den verschiedenen Teilnehmern gemachten Beiträge zum Gespräch leider durcheinanderbringe. Zuerst saßen Georg Brandes und Manfred allein; als ich hinzutrat, hörte ich Manfred: »Nach allem, was Sie uns über Voltaire erzählen, scheint mir kein Zweifel möglich, daß Voltaire schließlich ganz der Liebhaber nach dem Herzen der Frau von Stein gewesen wäre. Seine Liebe war nicht nur treu, sondern klärte sich auch immer mehr zu der von Frau von Stein gewünschten Art von Reinheit oder gar »gereinigten Sittlichkeit«, wie Frau Klara Hofer es als Lobsängerin der Frau von Stein und Kritikerin von „Goethes Ehe" so hygienisch nennt.«

Georg Brandes: »Die Art, wie Voltaire schon früh von seiner überlegenen Liebe spricht und seine Geliebten zu Uranien macht, gibt zu denken. Rousseau wird sicher zuviel Ehre erwiesen, wenn man nur in der »Neuen Heloise« den Ursprung der neuen Mode sucht, die Liebe nicht mehr leichtsinnig, sondern religiös – wenn auch nicht christlich – zu behandeln. Auch gibt es bei Voltaire bereits Beispiele von Naturschwärmerei.«

Manfred: »Es gibt schon welche bei Liselotte von der Pfalz, die aus Versailles schrieb „in meinem Sinn geht Natur über Kunst." Friedrich II., der französisch sein und scheinen wollte um jeden Preis, kannte keinen schöneren Traum als den vom Hofe Ludwigs XIV. Die aufrichtigere Deutsche, Liselotte von der Pfalz, sehnte sich aus den unsterblichen Parkschöpfungen Lenôtres zurück in die Ungebundenheit der deutschen Wälder oder auf eine Wiese mit einem Bach. Sie und Lafontaine sollten unter die ersten Romantiker und Vorgänger von Rousseau, Werther und Goethes ebenso ‚kranker', weil romantischer Iphigenie, gerechnet werden.« (Vergleiche oben Seite 31). »Liselotte und Lafontaine fühlten sich nicht wohl in den Kristallpa-

lästen von Versailles. Es sind vielleicht ähnliche Gefühle des Unbehagens, die Rousseau auf die Spitze trieb, etwas von den Leiden, die Werther-Goethe später in adeliger Gesellschaft durchmachte.«

Georg Brandes: »Bei Rousseau war es doch etwas anderes, er war leidend und wußte sich in guter Gesellschaft wirklich kaum zu bewegen, und sein Unbehagen trieb ihn, Kunst und Zivilisation als Laster der oberen Stände zu verschreien und Reinheit und Tugend bei den unteren Ständen zu suchen, in denen er zu Hause war. Bis dahin hatte man in den oberen Ständen mit dem Laster gescherzt. Noch Friedrich der Große hat sich in seiner Jugend seiner Laster gerühmt. Seit Rousseau wurde dann unaufhörlich von der Tugend gesprochen — das begeisterte, besonders die Frauen.«

Später erzählte uns Georg Brandes allerlei wenig Bekanntes von einem der engsten Freunde Voltaires, dem Herzog von Richelieu. Es war sehr erheiternd und paßte in eine, zu vorgeschrittener Stunde geführte Herrenunterhaltung; doch scheue ich mich, an dieser Stelle Mitteilungen darüber zu machen. Ich beschränke mich auf das Wenige, was zur Vermittlung des folgenden Gespräches erforderlich ist.

Georg Brandes begann: »Beim Tode des Marschalls von Richelieu fand man auf seinem Tische, noch versiegelt, nicht weniger als fünf Billetts von vornehmen Damen, die an einem und demselben Tage um „eine Stunde seiner Nacht“ flehten. Er war damals zweiundneunzig Jahre alt. Er ist der Abgott der Frauen gewesen. Auch nur mit ihm zusammen genannt zu werden, galt schon als eine Ehre. Er war wie bestrahlt von dem Glanz all der schönen und vornehmen Frauen, die ihn geliebt und umarmt hatten. Und er hatte mit seiner Aneignungsgabe von ihnen allen gelernt. Alle hatten sie ihm dienen wollen, sie hatten zu seinem Besten gefühlt, verspürt, beobachtet, erraten, und er hatte von ihnen gelernt, zu erraten, zu beobachten und zu fühlen.«

Manfred: »Was Sie da schildern, könnte man eigentlich auch von Goethe, von Voltaire, von vielen großen Künstlern sagen, die – trotz Goethes Versicherung, daß „die Frauen mehr nehmen als daß sie geben" und daß „die Frauen die silbernen Schalen sind, in die wir unsere goldenen Äpfel legen" – doch oft große gottgesandte Nehmer waren und damit eine heilige Sendung erfüllten und ihrem Volke das Köstliche retteten, was sonst klanglos verloren gegangen wäre. Aber Sie müssen zugeben, daß diese hartarbeitenden Winzer im Weinberge „unserer lieben Frauen" vom Vater im Himmel fast stets schlechter ausgerüstet wurden als der große Don Richelieu.«

Georg Brandes lachte: »Ja, er verband das übermütige Selbstvertrauen des glücklichen Spielers mit dem Takte, den er als Träger eines weltberühmten Namens beherrschte; altfränkische, tollkühne Tapferkeit und große Feldherrntaten mit überlegener Ironie in Ton und Stil, großen Reichtum mit unerschöpflicher Jugendkraft.«

Manfred: »Sie machen einem Lust, an das Kommen des Übermenschen zu glauben! Und wenn Richelieu wirklich das Männergeschlecht, wie einst Ninon de Lenclos die Weiber, von dem Aberglauben des Altwerdenmüssens erlöst hat, will ich das unerfreuliche Bild vergessen, das Macaulay entrüstet von dem schimpflichen Alter und von der früh entwickelten roten Nase des berühmten Herzogs überliefert. Aber Sie müssen mir zugeben, daß bei den großen Geisteshelden, und nicht nur bei Voltaire, „die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens weniger glänzend sekundierten" als bei Richelieu, wenn ich hier ein Wort frei verwenden darf, das von Friedrich II. berühmt geworden ist. Ein Richelieu ähnlicherer Goethe hätte vielleicht auch als Zweiundsiebzigjähriger einen freundlicheren Bescheid von Ulrike erhalten, und Gott hätte ihn vielleicht, wie einst den neunzigjährigen Abraham, zum Stammvater eines auserwählten Volkes gemacht.

Ein Mann, der alle Gaben des Geistes und des Leibes vereinigt mit allen Vorteilen, die Geburt und Wohlstand gewähren, das wäre erst in Wahrheit ein „Olympier" und der Heiland der Welt; denn (so sagte Goethe zu Riemer): „zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter". Es scheint, als ob alle Mächte der Hölle verschworen wären, der Welt diesen höchsten Anblick vorzuenthalten. Es ist, als wären die großen Männer, die bisher die Welt erquickten, nicht reife Vollendung der menschlichen Hoffnungen, sondern zufällige Flüchtlinge aus dem Vernichtungskampfe, den tausend Teufel gegen das Menschengeschlecht zu führen scheinen.«

Wir verstanden nicht recht, was Manfred meinte. Er fuhr fort: »Als Wilhelm von Humboldt 1797 wieder einmal Paris besuchte, erzählte ihm dort der alte Benardin de St. Pierre, nicht der Vorkämpfer des ewigen Friedens, sondern der Schüler Rousseaus und der Verfasser von „Paul und Virginie", „die schöne Bildung der Männer aus Ludwigs XIV. Zeit sey großenteils durch die Schönheit des Königs entstanden, auf den alle Frauen gesehen, von dem überall Bilder gewesen. So seyen, in aller Unschuld, die Kinder eines Dorfs hübscher, das einen schönen Pfarrer habe."[1] Da haben Sie die Romantik in Reinkultur, wie sie unausbleiblich ist, wenn *Impotente* wie Friedrich II. und Rousseau Helden des Tages sind. Ludwig XIV. und sein Nachfolger waren viel praktischer, als St. Pierre ahnen zu können vorgibt. Aber St. Pierres Zeitgenossen und Nachfahren wurden mehr und mehr in das Netz unpraktischer romantischer Hemmungen eingesponnen, von denen Sankt Pierre träumt.

»Nehmen Sie zum Beispiel Goethe; unter welchen körperlichen, seelischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Hemmungen hatte er zu leiden! Was widerspräche seinem edelsten Wesen mehr als die verhängnisvolle Befangenheit Fremden gegenüber, die ihn bis ins Alter hinein plagte

und in das kleine Weimar verbannen half, wo er, der sich nur in Rom glücklich gefühlt hat, er, den Napoleon nach Paris einlud, er, dessen Herz in bedeutende Verhältnisse drängte, als *factotum* – so nannten ihn Wieland und Herder – und als *maître de plaisir* eines kleinen Prinzen Straßenbauten überwachen, Rekruten ausheben, sich um die herzöglichen Fußböden, Tapeten und Nachtstühle kümmern und von einer unglücklichen Hofdame Tugendunterweisung entgegennehmen durfte. Durch hohe Geistesgaben und heldenhafte Anstrengungen überwand er den höllischen Unsinn, wie ein genialer Kaufmann die Schmach der bittersten Armut überwindet und die Grundlagen eines Hauses legt, dem tüchtige Söhne Weltgeltung verschaffen. Aber wer waren seine Erben? Nehmen Sie seine geistigen Erben; wer wäre würdiger unter ihnen als Grillparzer, ein im großartigen Sinne bildungsdurstiger Dichter, den aber selbst in der Hauptstadt Biedermeiertum, Reaktion, Zerrissenheit des Reiches erstickten. Denken Sie an Goethes leibliche Kinder; sechs wurden ihm geboren; nur ein Sohn blieb am Leben. Vielleicht hat die Mutter nicht viel getaugt; aber gegen die leibliche Zeugungskraft des genialen Mannes ist nichts bewiesen; Geburtshilfe und Gesundheitspflege waren damals jämmerlich; Goethe ist ja selbst einst den Gefahren der Geburt kaum entronnen. – Sein ältester Sohn, der einzige, der ihm blieb, war unbedeutend, was wiederum nichts beweist. Friedrich II., Napoleon haben ältere Brüder gehabt, nach denen kein Hahn mehr kräht. Die Natur verdirbt verschwenderisch. August der Starke, sagt Friedrichs II. Schwester, hatte 350 Kinder, nur eines davon wurde ein großer Feldherr; nur eine seiner Enkelinnen eine George Sand. Goethe nennt die Frauen die silbernen Schalen, in die „wir“ unsere goldenen Äpfel legen; er hatte goldene Äpfel wie die Kalifen des „West-östlichen Diwans“. Die großen nordindischen Kaiser pflegten vierhundert silberne Schalen mit goldenen Äpfeln zu

füllen, und jede stand in einem köstlichen Garten, den der Kaiser eigens für sie gebaut hatte. Die Pracht dieser indischen Frauengärten mit ihren Terrassen und Wasserkünsten ist märchenhaft. Niemand aber hat seinen Frauen märchenhaftere Gärten gebaut als Goethe. — Nur Narren dürfen Goethe, den sie Olympier nennen, biedermeierlich einschränken und sich wundern wollen, daß er nicht aus der Bajadere den Phönix, nicht aus Christiane einen Christus erweckte. Vielleicht sind es großenteils nur Hemmungen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art, nicht seelische oder leibliche Hemmungen gewesen, die Goethe daran verhinderten, so viele Kinder zu haben wie August von Sachsen? Darunter hätte es wahrscheinlich einige erstaunliche Kerle gegeben! Die Welt ist sehr viel ärmer ohne sie. — Ich habe einen guten Freund in California namens Goethe, er ist Grundstückhändler und verdient viel Geld. Er kann zwar kein Wort deutsch und spricht seinen Namen etwa wie „Geffe" aus; aber er tut viel für die Armen. Ja, er hat Kindergärten und Spielplätze nach amerikanischem Muster in den übervölkerten Städten Indiens und Chinas anlegen lassen.«

Hegemann: »Was wollen Sie damit sagen?«

Manfred: »Daß es nichts schaden würde, wenn es ein paar hundert Goethe gäbe, auch wenn sie nicht alle große Dichter wären. Wo es Adel gab, der diesen Namen verdiente, muß das *jus primae noctis* eine Einrichtung von großer Bedeutung für die segensreiche Entwicklung des Volkes gewesen sein. In Deutschland hat der Adel dies wichtige Recht kaum besessen; auch sagt Goethe: „Verglichen mit den französischen Rittern erscheinen mir die Deutschen, wie Götz, Frunsperg und so weiter, immer als Bürger und Philister." Die französische Revolution beginnt mit „Figaros Hochzeit"; sie kennzeichnet den Zeitpunkt, in dem die Frauen des dritten Standes keine Vorzüge mehr in den adligen Herren entdecken konnten. Sobald einmal die

„Gleichheits"forderung der Revolution erfüllt war, lohnte es sich nicht mehr, dem Ehemann untreu zu sein; es entwickelte sich „die sogenannte größere Treue der Weiber", von der Goethe einmal zu Riemer sprach. Schrecklich, wenn diese Treue bei ihnen so einwurzelt, daß die Ärmsten einen Edelmann, wenn er doch noch einmal auftaucht, nicht von einem „Philister" unterscheiden können. Die schöne Krämerin der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" neigt sich dann nicht mehr tief und wiederholt vor dem Marschall und stellt ihm nicht mehr ihre reizende Bedingung: „was täte man nicht für einen Bassompierre?" Dann wird Goethes Anklage wahr: „Weiber haben keine Ironie, können nicht von sich selbst lassen. Daher ihre sogenannte größere Treue, weil sie sich selbst nicht überwinden können, und sie können es nicht, weil sie bedürftiger, abhängiger sind als die Männer." Charlotte von Stein, Christiane, Lili und Ulrike sind recht eigentlich abhängige, versorgungsbedürftige Frauen. Gräfin Rupelmonde, Adrienne Lecouvreur und Emilie von Chatelet sind unabhängige Geberinnen. „Meine dargestellten Frauencharaktere sind alle gut weggekommen", sagte Goethe zu Eckermann, „sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind." Mit „bedürftigen, abhängigen Weibern" ist die Liebe ein langweiliges Geschäft. Welcher „Olympier" selbst möchte eine Bedürftige, wenn er es vermöchte, zwingen

„daß sie ihr werk willfährig wieder treibt:
den leib vergottet und den Gott verleibt?"

wie das einer der größten Dichter der Deutschen von den Gesandten Gottes kraftvoll gefordert hat.«

Thomas Mann und Lytton Strachey kamen von der Terrasse herein und gesellten sich zu uns. Manfred lud sie näher und erläuterte: »Wir sprechen von Voltaire, Goethe, Friedrich dem Großen und den Frauen, und« — er machte

eine umfassende Handbewegung – »von verwandten Fragen.« Die Unterhaltung, die sich entfaltete, durchmaß unbeschwert weite Gefilde und verglich ferne Größen.

Georg Brandes machte schließlich einen Versuch, zusammenzufassen und zu einem der Ausgangspunkte zurückzukehren: »Man darf auch von Goethe nicht zuviel Beweglichkeit, Fruchtbarkeit und – *„uxoriousness“* verlangen; selbst wenn er nicht wie Voltaire die letzten fünfzig Jahre seines Lebens einer einzigen Geliebten treu geblieben ist. Auch ein deutscher Schriftsteller ist schließlich ein Kämpfer, ja, Goethe sagt: ein Märtyrer. Es schickt sich nicht für einen Soldaten, verheiratet zu sein. Voltaire wurde immer mehr Soldat und Missionar. Nur die Wahrheit war schließlich noch Gegenstand seines Verlangens, nur Menschlichkeit das, was er pries und verehrte. Die Gerechtigkeit war seine einzige Braut geworden und Berühmtheit die einzige Geliebte, mit der er reiste und lebte.«

Lytton Strachey: »Und mehr als das! Als Frau von Chatelet starb, war Voltaire zwar schon der berühmteste Mann Europas, aber es berührt eigentümlich, wenn man sich überlegt, daß sein damaliger Ruhm fast ausschließlich auf Leistungen beruhte, die durchaus vergänglich waren, und daß wir uns seiner, wenn er damals gestorben wäre, nur als eines überschätzten Dichters und eines vielgewandten, verschlagenen Mannes erinnern würden. Die ersten sechzig Jahre seines Lebens waren für ihn nur eine Lehrzeit für die vierundzwanzig Jahre seines machtvollen Greisenalters, in dem er sich zum geistigen Meister Europas machte, wie es seit dem Zusammenbruch des römischen Kaiserreichs nur Bernard von Clairvaux und Erasmus von Rotterdam im selben Maße gewesen sind.«

Manfred: »Die Frauen mögen seinem Alter fern gewesen sein, aber ein Glanz aus jungen Tagen durchleuchtete die Nacht.«

Thomas Mann: »Für Voltaire mögen Sie versuchen, die

Frauen zu retten, aber für Friedrich den Großen, von dem wir heute nachmittag ausgingen, wird es Ihnen nicht gelingen. Offenbar wurde Friedrichs Männlichkeit von dem weiblichen Gegenpol nicht in der üblichen Weise angezogen. Sein Begriff von Soldatentum, asketisch überhaupt, war antifeminin in dem Grade, daß es die Weichheit von Liebe und Ehe ausschloß. Er wollte nicht, daß seine Offiziere heirateten; sie sollten Kriegsmönche sein wie ihr König. Im Jahre 1778 war unter den vierundsiebzig Offizieren eines Dragonerregimentes nicht einer verheiratet.«

Manfred, der wohl wie ich an unsere frühere Unterhaltung über eine verwandte Frage[1] denken mußte, spottete: »Der Weiberhasser Friedrich wollte seine Offiziere ehelos; der unvermählte Nietzsche fordert die Ehelosigkeit der Philosophen; Herr Brandes empfiehlt den Soldaten und Missionaren Ehelosigkeit; Mr. Strachey rühmt die Großtaten des Junggesellen Voltaire: und doch hatte der große Soldat Achilles stets ein Mädchen in seinem Zelt; und doch ließ sich der große Heidenmissionar Paulus durch seine eigenen ehefeindlichen Lehren nicht irremachen, sondern erhob für sich und seine predigenden Genossen Anspruch darauf (1. Korinther 9), eine christliche Schwester als Frau mit auf Reisen nehmen zu dürfen; und doch predigte Plato nicht platonische Liebe, sondern die leibliche Fruchtbarkeit der Philosophen und Könige.

»Mir bleibt Voltaire bis zu seinem Tode der Prophet der „Geheimnisse" der Frau von Rupelmonde, der Adrienne Lecouvreur und der Frau von Chatelet. Die Frauen, die ihn geliebt haben, waren würdig, Pandora genannt zu werden, und er durfte mit Epimetheus sagen:

Was hab ich zu verlieren, da Pandora floh.

»Wie der greise Sophokles, wie Goethes „Mann von fünfzig Jahren", genoß so Voltaire als Greis „einer löblichen, bequemen Freiheit". Diese Freiheit war Goethe nicht be-

schert. Der Tod Werthers hat ihn nicht von der Liebesqual erlöst; ebensowenig war er Epimetheus, denn es hatte für ihn keine Pandora gegeben. Auch seine Helena, wie die Fausts, war ein Schemen. Er litt auch als Greis noch schwer an unglücklicher Liebe. Byrons greisem Dogen Marino Faliero gehört die junge Angiolina aus freier Wahl. Einem so wahrhaft königlichen Manne zu dienen, und wäre es wie Abisag dem König David oder gar Maria dem Heiligen Geist, ist den Erwählten königlicher Beruf. Wenn etwa die deutschen Frauen Goethe sein Leben lang nur als mehr oder weniger „gute Partie" abgeschätzt haben ...«

Hegemann: »Was dann?«

Manfred: »Ich möchte nicht unhöflich sein.«

Thomas Mann: »Und Friedrich der Große?«

Manfred: »Der war vielleicht wie die deutschen Frauen: Opfer eines ...«

Manfred zögerte und Thomas Mann ergänzte: »... eines königlichen Berufs!«

Es war spät geworden, und wir wünschten uns gute Nacht. Als ich mir, auf meinem Zimmer allein, noch einiges über den Verlauf der Gespräche des Tages aufschrieb, erfüllte mich etwas wie Schmerz. Angesichts der Frauenbilder, die in den Gesprächen aufgetaucht waren, glaubte ich einen Gegensatz zwischen tiefer Armut und überquellendem Reichtum zu erkennen. Dazu erinnerte ich mich folgenden Wortes von Manfred: »An den Folgen dieser furchtbaren Armut, die für den in keinem Volksleben wurzelnden Friedrich II. verhängnisvoll wurden, wäre auch Goethe vielleicht geistig zugrunde gegangen, wenn er nicht — stärker als Friedrich — vermocht hätte, durch wahrhaft heldenhaftes Aufbieten von nimmermüder Geduld, von seelischem Feuer und von nie versagender Einbildungs- und Nachahmungskraft das Nichtige seiner Umgebung unablässig umzudichten und auf eine Höhe zu heben, in der geistiges Leben möglich ist. Das von Goethe geschaffene

(besser: das von ihm gebildete, das heißt eingebildete) Hochland lag hoch über dem deutschen Tieflande und besonders fern dem geprügelten Preußen Friedrichs II.«
Die Unterhaltung hatte ein kleines Nachspiel, als mich Manfred an einem der folgenden Morgen im Garten fand und fragte: »Worüber so nachdenklich?« Ich entgegnete: »Vielleicht über Friedrich den Großen als Liebhaber.«
Manfred: »Der „liebe kleine Held" tut Ihnen leid? Er war gar nicht so einsam; er hatte seinen Fredersdorf.«
Ich bat, nicht wieder mit Verdächtigungen anzufangen.
Manfred lachte: »Um Himmels willen, nicht doch! Nicht jeder hat die Freunde, die er verdient; aber ein Friedrich hat große Auswahl und wählt aus ungehemmter Wahlverwandtschaft genau, was ihm zusagt. Der tranig-geduldige Fredersdorf ist die glückliche Ergänzung des aufgeregten, bissig nach Beifall schnappenden Königs. Mit dieser erfrischenden Mischung von Essig und Öl mußte aller preußische Salat genossen werden.
»„Friedrichs Hang zu verletzendem Spott" ... vertrieb „einen Freund nach dem andern ... Wie muß der König darunter gelitten haben!" so jammern die Fridericologen.[1] Aber Fredersdorf blieb ihm treu bis in den Tod, und der sonst so ungnädige König blieb ihm treu.
»Und es war nicht nur Eigennutz, die diesen einfachen Lakaien zum Ausharren bewogen, bis er „geheimer Kammerier" und Besitzer von Rittergütern, ja recht eigentlich der Innenminister Preußens wurde, wie etwa Eichel der eigentliche Außenminister war. Ja, Fredersdorf erzwang sich sogar die Erlaubnis zu heiraten. Die Friedrichanbeter klagen, daß „zwischen dem Könige und Fredersdorf nirgends Berührungspunkte auf geistigem oder eigentlich künstlerischem Gebiete zutage treten, trotz des Kämmerers Tätigkeit in des Königs Theaterangelegenheiten und bei der Besorgung von Kunstwerken". Es wird gar von einer „unüberbrückbaren Kluft auf geistigem Gebiete" gefaselt. Wäre

eine derartige Kluft – statt innigste Ergänzung bis zum Gleichklang der Seelen – „auf geistigem Gebiete“ vorhanden gewesen, so wäre sie völlig überbrückt worden durch die Blutsverwandtschaft: beide hatten *„Hemeroiden“*, von deren Entwicklung und Behandlung sie sich gegenseitig nimmerendende, fesselnde Geschichten erzählten. Es kommt oft vor, daß Kammerdiener sich für die Eingeweide ihrer Herren begeistern, aber es ist mehr als rührend, wenn man immer neue Briefe findet, in denen der große König sich ums Gedärm seines Kammerdieners sorgt. Immer wieder fleht der König seinen Lakaien an: *„habe nuhr gedult! deine jetzige zufälle Komen von die Hemeroiden... gottbewahre Dihr, habe nuhr noch ein paar tage gedult, setze Dihr auf einen Stuhl und lasse Dihr den Wrrassen* (Dampf) *von der warmen Milch an die Hemeroiden an-gehen, das fleget sehr zu helfen. und braf niederschlagende Sachen genomen! gottbewahre Dihr! Fch“*

»Das war im September 1753. Schon ein Jahr vorher hatte die deutsche Kaiserin eine Lehrkanzel für deutsche Beredsamkeit errichtet und hatte die germanisierende Kraft ihres Reiches dadurch bewiesen, daß sie dem deutschgebildeten Slovenen Popowitsch, als einem tüchtigen Vorkämpfer deutschen Sprachwesens, den Auftrag erteilen konnte, eine deutsche Sprachlehre für die Schulen des Landes zu verfassen. Das Buch erschien 1754; Friedrich II. hat nichts daraus gelernt. Noch am 5. Juni 1755 schrieb er seinem Herzensfreunde Fredersdorf: *„Du Könst Dihr auf mihr verlassen, daß ich nicht mehr Sorge vohr mihr haben könte, wann ich krank wäre, als vohr Dihr!... Nach einem genauen exsamen Deiner umbstände findet sich, daß du geschwihr in die prostraten hast... hier-zu Komen die Hemeroidal-Krämpfe... diese bewegungen – wegen der Nähe des Mastdarmes an die prostraten – machen Dier alle Mohnt gegen d. 14ten entweder retension d'urine oder fibers...“*

»Es ist sicher rührend; der König, der fast an jedem Tag

seiner sechsundvierzigjährigen Regierung Soldaten seines großen Heeres prügeln ließ, bis ihnen die blutigen Fetzen vom nackten Leibe hingen[1] – ganz zu schweigen von den Hunderttausenden, die er schmählich unter die unfruchtbare Erde seiner Schlachtfelder brachte – er tat Buße, indem er einem Auserwählten aus diesem gemarterten Heere – Fredersdorf war ursprünglich gemeiner Soldat – die Gedärme betreute. Lächerlich, den innigen „geistigen Zusammenhang" zu leugnen. Immer wieder versichert der König seinem Liebling: *„man mus wie mit einen Kindt mit Dihr umgehen" ... „gehestu zu frühe aus, So ligstu wieder 2 Mohnaht über den haufen!" ... „ich habe mihr So vihl mühe gegeben, Deine Krankheit aus-zu-Studiren" ... „wann man Dihr Könte in baumwolle verwahren, So währe es noch nicht genug."* Aber es ist nicht etwa nur des Königs Wunsch, seines Lieblings Krankheit *aus-zu-Studiren* und zu pflegen. Nein, er erzählt ihm ebenso gern und ausführlich von seinen eigenen Beschwerden. So zum Beispiel am 9. März 1747: *„Weillen Du alle meine Umstände wissen wilst, so mus Dihr sagen, daß viehl Hipoconderie in Meiner Kranckheit ist. die linke Seite unter den Riben hinterwertz-zu Macht mihr das meiste zu thun. die Nihren Seindt viel Schuldt; und dan-unt-Wan dann Schwilt die Miltz auf, dann tuht mir der lincke arm So weh, als wann ich einen Flus daran hätte, und dann Kömtz mihr dan-untwan, als wenn ich Sticken wolte, und des Nachts Eben-so. Der Urin hilft mihr nicht anders, als wenn ich ihm Dick lasse, daß Sediment darein ist. die luf aber und bewegung tuht mihr guht. wann mir der tobe Schmertz in der Seiten Stark wirdt, dann mus ich alles Weck-brechen..."* und so weiter.

»Da Fredersdorf, dem dieses und vieles Ähnliche erzählt wurde, kein Arzt war, darf man nicht zweifeln, daß ein wahres Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und dem leidenden Könige bestand, es sei denn, man wolle annehmen, daß sich die beiden Herren nur wie alte Weiber durch ausführliche Erzählungen ihrer Leiden die Zeit vertrieben. Aber es

war nicht nur die Lust, sich gegenseitig ihre körperlichen Leiden zu erzählen, die diese Geistesverwandten verband. Sie hatten noch tiefere Geheimnisse zusammen: Fredersdorf und sein aufklärerischer König rangen gemeinsam um die Kunst des Goldmachens. Und auf diesem Gebiete war Fredersdorf der geistige Führer des Königs, der durch seinen Umgang mit allerlei „Freigeistern" anfangs ein wenig für die Alchimie verdorben war und erst allmählich unter dem Einflusse seines *kongenialen* Kammerdieners zu den Wunderwirkungen des Steins der Weisen und des „blutigen lams" Vertrauen faßte. Fredersdorf errichtete für die sich herzudrängenden Schwindler und Schwindlerinnen große Laboratorien in Berlin und Potsdam, und des Königs Erwartung wurde aufs höchste gespannt; mit seinem weiten staatsmännischen Blick gedachte er, die kriegerische Politik Preußens durch die neue Goldquelle beeinflussen zu lassen. Im September 1753 schrieb er darum an seinen getreuen Fredersdorf: *„Was du mihr von der Frau Nothnagel gesaget hast gibt mihr würklich hoffnung; und Glaube ich, wann die letzte probe goldt ist, daß man darauf Staht machen Kan. ich denke, daß dieße Woche die Sache Clar werden mus. wann Du was davon hörest, So schreibe mir doch, denn auf die grentzen* (das heißt in der auswärtigen Politik) *fangen die umbstände wieder an verworren zu werden. gott bewahre Dihr!"* und ein andermal: *„wann wohr die frau goldt Machen Solte, So schicke Keine andere posten in der Müntze! und darbei geschriben, ich häte das golt vohr mihr Komen lassen. So kan keiner uns in die CartenKuken!"* Auch da ganz der große verschwiegene Skeptiker, Menschenkenner und Praktiker. Es ist derselbe weitsichtige und vielgelehrte Landesvater, der es verschmähte, der epochemachenden Entdeckung des Zuckergehaltes in der Runkelrübe irgendwelche Beachtung zu schenken.«

Hegemann: »Sind Sie nicht wieder ungerecht und verlangen von dem alten König Verständnis für das Denken eines jüngeren Geschlechts?«

Manfred: »Der Chemiker Andreas Marggraf machte seine Entdeckung im Jahre 1745, acht Jahre bevor der große König beinahe oder wirklich das Goldmachen erfand.«

Hegemann: ...

Manfred: »Wissen Sie, wo Marggrafs große Entdeckung gemacht wurde?«

Hegemann: »Nein.«

Manfred: »Nicht in Dresden, Wien oder Paris, sondern in Berlin, in der Hofapotheke des großen Königs. Es ist vielleicht deswegen, daß Marggrafs wichtige Entdeckung gar keine praktischen Folgen hatte. Auch seine wichtigen Beobachtungen über den Alaun wurden nicht genügend beachtet; der Gold-König lebte eben länger als Marggraf. »Und, weiß der Kuckuck, warum sollte sich der große König um die altbackene Chemie kümmern (der Chemiker Marggraf war älter als er), die vielleicht nur die Zuckerausfuhr begründen und seinen Handelsgesellschaften aus dem ewigen Bankerott helfen konnte, wenn doch die neue königliche Alchimie das Gold bald zentnerweise und bar in den preußischen Kriegsschatz strömen zu lassen versprach? In den Tagen seines Goldrausches, im September 1753, schrieb der König an Fredersdorf: *„Ich bite Dihr, Schreibe mihr doch, ob das stük, was du mir vergangen* (neulich) *gewisen* (gezeigt) *hast, würklich goldt geweßen ist, und ob die Frau gewisse meinet, Mohntag einen Centener zu machen.“* Dann wurde der an schnelles Handeln gewohnte König ungeduldig oder schöpfte Verdacht, sein Freund Fredersdorf könne die für Preußens Heil wichtige Entdeckung dem sorgenden Landesvater unterschlagen. Friedrich der Große schrieb darum einen zweiten Mahnbrief, in dem es heißt: *„schreibe mir doch Mohntag, ob der Centener Wahr ist. wohr das ist, so werde alles zur augmentation* (Herstellung im Großen) *so veranstalten, daß ich Künftig frühjahr den anfang machen Kan.“*

»Es handelte sich beim ersten *Centener* also nur um eine

Vorbereitung zum Anfang, und da der geniale Friedrich nicht leicht fehlgriff, wird es an der Fortsetzung nicht gefehlt haben. Man darf daher sicher damit rechnen, daß Friedrichs später ausgesprochene Zweifel an der Goldmacherkunst nichts als Beweise für die äußerste Verschlagenheit des großen *trompeur et demi* sind, mit der er geschickt das von ihm selbst ausgesprochene Ziel erreichte: *„so kan keiner uns in die Carten kuken!"* (Vgl. oben S. 289.)

»Später allerdings schrieb Friedrich der Große: „Ich ziehe unsere Einfachheit und unsere Armut den Reichtümern vor" (vgl. oben S. 216). So darf man denn annehmen, daß er sein Geheimnis des Goldmachens absichtlich mit ins Grab nahm und daß er vielleicht überhaupt keinen Gebrauch davon machte, es sei denn, daß er vielleicht die zweiundzwanzig Millionen Taler[1], die er gleich nach dem Siebenjährigen Krieg für sein „Neues Palais" ausgab, und die hohen Pensionen, die er seinen Goldmachern bezahlte, aus dieser einwandfreien Quelle bestritten hat. An seinen Alchimisten Drop allein zahlte er mit achttausend Talern viermal soviel, als er dem schon berühmten Winckelmann zubilligen wollte; ja sogar mehr als an Voltaire, der damals gerade den Sekretär der Akademie Friedrichs II. „in einem von Bosheiten strotzenden Briefe ersuchte, ihn aus der Liste der Mitglieder zu streichen".« (Vgl. Koser, I, 524.)

»Ob Frau Nothnagel, welcher Friedrich der Große auch ein *„Patent"* verliehen und befohlen hatte, sie solle zu seinen alchimistischen Besprechungen *„in Mans-Kleidren"*, kommen, nicht wesentlich mehr erhielt als Voltaire, der kein Gold machen konnte, und selbst mehr als Drop, ist schwer festzustellen, da der verschlagene König gelegentlich Befehl gab, Rechnungen zu verbrennen.[2]

»Bezeichnend ist, daß Friedrichs „eigene Lumpenhunde" auch hier wieder (vgl. oben S. 79 und 233 f.) „über den großen Menschen *raisonnieren*" und zu verstehen geben, der große König habe das Geheimnis des Goldmachens

schließlich doch gar nicht entdeckt. Da aber alle Handlungen Friedrichs, und wären es auch mißglückte Bemühungen Gold zu machen, immer Beweise für seine überragende Größe sein und Stoff für den „Panegyrikus alle Jahre" (vgl. oben S. 233 f.) liefern müssen, haben sich Friedrichs „Lumpenhunde" auch hier eine verschmitzte Deutung ausgedacht. Friedrichs Versuch, – so erklären sie – mit Hilfe seines *kongenialen* Kammerdieners und der ebenbürtigen Frau Nothnagel und dem „blutigen Lamm" Gold zu machen – statt sich um die damals wissenschaftlich ernstgenommenen Bemühungen hervorragender Chemiker wie Marggraf zu kümmern – beweist seine geniale Vorahnung der Elektronen- und Atomspaltungstheorie des zwanzigsten Jahrhunderts, welche die Herstellbarkeit des Goldes in den Bereich des Denkbaren gerückt hat. Friedrichs Entschluß, mit Frau Nothnagel Gold zu machen und die preußischen Finanzen aufzubessern, ist also gar nicht lächerlich. Im Gegenteil, die Verehrer des großen Königs versichern: „Wir sehen in diesem Entschluß, den Friedrich seiner eigenen Neigung zu Skepsis und Mißtrauen und seiner entsetzlichen Angst, *‚vohr der gantzen Welt ridicul'* zu werden, abringen mußte, geradezu eine große sittliche Tat! Wenn je, so war er hier der ‚erste Diener seines Staates'!"[1]

»Sie verstehen, Voltaire ließ sich durch die rothaarige Venus von Rupelmonde religiös begeistern (vgl. oben S. 259), Goethe ließ sich durch Frau von Stein zu „gereinigter Sittlichkeit" emporheben (vgl. oben S. 276), und dem großen König gelang mit Hilfe der Frau Nothnagel „eine große sittliche Tat"!«

Dann schien Manfred nachzudenken, und als er wieder begann, klang seine Stimme etwas tiefer: »Nothnagel? „Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe", schrieb Herder an Goethe, von dem wir lernten, daß „der Eigenname eines Menschen nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt, sondern ein vollkommen passen-

des Kleid ist". Ist es nicht ergreifend und muß es wenigstens einen Deutschen nicht geradezu religiös stimmen?: sein großer König, den „Lumpenhunde" der Französelei, Aufklärerei und beschränkter Adelsvorurteile bezichtigen, nimmt in der großen Stunde der Not und der „sittlichen Tat" dann doch nicht zu einer Marquise *de Cultendre* (vgl. oben S. 272), sondern zu einer Frau aus dem Volke, aus seinem Volke, zu einer Deutschen Zuflucht. Er *„nimmt seinen Recours an Madame Nothnagel"*, um mit Worten zu sprechen, die Friedrich II. selbst am fünften Geburtstage Goethes geschrieben hat. Es ist der echteste, der sittlichste Friedrich, der Frau Nothnagel „in Mans-Kleidern" zu sich befiehlt, um mit ihr, fern von dem Aufklärungswahn des endlich verbannten Voltaire, in die Tiefen gotisch mittelalterlichen, deutsch romantischen Geisteslebens hinabzusteigen, faustische Retorten und Hexenkessel brodeln zu lassen und *„das Menstrum von den Grünen löwen, so den Drachen im Feüer zerrissen hat, in den Kolben zu tun"*, wie es zwischen den alchimistischen Geheimzeichen eines noch erhaltenen Goldrezeptes des königsvertrauten Fredersdorf heißt. Not bricht Eisen und Not lehrt beten. Schon der Name der Frau Nothnagel erweckt gralsburgenhafte Passions-Erinnerungen. Und da der *Grüne löwe* und das *blutige lam*, von dem Friedrich der Große und seine Rezepte sprechen, gleichbedeutend ist mit dem *„Großen Elixier"* und dem „Stein der Weisen", die nicht nur höchste Tugend, sondern auch die ewige Seligkeit verbürgen, so ist Zweifel kaum mehr berechtigt, daß Frau Nothnagel, diese preußische Sybille, diese heilige Hexe und Hebamme preußischer „Sittlichkeit" auch die große Seele des Religionsspötters Friedrich in den frommen Himmel des zweiten Faust gerettet hat. Wie der geläuterte Weise dann den Schätzen seiner Goldmacherkunst entsagt: „Ich ziehe unsere Einfachheit und Armut den Reichtümern vor", das ist wahrlich „eine sittliche Tat" von echt friderizianischem Ausmaß!«

Manfreds Stimme war während seiner letzten Ausführungen immer tiefer und feierlicher geworden, und ich bin mir heute noch nicht ganz klar darüber, ob ihn plötzliches Verstehen für ein ihm fremdes aber tiefes Volksleben seelisch ergriff oder ob er aus freundschaftlicher Rücksicht für mich ein unstatthaftes Hohngelächter im Halse erwürgte.

DAS VIERTE GESPRÄCH

FRIEDRICH II. ALS ROMANTIKER VATER DER DEUTSCHEN LITERATUR FELDHERR UND STAATSMANN UND SEIN OPFER DER DEUTSCHEN GROSSMACHTSTELLUNG

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi.

Federic. 9 Octobre 1757

Preußen darf nicht erlauben, daß man den Franzosen Elsaß oder Lothringen wegnimmt... Die französische Politik hat von alters her Machtzuwachs und Herrschaft der deutschen Kaiser bekämpft. Preußen verfolgt dieselben Ziele.

Friedrich II. „Testament" von 1752

Den Franzosen können wir nimmermehr Lothringen aus den Händen bringen, wenn wir nicht vorher Preußen *ecrasieret* haben.

(Aus dem Vortrage des deutschen Staatskanzlers Kaunitz vor der deutschen Kaiserin. 28. August 1755.)

Adieu. Je vais écrire au Roi de France, composer un solo, faire des vers à Voltaire, changer les réglemens de l'armée, & faire encore cent autres choses de cette espèce.

Schluß eines typischen Briefes von Friedrich dem Großen an Jordan

Ich bin ein „*dilettante*" in jeder Beziehung.

Friedrich an Voltaire, den 1. Mai 1760

ALS ICH AM NÄCHSTEN MORGEN DAS BÜCHERzimmer betrat, fand ich dort Thomas Mann und Manfred im Gespräch über Friedrich den Großen. Thomas Mann hörte ich etwa folgendes sagen: »Friedrich war ein Opfer. Er mußte unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen, er durfte nicht Philosoph, sondern mußte König sein, damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle.«

Manfred rief mir zu: »Sie haben viel versäumt. Herr Thomas Mann hat eben die fesselndste Schilderung Friedrichs II. gegeben, die ich je gehört habe. Er stellte ihn dar als ein Königsopfer von solcher Größe, daß König Oedipus und König Kodros fast erbleichen müssen.«

Wieder zu Thomas Mann gewendet, fuhr Manfred fort: »Meine Teilnahme an der Frage: Friedrich II. ist grenzenlos; dieser König ist mein Leidensgenosse in Apoll; er hat ebensowenig wie ich der Versuchung widerstehen können, eine Iphigenie zu schreiben, – seine ist ein Operntext, geschrieben im Jahre 1748. Wenn aber je die Götter ihn und mich für diese Anmaßung strafen wollen, werde ich zu meinen Gunsten anführen, daß ich ein anspruchsloser Privatmann bin, und daß ich wenigstens nicht Iphigeniens rechtmäßigen und von Gottes Gnaden berufenen Dichter bei seiner Iphigenie gestört habe, wie Friedrich es tat, als er 1779 Goethe zwang, seine Arbeiten an Iphigenie zu unterbrechen, um Rekruten für einen friderizianischen „Kartoffelkrieg" auszuheben. Friedrich II. war die Ursache, daß Goethe fast „das Ei, halb angebrütet, verfaulen" lassen mußte. Erst nachdem er die Rekruten für Friedrich „nach der Physiognomik des rheinischen Strichmaßes klassifiziert hatte", durfte er „in seine alte Burg der Poesie steigen und an seinem Töchterchen kochen".«[1]

Ich fragte, zu Thomas Mann gewandt: »Was meinen Sie mit dem Gegensatz zwischen König und Philosoph? Ist es nicht gerade das Wesen Friedrichs II., daß er der gekrönte

Philosoph war, ganz im Sinne Platos, welcher nur dann Heil für die Welt sieht, wenn die Philosophen herrschen?«

Thomas Mann: »Das Foppende im Wesen Friedrichs beruht auf dem *Dualismus,* den Rousseau auf die Formel brachte: *„Il pense en philosophe et se conduit en roi."* Das ist eine große *Antithese,* die viele lebendige Gegensätze umschließt: den Gegensatz, zum Beispiel, von Recht und Macht, von Gedanke und Tat, Freiheit und Schicksal, Vernunft und Dämon, bürgerlicher Sittigung und heroischer Pflicht.«

Manfred: »Rousseau war vielleicht weniger tiefsinnig, sicher weniger unparteiisch als Sie. Ich fürchte, mit seinem berühmten Verse auf Friedrich II. wollte er sagen: Friedrich redet wie ein guter Weiser, aber er handelt wie ein Schuft. Es war ein eigenartiger Brief, mit dem der verfolgte Rousseau Friedrichs II. Schutz anflehte, und der mit dem Satze begann: „Sire, ich habe viel Übles von Ihnen geredet, ich werde es vielleicht noch ferner tun." Aber wie lächerlich Rousseau auch wirkt, wenn er dann die königlichen Wohltaten ausschlägt und dadurch seine Therese zwingt, das Gewährte hinter seinem Rücken anzunehmen, so hat er doch eigentümlichen Scharfblick für die politischen Beweggründe Friedrichs II. bewiesen. Rousseaus Vers:

Il pense en philosophe et se conduit en roi.
La gloire, l'interêt, voilà son dieu, sa loi.

hätte nicht treffender geschrieben werden können, wenn der Dichter die von Voltaire berichtete erste Fassung des Satzes in *l'Histoire de mon temps* gekannt hätte, in dem Friedrich zur Begründung seines Losbrechens gegen Maria Theresia sagte: *„L'ambition, l'interêt, le désir de faire parler de moi, l'emportèrent; et la guerre fut resolue."*

Hegemann: »Ist Voltaire denn da zuverlässig?«

Manfred: »Vielleicht nicht; in der ersten Veröffentlichung der *l'Histoire* lautet die Stelle: *„ajoutez à ces raisons une armée*

toute prête à agir, des fonds tout trouvés, et peut-être l'envie de se faire un nom; tout cela fut cause de la guerre ...“ Zugeständnisse, die Bismarck nicht gefielen, als er sagte: „Seinen Aufbruch nach Schlesien gleich nach dem Regierungsantritt bezeichnet Friedrich II. selbst als das Ergebnis seines Verlangens nach Ruhm.“ Was immer Sie in diesem Zusammenhang von der Zuverlässigkeit Voltaires halten mögen, mir scheint, er berichtet zum mindesten ebenso zuverlässig wie Bismarck.«

Hegemann: »Schön war aber doch die Güte, mit der Friedrich den verfolgten Rousseau aufnahm.«

Manfred: »Um so mehr, als Friedrich, auch hier Voltaires Beispiel getreulich folgend, den unseligen Rousseau verabscheute und als eine Schande der Literatur bezeichnete.«

Hegemann: »Wie können Sie, Herr Thomas Mann, angesichts solcher Beispiele friderizianischer Herzensgüte sagen: „Friedrich mußte Unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen?“«

Manfred: »Um so mehr, als doch Friedrich II. in Rousseau den Franzosen selbst dann noch achtete, nachdem er zum preußischen Untertan geworden war.«

Thomas Mann überhörte diesen Spott; er sah meinen guten Willen und antwortete mir mit Geduld: »Friedrich, der übermenschlich gekämpft und gelitten hatte, sah in allem Menschenvolk um ihn her nur Pack und kinderzeugendes Gesindel. Es bleibt unverständlich, warum er, bis an den Hals voll Verachtung, für dieses Gesindel so ungeheuerlich zu arbeiten fortfuhr, rastlos sich der Aufgabe unterzog, das Unglück, das er verursacht hatte, wieder gutzumachen, dem Ackerbau, den Finanzen seines Landes zur Genesung half, ganze Industrien hervorrief, eine weitere Provinz hinzuerwarb und sie durch großartige Kolonisation aus ihrem vernachlässigten Zustande erhob,— wenn man sein Pflichtgefühl nicht als eine Art Besessenheit und ihn selbst nicht als Opfer und Werkzeug höheren Willens be-

greift. Sein Fleiß war kalte und glücklose *Passion*. Ausgebrannt, öde und bös, liebte er niemanden, und niemand liebte ihn, sondern sein königliches Dasein bildete einen lastenden, entwürdigenden Druck für alle Welt. Zuweilen möchte man glauben, er sei ein Kobold gewesen, der aller Welt Haß und Abscheu machte und alle Welt hineinlegte, ein ungeschlechtlicher, boshafter Troll, den umzubringen hundert Millionen Menschen sich vergebens ermatteten, da er entstanden und gesandt war, um große, notwendige Erdendinge in die Wege zu leiten. Er selber *ironisierte* den Kampf der sieben Jahre mit dem Worte: „heroische Schwachheiten". Aber er setzte auch Schwarz auf Weiß: Wenn er eine Provinz recht hart strafen wollte, so würde er sie von Literaten regieren lassen ...«

Manfred: »So sagte er und vergaß dabei, daß ganz Preußen derart hart gestraft wurde während der sechsundvierzig Jahre, in denen es von diesem König regiert wurde, der in Kriegs- und Friedenszeiten stets sehr viel mehr Zeit[1] für seine nichtigen literarischen Liebhabereien als für seine königlichen Pflichten gehabt hat.«

Thomas Mann: »Seine Aufklärung war so oberflächlich, daß er sich für kugelfest hielt; und wenn er ausdrücken will, was ihn eigentlich bewogen habe, die süße Ruhe eines der Literatur gewidmeten Lebens gegen die furchtbaren Anstrengungen und blutigen Schrecken des Krieges einzutauschen, so spricht er zusammenfassend von einem „geheimen *Instinkt*". Was er so nennt, war stärker in ihm als die Literatur, es leitet sein Handeln, bestimmte sein Leben, und es ist durchaus eine deutsche Denkbarkeit, daß dieser geheime *Instinkt*, dies Element des Dämonischen in ihm überpersönlicher Art war: der Drang des Schicksals, der Geist der Geschichte.«

Manfred: »Was mich in Ihren Ausführungen besonders in Erstaunen setzt, ist die Überzeugung, die Sie mit preußischen Historikern zu teilen scheinen, daß Friedrichs reichs-

feindliche „heroische Schwachheiten“ und daß der „lastende, entwürdigende Druck, den sein königliches Dasein für alle Welt bildete“ einen Segen für das deutsche Volk bedeuten könne. Sie rühmen Friedrich II. nach, er habe in den zweiten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung gut gemacht, was er in den ersten dreiundzwanzig Jahren gesündigt hatte, und der Anblick dieses angeblich wiedergutmachenden, gleichsam büßenden Königs hat viele seiner unzufriedensten Beurteiler milde gestimmt. Mir scheint aber, man müßte fragen, ob er nicht gerade in der zweiten Hälfte seiner Regierung mit dem „entwürdigenden Druck“, von dem Sie sprechen, noch mehr Schaden angerichtet hat als mit seinen blutigen Bürgerkriegen, die trotz ihrer Fruchtlosigkeit doch wenigstens manchem *gloire*-durstigen Deutschen das seit Prinz Eugens Tode erschlaffte Selbstvertrauen auffrischten. König und gemeiner Mann sind auch in Deutschland wie die menschlichen Schatten der Unterwelt des Odysseus: sie nähren sich vom Blut.

»Wenn Sie aber Friedrich II. als Opfer auffassen und es „eine deutsche Denkbarkeit“ nennen: „Friedrich mußte Unrecht tun, ... damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle“, so wird das den Rembrandt-als-Erzieher- und den H. S. Chamberlain-Germanen wahrscheinlich gefallen, und gewisse Mystiker werden ganz humorlos als weitere „durchaus deutsche Denkbarkeit“ entdecken, das Endziel der „Erdensendung“ dieses großen Volkes sei der Opfertod – wahrscheinlich im Dienste einer höheren Kultur. In einem ähnlichen, mir ebenfalls sehr widerstrebenden Sinne ist die nicht belanglose deutsche Einwanderung nach Amerika manchmal als Kulturdünger bezeichnet worden. Wer, wie ich, auch deutsches Blut in den Adern hat, kommt da wirklich beinahe in Gefahr, den Humor zu verlieren.«

„DES WIRRKOPFES CARLYLE *PROSTRATION* VOR DEM ‚HEROS'"

(Nietzsche)

Thomas Mann wollte nichts von Humorlosigkeit wissen. Er meinte im Gegenteil, »ich wüßte wahrhaftig nicht, in welchem Geiste man besser Weltgeschichte erzählte als im Geiste heroischen Humors.«

Wir versuchten uns über die Bedeutung des Wortes Humor in der geschichtlichen Betrachtung zu einigen, und Thomas Mann erklärte, daß er heroischen Humor recht eigentlich bei Thomas Carlyle und in dessen Heldengeschichte Friedrichs von Preußen finde. Manfred schien erstaunt und aufmerksam nachzudenken; schließlich sagte er: »Daß Sie bei Carlyle Humor finden, überrascht mich. Ich verstehe Sie doch recht: Sie wollen nicht sagen, daß er lächerlich ist, sondern daß seine Äußerungen Humor haben; Sie lächeln mit ihm, nicht über ihn?«

Thomas Mann bestätigte, Manfred habe ihn recht verstanden.

Manfred: »Wissen Sie, daß Carlyle Schotte ist?«

Thomas Mann bejahte. Manfred dachte wieder nach; schließlich sagte er: »Das bedeutet für Sie nicht dasselbe wie für mich. In meiner Heimat sagt man manchmal: *A scotchman never sees a joke*. Der namentlich in Amerika gefeierte englische Dichter Barrie (der alle seine Stücke der großen Maud Adams auf den Leib zu schreiben scheint) hat viel über die Humorlosigkeit der Schotten gescherzt. Den Vorwurf der Humorlosigkeit haben sich viele, die von Schotten abstammen, zu Herzen genommen, und ihre Versuche, Humor zu zeigen, haben oft etwas so eigentümlich Dünnlippiges, Tantenhaftes – ja, es wirkt manchmal drollig; aber wenn Ihnen hier diese Schnurrpfeifer vom Schlage Carlyles so oft in die Quere liefen wie uns in Neuengland, ich glaube, Sie würden sich langweilen, statt zu lachen.«

Manfred stand plötzlich auf, ging zu einem Bücherschrank und rief: »Aber ich glaube, ich kann Sie überzeugen. Hier stehen die sechs Wälzer von je siebenhundert Seiten, die dieser humorvolle Schotte über Friedrich II. geschrieben hat. Mir ist, als ob fast jede Seite die gelehrte alte Jungfer verriete, die gern mittun möchte, ohne ein weites Herz zu haben.«

Manfred öffnete einen der dicken Bände. »Man mag aufschlagen, wo man will,« fuhr er fort, »hier gibt Carlyle den Bericht Wilhelmines, von dem Sie gestern sprachen, über die angeblichen Liebesabenteuer ihres sechzehnjährigen Bruders. Die Markgräfin erzählt leichthin, wie mit einem spöttischen Lächeln; Sie entsinnen sich, wie Bismarck einmal, nebenbei und von oben herab, von den jugendlichen Prahlereien Friedrichs II. auf geschlechtlichem Gebiete spricht. Aber hören Sie, was Carlyle dazu zu sagen hat; sein humorwollendes Lächeln verzerrt sich zur seitenlangen frömmelnden Strafpredigt. Hier, sehe ich, wird zwei-, drei-, fünf-, nein sechsmal auf einer Seite der König von Sachsen, weil er den jungen Friedrich verkuppelt haben soll, „Beelzebub" genannt. Carlyle ruft: *„Heavens, human language is unequal to the history of such things", „unspeakable"*. Die Prinzessin fand Worte, aber Carlyle findet keine Worte; trotzdem redet er weiter: *„Poor young Fritz!"; „poor brother!"; „poor Fritz!"* und immer noch mal „armer Fritz!" Wirklich, arm genug! Hier auf der nächsten Seite wird der arme Junge ein „Rhinozeros im Dreckbad" genannt; hier noch mal; viermal Rhinozeros auf einer halben Seite; hier ein „Rhinozeros, das sich im Dreckbad wälzt; nur die Schnauze ist sichtbar, und dreckiges Gurgeln ist alles, was man hört".«

Manfred schien höchlichst erheitert. »Nicht wahr, da sieht man doch, daß hier Carlyle und nicht der „arme Fritz" das Rhinozeros ist! Im Dreckbad wälzen? Wilhelmine versichert, die Formera sei schön gewesen „wie Venus und die

Gracien"; und die Orzelska? Hier steht Pöllnitz' Urteil: *„of fine figure, had something grand in her air and carriage, and the prettiest humour in the world. She often appeared in men's clothes, which became her very well. People said she was extremely openhanded."* Wenn nicht der ganze Bericht über des „armen Fritz" Erfolge bei diesen Damen wahrscheinlich Aufschneiderei wäre, oder wenn wirklich die Orzelska zum Tagesdienst beim preußischen Kronprinzen befohlen wurde, dann war sie vielleicht dieselbe, an die Friedrich noch 1771 so dankbar zurückdachte (vgl. oben S. 247), vielleicht die einzige Frau aus größerer Welt, die jemals ein nachsichtiges Wort für den „armen" Friedrich II. gefunden hat. In so liebenswürdigen Geschöpfen ein Dreckbad sehen zu wollen, dazu gehört ein eigentümlicher Humor! Wirklich: „armer Fritz", der bis zu seinem Lebensende den „ausgezeichneten Ton" Voltaires lobte; er ahnte nicht, daß der *Ordre pour le mérite* an Carlyle zum Lohne dafür verliehen werden würde, daß er ein Rhinozeros im Stifter des Ordens entdeckte.—Aber nicht genug mit dieser Rhinozerospredigt Carlyles, nein, doppelt genäht hält besser; es folgt über denselben Gegenstand eine zweite Predigt von *„Sauerteig"*, das ist einer der witzelnden Decknamen Carlyles im Stile seines Professors Teufelsdrökh aus dem Sartor Resartus, also unverfälschte Flegeljahre frei nach dem von Carlyle so verehrten Jean Paul. Das erinnert mich an eine besonders schmähliche Selbstentlarvung, die sich Carlyle beschert hat.«

Manfred öffnete den sechsten Band und fuhr fort: »Carlyle schildert hier, wie Friedrich die Wartequartiere seines Kartoffelkrieges von 1778 mit dem Abfassen der *„Eloge de Voltaire"* ausfüllte. Carlyle geht nicht weiter ein auf den Inhalt dieser Ruhmrede Friedrichs auf seinen verstorbenen Lehrer Voltaire, sondern deutet kurz an: ihre Logik ist für uns veraltet; der Leser möge mir gestatten, statt dieser alten eine ganz neue „Ruhmrede" einzufügen: und dann war-

tet Carlyle wieder mit einer seiner teufelsdröhkischen Jean-Pauliaden auf, in der er sein Bedauern ausspricht, daß es für Voltaire keinen Friedrich Wilhelm I. gegeben habe, der ihn im Tabakskollegium hätte mißhandeln lassen können, wie dieser König dort seine deutschen Hofnarren und Akademiepräsidenten prügeln und mit Pech begießen ließ. Wenn es nach Carlyles Wunsch ginge, dürfte man sagen: *Grattez le Russe Frédéric II et vous trouverez le cosaque Frédéric-Guillaume I.* Vielleicht hat nichts so sehr zu der grenzenlosen Verachtung Friedrichs II. für deutsches Wesen beigetragen als die widerliche Gemütlichkeit des Tabakskollegiums, dem beizuwohnen sein Vater ihn oft zwang. Diese heimischen Roheiten, die Friedrich im Verkehr mit gebildeten Franzosen und vor allem mit Voltaire zu vergessen suchte, wünschte der humorvoll frömmelnde Schotte für Voltaire in dem Augenblicke, in dem Friedrich seinen Lehrmeister ehren wollte. Dabei erklärt Carlyle, sein Liebling Friedrich II. sei im Grunde nichts weiter als „verwirklichter Voltaire".«

Manfred griff nach einem anderen Bande. »Oder was sagen Sie zu Carlyles Behandlung der preußischen Rechtsansprüche auf Schlesien, über die Friedrich selbst sich gelegentlich lustig machte (vgl. oben S. 134), und die Sie heute morgen doch, wenn ich recht verstand, auch lächelnd beiseite schoben? Hier spricht Carlyle mit Feierlichkeit von dem Verschulden des Kaisers, diese Ansprüche — es war zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges — an sich gebracht zu haben, und versichert geheimnisvoll: „eine derartige Schuld muß schließlich auf diese oder jene Weise mit Zins und Zinseszinsen heimgezahlt werden". Diese göttliche Gerechtigkeit führt Carlyle dann dazu, den ersten Schlesischen Krieg damit endigen zu lassen, daß er „Österreich gestohlenes Gut ausliefern" läßt. Wenn es Carlyle später darauf ankommt, Friedrichs gesetzwidriges Verhalten in der Streitsache des Müllers Arnold zu rechtfertigen, stellt

er sich auf den entgegengesetzten Standpunkt und kann nichts Lächerlicheres, nichts Gemeingefährlicheres entdecken, als an verjährten Rechtsansprüchen festhalten zu wollen.« Manfred blätterte weiter und begann noch einmal: »Hier spricht Carlyle von der „skandalösen Schmähschrift Voltaires, des Sprechers einer gewissen zahlreichen, unseligen Klasse von Lakaien, die drunten Saturnalien feiern". Carlyle hielt sich für den englischen Propheten Goethes; er übersieht oder verschweigt absichtlich, wie sehr Goethe diese „Schmähschrift" in den Briefen an Frau von Stein gerühmt hat (vgl. oben S. 237f.); diese Briefe sind fünfzehn Jahre vor Carlyles *Frederick the Great* veröffentlicht worden. Scherzhafterweise gibt Carlyle die Unterhaltungen Friedrichs mit dem Fürsten von Ligne in ihrer ganzen Fülle wieder; nur die homosexuellen Witze des Königs läßt er aus.

»In seiner ganzen Aufmachung erscheint mir Carlyle als kein glücklicher Nachahmer seines verschrobenen deutschen Meisters Jean Paul. Es gibt köstliche Sachen bei Jean Paul, aber ich gestehe, ich habe noch nie einen seiner Romane wirklich ganz durchzulesen vermocht, und Carlyle ist noch langatmiger. Alle Einwände Goethes gegen „das wunderliche Wesen" Jean Pauls, den „Chinesen in Rom", treffen in gesteigertem Maße auf den schottischen Nachahmer der Jean Paulschen Manier zu: „es ist wirklich schade um den Menschen, er scheint sehr isoliert zu leben", sagte Goethe über Jean Paul. Dreizehn Jahre lang hat Carlyle an nichts anderem als seinem sechsbändigen Roman „Friedrich der Große" gearbeitet, und es ist rührend – wenn es nicht lächerlich wäre –, wie er nach vollendeter Arbeit von seinem „Ringen mit dem häßlichsten Drachen" erzählt. „Nachdem ich meinen Weg mit größter Anstrengung und nach allen nur möglichen Drehungen und Wendungen durch das unentrinnbare Labyrinth und den Sumpf der Verzweiflung hindurchgefunden hatte, unreine Geschöpfe,

preußische Schafsköpfigkeit, an meinen Busen drückend, um ihnen ihr Geheimnis abzuschmeicheln“ ... ja, was dann? ist er dann etwa „des Himmels Stimme und Gottes Wahrheit“ über Friedrich II. nähergekommen als vor ihm der auch englisch schreibende Macaulay? Wie sagte doch Goethe, als Jean Paul ihn übertrumpfen wollte? „Jean Paul hat aus Geist des Widerspruchs ‚Wahrheit‘ aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen!“ Carlyle scheint das schließlich auch begriffen zu haben; nannte er doch bald seine „Friedrichaffaire“ „nichtssagend wie tausend Jahre alter Mist“ und riet: „Laßt sie denn jetzt in das Meer der Vergangenheit gesenkt werden!“[1] Hier fällt es mir schwer, ihm zu widersprechen. Ich fürchte, Carlyle hat der preußischen Sache mit seinem „Mist“ in den englisch sprechenden Ländern einen schlechten Dienst erwiesen.«

Thomas Mann, dem Manfred kaum etwas Neues gesagt zu haben schien, entgegnete, er könne nur »mit ganzer ungebrochener und unzweideutiger Liebe von Carlyles gewaltiger und liebenswerter Geschichte Friedrichs des Großen sprechen. Carlyles heroischer Humor ist der künstlerische Triumph seines schwerblütig-zähen Arbeits*ethos*, welches fürchterliche Stoffmassen bewältigt und unter sich bringt — nicht, um sich dann über die Dinge lustig zu machen, aber doch, um alle Dinge, auch die *seversten* und gelehrtesten, bis zu einem gewissen Grade lustig und leicht zu machen. Kurz, ich finde, Carlyles Riesenwerk verdient den Deutschen in ungestutzter Pracht erhalten zu werden. Es ist ein Buch für Militärs und Zivilisten, für Erwachsene und gescheite Knaben, für Widergeistige und Militaristen.«

Manfred: »Dabei fällt mir ein, daß ich einmal Theodore Roosevelt, der manches Gute über Kaiser Wilhelm II. zu sagen hatte, mit besonderer Verachtung über den Historiker Carlyle sprechen hörte. Und was Roosevelt sagte, klang

beinahe ganz wie das Wort Nietzsches, das Roosevelt nicht kannte: „Die Formen der *Prostration* vor dem ‚Genie' und dem ‚Heros' sind von jenem alten, anmaßlichen Wirr- und Murrkopfe, Thomas Carlyle, gefunden worden, der ein langes Leben darauf verwendet hat, die Vernunft seiner Engländer romantisch zu machen: umsonst!"«

Manfred, wie entzückt von diesem Nietzscheschen Blitz, stieß einen kurzen Wonneschrei aus und fragte dann, fast verlegen über seinen Ausbruch: »Ob Goethe mehr von seines „Freundes" Carlyle „Friedrich dem Großen" gehalten hätte, als Nietzsche es tat?«

FRIEDRICH ALS VATER DER DEUTSCHEN LITERATUR

Da gab Thomas Mann, auf dessen Gesicht etwas wie wasserkantige Wahlverwandtschaft mit dem schottischen Murrkopfe erschien, dem Gespräche eine Wendung, die es gleichsam zur Fortsetzung der Mitteilungen machte, welche mir Manfred früher schon (vgl. S. 105ff.) über Friedrichs II. Stellung zur deutschen Literatur und über Goethes Abwehr friderizianischer Angriffe gemacht hatte.

Thomas Mann antwortete nämlich: »Es ist gerade Goethe gewesen, der von Friedrich dem Großen gesagt hat, daß durch seine Taten „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen" sei.«

Manfred lachte: »Sie scherzen! Wollen Sie Goethes Worten, aus dem Zusammenhang gelöst, fast entgegengesetzten Sinn geben? oder wollen Sie mich neckend auf die Probe stellen, ob mir die Selbstverteidigung bekannt ist, die Lessing sich gegen Mißdeutungen seiner allerdings friderizianischen aber, ach, so einsamen Minna von Barnhelm vorweggenommen hat?«

Hegemann: »An welches Wort Lessings denken Sie?«

Manfred: »Lessing warnte: „... ich will nicht darauf schwö-

ren, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet“[1].«

Hegemann: »Wollen Sie denn Goethe einen Schmeichler nennen?«

Manfred: »Ach nein! Er war vielerlei, aber ein Schmeichler war er nicht. Doch manchmal war er ein Spaßvogel. Als ihm das Verkehrsministerium von Sachsen-Weimar übertragen wurde, übernahm er die neue Würde mit einem amtlichen Schreiben an den ihn duzenden jungen Herzog, das mit den Worten schließt: „Geruhen doch übrigens Ew. p. die devoteste Versicherung von mir anzunehmen, daß auch bei dieser mir gnädigst übertragenen *IncumbenzHöchstderoselben* höchstes *Interesse* ich überall nach allen meinen Kräfften zu befördern und dadurch diejenige ohnverbrüchlichste Treue zu bewähren suchen werde, mit welcher ich zu ersterben die Gnade habe Ew. pp.“ Friedrich der Große hatte oft genug auf das verschrobene Kanzleideutsch geflucht (das fast so schlecht war wie sein eigenes „Kutscher“-Deutsch); es wäre an der Zeit gewesen, daß Goethe sich nicht länger den Bemühungen des großen Königs für die Verbesserung der deutschen Sprache widersetzt hätte.«

Manfred lachte so gutmütig, daß man ihm nicht böse sein konnte, und fuhr, nicht eben höflich, fort: »Aber Goethe folgte lieber seiner großen Lehre: „Sagt es niemand, nur den Weisen“, namentlich wo es sich um die Geheimnisse geistiger Großmächte handelt.«

Thomas Mann lächelte, ohne übelnehmerisch zu sein, und antwortete: »Was könnte ein Weiser denn hineingeheimnissen in das scheinbar so eindeutige Goethewort, das ich anführte?«

Manfred: »Ich bitte Sie, lesen Sie diese oft aus dem Zusammenhang gelöste Äußerung Goethes in ihrem Zusammenhange, und Sie werden finden, wie sie zur Verurteilung Friedrichs II. führt.«

Da ich wußte, daß Manfred gerne bei der Unterhaltung unmittelbar aus den Quellen schöpfte und sehr wirkungsvoll aus großen Schriftstellern vorlas, bat ich ihn: »Ich möchte wirklich, Sie läsen uns diesen erstaunlichen Zusammenhang einmal vor.«

Als Thomas Mann kein Zeichen der Ungeduld gab, sagte Manfred: »Gut, ich will Ihnen einmal einige der springenden Sätze vorlesen.« Er griff nach „Dichtung und Wahrheit" und las vor, sich von Zeit zu Zeit mit eingestreuten Bemerkungen unterbrechend:

»„Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein *nationeller;* an Talenten war niemals Mangel". – „In allen *souveränen* Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das Lustlager (König Augusts von Sachsen) bei Mühlberg der erste würdige, wo nicht *nationelle,* doch *provinzielle* Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige, die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feste aller Art: Beschäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie. Freilich hatte dieser Gegenstand einen inneren Mangel: eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine Tat hervortreten konnte." – „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." – „An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte." – „Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der Tat entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form,

als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.“

»Es ist recht scherzhaft, daß nicht nur Gleim durchaus kein Mitstreitender, sondern obendrein noch ganz besonders unpreußisch deshalb war, weil er keinen Hunger litt; er erfand seine geschickt im englischen Balladenton — frei nach Klopstock — dem „Tod fürs Vaterland“ entgegenstürmenden Grenadiere nebst stampfenden Rossen und schmetternden Kriegstrompeten in der auskömmlichen Muße eines behaglichen Junggesellendaseins. Derartig zu *„affektieren“* hat Goethe 1792, als er dabei war, und 1813, als er nicht einmal seinem Sohn dabei zu sein erlaubte, abgelehnt. Auch ist keines der Erzeugnisse von Gleims geistiger In- und Unzucht heute noch am Leben; keines hat die ewige Jugend von „Prinz Eugen, der edle Ritter“. Ähnlich steht es mit dem anderen friderizianischen Sänger, dem Goethe Höflichkeit widerfahren läßt. Goethe sagt:

»„Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Taten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Wert. Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst.“

»Fast klingt es, als ob Goethe sagen wollte: Bei friderizianischem Gehalt sind Gleim und Ramler der Anfang und das Ende der Kunst. Die „gehaltvollen Gedichte“ Ramlers sind trotz ihres „unzerstörlichen Wertes“ und ihres, von Friedrich dem Großen gelieferten „wahren und höheren eigentlichen Lebensgehaltes“ heute völlig vergessen, und selbst Erich Schmidt, der den Goetheschen *„Euphemismus“*[1] über die Einwirkung Friedrichs II. auf die deutsche Literatur humorlos übertreibt, wagt von „Ramlerschen Rodomontaden“ zu sprechen. Was Goethe von der Entwicklung des sich an Friedrich II. „heranbauenden“ Gleim hielt, hat er

so unbarmherzig seinem gegen Friedrich gerichteten Aufsatz „Literarischer Sanscülottismus“ vorangeschickt« (vgl. oben S. 113), »daß man fast glauben muß, Gleims Anspruch auf Ruhm als friderizianischer Heldendichter beruhe nur auf seinem Mut, sich als einziger an einem derart unpoetischen und volksfeindlichen Helden versucht zu haben. Goethe hat die Gleimsche Nichtigkeit auch in „Dichtung und Wahrheit“ aufgedeckt und sagte dort:

»„Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal *concis* in den Kriegsliedern. Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet“. Oder: „Gleim hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohltaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte“.

»Hier deutet also Goethe an, wie man „wirklich der Literatur zu Ehren hilft“, nämlich auf eine Art, die Friedrich II. Deutschen gegenüber hartnäckig versäumt hat. Einmal sandte er zwar der Dichterin Karschin einen Taler, aber sie schickte ihn zurück.

»Doch aus den von Friedrich II. angeregten, lebensunfähigen Plattheiten ragt ein Kunstwerk hervor. Goethe fährt fort:

»„Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theater*produktion* von *spezifisch temporärem* Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat: Minna von Barnhelm... Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung er-

zeugt ist... Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegeneinander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemütern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den *Subalternen* wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt“. »Hier ist also wirklich ein einzelnes lebendiges Kunstwerk – die damals massenhaft gedichteten Kodrusse, Philotasse und wie die sich opfernden Könige alle heißen mögen, sind vergessen – das Friedrich dem Zweiten etwas verdankt und dem Goethe deswegen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte. Er denkt dabei besonders an den Inhalt, denn der Sieg der Lessingschen Form war ja, wie Goethe 1809 Falk gegenüber aussprach, gegen Friedrich II. und die Franzosen errungen. Bei der inhaltlichen Güte und der vollendeten Form der „Minna“ ist es um so erstaunlicher, daß dieses Werk, wie mit Unfruchtbarkeit geschlagen, keine lebenskräftige Nachfolge erwecken konnte, weil Deutschland doch das Land der Nachahmungen zu sein scheint; Goethe sagt, auch in „Dichtung und Wahrheit“: „Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will.“ Zwar ergoß sich ein Strom von „Abgedankten Offizieren“, und Husarenmajore wurden die

Lieblinge der preußischen Bühne; aber das deutsche Lustspiel blieb ungeboren. Was könnte man auch hoffen in dieser preußischen „*nation*", in der es für schicklich galt, den Geist der „Minna von Barnhelm" dadurch zu würdigen, daß man sie in Berlin aufzuführen verbot. Nachdem Lessing Berlin entrüstet verlassen hatte (vgl. oben S. 233—34 und 119), um am Hamburger Nationaltheater sein Glück zu versuchen, mußte er sogar von dort berichten (4. VIII. 67!): »Habe ich nun nicht recht, daß man meine Minna nicht aufzuführen wagen würde? Hier ist sie auf Ansuchen des Herrn von *Hecht* (des Vertreters von Preußen) zu spielen verboten, und dieser sagt, daß er den Befehl dazu von Berlin erhalten.«
Hegemann: »Warum wurde Lessing in Berlin verfolgt?«
Manfred: »Darauf muß Ihnen der Historiograph Preuß antworten, der uns Band II, S. 372f. folgendes schreibt: „Eine besondere Erwähnung verdient die große Unzufriedenheit und das viele Unglück, welches (nach dem Kriege) die Verabschiedung der zahlreichen Freikorps veranlaßte... Seine Zufriedenheit mit den Leistungen der Freikorps spricht der König vielfach in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges aus; am deutlichsten beim Ausbruche des baierschen Erbfolgekrieges (1778), wo er wieder Freikorps bilden ließ, zum Beispiel durch den Grafen Haerd, dessen Freikorps trotz seiner ausnehmenden Tapferkeit gegen das Versprechen des Königs auch 1779 wieder aufgelöst wurde... Offiziere und Gemeine irrten 1763 und 1779 hülflos umher; die Chefs und Stifter der ausgezeichneten Freikorps aber: von Kleist, Graf Haerd, Quintus Icilius und andere Ehrenmänner, fanden sich durch diesen harten Schlag sehr tief gekränkt."
»Am 5. März 1763 spottet d'Argens in einem Brief an den König über die schlechte Behandlung des Freikorps Quintus Icilius. In seiner Antwort (10. III.) entschuldigt sich der König mit seiner schwierigen „Lage" und tröstet sich mit den niederträchtigen Worten: „Ich verabschiede die

Eingebornen und behalte alle Ausländer“ (so daß er beide für seinen nächsten Krieg wieder zur Hand hat!). Ist nicht all dies sehr bedeutsam für die Beurteilung Lessings?!

Der mißhandelte Tellheim-Icilius war sein Freund, derselbe, von dem Goethe sagt, daß er sich beim König „etwas herausnehmen durfte“[1], und der es deshalb gewagt hat, seinen Freund Lessing dem widerstrebenden Könige zweimal als Bibliothekar zu empfehlen. Der Witwe des Icilius galt einer der wenigen Besuche, die Goethe in Berlin gemacht hat. Preuß' Bericht über Friedrichs Wortbruch gegen seine Freikorps läuft folgendermaßen weiter:

»„Da Lessing diesen empfindlichen Gegenstand in seiner Minna von Barnhelm leise berührt hatte, fand die Aufführung dieses Lustspiels 1768 (?) viele Schwierigkeiten in der Hauptstadt.“ Schreit das nicht zum Himmel? Lessing hatte in seiner „Minna“ den wortbrüchigen König in einen guten König um-idealisiert; das heißt Lessing versuchte mutig die „Riesenarbeit der Idealisierung des Charakters Friedrichs II.“, vor der Schiller später zurückschreckte. Und zum Dank dafür fand Lessings Stück „viele Schwierigkeiten in der Hauptstadt,“ die wegen angeblicher, das heißt also friderizianischer Pressefreiheit berühmt wurde. Kann man so etwas ohne Empörung lesen?«

Hegemann: »Vergessen Sie nicht, der König war zu arm, als daß er sein Wort hätte halten können.«

Manfred: »Der Kgl. Historiograph Preuß berichtet aber (II, 387 und I, 273), daß Friedrich II. gleich nach dem Siebenjährigen Krieg zweiundzwanzig Millionen Thaler für sein völlig überflüssiges „Neues Palais“ und später (1771) sogar ganze 244 300 Thaler für ein Militairwaisenhaus ausgegeben hat. Und Preuß berichtet auch (III, 367): „Lessing schrieb sein Meisterwerk (die Dramaturgie) in Hamburg, wohin er sich aus Verdruß wandte, als seine ‚Minna‘, welche nachher als ein wahres preußisches Nazionalstück angesehen wurde, in Berlin nicht gleich gegen werden bedurfte“.«

Hegemann: »Nicht gleich? also später wurde es doch gegeben?«

Manfred: »Ja, hurrah, „Minna" wurde aufgeführt, in Berlin und – in französischer Sprache! *»Minna de Barnhelm«!* in Berlin! Als Übung für ein Mädchenpensionat? Nein, auf der ersten Bühne der Hauptstadt für die „Gebildeten" Berlins! In dieser lächerlichen Verirrung zeigt sich der wahre Einfluß Friedrichs II. auf die preußische Literatur! Goethe erwähnt nicht die Absage, die Lessing, nach näherem Bekanntwerden mit dem friderizianischen Preußen, an Friedrich II. ergehen ließ, das Ärgerliche: „Was hätte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?"[1] Goethe sagt nur: „Lessing... knapp in der Minna, lakonisch in der Emilia Galotti, kehrte erst später zu einer heiteren Naivität zurück." Was die Abkehr von Friedrich II. betrifft, beschränkt sich Goethe darauf, seine eigene zu schildern: »„Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle *Autorität* verschwinden und ich selbst an den größten und besten *Individuen*, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte. Friedrich II. stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt,[2] und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das Beste dachten. Sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Pläne und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. Solange es von

ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genötigt gewesen, eben diese Fehler wieder gutzumachen; und bloß daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbige Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geschickte Weise wieder ins gleiche zu bringen. Man dürfe den Siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert[1] und selbst schuld daran gewesen sei, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte." Als Goethe dies schrieb, stand er im Dienste eines schwachen Fürsten, der mit dem übermächtigen Friedrich nahe verwandt war.

»Klarer konnte Goethe doch wohl kaum sagen, warum seine knabenhafte Verehrung für „diesen merkwürdigen Fürsten" erkaltet ist. Wenn Goethe „Dichtung und Wahrheit" fortgesetzt hätte, würde er vielleicht diesem Bekenntnis erläuternd hinzugefügt haben, was er etwa von Schillers Plänen, eine Frideriziade zu dichten, wissen mochte, die in dem verzweifelten Ausruf Schillers endeten: „Friedrich II. ist kein Stoff für mich... Ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen", – übrigens eine Bemerkung, die auffallend an Voltaires Ausruf erinnert: *„je ne peux en conscience aimer Luc: ce roi n'a pas une assez belle âme pour moi"*. Aber Goethe will ja nur die geschichtliche Entwicklung der deutschen Literatur in seiner eigenen Jugendzeit schildern; so berichtet er denn,

wer die Geister waren, die den Deutschen eine Literatur schufen, bevor und nachdem sich Friedrichs II. Einfluß in Gleim, Ramler und der einsamen Minna von Barnhelm erschöpft hatte. Darüber wird Goethe ganz ausführlich:

»„Gellerts Schriften waren lange Zeit schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur“ ... „Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eigenen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen ... Ernst und gründlich erzogen, ... wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen.“

»Friedrich II. hätte sich sicher schnöde bedankt, etwas mit der Messiade zu tun zu haben. Klopstocks Messiade steht ganz unter Miltons Einfluß. Als Friedrich II. im Siebenjährigen Kriege klagte, keine Zeit mehr für die innere Verwaltung Preußens zu finden,[1] und statt dessen eine vierzehn Druckseiten lange Epistel an den englischen Gesandten reimte, beglückwünschte er ihn zwar zu der Weisheit, mit der die Engländer die Tyrannei der Könige einschränkten, aber er versicherte auch, zehn Jahre nach Erscheinen der Messiade, daß er gern „die Engel und Teufel dem bizarren Schriftsteller Milton als unerschöpfliche Gegenstände“ überlasse. Was dagegen für Goethe und seine Schwester Klopstocks Messiade von frühster Jugend bedeutete, hat Goethe in einem früheren Buche von „Dichtung und Wahrheit“ lebendig geschildert. Über die Bibel, deren Verspot-

tung man ohne zu übertreiben Friedrichs II. Lieblingsunterhaltung nennen könnte, sagt Goethe: „Ich für meine Person hatte sie lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen.“—Wenn Goethe sagt: „fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig“, meint er in der Tat die Bibel und nicht die Größe Friedrichs II., wie die preußischen Geschichtschreiber und Germanisten gerne interpolieren möchten. Um zu ermessen, wieviel größere Bedeutung als die Großtaten Friedrichs II. die biblische Überlieferung nicht nur für Gellert, Klopstock und Goethe, sondern überhaupt für die Literatur und die sittliche Bildung der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts gehabt hat, muß man sich daran erinnern, wie selbst der aufklärungsfreundliche Lessing sein Bedauern darüber aussprach, daß das schlechte Beispiel eines Zynikers auf dem Throne im Volk die Achtung vor Heiligkeit und Religion untergraben und daß das von oben gestützte „rationalistische Berlinertum“ allenthalben schlimme Früchte reifen werde. Aber es gab in der deutschen Literatur auch weniger auf der Bibel fußende Mächte als Gellert, Klopstock und Goethe. Goethe fährt fort:

»„Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das schönste Naturell... Wie manche seiner glänzenden Produktionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre.“ Und dann schildert Goethe ausführlich den Einfluß Wielands.

»Kurz, mir scheint, die so oft behaglich angeführte Bemerkung Goethes über den „ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt“ will sagen, daß die friderizianischen Kriege zwar Dichterlingen vom Schlage der Gleim und Ramler und Karschin einen höheren Gegenstand lieferten als das Lustlager des Königs von Sachsen oder die Nachahmung Anakreons, daß diese Kriege an Bedeutendem nur

die „Minna von Barnhelm“ anregen konnten, die aber im Berlin Friedrichs II. zum geistigen Tode verdammt war; so daß „das Dichtergenie sich seine eigenen Verhältnisse selbst schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte“. So Goethe; und Schiller sang:

Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Selbst erschuf er sich den Wert.

»Warum das verkleinern wollen!? Und wenn Sie etwa der Schwabe Schiller in seiner Bescheidenheit nicht überzeugt, so lassen Sie sich vom Preußen Ernst Moritz Arndt aus Rügen versichern: „Man tut Friedrich II. zuviel Ehre, wenn man von Berlin das teutsche Licht und jedes edlere Streben ausgehen läßt... Nein, vom Süden und aus der Mitte Germaniens kam teutsche Kunst und jede edlere Bildung. Geh nach Schwaben und nach dem Rheinstrom, da klingen dir die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen; manche kleine Reichsstadt hat Teutschlands edlerer Bildung eben soviel gegeben als der ganze märkische Sand. Es ist auch unmöglich, daß in einem so strenge gehaltenen und gespannten Soldatenstaate je das Genialische und Künstlerische aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemütlichkeit bei den Menschen will. Die sind in diesen *Klimaten* selten, in diesen Regierungen nie.“ So urteilte Arndt in „Geist der Zeit“ kurz vor der Schlacht bei Jena.«

Hegemann: »Ich gestehe, weder von Gellert noch von Klopstock oder Wieland viel gelesen zu haben; aber ich habe mir von meinen Lehrern versichern lassen, daß auch die Leistungen dieser Schriftsteller nicht möglich gewesen wären, wenn nicht hinter ihnen, gleichsam überirdisch, Friedrich der Große gestanden hätte, der die Würde und Selbstachtung der Deutschen begründete, aufrichtete, stärkte und zum Siege führte.«

Manfred: »Ich weiß es. Wieland hat gesagt: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glücke, unter

seinem Stocke, *sive* Zepter, zu stehen, bewahre uns der liebe Gott!“ und daraus leiten die preußischen Hochschullehrer das Recht ab, im „Roßbach der Deutschen“ die *Hippokrene* sogar der Wielandschen Muse zu sehen. Mir aber scheint, dieser Bach fließt bei näherer Betrachtung so trübe, daß Friedrichs II. Bewunderer gut daran täten, etwas Besseres zu finden. Aber nehmen Sie die Messiade, wo Zweifel ausgeschlossen sind: die über alles wichtigen zehn ersten Gesänge erschienen zwischen 1748 und 1755, also lange bevor durch die wundertätige Schlacht von Roßbach Friedrichs des Großen französisches Gedicht auf die französischen Hintern in die Pornographie[1] und „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie“ kam. Der voreilige Klopstock dichtete also sein größtes Werk zu einer Zeit, der noch Friedrich II. nur als Parteigänger der Franzosen bekanntgeworden, und — mehr als das — in einer Zeit, der Friedrich II. als die Ursache der unerhörtesten Demütigung Deutschlands bekanntgeworden war: denn es war doch nur Friedrich II. gewesen, der es 1742 dem Marschall Belle-Isle, dem Vertreter Frankreichs bei der Wahl des deutschen Kaisers, möglich gemacht hatte, nicht nur wie ein deutscher Kurfürst mitzuwählen, sondern als der mit prunkender Anmaßung auftretende Drahtzieher der kaiserlichen „Marionette“ zu erscheinen. „Marionette“ nannte Friedrich II. einmal selbst seinen bayrischen Kaiser Karl VII., den Ludwig XV. fast gleichzeitig zum französischen Generalleutnant und zum deutschen Kaiser ernannte und der seine Krone nur der Zügellosigkeit verdankte, mit der sich unter Friedrich II. „der preußische Partikularismus gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen auflehnte“, wenn ich mich des denkwürdigen Ausdruckes wieder bedienen darf, den Bismarck geprägt hat. Bismarck nannte diese Auflehnung „schädlich und gefährlich“; er sah in ihr keine große deutsche Tat, die der Würde der Deutschen auf die Beine half. Wenn

wirklich die preußischen Verehrer Friedrichs II. zu behaupten wagen, daß diese „schädliche und gefährliche" Tat ihres großen Königs den Milton-begeisterten Abiturienten von Schulpforta mit der sittlichen Würde erfüllte, die er brauchte, um seine Messiade zu beginnen:

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,

dann müßte man zweifelnd fragen:

Aber, o Tat, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich dir auch nahen die Dichtkunst?

»Aber ich bin vielleicht ungerecht. Die Haltung der preußischen Geschichtschreiber verdient wahrscheinlich Bewunderung; man könnte sie goethesch nennen. Denn Goethe hat zwar gewarnt: „Der Patriotismus verdirbt die Geschichte", aber er hat auch bemerkt: „Wer die höchste Gewalt besitzt, hat recht; ehrfurchtsvoll muß man sich vor ihm beugen", und „Die geschriebene Geschichte ist ein großer Euphemismus". Das soll doch wohl heißen: Die Dichter und Gelehrten eines Volkes haben die Pflicht, ihm seine Vergangenheit genießbar zu machen. – Doch ist man manchmal versucht zu fragen, ob die preußischen Geschichtschreiber in ihren Schlußfolgerungen aus Goetheschen und verwandten Lehren nicht zu verwegen und ob sie nicht in Gefahr sind, die Behauptung de Maistres zu beweisen, daß „die Geschichtschreibung eine dauernde Verschwörung gegen die Wahrheit" sei. Wie dem auch sein mag, Ottokar Lorenz hat recht, wenn er sagt: „Der uns heute manchmal vorgezeigte Friedrich der Große sieht wirklich anders aus als der Goethesche". Jedenfalls ist es lobenswert, daß die preußischen Geschichtschreiber „die Riesenarbeit der Idealisierung" ihres großen Königs, diese Arbeit, vor der Schiller zurückschreckte, mutig in Angriff genommen haben, und es steht nur zu wünschen, daß die störenden Dokumente, von denen doch wohl unbesonne-

ner- und unnötigerweise viele in den letzten Jahren gar veröffentlicht wurden, möglichst bald vertilgt werden.

»Beim Versuche, eine preußische Literaturgeschichte zu schaffen, stellen sich den Historiographen große Schwierigkeiten in den Weg. Man erinnert sich des Abenteuers des Berliner Professors Erich Schmidt: er versuchte Friedrichs II. Stellung zur deutschen Literatur zu retten und wollte gern Friedrichs Unterhaltung mit Gellert über deutsche Kunst zu einer Quelle preußischen Ruhmes machen. Gellert, der ein bescheidener, vielleicht etwas furchtsamer Mann war, hatte es gewagt, im Gespräch mit Friedrich anzudeuten: *„Des Augustes feront des Virgiles“*. Gellert mag diese kleine Vermahnung des französischen Preußenkönigs für statthaft gehalten haben, weil er ahnen mochte, daß der dreimalige Eroberer Schlesiens in seiner *dissertation* einmal genau dasselbe sagen würde. Aber auch diese bescheidene Kühnheit verzeiht Erich Schmidt dem kleinen Gellert kaum; jedenfalls läßt der große Berliner Professor Friedrich II. „die *lapidare*, wahrhaft niederschmetternde Antwort geben, Sachsen habe ja zween Auguste gehabt“. Man bedenke, wie *„lapidar“* diese *„Lection“* (so nennt es Erich Schmidt) in der Tat gewesen wäre, wenn nicht ungeschickterweise wirklich – wie übrigens der Berliner Professor an anderer Stelle selbst mitteilt – damals die Preußen mit einem „sehr empfindlichen Abstand der Bildung“ hinter den Sachsen zurückgestanden hätten und wenn nicht des Kronprinzen Friedrich Besuche am Hofe des sächsischen Augustus genügt hätten, um den künftigen Preußenkönig auf Lebenszeit zum Nachahmer der damals in Sachsen beliebten barocken Musik und Baukunst zu machen (sehr zum Kummer seiner gepeinigten Baumeister, die, anders als Friedrich, zwischen 1728 und 1786 etwas hinzugelernt hatten).[1]

»Ja, *„lapidar“*, statt unehrbietig und schnodderig, wäre die von Friedrich erteilte *„Lection“* gewesen, wenn nicht

die Bahnbrecher der deutschen Literatur, Gellert und Lessing, Sachsen wären; wenn nicht auch der Sachsen-Weimarsche Hofmusikus und Leipziger Musikdirektor, dessen Büste in der Berliner „Siegesallee" das Denkmal Friedrichs, des großen Förderers der Künste, verherrlicht, ein Sachse wäre; wenn nicht der Bahnbrecher der deutschen Literatur Klopstock, geboren unter der dompröpstlichen Herrschaft der schönen Mutter Moritzens von Sachsen, seine wahrlich erstaunliche Erziehung (die Goethe rühmt) auf einer Fürstenschule Sachsens genossen hätte (in Preußen hätte er sie unmöglich erwerben können); wenn nicht Gottsched, den der große Friedrich II. als „den sächsischen Schwan" angedichtet hat, aus seiner preußischen Heimat geflohen wäre, um sich vor den preußischen Werbern – nach Sachsen zu retten; wenn nicht Winckelmann, ohne den der Aufstieg der deutschen Literatur undenkbar ist, zwar in Preußen geboren, aber entrüstet den Preußenkönig „den Schinder der Völker" genannt und ausgerufen hätte: „Mein Vaterland ist Sachsen, ich erkenne kein anderes, und ist kein Tropfen preußischen Blutes in mir"; wenn nicht die preußischen Historiographen gern die Worte der Anerkennung wiederholten, die Friedrich II. dem vertriebenen Winckelmann durch nachträgliche auszeichnende Behandlung noch ablockte, nachdem Winckelmann in Sachsen Zuflucht gefunden und berühmt geworden war; wenn nicht trotzdem Friedrich II. zu seinen Vertrauten mit Hohn über die – nicht unbescheidenen – Ansprüche des nach Sachsen geflohenen Winckelmann gesprochen hätte;[1] wenn nicht schließlich noch der junge Goethe, statt andächtig im preußischen Halle zu studieren, zu allererst eine sächsische Hochschule besucht hätte, bevor er sich wieder nicht nach Halle oder Königsberg, sondern nach dem Elsaß wandte, das Friedrichs staatsmännisches Genie kurz vorher den Franzosen gesichert hatte; man braucht nicht daran zu erinnern, daß auch Herder sich nur entfal-

ten konnte, indem er seine ostpreußische Heimat, in der er keinen frohen Tag gehabt hat, mit bitteren Klagen über seine unzureichende Erziehung verließ, um zusammen mit den Reichsstädtern Wieland und Goethe Zuflucht zu finden, nicht in der Hauptstadt Friedrichs II., der der staunenden Welt angekündigt hatte, er wolle Berlin „zum Tempel der großen Männer machen", sondern in Sachsen-Weimar und – so wollte es die spöttische Weltgeschichte – auch unter einem August, einem kleinen sächsischen, nein, einem großen deutschen August, den gefordert zu haben dem kleinen Gellert die „wahrhaft niederschmetternde Antwort" Friedrichs des Großen und den Spott des Berliner „Universitäts-Professors" Erich Schmidt eintrug.

»Die Hoffnung, daß es gelingen könne, alle diese Tatsachen allmählich umzudeuten oder sie als zufällig oder nebensächlich zu beseitigen, gründet sich auf die herzliche Freude, die die Deutschen empfanden, als Friedrich die Franzosen, nachdem er sie wiederholt als Bundesgenossen ins Land gerufen, bei Roßbach auch einmal schlug.«

»*EXPÉDIENS FRIVOLES*« VOR UND NACH ROSSBACH

Manfred fuhr fort: »In seiner *l'Histoire de mon temps* spottet Friedrich weidlich über den Kurfürsten von Hannover, der die Franzosen 1743 bei Dettingen besiegte und sich nach der Schlacht nicht dagegen wehrte, als man ihm einen Lorbeerkranz an den Hut steckte. Friedrich II. hatte guten Grund, einen Sieg über die Franzosen zu verspotten; über diese selbe Schlacht von Dettingen grollte Rousseau in der Neuen Heloise: „Der französische Soldat ist so leichten Kaufs zu übermeistern, wenn er von Hofschranzen befehligt wird, die er verachtet, und das kommt so oft vor, daß man nur der Hofränke und der Gelegenheit warten darf, um das tapferste Volk des Festlandes zuverlässig zu

besiegen". Die Unfähigkeit der französischen *„generaux timides et sans nerf"* war oft die Zielscheibe friderizianischen Spottes. Immerhin war es nicht der Kurfürst von Hannover gewesen, der die Franzosen ins Land geholt hatte; warum ist also der Ruhm als Vorkämpfer der Deutschen, den Friedrich II. bei Roßbach durch das anderthalbstündige Gefecht gegen anerkannt unfähige Generale erwarb, besser als die von Friedrich verspotteten Lorbeeren des Kurfürsten von Hannover? Weil die „zahme Schlacht" bei Roßbach (so nannte sie Friedrich selbst) die Überlegenheit einheitlicher Heeresführung über die Zerfahrenheit zankender Generale, weil sie die Überlegenheit des preußischen Prügeldrills über die alte, mehr landsknechtmäßige Fechtweise in so lächerlicher Deutlichkeit vor Augen führte? Es war gar lustig, die Berichte anzuhören, wie die verblüfften Haufen der Reichsarmee und der Franzosen davongelaufen waren.

»Wie der Sieg von Roßbach zu verstehen ist, darüber hat uns Friedrichs II. „Lieblingsschwester" Wilhelmine in ihrem Briefe vom 11. September 1757, also schon kurz vor der Schlacht eindeutigen Aufschluß gegeben. Sie schilderte den Anmarsch der Reichsarmee (die dem neuen preußischen Prügel*exercitium*[1] noch ebensowenig gewachsen war wie die Franzosen vor 1792) folgendermaßen:

»„Die zweite Kolonne der Reichsarmee hat uns ein recht lächerliches Schauspiel gewährt. Sie befand sich letzten Donnerstag (8. September) in den *Defileen* nach Koburg zu, als ein jüdischer Heereslieferant mit verhängten Zügeln angesprengt kommt und schreit: ‚Die Preußen sind da! Die Preußen sind da!' Sofort schneiden die Bauern die Stränge der Pferde durch, spannen die Ochsen aus und retten sich auf die Berghöhen. Ein Teil der Truppen nimmt Reißaus, ein anderer zieht sich heulend auf eine Anhöhe zurück. Die Protestanten rotten sich zusammen und rufen: ‚Es lebe der König von Preußen, unser Erlöser!' Schließ-

lich hat man die Bauern mit Peitschenhieben gezwungen, die Wagen aus dem Hohlweg herauszuziehen. Man hat die Truppen wieder versammelt und sie bunt durcheinander wie eine Hammelherde auf Meiningen rücken lassen. Die Württemberger, die gleichfalls im Marsch waren, haben kehrtgemacht.“

»Ein paar Wochen später, bei Roßbach, übernahm dann Friedrich II. die Rolle des von Wilhelmine geschilderten „jüdischen Heereslieferanten“, und alle Welt lachte über den Spaß.«

Hegemann: »Wie ungerecht Sie sind! Die panische Flucht der Feinde war doch nur möglich, weil selbst ein Heereslieferant furchtbar wird, wenn man vor dem Geiste des großen Königs zittert.«

Manfred: »Sie meinen, die Preußen mit oder ohne „Geist des großen Königs“ hätten nicht genau so gut verstanden, daß Ausreißen das Vernünftigste in derartig verrückten kabinettspolitischen Kriegen ist? Als Friedrich II. seinem wirklich hochverdienten General von Wobersnow geschrieben hatte, er sei „ein *mediocrer* General, der betrunken, die Armee nicht toller kommandieren könnte“,[1] und als statt des abgesetzten, die Schlacht widerratenden Wobersnow der von Friedrich eigens ausgewählte „*Dictator*“ von Wedell bei Kay am 23. Juli 1759 von den Russen jämmerlich geschlagen worden war, tröstete sich der „Geist des großen Königs“ über seine Urteilslosigkeit mit dem Brief an Wedell: „mihr hat es geahnet, das Ding würde Schüf gehen... die Leute wahren verblüft... nur mehr nicht daran gedacht... es ist Seine Schuldt nicht, das die Schurken So schendlich davon Laufen“. Und wie war es denn bei Kunersdorf oder selbst einem „Siege“ wie Zorndorf? „Diese Schlacht haben wir nicht gewonnen, sondern erbettelt. Der Sieg ist unser gewesen, weil die Russen ihn nicht wollten“, sagte Friedrich zu de Catt. Er behielt ein gutes Gedächtnis dafür, daß selbst das geprügelte preußische Heer nicht

alle königlichen Fehler mitzumachen fähig war. Als Capitän von Brinken aus dem Regiment Steinwehr um Beförderung bat, verweigerte sie der König mit den Worten: „Sein Regiment ist beständig vohr den Feindt gelaufen, und mus er nothwendig allerwegens mitgelaufen Seindt". Auch die Invaliden des Regiments Syburg blieben von aller Versorgung ausgeschlossen. Der König entschied: „Bei Zorndorf hat das Regiment gelaufen das ich Sie erst den andern *Tag* zurücke gekrigt habe und bei Kunersdorf seindt Sie nicht acht *Minuten* ins *Feuer* geblieben". Ähnlich ging es anderen Regimentern. Wenn noch lange nach dem Krieg um Invalidenunterstützung gebettelt wurde, lautete die Antwort des Königs: „Das *Regiment* hat den gantzen Krig geberenheitert (Bärenhaut!). Solche Leute Krigen nichts". Daß viele andere auch nichts kriegten, muß „solcher Leute" Trost gewesen sein. Der Kgl. Historiograph Preuß (II, 374) beginnt seinen „Panegyrikus" auf Friedrichs Invalidenfürsorge mit den Worten: „Wir müssen es hier gleich von vorneherein bekennen, daß aus Friedrichs Armee, nach *offizieller* Angabe, im Jahre 1779 noch 3443 unversorgte Invalide vorhanden waren". Nach *offizieller* Angabe und sechzehn Jahre nach Beginn des „Neuen Palais"![1]

»Wenn also die Preußen trotz dieser guten Behandlung und trotz der ihnen stets drohenden preußischen Spießruten und in unmittelbarster Gegenwart ihres „großen Königs" „nicht acht *Minuten* ins *Feuer* zu bleiben" verstanden, war es sicher ein besonderer Spaß für ganz Deutschland, auch die ungeprügelten[2] Franzosen unter einem neuen Verlegenheitsfeldherrn wie Soubise (der „mediocer", aber nicht „betrunken" war) nach anderthalb Stunden einmal „schendlich davon laufen" zu sehen. Wer aus derartigen Siegen oder Niederlagen Kummer oder Stolz saugt, kommt mir ebenso vernünftig vor wie der Würfelspieler, der sich für ein Genie hält, weil er drei Sechsen geworfen hat. Mir scheint, wer etwas Lachhaftes sucht, kann nichts lächerli-

cheres finden als die preußische Prügel-*Disziplin*, die auch den Generalen in die Knochen gefahren ist. Dank dieser *Disziplin* vermochte bei Maxen der preußische General Fink („von dem Friedrich gesagt, daß er ein zweyter Turenne werden würde“[1]) dem ihm untergebenen General Wunsch auf Verlangen der Österreicher den Befehl zur Rückkehr in österreichische Gefangenschaft zu geben. Und der preußische General Wunsch, der sich mit 1800 Reitern ins Freie gerettet hatte, kam pflichtschuldig zurück und streckte die Waffen. Ist das nicht noch lustiger als Roßbach? Aber Roßbach ist bekannter geworden.

»Über Roßbach lachte man besonders in den Straßen von Paris, wo die Partei der Frommen das Volk gegen Ludwig XV. und Frau von Pompadour aufhetzte, und wo Friedrich II. nach der Schlacht von Roßbach als Alexander gefeiert und „der Große“ genannt wurde. Man feierte Friedrich erst recht in London als den „Großen“, denn er hatte sich den Engländern wirklich sehr nützlich gemacht. Und Deutschland feierte mit! Man lachte über die Schlacht bei Roßbach, wie man später über den Schuster von Köpenick gelacht hat, und für diesen Scherz waren die in Bedrängnis geduldigen Deutschen auch dann noch zum Dank bereit, als Friedrich II. längst wieder Verbindung mit den Franzosen angeknüpft und sein altes Bündnis gegen Deutschland zu erneuern versucht hatte. Die Deutschen, aber nicht alle, lachten sogar auch dann noch dankbar weiter, als Friedrich, der große Befreier Deutschlands, bereits in gerechter Entrüstung und, wie er sich ausdrückte, „zur Vergeltung der grauenhaften, von den Franzosen verübten Plünderungen“ seinem Bruder *Henri* und Marschall Keith am 22. und 23. Januar 1758 Erlaubnis gegeben hatte, künftig plündern zu lassen, zwar nicht in Frankreich, aber wenigstens in Sachsen. Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit“ von der *unfritzischen* Gesinnung der Sachsen, und diese unseligen Sachsen hatten Gründe. Der greise Prinz

Eugen hatte 1734 Gelegenheit gefunden, sich über die schamlosen Ausschreitungen zu erregen, die sich die preußischen Truppen unter den Augen ihres Kronprinzen in deutschem Freundesland zuschulden kommen ließen. 1758 behandelten die Preußen Sachsen als Feindesland, und kein Prinz Eugen vermochte sie vor den vom Preußenkönige genehmigten Plünderungen zu schützen.«

Hegemann: »Was Goethe nach seinem Leipziger Aufenthalt über das „Erkalten" seiner Verehrung für Friedrich den Großen berichtet, scheint mir sehr bedenklich. Ich glaube man müßte untersuchen, ob er nicht das Opfer übertriebener sächsischer Schilderungen von preußischen Kriegsgreueln geworden ist.«

Manfred: »Berichte über Kriegsgreuel sind immer mit Vorsicht aufzunehmen, vor allem deswegen, weil leider immer etwas Wahres daran ist. Die Wahrscheinlichkeit wächst, wenn die schmählichen Berichte nicht von der mißhandelten, sondern von der mißhandelnden Partei stammen. Wenn gar ein Mitkämpfer wie der preußische Hauptmann von Archenholtz in seiner in Preußen klassischen „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" die Leiden der Sachsen schildert und ausdrücklich hinzufügt, daß er Augenzeuge war, dann werden die Verehrer friderizianischer „*Humanität*" nur schwer glaubhaft machen, es sei zu viel statt zu wenig gesagt worden. Archenholtz berichtet über das Schicksal der Stadt Leipzig während der preußischen Besetzung 1760—61 unter anderem folgendes:

»„Die Stadt Leipzig mußte für ihre Vaterlandsliebe hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichs-Truppen als Bundesgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten, und diesen Wunsch laut geäußert. Man wollte sie dafür bestrafen... Ungeheure Geldsummen sollten bezahlt und unermeßliche Lieferungen an Landeserzeugnissen gereicht werden. Der Magistrat... berief sich auch auf die schriftlichen Versprechungen des Königs, die die-

sen Lieferungen ein Ziel setzten, welches man jetzt überschreiten wollte. Dies Ziel war eine Geldsteuer von 500 000 Reichsthalern gewesen, die man abgetragen hatte. Die Vorstellungen aber halfen nichts; und da man fortfuhr, sich zu sträuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht... Die vornehmsten obrigkeitlichen Personen und die reichsten Kaufleute wurden ins Gefängnis geworfen und wie Missethäter behandelt. Man sperrte sie aufeinander gehäuft in Behältnisse ein, wo sie auf dem Stroh lagen. Die gemeinsten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine Stühle, keine warmen Speisen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dies Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage, sodann ließ man sie los, bis auf siebzehn der Vornehmsten, die vier Monat lang im Kerker aushalten mußten... Sie lebten in gezwungener großer Unreinlichkeit, und hatten lange Bärte wie die Juden. ‚Nun, ihr Hunde! wollt ihr bezahlen?' war der gewöhnliche Morgengruß des Steuermeisters, der seine besonderen Vorteile bey dieser grausamen Behandlung fand."
Verehrer Friedrichs II., wie Delbrück und Lehmann, schwören darauf, daß ihr großer König Sachsen erobern wollte.[1] Auch die Gelehrten, die das bezweifeln, werden zugeben müssen, daß Friedrich II. in Sachsen wenigstens „moralische Eroberungen" machte. Archenholtz stand bei der Mißhandlung der Leipziger mit seiner sittlichen Entrüstung vielleicht mehr auf Seite der männlichen Preußen als der unmännlichen, mitten im Frieden überfallenen Leipziger. Wenigstens schreibt er weiter:

»„Personen, die des größten Wohlstandes gewohnt waren, mußten sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln begnügen, ihre durch die Üppigkeit des Zeitalters verzärtelten Leiben auf der harten Erde herumwälzen, und einen heimlich zugestreckten Suppentopf als eine Beute betrachten."

»Wenn Archenholtz derart berichtet, wie wenig „die schriftlichen Versprechen des Königs" Friedrich II. wert

waren und welche Behandlung seine eigenen Landsleute einer überfallenen neutralen Stadt angedeihen ließen, dann darf man sich nicht wundern, daß auch über das Verhalten der feindlichen Österreicher oder gar Franzosen und Russen grauenhafte Berichte umliefen, an denen sicher nur allzuviel Wahres war. Was ist denn Krieg anders als Erziehung zur Bestialität? Umso überraschender wirkt dann, wenn man bei Archenholtz Zugeständnisse findet wie Folgendes über die Erstürmung des preußischen Schweidnitz (1761) durch den österreichischen General Loudon. Archenholtz schreibt:

»„Loudon hatte in einer förmlichen Anrede seinen Truppen die Plüderung der Stadt untersagt, und ihnen dafür eine Belohnung von 100000 Gulden versprochen. Die Walonischen Grenadiere erwiderten durch einmütigen Zuruf: ‚Führen Sie uns nur an, Ruhm zu erwerben. Wir wollen kein Geld!'... Nach dreistündigem Sturm ... war die Festung erobert ... ohne eine vorhergegangene Belagerung ... Die versprochenen 100000 Gulden statt der Beute waren Ursache, daß der Unordnung zum Teil gesteuert wurde. Die Plünderung dauerte vier Stunden ... bis die menschenfreundlichen Bemühungen des Fürsten von Lichtenstein und des Grafen von Kinsky, die endlich mit Reiterei in die Stadt drangen, dem Unwesen mit Nachdruck ein Ende machten. An diesen Ausschweifungen nahmen jedoch die russischen Grenadiere keinen Anteil. Diese Krieger gaben hier ein ebenso unerwartetes als ruhmwürdiges Beispiel; sie setzten sich auf den erstiegenen Wällen ruhig nieder, und ein jeder blieb bei seinem Gewehr.“ So berichtet Archenholtz. Da der Siebenjährige Krieg aber ein „Ruhmesblatt“ in der preußischen, nicht in der russischen Geschichte sein soll, muß man das Verhalten der unter endloser Weiberherrschaft vertierten Russen wohl als Nachahmung „preußischer Manneszucht“ bezeichnen?

»Auch von dem Wüten der Franzosen gibt Archenholtz

grauenhafte Berichte, die wahrscheinlich nur zu viel Wahres enthalten. Um so überraschender wirkt es dann wieder, wenn er von der französischen Besetzung Bremens durch die Franzosen schreibt: „Der Marquis von Armentières milderte der Stadt durch sein edelmütiges Betragen und gute Manneszucht das Unangenehme ihrer Lage sehr." Ähnlich berichtet W. L. Manger in seiner „Baugeschichte von Potsdam" (Berlin, 1789; I. 248): „Potsdam ward ebenfalls vom 11. bis 14. Oktober 1760 mit österreichischen Truppen unter Befehl des Generals Esterhazy besetzt; hier aber nichts weder im Schlosse in der Stadt noch zu Sans Souci geplündert oder beschädigt."

»Man sieht daraus, daß sogar noch in der zweiten Hälfte des furchtbaren Siebenjährigen Krieges Großmut und Manneszucht möglich waren. Um so grauenhafter wirken die Berichte über das Wüten Friedrichs des Großen, der die drei Schlesischen Kriege vom Zaun gebrochen und den seine Bewunderer, im Vertrauen auf seine häufig geäußerten, unverbindlichen Redensarten, als einen Vorkämpfer der *„Humanität"* feiern möchten. Sie können sich denken, daß die Berichte, die von Nichtpreußen über Friedrichs *„Humanität"* gemacht wurden, womöglich noch ungünstiger ausfielen, als die ich Ihnen von dem preußischen Major Archenholtz vorlas. Ich werde Ihnen Proben geben.

»1757 wollte der führende englische Staatsmann Pitt ein Bündnis zwischen Sachsen und Preußen vermitteln, aber Friedrich verwarf den Gedanken. Friedrich hat sich die Erlaubnis zum Durchzug durch sächsisches Gebiet vom König von Sachsen erzwungen, und er erklärte, der Freund des Königs von Sachsen und seines Landes zu sein. Der Racheakt am Grafen Brühl, dessen Schloß Friedrich unter seinen Augen plündern und verwüsten ließ, ist bekannt. Als Friedrich 1760 glaubte, Dresden in zwei bis drei Tagen zurückerobern zu können, erreichte er nichts als die Einäscherung eines großen Teils der Stadt. Angesichts dieser

furchtbaren Verwüstung entschuldigte er sich, er habe seiner Artillerie ausdrücklichen Befehl gegeben, nur auf die Wälle zu schießen; die Stadt sei durch Nichtbefolgung seiner Befehle in Brand gesteckt worden. Den Turm der Kreuzkirche habe er nur deswegen zusammenschießen lassen, weil die Verteidiger auf ihm Kanonen aufgestellt hatten. Als ihm geantwortet wurde, daß auf dem Turme höchstens so kleine Kanonen hätten Platz finden können, als nicht einmal über die eigenen Verteidigungslinien hinaus wirksam gewesen wären, erklärte Friedrich, der Turm sei zum Abgeben von Signalen benutzt worden. Der französische Graf Maranville gab als Augenzeuge an Marschall Belleisle (den Vorkämpfer für ein französisch-preußisches Bündnis in Paris) folgende Erklärung der furchtbaren Verwüstung Dresdens durch König Friedrich: „22. Juli 1760. Als die Ankunft der kaiserlichen Armee Dresden-Neustadt rettete, beschloß der König von Preußen, die Altstadt zu verbrennen, weil er merkte, daß er keine Hoffnung mehr hatte, sie zu erobern." Am 21. Juli schrieb Maranville: „Durch glühende Kugeln und Brandgranaten ist die Altstadt beinahe zerstört; gestern hat der König nach der Plünderung der Friedrichstadt auch diese mit Fackeln in Brand stecken lassen. Diese Taten bestätigen, was man schon lange von der schwarzen Seele dieses Fürsten gesagt hat. Derartiges Vorgehen ist unvereinbar mit den Grundsätzen des Krieges oder der Menschlichkeit." Am 3. August schrieb Maranville: „König von Preußen hat vor seinem Abzug Befehl gegeben, alle Bäume in den Alleen des großen königlichen Gartens abzuhauen und so eine der schönsten Promenaden Europas zu zerstören. Zum Beginn des Krieges war eine Anzahl schöner Marmorbilder von hohem Wert in den Pavillons unter Dach gebracht worden. Sie sind herausgeholt und in Stücke geschlagen worden, ebenso wurden die schönen Spaliere und sogar die Orangerie zerschlagen. Ich würde solche Niederträchtigkeiten nicht geglaubt

haben, wenn ich sie nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte."

»Friedrichs II. unverantwortliches Verhalten erschreckte schließlich selbst einen so bedingungslosen Verehrer des Königs, wie es der englische Gesandte Mitchell war, dessen Meldungen nach London bedenkliche Zugeständnisse enthalten. Am 3. Januar 1761 schrieb Mitchell nach London: „Privat und höchst geheim: Die sehr harte Art, mit der Sachsen behandelt wird, erfüllt mich mit Grauen, obgleich heute der verhängnisvolle Vorwand der Notwendigkeit für diese Maßregeln gebraucht wird, die schon angewandt wurden, bevor diese Notwendigkeit da war." Am 7. Januar schrieb Mitchell aus Leipzig: „Ich höre, daß der König von Preußen von der Stadt zwei Millionen Kronen fordert, eine Summe, die ihre Leistungsfähigkeit weit überschreitet, weil viele der reichsten Kaufleute geflohen sind; vorgestern wurden fünfzig oder sechzig Kaufleute verhaftet... Diese Sache wird großen Lärm in ganz Europa machen, denn die Kaufleute wurden vier Tage nach der Eröffnung der Messe verhaftet, obgleich ihnen eine feierliche Erklärung für ihren Schutz und für die Sicherheit der Messe gegeben worden war." Am 16. Januar 1761 schrieb Mitchell aus Leipzig: „Die *Kontributionen* aller Art, die Sachsen von den Preußen auferlegt werden, sind ganz ungeheuerlich und überschreiten weit die Leistungsfähigkeit des Landes; viele sächsische Untertanen sind jetzt das Opfer militärischer Vollstreckungen, ebenso vernichtend für das Land wie für die preußischen Offiziere, die die Vollstrekkungen vollziehen, und die aufhören, Soldaten zu sein, sobald sie einmal die Annehmlichkeit des Plünderns genossen haben." Am 5. Februar 1761 schrieb Mitchell aus Leipzig: „Bei der geplanten und absichtlichen Plünderung des königlich-sächsischen Jagdschlosses Hubertusburg auf Befehl des Königs von Preußen haben sich Dinge von solcher Gemeinheit begeben, daß ich mich wirklich schäme,

sie zu erzählen, aber sie sind zu öffentlich, als daß sie verborgen bleiben könnten. Ich überlasse es den Federn der vergewaltigten Sachsen, sie zu schildern. Diejenigen unter Friedrichs Offizieren, die Ehre im Leibe haben, betrauern im geheimen, was geschehen ist und was sich noch begeben kann... Als ich dem König eine Anspielung auf diese Dinge machte, wurde er zuerst rot, dann ging er auf die Sache ein. Aber es wird keine Wirkung haben, denn Wildheit hat seinen Geist und Grausamkeit sein Herz gepackt."

»Alle diese Dinge hinderten den König nicht, immer aufs neue seinem Vorleser de Catt gegenüber zwischen dem Vorlesen und Dichten französischer Verse erschüttert Bemerkungen über die Grausamkeit des Krieges zu machen wie: „Ein schöner Ruhm! diese Städte in Asche, verbrannte Dörfer und unglücklich gemachte Einwohner. Reden wir nicht mehr davon. Die Haare stehen mir zu Berge". Aber diese sittliche Entrüstung des Königs vermochte ihn nicht, auch in seiner nächsten Umgebung den Plünderungen seiner Soldaten Einhalt zu tun. Immer wieder finden sich in dem kurz abgerissenen, immer gleich nach den Ereignissen geschriebenen „Tagebuch" de Catts Bemerkungen wie: „Man plünderte alles; mein Haus wurde ausgeleert; ich rettete es für anderthalb Stunden vor der Plünderung. Ich ließ einen Mann aus dem Obergeschoß werfen; vergebens, das Haus hatte dasselbe Schicksal wie die anderen"; oder am 4. August 1758: „Man plündert; Aufseher und Knecht. Die Offiziere hindern niemand."

»Finden Sie nicht, daß eine eigentümliche Übereinstimmung besteht zwischen den vier Berichten, des preußischen Majors Archenholtz, des Großdeutschen Goethe, des Engländers Mitchell und des Franzosen*. Wollen Sie auch noch

* Es ist begreiflich, daß während des Weltkrieges diese alten französischen und englischen Berichte über die Menschlichkeit des beliebtesten deutschen Königs in Frankreich und England als angebliche Beweise für die Berechtigung schwerster Beschuldigungen

einen Sachsen hören? Sind Ihnen die Briefe bekannt, die der geistreiche Rabener über das In-Brand-Schießen Dresdens an Gellert und andere schrieb? einer wurde damals bekannt und erregte in ganz Deutschland Aufsehen?

»Rabener hatte in Vorahnung der Brandschatzung seine Habe und seine Manuskripte in zwei getrennt liegenden Häusern untergebracht. Beide wurden verbrannt. An Gellert schrieb Rabener am 9. August 1760: „Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in der Residenz angerichtet und daß auf die Kreuzkirche um deswillen Bomben geworfen worden, weil von dasigem Thurme auf die Belagerer wäre geschossen worden, der spottet noch unseres Elends auf eine grausame Art.“ Einem anderen Freund gab Rabener eine eingehende Schilderung der Brandschatzung, die ihm und vielen anderen alles geraubt hat, die aber von vielen mit Würde getragen wurde: „In einem Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: ‚Wir sollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt und unsre Häuser in Grund —‘ Aber zum

deutscher Ehre hervorgeholt wurden. Näheres findet sich zum Beispiel in *De Frédéric II à Guillaume II.* von A. Chuquet (Paris, 1915,) und (zusammenfassend!) in *The Life of Frederick the Great* von Norwood Young (London 1919). Jede Nation, so hieß es, hat ihre Wüteriche; den Deutschen bleibt es vorbehalten, die *»Humanität«* eines derartigen Helden zu feiern. Nachdem die Tage der Kriegspropaganda glücklicherweise vorüber sind, ist es jetzt vielleicht an der Zeit, diese ausländischen Behauptungen in Ruhe zu prüfen.

Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu tun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Apparatum von Perucken zerschmettert habe.) ‚Lassen Sie es gut sein,' antwortete sie mir, ‚es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür!—' Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt."

»Sie verstehen, was ich Ihnen da vorlese, ist keine Übersetzung, wie es alles erträgliche Deutsch ist, das einem von Friedrich II. unter die Augen kommt. Nein, Sie haben hier grammatisch und orthographisch gutes Deutsch von einem Mann, der nur zwei Jahre jünger war als Friedrich II. Aber diese Schlingel von preußischen „Historikern" behaupten, der „literarisch hochgebildete" Friedrich war nicht jung oder klug genug, um seine Muttersprache zu erlernen.

»Als Rabener vom Marquis d'Argens mitgeteilt bekam, Friedrich wolle ihn kennenlernen, antwortete Rabener in einem ganz reizenden französischen Brief und stellte die Bedingung, daß es ein Deutscher sein müsse, der ihn dem Könige vorstelle und daß die Unterhaltung in deutscher Sprache geführt werden müsse. „Muß es denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt macht?", so schrieb Rabener an Gellert. Warum konnte der preußische Friedrich II. nicht ebensoviel Sinn für Würde haben wie der gleichaltrige Sachse Rabener?

»Während die Deutschen Friedrich als Retter von den Franzosen feierten, hatte der große König keinen sehnlicheren Wunsch, als in das französische Bündnis zurückkehren zu dürfen. Gleich nach seinem sogenannten „Siege" von Lobositz hatte er heimlich wieder mit den Franzosen anzuknüpfen versucht und hatte zur Zeit der Schlacht von Roßbach drei oder vier „Eisen im Feuer", so nannte er selbst die Friedens- und Bündnisvorschläge, die er hinter dem Rücken seiner englischen Bundesgenossen den Franzosen

machte. Und er glaubte sich des Erfolges dabei so gewiß! Hatte er doch sechs Wochen vor Roßbach dem französischen Oberbefehlshaber Richelieu den schmeichelhaften Brief geschrieben, in dem er sich auf die „sechzehnjährige Bundesgenossenschaft zwischen Preußen und Frankreich" berief und versicherte: „ich vertraue meine *Interessen* dem Könige, Ihrem Herren, lieber als irgend einem anderen an". Dem Könige von Frankreich „lieber als irgend einem anderen", so steht in der Reinschrift; im heute noch vorhandenen Entwurfe des Briefes schrieb Friedrich: lieber als den Mächten *„qui sont ennemies de la Prusse par état"*, was eine andere Form ist, das zu sagen, was Friedrich II. sein Leben lang wiederholt hat, daß nämlich Frankreich und jeder andere Reichsfeind im Kampfe gegen Deutschland auf die preußische Bundesgenossenschaft zählen kann und auf die preußische Bundesgenossenschaft angewiesen ist, und daß deshalb Preußen immer auf Bundesgenossen, immer auf Wiedergeburt, immer auf Größe sicher wird rechnen können. Sicher wenigstens so lange, als Deutschland noch so mächtig ist, daß es sich für seine Feinde lohnt, es durch die Bestechung treuloser Deutscher und des treulosesten Preußen in Schach zu halten. Unter *„ennemie de la Prusse par état"*, also „berufsmäßigen Feinden Preußens", versteht Friedrich recht eigentlich jeden, der für deutsche Einheit und Macht zu kämpfen wagt. Diesen Abgrund preußischer Staatsweisheit hat Friedrich II. mit besonders behaglicher Ausführlichkeit in seinem Testament von 1752 abgeleuchtet.

»Es gibt allerdings Bewunderer Friedrichs II., die im Friedensangebot an Richelieu einen Geniestreich friderizianischer Staats- und Kriegskunst sehen wollen, weil der so zur Friedensverhandlung aufgeforderte Richelieu hingehalten und verhindert wurde, rechtzeitig zu Soubise zu stoßen, und weil so der Sieg von Roßbach möglich wurde. Das mag sein: aber damit wäre dann ja erwiesen, daß Fried-

richs II. grenzenloses Vertrauen auf seine Unentbehrlichkeit als Bundesgenosse der Franzosen berechtigt war, daß die Franzosen ebensowenig bereit waren wie später die Russen nach der Schlacht von Kunersdorf, diesen stets zum Kampf gegen das Deutsche Reich bereiten König von Preußen zu opfern, und daß in der Tat alles das, was Friedrich selbst seine *„expédiens frivoles"* vor der Schlacht von Roßbach nennt, und was die meisten Bewunderer Friedrichs zu gerührter Teilnahme bewegt, in der Tat sehr *„frivol"* war. Wenn Sie Humor in der Weltgeschichte suchen: kann es etwas Lächerlicheres geben als Friedrichs nur zu berechtigtes, heldenhaftes Vertrauen auf den französischen König?, etwas Lächerlicheres als Friedrichs *„expédiens frivoles"* vor der Schlacht von Roßbach?«

Weder Herr Thomas Mann noch ich konnten sich im Augenblick entsinnen, worum es sich bei diesen *„expédiens frivoles"* handele. Manfred gab uns nähere Auskunft:

»*„Expédiens frivoles"* ist das Wort, mit dem Friedrichs *Histoire de mon temps* seine Machenschaften—darf ich so sagen, oder klänge es deutscher, das heißt also höflicher, wenn ich von *intrigues* spräche?—vor seinem einzigen Siege über die Franzosen abtun möchte. Dies Wort gehört zu den Witzen, die Schillers Urteil über dieses Buch Friedrichs II. berechtigt erscheinen lassen. „Die Voltairesche Manier... mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Stil... Die Kaprizen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet"; so schrieb Schiller 1788 an Körner. Ich glaube, Schiller beeinträchtigt unnötigerweise die Ursprünglichkeit des großen Preußenkönigs, wenn er seine glitschende Manier voltaireisch nennt; Voltaire, der wenig in der ausübenden Politik gestanden hatte, durfte als Geschichtsschreiber mit seinen Witzen eher unterstreichen statt wie Friedrich II. drüberweg zu glitschen. Aber

weit mehr als Schiller mißverstehen die preußischen Geschichtsschreiber ihren Helden, wenn sie die friderizianischen *expédiens frivoles* tragisch auffassen und mit Ergriffenheit statt mit einem witzigen Einfall darüber „hinwegglitschen" möchten.«

Hegemann: »Der trockene Witz des Königs wird doch oft gerühmt«.

Manfred: »Aber seine feuchteren Reineke-Possen werden vielfach noch mit falscher Würde, mit *Pathos* ausstaffiert. Nehmen Sie hier den allwissenden Lieb-Koser (II, 120), wie er die *„expédiens frivoles"* Friedrichs verzerrt.«

Manfred griff nach Kosers „König Friedrich der Große"; er hatte wie gewöhnlich die gesuchte Stelle zur Hand und las vor: »„Tief erregt durch das schmerzvolle Schwelgen in seinen dunklen Phantasien ließ Friedrich eines Abends – es war am 22. September – noch in später Stunde seinen Vorleser, den Abbé de Prades, rufen: ‚Ich will Ihnen meine neuesten Verse zeigen, vielleicht die letzten, die ich in meinem Leben gemacht habe'. Der Abbé las, bald entriß ihm der Verfasser das Gedicht, trug es mit Leidenschaft vor und netzte das Blatt mit seinen Tränen". Hätte man einen eiteln Winkelschreiber, der seine Verse an den Mann bringen muß, treffender schildern können, als Koser hier seinen großen König schildert? Koser fährt ergriffen fort: „Zu keiner Zeit hat Friedrich so viel Verse auf das Papier geworfen wie in diesen schweren Sommer- und Herbstmonden von 1757".«

Ich war etwas ungehalten, als ich Manfred entgegnete: »Ich kann Ihnen nicht folgen, wenn Sie die Qual des Königs in seiner höchsten Not lächerlich finden. Koser spricht von der Zeit gleich nach Friedrichs Verlusten von Kollin, Hastenbeck und Mays, nach der Einnahme Berlins und der Niederlage von Großjägerndorf und nach dem Vertrag von Kloster Zeven, durch den er den mächtigen englischen Bundesgenossen zu verlieren fürchtete.«

Manfred: »Ich weiß, ich weiß; es ist die Zeit vor den Siegen von Roßbach, Leuthen und Zorndorf; und bei Hochkirch, Kunersdorf, Maxen und Landshut verlor er dann wieder. Die Preußen haben, trotz ihres seltsam überlegenen, neuen *Exercitiums*,[1] unter Friedrich II. etwa ebenso viele Schlachten verloren, als sie gewannen; es ist eine alte und meist eingehaltene Übereinkunft, daß bei Schlachten immer einer der beiden Gegner gewinnt; der wird dann Sieger genannt. Gerade bei Friedrich II. ist es scherzhaft, wie er verschiedentlich das Schlachtfeld verließ, um sich in Sicherheit zu bringen und um erst nachträglich zu erfahren, daß er die Schlacht „gewonnen" habe.[2] In dieser Hinsicht wenigstens unterscheiden sich Feldschlachten vom Würfel- oder Börsenspiel; auch kenne ich persönlich Herren, die dabei mehr als 50 vom Hundert Siege zu verzeichnen gewohnt sind, und die nicht weinen und von Selbstmord reden, wenn sie weniger erzielen; und doch sind ihre Einsätze oft größer als der wirtschaftliche Wert des friderizianischen Preußens. Auch Voltaire, dessen geschäftliche Fähigkeiten Friedrich II. in der Einleitung zur Henriade rühmt, wäre kein so reicher Mann geworden, wenn er im Börsenspiel so unaufmerksam gearbeitet hätte wie Friedrich II. in seinen blutigen Unternehmungen.«

Dieser Vergleich großer nationaler Kämpfe mit Glücks- oder Börsenspiel schien mir unschicklich. Manfred antwortete mir: »Ich würde diesen Vergleich auch vermeiden, wenn nicht Friedrich II. selbst ihn öfters gewählt hätte. Beim Ausmarsch in den Ersten Schlesischen Krieg sagte er zum französischen Gesandten: „Melden Sie Ihrem Herrn, daß ich sein Spiel spielen und, wenn ich gute Karten kriege, den Gewinn mit ihm teilen werde". Nach seinem Siege von Friedberg schrieb er an Ludwig XV.: „Ich habe den Wechselbrief eingelöst, den Sie bei Fontenoy auf mich gezogen haben". Sie sehen, Friedrich II. schreckt vor dem Spiel und der Sprache der Börse nicht zurück. Wenn er

nicht öfter gewann in seinen unvorsichtigen *Spekulationen* – ja, was soll man erwarten von einem Feldherrn, der manchmal auch für die wichtigsten Angelegenheiten nicht gestört werden durfte, weil er täglich – wenn seine Flöte nicht durchs preußische Feldlager hallte – stundenlang Verse machen und vorlesen mußte. Es war wie eine Kolik bei ihm. Erinnern Sie sich der Einzelheiten darüber im Tagebuch seines Vorlesers de Catt?, oder kennen Sie die Notiz, die die Zarin Katherina in ihre Ausgabe von Deninas *Essai* über Friedrich den Großen schrieb, an der Stelle, wo Denina von den „Elegieen" spricht, die der König während des Krieges gedichtet hat?[1]

»Die Zarin hatte vorher den Besuch des *Prince Henri* empfangen, mit dem Friedrich II. den Einfluß des deutschen Kaisers in St. Petersburg zu bekämpfen versuchte. Die Zarin schrieb dann folgende Anmerkung in ihren Denina: „*Prince Henri* behauptete, daß sein Königlicher Bruder immer solche Verse vorbereitete und in schwierigen Lagen aus der Tasche zog, damit man darüber erstaunen möge, wie er sich doch immer noch genug Geistesgegenwart bewahrt habe, ergötzliche Dichtungen zu verfassen". Ähnlich sagte Bismarck, dem Derartiges wenig behagte: „Friedrich II. versandte Gedichte aus dem Felde mit der Unterschrift: ‚*Pas trop mal pour la veille d'une grande bataille*'."

Die Mitteilung Prinz *Henris*, die Auffassung Bismarcks und Friedrichs Briefwechsel zum Beispiel mit Jordan bestätigen überraschend die abenteuerlichen Schilderungen, die sich in de Catts Kriegstagebuch über die Beschäftigung Friedrichs II. zwischen zwei Schlachten finden.[2]

»Reizend ist die Art, wie Voltaire die Selbstmorddrohungen aufnimmt, die Friedrich in Versen und Prosa an Argens und an Schwester Wilhelmine, mit Bitte um Weitergabe an Voltaire, gesandt hatte. Das Verhältnis zwischen Voltaire und „seinem Vasallen Friedrich II." – ich benutze den Goetheschen Ausdruck, um den Gedanken etwas zu-

zuspitzen – war ja damals nach der Frankfurter Mißhandlung Voltaires noch sehr getrübt. Aber Voltaire mochte dem „beifallsbedürftigen" König – so hat Bismarck Friedrich den Großen genannt – sogar die Verwirklichung der schönen Selbstmordgebärde zutrauen. Voltaire sagte: *„l'anecdote est curieuse"* – aber er scheint doch verstanden zu haben, daß die friderizianische Selbstmorddrohung vor allem für die französische Galerie gedacht war, und er gab sie treulich weiter an Richelieu, Tencin, Argental, Choiseul und andere, für die sie bestimmt war. Der französische Oberbefehlshaber Richelieu hat den Brief Voltaires mit dem Bericht von der friderizianischen Selbstmorddrohung etwa gleichzeitig mit dem Friedensunterhändler Friedrichs II. empfangen. Dieses Zusammentreffen hat wahrscheinlich der Berechnung Friedrichs II. entsprochen. Friedrich wußte wohl, daß Richelieu zu der Partei des französischen Kriegsminister Belle-Isle gehörte, welcher Frau von Pompadours französisch-österreichisches Bündnis gegen Preußen nicht billigte, sondern den Preußenkönig als wertvolle Hemmung deutscher Größe stützen wollte. Richelieu tat denn auch sein Möglichstes, um Friedrichs erschlaffende Lebenslust zu stärken und so Frankreich vor einem unersetzlichen Verluste zu bewahren. Das war vielleicht ein gutes Stück von dem, was Friedrich mit seiner Selbstmorddrohung zu erreichen gehofft hatte.

»Voltaire erfüllte ferner vor allem auch die Bitte Friedrichs II. und seiner Schwester Wilhelmine um Anbahnung weiterer geheimer Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Frankreich. Die freundliche Haltung Voltaires gegenüber Friedrichs Friedenssehnsucht läßt sich zusammenfassend in zwei Sätzen ausdrücken, die sich in jenen Jahren in Voltaires Briefen über „Luc" finden. „Luc" ist Voltaires Kosenamen für Friedrich II. (Es gibt Freunde Friedrichs, die behaupten, das Wort Luc müsse umgekehrt gelesen werden und stelle dann Voltaires französische An-

spielung auf Friedrichs hinterliche Gedanken dar, wie sie zum Beispiel in Friedrichs Siegeslied nach Roßbach niedergelegt sind).[1]« (Vgl. unten S. 364.)

»„Luc", schreibt Voltaire 1759, „bleibt immer Luc; bringt nach wie vor sich und andere in Verlegenheiten, setzt Europa in Erstaunen und überschwemmt es mit Blut, macht es arm und macht Verse dazu." Aber, so schreibt überredend Voltaire im selben Jahre an einen anderen einflußreichen Pariser Freund, „Luc möchte gern Frieden. Wäre es denn ein so großes Unglück, ihm den zu gewähren und so ein Gegengewicht gegen Deutschland zu bewahren? Luc ist ein Taugenichts, ich weiß es; aber lohnt es, sich zugrunde zu richten, um einen Taugenichts zu beseitigen, dessen *existence* notwendig ist?" (Voltaire kannte das Geheimnis der „Größe" Preußens.)

»Ja, der sechzigjährige Voltaire ist bereit, nach England zu reisen, wo er einflußreiche Freunde hat, um für den Frieden zu arbeiten, den er nicht nur als Menschenfreund und französischer Patriot, sondern nicht zuletzt auch als Großgrundbesitzer, Steuerzahler und Kapitalist innig wünscht. Aber nachdem er so seiner Pflicht genügt hat, macht er sich den Spaß, Friedrich zu trösten. „Ich habe die Rache genossen, einen König zu trösten, der mich mißhandelt hat"; und er tröstete mit Humor! Er tat, als nehme er Friedrichs Selbstmorddrohung ganz ernst, und seine Trostbriefe gehören zum Drolligsten, was er geschrieben hat.«

(Aus dieser Andeutung Manfreds sollte sich am folgenden Tage die Unterhaltung über die geprügelten Dichter entwickeln.)

Ich konnte Manfreds leichte Art, von dem beinahe zu Tode gehetzten Könige zu sprechen, nicht länger ertragen, und ich unterbrach fast ungeduldig: »Was berechtigt Sie, an der Todessehnsucht Friedrichs zu zweifeln und ihn hinzustellen, als habe er sich benommen wie ein ungezogener Knabe, der seinen französischen Erziehern droht, sich ein Leides anzutun?«

Manfred: »Im Tagebuch des leidenden Grillparzer finden sich die Worte (er war sechsunddreißig Jahre alt, als er sie schrieb): „Es hat fast den Anschein, als wollte es zu Ende gehen. Ich will aber sterben mit den Waffen in der Hand. Nur nicht den Gedanken aufgeben, das jederzeit Herr sein seiner selbst. Niemandem sich vertraut! Niemandem geklagt! Ich will sterben mit den Waffen in der Hand." Während Friedrich II. seinem Bruder oder auch seinem Vorleser – kein Publikum ist dem Dichterling zu schlecht; dieser Abbé de Prades wurde bald darauf von Friedrich ins Gefängnis gesteckt (der Grund ist unbekannt) – weinend seine todesseligen Verse vorlas, hat er vielleicht selbst seine Tränen manchmal ernst genommen. Aber die Eilfertigkeit, mit der er seine Selbstmorddrohungen überall verbreiten läßt, und die Art, wie er es tut, lassen mir keinen Zweifel, daß ihm gleich zu Anfang der köstliche Einfall gekommen sein muß, aus seiner Wertherstimmung Kapital zu schlagen und damit Voltaire und – durch die weitverzweigten Verbindungen Voltaires – die auf Preußens Reichsfeindschaft rechnenden französischen Staatsmänner zu erschrekken: *„j'ose prédire, qu'il ne leur sera pas facile de réparer ma perte"*, schrieb Friedrich Anfang September 1757 an Wilhelmine (der Brief war zur Weitergabe an Voltaire geeignet) und dies Vertrauen, den Franzosen unentbehrlich zu sein, ist die Weise, für die er in seinen Briefen immer neue Worte findet.

»Auch daß Friedrich seine Giftpillen seinem Vorleser zeigte, läßt vermuten, daß ihm die Sache mehr Behagen als Kummer machte. Friedrich hatte drei Jahre mit Selbstmord gedroht und Demütigungen wie Hochkirch, Kunersdorf und Maxen überlebt, als er – so will es die Legende – beim Wachtfeuer von Torgau gar die Giftpillen aus der Tasche rollen ließ und sie seinen mitfühlenden Grenadieren zeigte – jemand, der das las, sagte zu mir, er müsse an einen schwärmerischen Jüngling denken, dem in tugendhafter

Damengesellschaft unerwartet allerlei wenig *ostensible* Gummiutensilien aus der Tasche fielen, und der dann die Keckheit hatte, damit zu prahlen. Ob es die Neckerei der Weltgeschichte gewollt hat, daß sich unter den Grenadieren, die sich so durch Friedrichs Selbstmordutensilien rühren lassen sollten, auch derjenige befand, über dessen Selbstmordversuch der König einmal gescherzt hat: in Lucchesinis Tagebuch erzählt Friedrich II.: „Ein Soldat war wegen eines Selbstmordversuchs zu drei Jahren Galeerenstrafe verurteilt worden; der König verwandelte die Strafe wie folgt: ‚Man lasse ihn einmal zur Ader, reibe ihn zweimal mit einem Schwamme ab und schicke ihn zu seiner Kompagnie zurück; denn er hat einen Anfall von Wahnsinn gehabt‘.“ Aber auch wenn dieser Grenadier die Beweise des königlichen Selbstmörder-„Wahnsinns“ zu sehen bekommen hätte, er hätte wohl geschwiegen, denn Friedrich II. verlangte und setzte es durch, daß seine Soldaten ihre Vorgesetzten mehr als den Tod fürchteten.[1]

»Es scheint, als ob Friedrichs II. Schwester Wilhelmine den Selbstmörder-„Wahnsinn“ weniger spöttisch beurteilt hätte als der König; es ist möglich, daß diese sonst so spöttische Memoirenschreiberin die brüderlichen Drohungen ernst genommen hat. Jedenfalls erklärte sie gleich, auch sterben zu wollen; – eine Art Selbstmörderklub bildete sich, was gewiß Eindruck auf ihren väterlichen Freund Voltaire machte, dem alles ausführlich mitgeteilt wurde. Die Wehklagen der Schwester waren so laut, daß Friedrich II. es vorzog, zu bremsen. (Sie ist ja wirklich bald darauf gestorben,[2] was Friedrich Gelegenheit gab, seine zärtliche Ode auf ihren Tod bekanntzumachen; auch Voltaire wurde von Friedrich II. aufgefordert, die Verstorbene zu besingen, und das gelieferte Gedicht zu „verbreiten in den vier Weltteilen“. Wer die beiden Gedichte las, durfte nicht länger zweifeln, daß Wilhelmine das Opfer eines ungerechterweise gegen Preußen wütenden Krieges war, und

daß ihr zärtlicher Bruder nur die reinsten und friedfertigsten Absichten habe.) Um Wilhelmines erschütterte Nerven, solange sie noch lebte, zu schonen, schickte ihr Friedrich künftig zweierlei Briefe, von denen der eine in chiffrierter Geheimschrift ihr Mut zusprach und zum Weiterarbeiten an den Friedensverhandlungen mit Frankreich drängte – sie hat zwei oder drei „Eisen im Feuer" –, während gleichzeitig Friedrichs *ostensibler* Brief, geeignet zur Weitergabe an Voltaire und andere, sich jedesmal in rührenden und mutigen Schilderungen des friderizianischen Durstes nach Selbstmord und Freiheit erging, die einen zärtlichen Roman jener Zeit zieren könnten.

»Die sogenannte „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen", die beim ersten Lesen so verblüfft, wirkt besonders erheiternd in dem Bande, der den Monaten vor der Schlacht bei Roßbach gewidmet ist; aber die Heiterkeit wäre noch vollkommener, wenn einmal jemand die sogenannten politischen Briefe ergänzen und alles zusammenstellen wollte, was Friedrich II. an Politischem und Unpolitischem Tag für Tag geschrieben, gedichtet, diktiert, verhandelt und getan hat. Nur eine solche Zusammenstellung könnte den ganzen Umfang der komischen Vielgeschäftigkeit des Leyer und Schwert schwingenden Königs dartun."

Manfred nahm einen Band in die Hand und fuhr fort: »Dieser Band hier enthält nur die „politischen" Briefe von 1757, aber er enthält des unterhaltsamen Durcheinanders genug. Erlauben Sie mir, Ihnen einige Proben aufs Geratewohl herauszugreifen:

»Die englische Regierung hatte erfahren, daß ihr Bundesgenosse Friedrich II. heimlich mit den Franzosen verhandelt, und am 6. Mai wird der englische Gesandte angewiesen, den König zu vermahnen. Hier finde ich die Antwort des treuherzigen Gesandten; er schreibt seiner Regierung nach London, er könne Friedrich nicht durch solche Zwei-

fel beleidigen. Was gab es doch damals noch für dumme Engländer! Am 19. Mai schreibt Friedrich II. zur Verwendung in England: „*Comment peut-on croire que j'agirais d'une manière aussi infâme envers le roi d'Angleterre*", aber er sendet weiter seine Angebote nach Paris, denn er glaubte, die Franzosen seien ihm sicher.«

»Die Verehrer Friedrichs II. möchten diese neue Vertragsflucht ihres Helden mit der englischen Niederlage bei Hastenbeck und der darauf folgenden *Konvention* von Kloster Zeven entschuldigen. Aber diese *Konvention* wurde erst am 8. September 1757 geschlossen (und übrigens von der englischen Regierung nie anerkannt), während Friedrichs Versuche zur Fahnenflucht fast ein Jahr früher (gleich nach Lobositz) begannen.«

Manfred blätterte weiter und fuhr fort: »Mitte August 1757 beginnt Friedrichs II. Selbstmordkorrespondenz mit Voltaire und die Versendung von Friedrichs gereimter Verteidigung des Selbstmordes.

»Am 14. August geht Balbi als neuer preußischer, diesmal mit Vollmacht ausgerüsteter Friedensunterhändler nach Paris.

»Am 29. August erzählt Friedrich dem englischen Gesandten von seiner Hoffnung auf einen Türkeneinfall und von dem preußischen Unterhändler, der mit 50 000 Pfund Sterling der Kriegslust in Konstantinopel nachhilft; gleichzeitig verlangt Friedrich 670 000 Pfund von den Engländern, die ihm dann auch jährlich gezahlt wurden. Der englische Gesandte bemerkt: „*This subsidy is larger than England had ever given to any foreign power whatever*".

»Am 5. und 6. September kündigt Friedrich seinen Schwestern in Schweden und Berlin seinen bevorstehenden Tod an.

»Am 6. September läßt Friedrich an den – bei Großjägerndorf geschlagenen – General Lehwaldt in Ostpreußen schreiben; auf deutsch, der ungebildete General kann kein Französisch: er und seine Truppen sollen „die Köpfe nicht

hängen lassen". Am selben Tage schreibt Friedrich auch an den französischen Feldmarschall Richelieu und bittet – um Frieden. Im Briefe des preußischen Königs an den französischen Oberbefehlshaber heißt es: *„Il s'agit d'une bagatelle, Monsieur; de faire la paix, si on le veut bien... je ne puis me persuader qu'une liaison, qui a duré seize années, n'ait pas laissé quelque trace dans les esprits; peut-être que je juge des autres par moi-même. Quoi qu'il en soit enfin, je prefère de confier mes intérêts au roi votre maître plutôt qu'à tout autre".*

»Am 9. September, während Friedrich auf den Bescheid des französischen Feldherrn wartet, benachrichtigt er seine Schwester Wilhelmine – in einem nicht chiffrierten, das heißt für Voltaire *ostensiblen* Briefe – wieder von seinem Entschlusse, zu sterben und ruft mit Festigkeit und königlicher Entsagung: *„Je ne suis touché que de l'infortune d'un peuple que je devais rendre heureux".*

»Am 10. September schreibt Friedrich derselben Schwester chiffriert in zuversichtlichem Tone: *„je n'abandonnerai pas l'espérance";* was die Herausgeber der Briefe auf die Friedensverhandlungen in Paris beziehen.

»Auch am 15. September spricht Friedrich der Schwester Mut zu: *„nous approchons à grands pas l'hiver et celui-là mettra fin à toutes nos querelles".* In der guten alten Zeit hörten die Feldzüge meist gegen Ende jedes Jahres auf. Friedrich, den später die Schlacht von Roßbach fast mehr als den Feind überraschte, betrachtete schon im September den Feldzug des Jahres gegen die Franzosen als beendet.

»Am 16. September antwortet Friedrich II. seinem Staatsminister Finckenstein (der aus Berlin den Rat gegeben hatte, doch wieder mit Frankreich Frieden zu schließen): *„j'ai mis les fers au feu",* was sich auf seine Friedensunterhandlungen in Paris (durch Balbi und andere) und bei Richelieu, dem französischen Oberbefehlshaber in Deutschland (durch Eickstedt) bezieht.

»Am 17. September schreibt Friedrich zwei Briefe an

Schwester Wilhelmine. Der erste, ganz kurz und in Geheimschrift, rät der Schwester, nicht zu verzweifeln, denn *„c'est dans ces circonstances où il faut avoir de la fermeté, ou elle serait inutile"*. Der zweite Brief, zum Weitergeben an Voltaire, ist nicht chiffriert und – eins, zwei, drei, vier kleingedruckte Seiten lang. In diesem Briefe findet man vielleicht Friedrichs beste Zusammenstellung seiner Lesefrüchte aus Voltaires Trauerspielen *„Brutus"* und *„La mort de César"*. Friedrich spielt unermüdlich mit den Ausdrükken: *„esclave, liberté, patriciens de Rome, Brutus, Caton, liberté de ma patrie, tyrannie de la maison d'Autriche"*. Dann nimmt Friedrich feierlich den Vorschlag an, den ihm die Schwester gemacht hat, gemeinsam in den freiwilligen Tod zu gehen *„Quant à vous, mon incomparable sœur, je n'ai pas le cœur de vous détourner de vos résolutions. Si vous prenez la résolution que j'ai prise, nous finissons ensemble nos malheurs et notre infortune"*. Es bleibe Friedrichs Verehrern überlassen, ob er wirklich seine „Lieblingsschwester" in den frühen Tod treiben oder ob er nur Voltaire und die Franzosen zum besten haben wollte.

»Am 18. September folgt ein chiffrierter Geheimbrief, in dem Friedrich seiner Schwester andeutet, daß er, um sich zu retten, bereit ist, auch die schmachvollsten Bedingungen, die von den Franzosen gestellt werden könnten, anzunehmen: *„Je prévois que les meilleurs conditions qu'on pourra obtenir de ces gens-là, seront hummiliantes et affreuses; mais on se tue de me dire que le salut de l'Etat l'exige, et je suis obligé d'en passer par là"*. Der Gegensatz zwischen diesem *„on se tue"* und den früheren Selbstmorddrohungen wird die Schwester beruhigt und vielleicht die spöttische Memoirenschreiberin erheitert haben.

»Am 18. September läßt Friedrich auf deutsch an Moritz von Dessau melden, daß „eine große Uneinigkeit zwischen dem Prinzen von Soubise und dem von Hildburghausen sein soll".

»Am 20. September gibt Friedrich frisch und so deutsch, wie er konnte, folgende Einschätzung der französischen Streitmacht: „Hier würde ich leichte fertig werden mit das Krop, das vor mir ist; aber die Menge der Feinde macht, daß, wenn auch Prinz Eugen sein Geist auf mir schwebte, ich doch nicht würde allerwegens Fronte machen können". »Am 21. September verblüfft Friedrich II. seinen Minister von Finckenstein, in Berlin, mit einer Probe seines Lateins, an dessen Ende Friedrich II. bekanntlich niemals kam: *„mais, mon cher, ma devise est à présent: Magnibus in Minibus et minibus in Maximus"*, worin vielleicht schon der in preußischer Klassik gebildete Finck von Finckenstein, und jedenfalls neuere Ausleger des literarischen Königs eine geistreiche Anspielung auf das alte *„Magnus in minimis et minimus in maximis"* erkennen. (Nichts offenbart klarer die diplomatische Überlegenheit des größten Königs der Deutschen als sein Latein. Gewöhnlichen deutschen Knaben wird ihr schlechtes Latein meist als mangelnder Eifer ausgelegt, und sie ernten nichts als Schelte und Prügel dafür. Höchst gewandt vermochte dagegen Friedrich der Große, der auch kein Latein gelernt hat, den *Causalnexus* der Dinge zu lösen und neu zu knüpfen. Er stellte diplomatisch geschickt die Prügel an den Anfang der Dinge: nur Prügel, so hört man, hinderten den opferfreudigen Übereifer des Kronprinzen, Latein zu lernen, und Prügel und schlechtes Latein gehören bis auf den heutigen Tag zu den unsterblichen Ruhmestiteln des großen Märtyrers. Kein Wunder, daß Friedrich II. auf diesen lateinischen Erfolg stolz war und daß er sich der nicht-erworbenen Sprachkenntnisse stolz bediente, statt wie weniger erfolgreiche Prügelknaben scheu davon zu schweigen. Konnte er sich mit seinem Latein auch nicht, wie Maria Theresia, das Herz ungarischer Edelleute gewinnen, so eignete es sich doch vorzüglich dazu, den anspruchsloseren preußischen Adel zur Bewunderung zu zwingen. In seinen besonders redeseligen Tagen vor

Maxen ließ sich Friedrich zu der Enthüllung hinreißen: „Als ich noch jung war, wollte ich nichts tun ... meine Schwester sagte mir: ‚Schämst du dich nicht, deine *Talente* zu vernachlässigen?' Da fing ich an zu lesen; ich las Romane".[1] (So bildete sich der kühne Lateiner. *Magnibus in Minibus* — das ist der echte Friedrich.)

»Am 23. September sendet Friedrich dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig *„la grande nouvelle que les Russes se sont mis en chemin pour quitter inopinément la Prusse"*. So rettete, durch eine verfrühte Nachricht von ihrem Tode, die russische Kaiserin schon 1757 die Preußen im Osten, wie sie 1762 den ganzen Siebenjährigen Krieg zugunsten Friedrichs, „des Lieblings des Glücks" entschieden hat.

»Am 22. September erhält Friedrich den Bericht über das Zusammentreffen seines Friedensunterhändlers Eickstedt mit Marschall Richelieu. Der Marschall hat die ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken übertragene Aufgabe, dem preußischen Könige bei seiner heimlichen Flucht aus englischem Dienste behilflich zu sein, so scheint es, begrüßt und gleich einen Eilboten nach Versailles gesandt. Richelieus Einwand ist nur gewesen, daß seines Wissens doch der König von Preußen schon andere Unterhändler mit Friedensgesuchen geradewegs nach Paris geschickt habe, wodurch seine, Richelieus, Aufgabe erschwert sei. Eickstedt meldet: *„Il ne pouvait se défaire de l'idée que le roi de France ne soit déjà informé, puisque l'Abbé Bernis lui avait écrit: ‚Je vous félicite de ce que vous ferez la paix.'"* Die Haltung Richelieus ist nicht ganz aufgeklärt; er gehörte nicht zur Kriegspartei der Frau von Pompadour, mit der er als erster Kammerherr des Königs seine Kräfte zu messen gewagt, bis Ludwig XV. der unbesonnenen Anmaßung ein Ende gemacht hatte mit der kühlen Frage: „Herzog von Richelieu, wie oft sind Sie schon in der Bastille gewesen?" Richelieu hielt das Bündnis zwischen Frankreich und Öster-

reich für einen Fehler und war Anhänger der auch von Friedrich II. vertretenen Politik, daß Preußen als der zuverlässigste Vorkämpfer Frankreichs gegen den sonst übermächtigen deutschen Kaiser geschont werden müsse. Jedenfalls ist Richelieu mit seinem siegreichen Heere stehen geblieben, statt zu Soubise zu stoßen, der ein schlechter General, aber ein Ehrenmann und ein Freund der Frau von Pompadour war; Richelieu war ein erfahrener Feldherr, Soubise war Anfänger. Der Fürst von Hildburghausen, mit dem, als dem Älteren, Soubise den Befehl teilen mußte, war der unfähige Führer der Reichstruppen, den Maria Theresia schon 1749 loszuwerden versuchte, indem sie ihn lachend den Holländern anbot, die damals in Wien um einen General nachsuchten; aber der holländische Gesandte Bentinch antwortete: „Ich danke, von dieser Sorte von Generalen haben wir schon genug und zuviel". Daraufhin hatte sich Hildburghausen bei dem Heere der Reichskreise eingenistet, das seiner würdig war.

»Am 24. September beginnt Friedrich II. einzusehen, daß er Richelieu die Friedensarbeit erschwert, wenn er gleichzeitig zu zahlreiche preußische Friedensunterhändler in Paris sturmlaufen läßt. Friedrich heißt darum den Friedensunterhändler Balbi, sich für eine Weile „zugeknöpft" zu halten: *„que vous vous teniez à présent tout clos et boutonné. Sa Majesté a choisi un autre canal"*. Dieser Bescheid Friedrichs ist unterschrieben *„Le conseiller connu"*. In den Berichten über die Friedensverhandlungen, die gleichzeitig die Schwester Wilhelmine weiterführt, erscheinen auch die geheimnisvollen Bezeichnungen: *„celui que vous connaissez"* oder *„le tout-puissant"*; so kommt in jener ernsten Lage den Geschwistern die Übung zugute, die sie sich in den kindlichen Spielen mit Ränken und Rätselnamen erworben hatten, von denen die Kindheitserinnerungen Wilhelmines Heiteres erzählen.

»Am 26. September schreibt Friedrich einen Brief, in dem

er seinem Friedensunterhändler Balbi „befiehlt", der Frau von Pompadour das Fürstentum Neuchâtel als Geschenk anzubieten, *„de bonne foi"* und *„sa vie duraut"*. Am 30. September schreibt er ihm nochmal: *„comme l'affaire principale pour arriver à mon but est que nous nous rendions favorable Madame de Pompadour par l'offre de la principauté de Neuchâtel et de Valangin, sa vie durant ..."* Friedrich II. hatte übrigens schon am 7. Juli, also zwei Monate vor der englischen Niederlage von Hastenbeck und Kloster Zeven, an Schwester Wilhelmine geschrieben: „Da Du das große Friedenswerk auf Dich nehmen willst, bitte ich Dich, Mirabeau nach Frankreich zu schicken. Die Unkosten trage ich (!); er kann der Favoritin bis zu 500000 Franken für den Frieden bieten und in seinen Angeboten noch viel weitergehen, wenn man sie dahin bringt, uns einige Vorteile zu verschaffen. Du begreifst, wie behutsam ich in dieser Sache vorgehen muß... erführe man in England nur eine Silbe davon, so wäre alles verloren."«

Als Manfreds eigentümliche Vorlesung bei der Erwähnung der Frau von Pompadour und bei Friedrichs Hoffnung, sie zu bestechen, angekommen war, unterbrach Herr Thomas Mann den Vorleser mit folgendem Versuche, den großen König zu rechtfertigen: »Gewiß, die Pompadour war nur eines Fleischers Tochter, Frau eines Zöllners und Kupplers und selber Kupplerin obendrein — eingeräumt und zugegeben, das war sie. Aber erstens: wozu ist man aufgeklärter *Despot*, wenn man sich über solche *Quisquilien* nicht hinwegsetzen kann? Und zweitens: sie war mehr als allerliebst mit ihrem kleinen, talentvollen Dirnenkopf... man merkte ihr von dem Schmutz, aus dem sie kam und der ihr Element blieb, beinahe nichs an...«

Thomas Mann sprach noch ausführlicher über Frau von Pompadour. Aber Manfred schien so erstaunt über die Auslassungen Thomas Manns, daß dieser schließlich einhielt. Manfred, nach einem Blick, der ihn überzeugen zu

sollen schien, ob er recht gehört habe, sagte: »Höre ich den einsichtigen Dichter des „Tod in Venedig" sprechen? Mir scheint, Friedrichs II. Unfähigkeit, Höherstehende zu würdigen und ihre Beweggründe zu beurteilen, hat sich niemals lächerlicher offenbart als in seinem Verhalten gegenüber der Herzogin von Pompadour. Erst verfolgte er sie in seinen Schmähgedichten (mit der Partei der Frommen in Versailles und mit dem Pariser Straßenpöbel um die Wette), und glaubte dann, als er sie brauchte, er könne sie bestechen. Warum? Weil sie bürgerlicher Abkunft war? oder weil er selbst als Kronprinz Bestechungsgelder von Österreich angenommen hatte? – seine um diese Gelder geschriebenen Briefe im Bettelton verkommener Leutnants sind nicht die am wenigsten bezeichnenden Stücke seines umfangreichen Briefwechsels. Daß jemand so erstaunlich uneigennützig sein konnte, wie es Frau von Pompadour wirklich gewesen ist, konnte Friedrich II. augenscheinlich weder fassen noch glauben. Ich kann in Frau von Pompadour keine Kupplerin[1] und in ihrem Vater, dem Armeelieferanten, der das Vertrauen der mächtigen Brüder Pâris genoß und rechtfertigte, keinen Fleischer sehen. Die Franzosen von Geist, ebenso wie der kluge Fürst Kaunitz, standen auf seiten der Frau von Pompadour, die trotz oder dank ihrer bürgerlichen Abkunft eine sehr viel bessere Erziehung genossen hatte, als zum Beispiel im Preußen jener Zeit, selbst für Personen fürstlichen Standes, beschafft werden konnte, und die auch als tätige Freundin der besten Künstler ihres Volkes Würdigeres geleistet hat als Friedrich II. oder andere preußische Fürsten.[2] Der Grund für Friedrichs II. geärgertes Mißverstehen der Frau von Pompadour liegt sicher nicht darin, daß sie Ludwig XV. nicht rechtmäßig angetraut werden konnte, solange die alte Königin von Frankreich noch lebte und solange es in Frankreich nicht wie in Preußen die Möglichkeit der morganatischen Doppelehe gab. Wer hätte leichter den Mangel

priesterlichen Segens übersehen als Friedrich II., der sich gerne Philosoph und Freigeist nannte? Er war ein Bewunderer der Vorgängerin der Frau von Pompadour im Bett Ludwigs XV., der Herzogin von Châteauroux, gewesen; ihr Bildnis schmückt noch heute Sanssouci. Friedrich hatte ihr geschrieben, daß Preußen ihr zum ewigen Dank verpflichtet sei.[1] Warum? und warum die verärgerte Abneigung gegen Frau von Pompadour? Die Antwort ist klar, wenn auch eigentümlich und undeutsch: unter der Herzogin von Châteauroux hatte Friedrich II. zweimal für Frankreich kämpfen dürfen. Dagegen hatte Frau von Pompadour ihn fallen lassen, ihn, der sich immer wieder gerühmt hat, der treueste und der unentbehrlichste Bundesgenosse Frankreichs gegen Deutschland zu sein. Sie hatte ihn gezwungen, gegen Frankreich zu kämpfen, ihn, der noch nach der Schlacht von Roßbach versicherte, er könne sich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als seine Feinde ansehen zu müssen. Angesichts solcher Unbill, die ihm Frau von Pompadour zugefügt, entdeckte Friedrich mit Genugtuung und Unwillen ihre bürgerliche Abkunft; er hätte ihr verzeihen können, daß sie eine „Hure" war, aber daß sie sich versündigt hatte gegen das alte Vorrecht der adeligen Gefolgschaft des französischen Königs, ihrem Herrscher die Geliebten aus ihrem eigenen Kreise zu liefern, das konnte ihr Friedrich II. um so weniger verzeihen, als er doch — trotz seines teutonischen Vaters — so überzeugende Ansprüche gemacht hatte, in der französischen Gefolgschaft mitgerechnet zu werden.

»Vielleicht habe ich hier scherzend übertrieben; und doch glaube ich, daß meine Erklärung von Friedrichs II. Abneigung gegen Frau von Pompadour den Kern dieser Abneigung trifft; und ich glaube auch, daß dieser Kern vielleicht sogar etwas Gutes im Wesen Friedrichs II. darstellt. Voltaire hat das christliche Europa seiner Zeit eine Republik von Fürsten genannt, und Friedrich II. hat — gleich dar-

auf — auch diese Bemerkung seines Lehrers wiederholt — in seinem Testament von 1752. — Ludwig XIV. war die große, über alles erhabene Erscheinung in der Geschichte dieser Republik, und Friedrich II. grollte ehrlich über die Beleidigung der sonnenköniglichen Majestät durch eine *roturière* im Bette des Urenkels. Friedrich grollte doppelt, als diese Unwürdige den feurigsten Bewunderer des großen Ludwig hinderte, für Frankreich zu kämpfen. *„Je ne la connais pas"* sagte er und wollte nichts mit ihr zu tun haben.« (Vgl. oben S. 135.)

Leider fehlt in meinen Aufzeichnungen die ausführliche Entgegnung, mit der hierauf Thomas Mann seine Auffassung begründete, daß »Schmutz das Element der Frau von Pompadour blieb«. Ihm antwortete Manfred:

»Um so beachtenswerter wäre es also, daß Friedrich II. am 7. Juli und am 26. und am 30. September 1757 Frau von Pompadours Wohlwollen zu gewinnen trachtete, indem er ihr 500000 Franken und, *sa vie durant,* sein Fürstentum Neuchâtel anbieten ließ. Das Opfer des schönen Fürstentums scheint Friedrich nahegegangen zu sein, und die Hoffnung, daß es nach dem Tode Frau von Pompadours an ihn zurückfallen möchte, scheint ihm in diesen Tagen beständig vor der Seele gestanden zu haben. Ja, dieses tröstende: *„sa vie durant"* scheint ihn so sehr beschäftigt zu haben, daß am 28. September, als er wieder an Wilhelmine einen *ostensiblen* Brief mit Selbstmorddrohungen schreibt, die Worte: *„sa vie durant"* in neckischster Weise mit einschlüpfen: *„je ne demande que la mort... le parti que doit prendre un homme qui sa vie durant a pensé comme Caton et qui veut mourir tel". Sa vie durant* — er machte sich unnötige Sorgen, da Frau von Pompadour nicht bestechlich war. Der Herzog von Richelieu soll damals ein Geldgeschenk Friedrichs II. angenommen haben, was aber nicht beglaubigt ist und um so zweifelhafter scheint, als Richelieu selbst für sich zu sorgen verstand. Er plünderte so rücksichtslos, in Hannover

und anderweitig, daß die Pariser sein damals gebautes Schloß „*pavillon d'Hannovre*" nannten. Friedrich rächte diese Plünderungen – an den Sachsen«. (Vgl. oben S. 328 ff. und 316.)

»Friedrichs Selbstmorddrohung vom 28. September schließt mit dem Verdacht, Argens könnte versäumt haben, Friedrichs gereimte „Verteidigung des Selbstmordes" an Voltaire zu senden, oder Voltaire könne sie aus einem anderen Grunde nicht erhalten haben; der König „fleht" darum die Schwester an, eine Abschrift an Voltaire zu senden, und sagt, daß er selbst auch noch eine an ihn gesandt habe: „*P. S. J'ai trouvé moyen de copier l'épître à d'Argens, je vous l'envoie, en vous suppliant d'en envoyer une copie à Voltaire, c'est ce que j'ai fait de même.*" Das königliche *j'ai trouvé moyen* ist rührend.

»Am selben Tage, an dem er der Frau von Pompadour Neuchâtel zu schenken sich bereit erklärte, gab Friedrich an Ferdinand von Braunschweig Befehl betreffs der Franzosen, die in Vorpostengefechten gefangengenommen wurden: „Er kann die Offiziers auf Parole *relachieren* und die Gemeinen muß man gut halten und *cajolieren*."

»Am 27. September, also inmitten seiner Selbstmorddrohungen, sendet Friedrich II. als König, der sich zu helfen weiß, an Graf Finckenstein einen Befehl betreffs gewissen königlichen Silbers, das „den innerlichen *Valeur* von ungefähr 400 000 Thaler haben wird", und das „mit solchem Zusatz ausgeprägt werden müsse, damit ich wenigstens das *Quantum* von 800 000 Thaler in solchen Geldsorten erhalte". Das ist der Anfang der großen Münzverschlechterungen, die den „Geldsorten" des brandenburgischen Werther den Namen friderizianische „Blechklappen" eintrugen.

»Am 1. Oktober schreibt Friedrich II. an denselben Grafen Finckenstein, vielleicht zur Erklärung der eben befohlenen Münzverschlechterung, diesmal nicht von Gift, sondern männlicher: „*Nous sommes abimés, mais je périrai, l'épée à la main*".

»Am 8. Oktober hat Friedrich von Voltaire leise spottende Vermahnungen zu männlichem Ausharren bekommen; er antwortet an Wilhelmine: *„J'ai ri des exhortations du patriarche Voltaire; je prend la liberté de vous envoyer la réponse"*. Diese Antwort an Voltaire enthält auch die berühmten Zeilen, die in keinem preußischen Geschichtsbuch fehlen dürfen:

Pour moi, menacé du naufrage
Je dois en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en Roi.

»Das sind auch die Worte, die Erich Schmidts Friedrich der Große „am Tage von Roßbach schwor"; dieselben, die Heinrich von Treitschke „ein Selbstbekenntnis" nannte, als er bei der kaiserlichen Geburtstagsfeier versicherte: „Solange preußische Herzen schlagen, werden sie dieses Selbstbekenntnis in Ehren halten." Dabei handelt es sich hier um das *Plagiat* eines berühmten französischen Gedichtes.[1]

»Am selben Tage, an dem er diese Verse schrieb, antwortete Federic der Schwester auf ihren letzten Bericht über ihre Friedensverhandlungen, der die beruhigenden Mitteilungen enthielt: *„J'ai vu l'ami de celui que vous savez"*, der Herausgeber der Briefe vermutet Marschall Belle-Isle, das ist der *„tout puissant"* Vertreter der französisch-preußischen Bündnispolitik in Versailles. Wilhelmine schrieb weiter: *„Il m'assure... qu'on souhaite fort de se racommoder avec vous..."* Diese beruhigenden Nachrichten gibt Friedrichs Sekretär am 16. Oktober nach Berlin an Finckenstein weiter. Belle-Isle war Frankreichs Kriegsminister.

»Am 13. Oktober erfolgt der Bericht des anderen Friedensunterhändlers, das ist Eickstedt, über seine zweite Verhandlung mit Marschall Richelieu. Eickstedt berichtet, wie er, genau den königlichen Anweisungen folgend, den Herzog auf das Unheil hingewiesen habe, das Frankreich seit 1672

jedesmal zugestoßen sei, wenn sich der französische König mit Brandenburg schlecht gestanden habe. Eickstedt erläutert: *„Je lui fis voir, en revanche, les grands services que l'électeur de Brandebourg lui a rendus l'an 1681 et 1683"*, das sind die Daten der Verträge zwischen dem „Großen" Kurfürsten und Ludwig XIV. und auch der französischen Wegnahme Straßburgs, die Friedrich also empfehlend in Erinnerung brachte. Dann folgt eine freimütige Verurteilung der undiplomatischen Dichtertätigkeit Friedrichs II. Richelieu sagte: *„qu'il ne prétendait jamais critiquer un grand roi, mais que votre Majesté, pendant la paix, avait choqué par picoter sensiblement, ce qui, entre autres, armait l'impératrice de Russie"*, ein Verweis für Friedrich, der unter alten Bundesgenossen gestattet sein muß und mit dem Richelieu sagen zu wollen scheint, daß Friedrich II. sich nicht nur die Feindschaft Rußlands zugezogen, sondern auch durch seine Taktlosigkeiten gegen Frau von Pompadour es den französischen Freunden des preußisch-französischen Bündnisses schwer gemacht habe (worauf ja auch Bismarck einmal ausdrücklich hinwies[1]). Auch was die jetzt von Richelieu zu führenden Friedensverhandlungen betrifft, ist der Herzog mit der überängstlichen Vielgeschäftigkeit des preußischen Königs unzufrieden: *„Votre Majesté en a fait parler à trop de gens, au maréchal de Belle-Isle et d'autres"*. Richelieu wußte gut, wie man in Versailles Ränke spinnt, und der friderizianischen Abgesandten Wettlauf um die französische Gunst scheint ihm ungewöhnlich ungeschickte Leitung verraten zu haben. Aber Friedrich hielt sich für gewandt, für *„trompeur et demi"*.

(Dieser Friedensunterhändler Friedrichs, der Freiherr Georg von Eickstedt, ist übrigens ein Mann, der Beachtung verdient. Wenn man seine Berichte verfolgt, bekommt man manchmal den Eindruck, als habe er noch gehofft, die Erziehung seines Königs vervollständigen zu können. Schon zu Anfang des Siebenjährigen Krieges, als Eickstedt von

Friedrich II. zu den kleinen deutschen Fürsten gesandt wurde, um sie „gegen Kaiser, Reich und das Wohl des Vaterlandes" – wie Friedrichs Schüler, der Herzog von Württemberg, es ablehnend ausdrückte – aufzuhetzen – also den „Fürstenbund" von 1785 vorwegzunehmen – fand Eickstedt manche Gelegenheit, seinem Herrn klarzumachen, daß man im Reiche vom preußischen König dachte, „er sei ein großer Mann, aber ein großer Verbrecher" und daß er eine „vorschnelle Zunge" habe.)

»Am 17. Oktober schreibt Friedrich wieder an Wilhelmine einen *ostensiblen* Brief im heroischen Ton, und am selben Tag teilt er ihr in Geheimschrift mit: „*Les Français viennent de signer une neutralité avec le pays de Magdebourg et de Halberstadt*". Damals scheint Friedrich schon gewiß gewesen zu sein, daß es ihm gelungen war, die beiden französischen Armeen unter Soubise und Richelieu auseinanderzuhalten, so daß er also nur mit den veruneinigten Prinzen Soubise und Hildburghausen würde zu tun haben, und er schreibt stolz: „*Pour les Français, ils n'entendront pas nommer mon nom et je compte cependant leur parler de telle manière par des actions, qu'ils regretteront, mais trop tard, leur impertinence*". Das klingt fast männlich; aber unter „*impertinence*" versteht Friedrich die Dreistigkeit der Franzosen, das heißt hier Frau von Pompadours, ohne Preußen als Bundesgenossen auskommen zu wollen!

»Aber noch hofft Friedrich II., daß er Frau von Pompadour erweichen und daß er nicht gezwungen sein werde, „den Franzosen zu entsagen" (so spricht Friedrich noch in seinem Testament von 1782 von dem ihm auch damals noch für Preußens reichsfeindliche Stellung fast unentbehrlich scheinenden Bündnis mit Frankreich), und so kann am 20. Oktober Friedrichs Sekretär dem Grafen Finckenstein schreiben, daß der König einen neuen Friedensunterhändler nach Paris zu schicken beschlossen hat: „*je veux bien Lui dire en confidence que c'est sur Haeseler que le Roi, de son*

propre mouvement, a jeté les yeux pour l'envoyer à Paris y porter les propositions de paix".

»Dann kommt endlich der schöne Streich von Roßbach; es gelang dem eigenmächtig handelnden Seydlitz trotz des Widerstrebens Friedrichs (der bei Tisch saß und durchaus nicht an die Notwendigkeit eines Kampfes glauben wollte), die Franzosen und die seit drei Tagen nicht mehr verproviantierte Reichsarmee im Marsche zu überfallen. Die „verblüften Leute" liefen vor dem neuen preußischen *Exercitium* auseinander, wie etwa die Preußen 1806 vor der neuen französischen Taktik. (Vgl. oben S. 327 f.) »Friedrich II. erzählte seinem getreuen Lucchesini am 14. September 1783 „viel über die Schlacht von Roßbach, die von der Reiterei eröffnet und vom Fußvolke in weniger als zwanzig Minuten beendet wurde". Es war einer von jenen fast unglaublich scheinenden Kriegszufällen oder Dummheiten, wie sie ähnlich gegen Friedrich II. bei Hochkirch und bei Maxen verheerend hereinbrachen. Die beiden feindlichen Generäle, Hildburghausen und Soubise, hatten sich bis zum letzten Augenblick nicht einigen können. Hildburghausen wollte kämpfen; Soubise, der vielleicht von Richelieu Weisung besaß, daß Friedrich II. um Frieden gebeten hatte, wollte durchaus nicht kämpfen, sondern nur manövrieren. Sein Heer fand sich schon vor der Schlacht aus noch heute „unaufgeklärten Gründen" in gefährlichstem Durcheinander in einem Engpaß, als plötzlich und unerwartet Seydlitz hereinbrauste.

»Friedrich der Große verlor 165 Mann dabei und wurde plötzlich ein deutscher Held. Er dichtete gleich die mit homosexuellen und schmutzigeren Anspielungen gespickte Verherrlichung der feindlichen Hintern und fuhr fort, auch in der Folgezeit Voltaire zu drängen, er möge den Frieden zwischen Frankreich und Preußen vermitteln. Der französische Mitkämpfer Graf Saint Germain schrieb nach Paris: »Hätte der Feind uns lebhaft verfolgt, so würde

er unsere ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt; und es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehl gegeben, unsere Leute zu schonen und die Deutschen zu zermalmen; seine Husaren haben mehrere von unsern Soldaten zurückgeschickt, nachdem sie dieselben anständig behandelt. Man kann nichts hinzufügen zu dem Edelmute und zu der Feinheit, mit welcher er unseren Gefangenen begegnet ist" (Preuß, II, 97).

»Auch unter den gefangenen französischen Offizieren suchte und fand Friedrich II. Friedensunterhändler; er erklärte ihnen: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten." „Er äußerte auch, daß er keine Freudenfeste über den Sieg anstellen wolle, daß derselbe sein Herz betrübe, daß übrigens die Franzosen schlecht geführt worden." Und ähnliches mehr!

Die Art, wie Friedrich nach der Schlacht die französischen Gefangenen „cajolieren" ließ, würde ihn menschlich erscheinen lassen, wenn es nicht leider auf Kosten der deutschen Gefangenen geschehen wäre, die annehmbare Quartiere an die Franzosen abgeben mußten. Voltaire, den Friedrich unermüdlich zur Friedensarbeit antrieb, erhielt Nachricht von dieser Bevorzugung der Franzosen und gab sie weiter. So ist es denn nicht erstaunlich, daß Voltaire gelegentlich von Friedrich auch erfuhr, wie ein verwundeter französischer Offizier auf dem Schlachtfelde von Roßbach laut nach einem Klistier verlangte, und daß Friedrich versicherte: *„cent personnes officieuses se sont empressées pour le lui procurer"*. Bei dem franzosenfreundlichen Eifer Friedrichs II. muß man beinahe fragen, ob er das Klistier nicht etwa selbst verabreicht und da vielleicht die Anregung zu seinem königlichen Siegesliede von Roßbach gefunden hat:

Ah, quel spectacle a plus de charmes
Que le cul dodu des héros?

»Auf alle Fälle haben Friedrich und sein Bruder *Henri*

Gelegenheit gefunden, die französischen Gefangenen „auf das *gracieuseste* zu *accueilliren*“ und „an vielen *Blessierten* von ihnen viel *gracieuses* zu tun“, wie Friedrichs Sekretär an Graf Podewils vermeldet.«

Thomas Mann, den Manfred keineswegs überzeugt hatte, beharrte auf seiner würdigeren Beurteilung des großen Königs und sagte: »Friedrich der Große war ein Opfer. Er mußte Unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen, er durfte nicht Philosoph, sondern mußte König sein, damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle. Gegen diese Erdensendung der Nation hat er nicht gesündigt, und es bereitet mir große Freude, Ihre Zweifel durch Stellen aus den Briefen dieses sich opfernden Königs zu widerlegen. So schrieb er zum Beispiel an Voltaire: „Ich werde den Frieden nicht anders unterzeichnen als auf Bedingungen, die sich mit der Ehre meiner Nation vertragen“. Oder an d'Argens: „Nie werde ich den Augenblick überleben, der mich nötigt, einen nachteiligen Frieden zu schließen; kein Beweggrund, keine Beredsamkeit wird imstande sein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe... Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: Nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzug alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden“.«

Manfred: „Diese Äußerungen Friedrichs an d'Argens waren zur Weitergabe an Voltaire bestimmt, und Voltaire sollte sie als die Wünsche Friedrichs betrachten, die er seinen Friedensbemühungen zugrunde legen könne. Daß Friedrich, wenn es zum Abschluß des Geschäftes käme, bereit sein würde, mit seinen Bedingungen herunterzugehen, beweist das Schreiben in Geheimschrift vom 18. September 1757, in dem Friedrich II., ohne Maske, der vertrautesten Wilhelmine mitteilte, er sei „verpflichtet“, auch

die schmählichsten Bedingungen, die die Franzosen stellen könnten, anzunehmen.« Ein preußischer König tut immer seine Pflicht![1]

Hegemann: »Damit wollte Friedrich der Große vielleicht nur seine Schwester beruhigen, die sich in Sorgen um sein Leben verzehrte. In Wirklichkeit wäre er doch wohl einem unehrenhaften Frieden mit dem Schwert in der Hand oder, wenn nötig, durch Selbstmord ausgewichen?«

Manfred: »Auch auf diese Weise läßt sich den in Preußen beliebten Worten Friedrichs: *„Mourir en roi“* ein anderer als literarischer Wert kaum schaffen. Friedrich hat 1759, nachdem es ihm kriegerisch noch viel schlechter gegangen war als 1757, nicht nur nach Voltaireschem Muster weitergedichtet und auf seine eigene Art weitergelebt, sondern er hat auch selbst die Bedingungen eines Friedensvorschlages aufgestellt, die ehrenvoll zu nennen wohl nur der vermag, der etwa im Frieden von Tilsit die Höhe preußischen Ruhmes erblickt. In diesem, von Reinhold Koser mit allen französischen Schnitzern des Königs veröffentlichten Friedensentwurf vom Oktober 1759 erklärte sich Friedrich II. bereit, seine westlichen und östlichen Besitzungen abzutreten. Der erste König in Preußen, der Großvater Friedrichs II., hatte seinen ältesten Enkel, das heißt also den älteren, dann verstorbenen Bruder Friedrichs II., feierlich „Prinz von Oranien“ taufen lassen, vielleicht um damit gleichsam aller Welt anzukündigen, daß der Preußenkönig sich berufen fühle, vom östlichen Preußen bis in die westlichen Vorwerke deutscher Ansprüche ein Wächter zu sein.[2]

Die preußisch-kleindeutschen „Historiker“ haben ihrer „Nation“ den Wahn aufgeredet, als wäre Preußen fähig, das von der Maas bis an die Mündung der Donau ausgestreckte Reich Karls des Großen wieder zu beleben, obgleich doch nur die Habsburger durch ihre Erwerbung von Burgund, den Niederlanden und Ungarn diesen großen mitteleuropäischen Gedanken je der Verwirklichung nahezu-

bringen vermochten. Das war unter Friedrich III.: dieser schlafmützigste aller Kaiser hat mehr für die Mehrung des Deutsches Reiches getan als der hysterisch poetisierende Preußenkönig Friedrich II., von dem die „Historiker“ Preußens so anmaßend sprechen, der aber das Selbstverständliche nicht begriff. „Wir haben seit Jahrhunderten mit Östreich-Ungarn zu demselben Reich gehört“ sagte Bismarck (10. VII. 1892); „es ist das ein historisches Vermächtnis der Vergangenheit, aber auch ein Bedürfniß der modernen Politik“. Dies Bedürfnis war nie stärker als zur Zeit Friedrichs II. Als Folge der Verkennung dieses „Bedürfnisses“ machte Friedrich II. sein demütiges Friedensangebot von 1759. Sein *mourir en roi* hatte er vergessen.

»Eines der Eingangskapitel von Kosers erstem Bande über „Friedrich den Großen“ heißt: „Zur Memel und zur Maas.“

»Das derart vorgetäuschte[1] deutsche Grenzwächteramt ist eine wichtige Anmaßung der preußischen Legende. Friedrichs II. Friedensvorschlag von 1759 trat die „Wacht am Rhein“ an die Franzosen und das Ostpreußen des deutschen Ritterordens an die Russen ab. Für diese Opfer schmeichelte sich Friedrich entschädigt zu werden, sei es durch „*La Saxse*“, „*soit enfein quel pais lon voudra pourvu quil ait de l'ongand pour la brulure*“; und als ihm Finckenstein und der preußische Gesandte in London diese duftende Hoffnung auf die „Salbe für den Gebrannten“ ausgeredet hatten, rief Friedrich: „Kann ich denn keinen Tauschhandel machen *(n'y aurait-il point de troc à faire)* und das Herzogtum Cleve, das preußische Geldern und das Fürstentum Mörs gegen Mecklenburg eintauschen?“ Der Gedanke, sich an den Schwachen schadlos zu halten, an Mecklenburg und den geistlichen Besitztümern, gefiel Friedrich, und dieser Gründer des „Fürstenbundes“[2] empfahl damals schon, Rußland möge sich durch ein Stück von Polen für den Krieg bezahlt machen.

»Aber diese Hoffnungen, die Wehrlosen zahlen zu lassen, sah Friedrich schnell verrauchen. Er war damals beschäf-

tigt mit dem Dichten einer „Parodie auf den Prediger Salomonis, in Anlehnung an Voltaire“ und versuchte auf das ernsthafteste, in dieser Dichtung den Hiatus und andere Härten mit Hilfe seines neuen, braven Vorlesers de Catt zu vermeiden.[1] Bei dieser Arbeit unterbrach er sich, wie de Catt eingehend schildert, um gegen den Rat aller Generale ein Heer unter Finckenstein auf das leichtsinnigste zu opfern — selbst die scharfsinnigsten Theologen Friedrichs des Großen haben noch keine Entschuldigung dafür ersinnen können. Neun (9) Generale, 35 Schwadronen, 18 Bataillone, 66 Kanonen und ungezählte Fahnen gingen verloren. Der Feind verlor nichts, da er nur höflich die tapferen Preußen gebeten hatte, von den Pferden zu steigen. Niemand wagte es, den König beim Dichten der „Parodie auf den Prediger Salomonis in Anlehnung an Voltaire“ zu unterbrechen, um ihn zu benachrichtigen, daß das Ereignis wirklich eingetreten sei, wie es die Generale, der Ansicht des Königs widersprechend, vorausgesagt hatten; er hatte Widerspruch nicht gern. Als die Nachricht endlich zum König durchsickerte, wurde es ihm blitzartig klar, daß der verhängnisvolle Augenblick gekommen, daß die Ehre und, wie er so oft angekündigt — Erich Schmidt sagt: „geschworen“ — hatte, damit die Berechtigung, weiterzuleben, verloren war. Verzweifelt rief er seinem Vorleser zu: „Die Ehre, mein Lieber, die Ehre ist ein Verlust, der sich nicht messen und sich nicht wieder gutmachen läßt. Dazu sind Jahrhunderte nötig, um diesen Verlust und diesen Schandfleck auszulöschen“; so rief Friedrich und zitierte einige tragisch-schöne Verse Racines. Aber da er vermutete, daß seine Preußen *in puncto* Ehre nachsichtiger sein würden als ihr vielleicht zu anspruchsvoller König, blieben die Giftpillen wieder unbenutzt. Statt Gift zu nehmen, machte Friedrich am folgenden Tage eine lebendige Schilderung, wie er sich zufrieden und behaglich als Privatmann zurückziehen wolle; er sagte nicht wohin, aber bei seiner freien

religiösen Schmähluſt hat er damals vielleicht schon, wie 1738 sein frömmerer Vater (vgl. oben S. 10), an das duldsame Holland gedacht, wenn ihm nicht etwa sein „freies“ England oder eine englische Insel vorschwebten, oder ihm gar die Hoffnung geblieben war, man werde ihn als *Marquis de Brandebourg* irgendwo im Reiche belassen. „England ist wie gemacht“, so hatte er kurz vorher (23. VII. 59) zu de Catt gesagt, „um dort in Frieden zu leben und nicht um dort Eroberungen zu machen. Das ist übrigens kein Schaden“. Über die Pläne, die Friedrich der Große 1759, zur Zeit der schwersten Niederlagen, anstatt des ursprünglich ins Auge gefaßten Selbstmordes erwog, berichtet de Catts Tagebuch folgendes (24. XI. 59, also vier Tage nach Maxen):

»„Der König unterhielt mich während der wenigen Augenblicke meiner Anwesenheit nur von seinem Plane, sich von der Regierung zurückzuziehen. Er hatte von diesem Plane schon mehrfach gesprochen, aber nie so eingehend wie dieses Mal. Der König sagte: ‚Wenn ich eines Tages aus diesem entsetzlichen Gewirre herauskommen kann, mein Freund, dann wüßte ich wohl, wie ich den mir vom Geschick zugemessenen Rest meiner Tage verbringen möchte. Ich würde mir eine Provinz vorbehalten, deren jährliche Einkünfte sich auf 100 000 Taler belaufen müßten. Ich würde mir einige Freunde auserwählen, ehrenhafte, aufgeklärte Leute von verbindlichen Formen, aber keine Schmeichler. Alles, was in meinen Kräften steht, sollte geschehen, um Ehrgeizige und Intriganten fernzuhalten; auch würde ich die Nähe einer Stadt nicht aufsuchen, wo Königtum und steife Ehrerbietung sich nie ganz abstreifen lassen. Ich würde als unverbrüchliches Gesetz aufstellen, daß jeder sich frei bewegen und in Wort und Umgang sich lediglich als mein Freund betrachten soll. Und sicherlich würde ich selbst ihm ein herzlicher, entgegenkommender und treuer Freund sein. Jeder Fremde, das heißt jede gesellige

Natur von Geist und Herz und von einigem Rufe, sollte mit offenen Armen empfangen werden; aber alle die, welche nur die nackte und blöde Neugier anlockt, würde ich geflissentlich fernhalten. Meine Mahlzeit würde sehr einfach sein. Zwölftausend Taler jährlich sollten für meinen Tisch genügen, zwanzigtausend würde ich auf Lieblingslaunen verwenden, und der Rest bliebe für meine Gefährten, die auch nach meinem Tode etwas bekommen sollten, um sich bisweilen meiner zu erinnern. So, mein Freund, würde ich die kurze Strecke Weg, die vor mir liegt, mit Blumen bestreuen.' – Dabei zitierte er mir ein paar Verse aus Chaulieu. Er zeigte mir den Riß eines Wohnhauses für sich und sechs Freunde, den er am Morgen entworfen hatte. Ein angebauter kleiner Flügel sollte ausgezeichnete Gäste aufnehmen, wenn sie sich einige Tage bei ihm aufzuhalten wünschten. Der König schloß mit den Worten: ‚Adieu, mein Lieber, ich will mich zu Bette legen. Denken Sie an mich und meinen hübschen Abdankungsplan. Gute Nacht!'"

»Friedrichs verwegene Selbstmordpläne waren vergessen oder tauchten nur gelegentlich als kleine *Koketterie* noch in den Briefen auf. Echt Friderizianisches kann de Catt vom folgenden Tage berichten (25. XI. 59): „Er las mir wieder seinen Salomon vor. ‚Glauben Sie, man kann meine Verse neben die Voltaires stellen?' Die kleine Mücke, die noch schnaufen kann, ist besser als ein toter Löwe; das ist der Vers, der ihm am besten gefällt." Der König sah wohl vor allem deshalb keinen Grund, seine Opiumpillen zu mißbrauchen, weil ihm ja noch eine andere und, mir scheint, viel angemessenere Hoffnung blieb, als nur eine „kleine Mücke" sein zu müssen. 1760 hatte er im Irrenhaus von Liegnitz Quartier genommen; und er schrieb an de Catt (*Oeuvres* XXIV, 3): „Ich sehe voraus, wenn das so weiter geht, wird man mich am Ende des Feldzuges in das Irrenhaus von Liegnitz einsperren, wo Sie mich wohnen sahen."

Entweder gefiel es ihm im Irrenhaus oder er wollte sein königliches Opfer- und Duldertum ausharrend auch da bewähren?«

Manfred lächelte einen Augenblick und fuhr darauf sehr ernst fort:

FRIEDRICHS RETTUNG DURCH ZAR PETER

»Dann kam die letzte *Phase* des „heldenmütigen Durchhaltens" des großen Königs. Er saß in der Falle, und seine allzu männlichen Gegnerinnen verschmähten lange seine demütigen Friedensangebote.«

Hierauf blätterte Manfred wieder in den „Fragmenten des Freiherrn von Zimmermann", deren dritter Band noch auf dem Tische lag, und rief gleich mit Entdeckerfreude: »Hier berichtet Friedrichs Doktor über die denkwürdigen Tage, welche damals folgten.« Manfred las vor: „Man sagt, der König sey im Winter von 1761 bis 1762 nach Breslau gekommen, um dort sein Ende abzuwarten. Er habe sich da seinem Schmerz ganz überlassen... Alles sey muthlos gewesen, weil man glaubte, Friedrich sey muthlos. Wirklich habe sich der Monarch niemand mehr gezeigt. Er habe nicht ein einziges Mal weder die Leibgarde gesehen, noch die Parade, und was noch mehr ist, er habe nicht mehr auf der Flöte geblasen... Sichere Nachrichten schien er jedoch zu haben, daß die Kaiserinn Elisabeth bald sterben würde: denn er hatte Befehl gegeben, daß man am Oderthor aufmerksam seyn möchte, wenn ein Russischer Courier ankäme, und solchen keinen Augenblick aufhalte; man mußte sogar des Nachts die Schlüssel daselbst lassen."

»Und der russische Kurier kam und brachte die heißersehnte Freudenbotschaft: daß Friedrich II. wirklich ein großer und ein standhafter König sei. Friedrich hat in der Tat, wenn auch unfreiwillig, besser durchgehalten als die weniger männliche Kaiserin von Rußland, die schlapp wurde und

starb. Friedrich, der eben noch um Frieden bettelnd in der Falle gesessen hatte, spazierte ruhmvoll wieder heraus.«

Hegemann: »Sie tuen, als ob nur der Tod der russischen Kaiserin den großen König gerettet hätte. Was ihn rettete, war doch die tiefe Bewunderung, welche der neue Zar für den Preußenkönig empfand. Ist es nicht ganz besonders schön für das preußische Volk, zu wissen, daß sein größter König in der höchsten Not nicht durch militärische Übermacht oder einen Zufall des Waffenglücks, sondern durch einen bewunderungswürdigen, moralischen Sieg gerettet wurde? Diesen Triumph des friderizianischen Genies über die Seele des Moskowiters kann nichts verkleinern!«

Manfred: »Nichts, in der Tat. Es sei denn, Sie nehmen Anstoß daran, daß dieser aus Holstein stammende „Moskowiter" halbverrückt und daß deswegen seine Bewunderung für Friedrich II. durchaus nicht schmeichelhaft gewesen zu sein scheint. Der neue russische Peter III. war ja allen Anzeichen nach ein armer Narr, der an Friedrich II. einen Wesensgleichen bewundern zu dürfen glaubte und jedenfalls einen Narren an ihm gefressen hatte. „Friedrich pflegte ihn in seinen Schreiben nur *le divin* empereur zu nennen."[1]«

Manfred griff im nächsten Bücherregal nach einem schönen Bande aus dem Insel-Verlage und fuhr fort: »Peters Gemahlin, die große Katharina, erzählt in ihren Memoiren: „Seit seiner Kindheit hatte der Großfürst (Peter III.) für den König von Preußen eine besondere Zuneigung... die später in reinen Wahnsinn ausartete... Er erfuhr mit Bedauern von dem Siege der russischen Armee (Großjägerndorf) über die preußischen Truppen, die er für unbesiegbar gehalten hatte." Graf Poniatowski, der spätere König von Polen, scherzte in seinen Memoiren über die preußische Begeisterung Peters III. folgendermaßen: „Man muß wohl annehmen, daß Peters Amme und seine Lehrer dem

Könige von Preußen ergeben waren. Denn von Kindheit an hegte er ein so starkes und gleichzeitig so lächerliches Gefühl der Verehrung und Liebe für diesen Fürsten, daß der König von Preußen selbst einmal über diese Leidenschaft (denn es war wirklich eine Leidenschaft) sagte: ‚Ich bin seine Dulcinea, er hat mich nie gesehen und hat sich in mich verliebt wie Don Quichotte'." Es wirkt peinlich, den König von Preußen so undankbar über Peter III., seinen „göttlichen Kaiser" und den großen Retter Preußens spotten zu hören, denn gesetzt selbst, er sei ein kommißnärrischer Dummkopf gewesen, unterscheidet sich denn die friderizianische Begeisterung der preußischen Gelehrten irgendwie von der Schwärmerei des rettenden Peter III.? Treue Hundeseelen, denen das wahre Wesen ihres vergötterten Herrn unbegreiflich bleibt, die aber entschlossen sind, alles zu tun, um ihn vor der Verachtung der Menschheit zu retten!«

Hegemann: »Übrigens war ja der Siebenjährige Krieg durch den vorübergehenden Übertritt der Russen noch lange nicht ohne weiteres gewonnen. Friedrich der Große mußte vor und nach der Ermordung Peters III. noch bedeutende Proben seines überlegenen Diplomaten- und Feldherrngenies geben, bevor Preußen endgültig als Großmacht anerkannt wurde.«

»„Diplomaten- und Feldherrngenie"! – das wird Ihnen vielleicht scherzhaft klingen, wenn Ihnen die Schilderung der damaligen russischen Vorgänge bekannt wird, wie sie der preußentreue Professor Kurd von Schlözer gegeben hat. Lucchesini hat Ihnen bereits« (oben S. 136f.) »von dem merkwürdigen Geschick erzählt, mit dem Friedrich der Große den Professor Groß durchprügeln ließ und sich so bei dessen Bruder, dem russischen Gesandten, einschmeichelte. Es darf Sie deshalb nicht wundern, daß Friedrichs Verehrer de Catt am 5. September 1759 seinem Tagebuche folgendes aus der Unterhaltung mit dem diplomatischen

Könige anvertrauen konnte: „Groß, der russische Gesandte in Berlin, hat viel zum Bruch beigetragen. Der König konnte ihn nicht leiden. Zu einem Feste lud er alle Minister ein, nur den russischen nicht.“ Der verschlagene Friedrich rechnete nämlich besonders auf das Bündnis mit Rußland.« (Vgl. oben S. 124.)

Manfred blätterte in Schlözers „Friedrich der Große und Katharina die Zweite“[1], wo er sich verschiedenes angestrichen hatte, und fuhr fort:

»Nachdem sich „das fast blinde Vertrauen“, das die vorige russische Kaiserin, Elisabeth, anfangs für Friedrich II. genährt hatte, durch Friedrichs unbegrenzte diplomatische Taktlosigkeit in Haß verwandelt hatte, waren die Überbringer von Friedrichs ungeschickten Friedensgesuchen in Rußland einfach ins Gefängnis gesteckt worden. Umgekehrt weigerte sich plötzlich der neue Czar Peter, die Botschafter der eigenen Verbündeten Österreich und Frankreich zu empfangen. „Dagegen fand jetzt kein Fest bei Hofe statt, kein vertraulicher Cirkel, zu welchem Goltz (Friedrichs neuer Botschafter) nicht regelmäßig eingeladen wurde.“ Selbst ein Gesandter Friedrichs kann Erfolg haben. Friedrich II. hatte in der Tat beim Kaiser Peter III. einen Gesandten, mit dem er wirklich zufrieden war, in dem er also nicht nur einen „Briefträger“ sah. Der russische Kaiser „sprach von König Friedrich nie anders als: ‚der König, mein Herr.‘ Daß dieser ihn zum Hauptmann ernannte, rechnete er sich zur größten Ehre an“. Der Typ des preußischen Reserveoffiziers! Schlözer erzählt:

»„Die Unterhaltung berührte dann vornehmlich die Angelegenheiten des Königs... ‚Es gibt kein Regiment der preußischen Armee, von dem der Kaiser nicht die letzten drei oder vier Kommandeure bei Namen nennen könnte‘, berichtete Goltz an Friedrich. ... Die Erhebung zum preußischen General-Lieutenant erfüllte das Herz des Czaren mit freudiger Rührung, und nicht ohne Groll schreibt der

sächsische Gesandte: ‚Der König von Preußen ist der Kaiser von Rußland'." – „Die Umsicht und das ‚Geschick' des preußischen Botschafters verschafften dem jungen gewandten Diplomaten die schmeichelhafteste Anerkennung seines Königs." Kaiser Peter III. ahmte seinen vergötterten Friedrich auf das genaueste nach, nur daß er an Stelle des Französischen, das den Preußenkönig begeisterte, ebenso rückhaltlos das Preußische setzte. Ein Sieg des preußischen Geistes im Osten. Peters „Bevorzugung seiner deutschen Leibwachen vor den russischen Garden, die höhnende Verachtung, die er gegen alles russische Wesen und gegen die Nationalkirche zur Schau trug neben der fast kindischen Nachahmung preußischer Einrichtungen, besonders aber die rohe Behandlung seiner Gemahlin..." diese von Professor v. Schlözer berichteten Dinge waren alle in Preußen—stets mit Bevorzugung von französischen statt „preußischen Einrichtungen" – durchaus am Platze und wurden von Preußens König genau geübt und gehörten zu seiner „Größe". Auch Friedrichs schlesische Eroberungskriege wollte Peter III. getreulich nachahmen. Schlözer berichtet weiter: „Nun sollte gar ein abenteuerlicher Feldzug unternommen werden, um alte Ansprüche auf die schleswigschen Besitzungen zur Geltung zu bringen, nach deren Erwerbung kein Mensch auch nur das leiseste Gelüste zeigte. Schon war der Tag zum Aufbruch der Garden bestimmt; Peter selbst wollte die Führung des Krieges leiten." Und bei dieser russischen Eroberung des deutschen Schleswig-Holstein wollte Friedrich der Große dem russischen Kaiser bekanntlich helfen.« (Vgl. oben S. 148 f.)

»Aber ganz so sklavisch wie die Preußen waren die Russen nicht. Die „roh behandelte Gemahlin" Peters war nicht – wie Friedrich II. es von der seinen behauptete[1] – eine „alte Kuh". Allerdings hatte der von Friedrich II. so schmeichelhaft gelobte preußische Gesandte seinem König geschrieben: „Ich muß Ihnen, Sire, unter dem Siegel der tiefsten

Verschwiegenheit mitteilen, daß die Politik des russischen Hofes mir auferlegt, mich nicht zu sehr um Beziehungen zur Kaiserin zu bemühen." Der „umsichtige" preußische Gesandte, seinem König an Scharfblick ebenbürtig, hielt sich darum um so enger an die Person des Kaisers und wurde auch zusammen mit dem Kaiser und seinem russenfeindlichen Hofstaat in Oranienbaum – seinem Sanssouci – von der großen Katharina gefangen genommen, nachdem er gemeinsam mit dem Kaiser zu fliehen versucht hatte. Seine Eigenschaft als Gesandter rettete ihm das Leben; aber er bat seinen großen König um Rückberufung, da – so schrieb er selber –„die Entfremdung der Personen, mit denen ich früher verkehrte, es mir unmöglich macht, irgendwelche Beziehungen aufrecht zu erhalten." Das war wenige Wochen, nachdem seine „Meisterstreiche" von Friedrich II. mit den Worten bewundert wurden: *„Vos coups d'essay, mon cher, sont des coups de maître"*. Friedrich mußte sich dann nach weniger meisterlichen Gesandten nach Rußland umsehen und geriet im Laufe der Zeit schließlich auf Goethes Gegenspieler, den weimarischen Prinzenerzieher Graf Goertz.« (Vgl. oben S. 126 und 78.)

»Die Russen waren nicht wie die Preußen bereit, sich der dreisten Ausländerei ihres Herrschers zu unterwerfen. Gewiß, auch Katharina, geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, war Ausländerin. Aber sie war nicht, wie Friedrich II. und sein ebenbürtiger Bewunderer Paul III., blind für die Grundlagen wahrer Macht. Schon im Jahre 1755 schrieb der englische Gesandte Williams über die Erfolge der jungen deutschen Prinzessin in Petersburg: „Seitdem die Großfürstin in dies Land gekommen ist, hat sie sich durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel bemüht, die Liebe der Russen zu gewinnen. Sie lernte sehr fleißig ihre Sprache und spricht sie jetzt, wie Russen mir sagen, vollkommen gut." Friedrich II. prahlte, er könne Deutsch wie ein Kutscher sprechen. Ein König muß in der Tat den Ver-

stand eines Kutschers haben, um die Sprache seines Volkes nicht besser zu lernen. Oder wollen die preußischen „Historiker“ auch da wieder ein Goethewort verzerren und behaupten, die russische Sprache sei „eben schon entwickelter“ gewesen als die deutsche, die einem „literarisch so hochgebildeten“ Manne wie Friedrich „doch noch nicht“ genügen konnte? (Das ganze Werk Kosers ist ein kratzfüßelndes „doch nicht“.) Diese preußischen „Historiker“ sind allzu begierig, die Deutschen zu Ehren ihres romantischen Königs zu erniedrigen.

»Katharina war auch Schülerin Voltaires, aber „geistreicher“[1] als Friedrich II. — Sie verstand, daß man ein Volk beherrschen kann, ohne es zu verachten. Als sie ihren preußenschwärmenden Gemahl beseitigte – v. Schlözer wird lyrisch – „sprengte sie auf einem weißgrauen, getigerten Hengste in die Mitte ihrer Garden. Sie trug die Uniform des Regiments Preobraschensk“,« Manfred schnalzte spottend oder bewundernd mit der Zunge, »„nicht die neue Uniform, die ihr Gemahl zum Unwillen der ganzen Armee nach preußischem Muster kürzlich eingeführt, sondern die alte bekannte, wie sie von Peter dem Großen angegeben war. Auf ihrer Brust glänzte der Andreasorden“. Und die preußischen „Historiker“ streben nach dem Orden *„pour le mérite“*, der dem „Wirrkopfe“ Carlyle für Verherrlichung des französelnden Königs verliehen wurde. Wirkt Friedrich II. neben Katharina, auch wenn man an seine *Commis rats de cave, Jaugeurs, Visitateurs, Controlleurs* und *Anticontrebandiers etc. etc. etc.* denkt, nicht wie ein anderer Paul III., wie ein geistig Zurückgebliebener?

»Katharina lernte Russisch. Der englische Gesandte schrieb, 1755, weiter über Katharina: „Sie hat ihr Ziel erreicht und wird hier in hohem Grade geliebt und geachtet. Sie besitzt große Kenntnisse von diesem Reiche und macht es zum Gegenstande ihrer eifrigsten Forschung. Der Großfürst (also der spätere Kaiser Peter III.) hat viel Vertrauen zu sei-

ner Gemahlin und sagt oft: er selber verstehe zwar Nichts, seine Frau dagegen verstehe Alles." Gewiß, Friedrich II. war vielleicht nicht klüger, aber sicher weniger *galant* als Peter III., und es ist ein Jammer, daß uns die Weltgeschichte den Anblick vorenthielt, den Friedrich II. gewährt hätte, wenn ihn eine große Frau wie Katharina unter den Pantoffel genommen hätte. Als den König von Preußen ließ die russische Kaiserin ihn gelten, weil sie ihn sofort brauchbar für den Kampf gegen das gefährliche Deutsche Reich erkannte. Wenn Katharina Friedrichs Frau gewesen wäre, hätte man etwas Lustigeres erlebt; oder ein Königsopfer?« Manfred begann lachend das Bild Friedrichs unter dem Pantoffel zu malen. Ich unterbrach ihn: »Peter III. war kein Feldherr wie Friedrich der Große, der nach Peters Tode noch gewaltige Proben seines Feldherrngenies ablegen mußte, bevor er den Siebenjährigen Krieg gewann.«

FRIEDRICH II. ALS FELDHERR UND ALS „ERMATTUNGS-STRATEGE"

Manfred: »Proben seines eigenen Feldherrngenies hat Friedrich II. nach den rettenden Taten der „Moskowiter" wohlweislich kaum mehr abgelegt. So viel erziehliche Wirkung scheint die große Demütigung der Zeit nach Kunersdorf und Maxen doch auf ihn gehabt zu haben. Selbst nachdem die Freudenbotschaft aus Rußland endlich eingetroffen war, fand er seine unbekümmerte Verantwortungslosigkeit nicht gleich wieder, mit der er früher so oft „seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert hat", wie Goethe und ähnlich Napoleon[1] es ausdrückten. Prinz Heinrich hatte seinem königlichen Bruder vorgeworfen: „Mein Bruder wollte immer bataillieren, das war seine ganze Kriegskunst." Dazu bemerkt der zollerntreue Professor Hans Delbrück in einer seiner kritischen Anwandlungen: „Fragen wir einmal mit Prinz Heinrich, was

haben Friedrich seine Schlachten denn genützt? Er selbst scheint ja der brüderlichen Kritik zuletzt recht gegeben zu haben... namentlich dadurch, daß er in den beiden letzten Jahren des großen Krieges... keine Schlacht mehr geliefert hat,... obgleich der Übertritt der Russen ihm zeitweilig die numerische Überlegenheit gab.“«

Thomas Mann: »Sie unterschätzen die Bedeutung des friderizianischen Angriffsgeistes, der gegen allen Geschmack der Zeit war und ans Barbarische grenzte. Friedrich verachtete die „verfeinerte“ Kriegführung seines Jahrhunderts. Er verachtete auch die verschanzte Stellung, die sonst in so hohen Ehren stand. Den Feind zur *bataille* zwingen! Angriff! Angriff! *Attaquez donc toujours!*«

Manfred warnte lachend: »Vorsicht, Vorsicht! Sie tragen Verwirrung in die Reihen der Kärrner zum Denkmale Friedrichs II. Sie sagen: „Friedrich verachtete die verfeinerte Kriegskunst seiner Zeit.“ Die auf preußischen Lehrstühlen sitzenden Bewunderer Friedrichs sind beinahe übereingekommen, das Gegenteil zu behaupten, und ziehen es vor, Friedrichs II. militärische Unzulänglichkeiten als die Fehler eines großen Konservativen zu erklären, der sich geradezu entschuldigt, wenn er einmal von den kanonischen Lehren der Kriegskunst abweicht, und der im großen Condé, im großen Turenne die höchsten Vorbilder sieht.« (Vgl. Koser, I, Seite VIII.)

Thomas Mann: »Friedrich wollte die Schlacht um jeden Preis. Er hat gesagt: *„Bataillen* gehören dazu, um zu *dezidieren*.“«

Manfred: »Beamtete Bewunderer seiner Kriegskunst weisen lieber auf folgende, entgegengesetzte Äußerung Friedrichs II. hin: „Es gibt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß, man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsch, nachlässig ist oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es

steht übrigens fest, daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht einlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit davon entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen mangelnden Genies an.“«

Thomas Mann: »Ich erinnere Sie an Torgau, wo Friedrich dies alles widerlegte.«

Manfred: »Wegen Torgaus entschuldigte sich Friedrich in seinen Denkwürdigkeiten. Und er hatte Grund dazu, denn es war ein auf das teuerste erkaufter Sieg, ein Scheinsieg, der keinen Erfolg hatte, wie Hans Delbrück feststellt: die Österreicher gingen nur drei Tagemärsche weit zurück und blieben im Besitze Dresdens, das Friedrich durch die Schlacht bei Torgau erobern wollte. Wenn Delbrück recht hat, dann war Torgau einer von den blutigen, wertlosen Siegen wie die, um deretwillen Friedrich II. den Schweden Karl XII. getadelt und einen „Hanswurst im Furchtbaren“ genannt hat. Sie sind wirklich nicht scherzhaft, diese friderizianischen „Siege“. Bei Torgau wird Friedrichs Verlust auf 14 — 20000 Mann geschätzt. „Es kostet ihm seinen Kopf, wenn die Zahl bekannt wird“, sagte er zu dem anhaltischen Bastard, der ihm die Rechnung brachte. Bei Sedan, wo der Erfolg nicht „doch nur mäßig“ war (wie Delbrück den Erfolg von Torgau bezeichnet), verlor Moltke 3000 Tote und es gab 6000 Verwundete, und dabei waren 1870 die Waffen furchtbarer und die Heere größer.

»Wer deswegen an Friedrichs Genie zweifelt, wird von den Friedrichstheologen mit geheimnisvollen Gebärden auf Friedrichs „Durchhalten“ hingewiesen, das nicht etwa mit Friedrichs überlegenem Heere und mit dem Tode der Kaiserin von Rußland, sondern mit dem Genie Friedrichs und der unverwüstlichen Kraft des friderizianischen Preußen erklärt wird. Als ob es Friedrich II. und nicht vielmehr seine Gegner gewesen wären, die „durchhielten“ und

seine demütigen Friedensangebote ablehnten! Und als ob es nicht klar und von Friedrich II. selbst immer wieder betont worden wäre, daß die mächtigen Feinde Deutschlands, damals wie vorher und nachher, die Erhaltung des reichsfeindlichen Preußen duldeten oder gar begrüßten und förderten, weil dadurch das Deutsche Reich, das bis dahin noch deutsche, mittlere Europa, machtlos gehalten und politisch ausgeschaltet wurde.

»Ist nicht der angebliche „Sieg des friderizianischen Genies über die feindliche Welt", und gerade auf militärischem Gebiet, eine irreführende Deutung der Ereignisse? Wie sich die Kriegskunst damals entwickelt hatte, befand sich ein kleines, einheitliches und straff geführtes Heer in besonders vorteilhafter Überlegenheit gegenüber großen, uneinig geführten Heeren mit geringerer Manneszucht, wie etwa ein Scharfschütze mit einem guten Gewehr und genügend Patronen mehr wert ist als viele uneinige Gegner mit den Armen voller Gewehre? Der große Turenne, dem Friedrich II. nacheiferte, wollte nicht mehr als 30000 Mann haben, und zur Zeit Friedrichs II: galt noch auf militärischem Gebiete, was eine der Kriegslehren jener Zeit behauptet: „Ein Kriegsheer von 40000 bis 50000 Mann wohl *resolvirter* und *disciplinirter* Leute ist *capable*, alles zu unternehmen, ja es kann sich ohne Verwegenheit gleichsam versprechen, die gantze Welt zu gewinnen. Was demnach über diese Zahl sich findet, ist nur überflüssig und erweckt lauter Ungelegenheit und *Konfusion*"; aber daß Friedrich II. verschiedentlich mit einem kleinen Heer ein großes schlug, ist nicht etwa selbstverständlich, sondern die Folge überirdischen Feldherrngenies?! Friedrich II. und sein Volk opferten das geistige Leben der preußischen *„nation"* dem Zwecke, ein Heer zu schaffen, mit dem ein feldherrlicher Staatsmann hätte „die gantze Welt gewinnen" können; diese ganze Welt steckten die Engländer in die Tasche, während Friedrich II. noch nicht einmal Sachsen

gewinnen konnte; Sachsen zu gewinnen gilt ja heute vielen seiner Getreusten als der wahre und würdige Zweck des „dritten schlesischen Verteidigungskrieges".« (Vgl. unten S. 394 f.)

Hegemann: »Sie vertraten schon früher einmal (oben Seite 138 f.) die Auffassung, Friedrich der Große habe nicht durch seinen überlegenen Geist, sondern dank seines überlegenen Heeres und dank der Gunst des Zufalls gesiegt...«

Manfred: »... gesiegt nur etwa in der Hälfte der in seinen Kriegen geschlagenen Schlachten, und auch das nur, wenn Sie die Siege des englischen Heeres unter Ferdinand von Braunschweig mitrechnen. Ich meine, nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit hätte Friedrichs überlegenes Heer unter erträglicher Führung mehr als fünfzig vom Hundert Siege erwarten dürfen.«

Hegemann: »Widerlegt nicht der Ausspruch Napoleons nach der Schlacht von Jena Ihre Auffassung von der Überlegenheit des friderizianischen Heeres? Sagte Napoleon nicht: „Ich habe nur das Heer Friedrichs des Großen, nicht aber seinen Geist besiegt"?«

Manfred: »Auch Napoleon war gelegentlich sehr höflich!* aber der Deutsche lügt nicht, wenn er höflich widerspricht. Oder ist es der überlegene Feldherrngeist Friedrichs des Großen, der aus folgenden Zugeständnissen spricht, die Friedrichs Verehrer, Hans Delbrück, bei seinem Versuche einer Ehrenrettung Friedrichs II. gemacht hat:

»Über Friedrichs Sieg bei Mollwitz sagt Delbrück: „Es blieb Friedrich, wie er selbst nachher an Leopold von Dessau schrieb, ‚kein anderes Mittel übrig', als den Feind anzugreifen. An Infanterie waren die Preußen fast um das Doppelte (18000 gegen 9800), an Artillerie um fast das Drei-

* Auf Napoleons Urteil über Friedrichs II. Feldherrnkunst ist Manfred einmal ausführlich eingegangen. Diese Unterhaltung erscheint gesondert unter dem Titel: »Napoleon, oder der „Kniefall vor dem Heros".«

fache (53 Geschütze gegen 19) überlegen, an Kavallerie aber sehr viel schwächer (4600 gegen 6800). Infolge dieser Überlegenheit an Kavallerie stand die Schlacht bei Mollwitz eine Zeitlang sehr zweifelhaft; die österreichischen Reiter hatten die preußischen vom Schlachtfelde fortgefegt, und ‚alte Offiziere sahen', wie Friedrich in seinen Denkwürdigkeiten schrieb, ‚den Augenblick kommen, wo dieses Korps ohne Munition sich würde ergeben müssen'. Um wenigstens den König persönlich zu retten, überredete ihn der Feldmarschall Schwerin, das Schlachtfeld zu verlassen und zu versuchen, ob er im Bogen um die Österreicher herum zu den preußischen Truppen gelangen könne, die noch weiter nördlich in Schlesien standen. Als aber der vermutlich stark aufgeregte König entfernt war, gelang es Schwerin, die Infanterie und Artillerie wieder zum Vorgehen zu bringen, und die Österreicher mußten der Überlegenheit ihres unablässig rollenden Feuers weichen." Oder hören Sie Delbrück über friderizianische Siege des Siebenjährigen Krieges: „Friedrich hätte Ende Juli 1756, als die Lage politisch reif war, mit überwältigender Überlegenheit in Böhmen einbrechen können, und man sieht nicht, wie die Österreicher ihm bis Wien hätten einen Widerstand entgegensetzen können, dem er nicht überlegen gewesen wäre." ... „Hier wäre der Grundsatz ‚kurze kräftige Schläge und dann einen schnellen, vorteilhaften Frieden' (wie es 110 Jahre später geschehen ist) am Platze gewesen. Friedrich aber dachte ganz anders. Seine Forderung, daß Preußens Kriege kurz und lebhaft sein sollten, ist nicht im modernen Sinne zu verstehen..." Das heißt, diese Forderung des literarischen Königs war, wie so vieles bei ihm, nur schlechtverdaute Literatur. Er rühmte: „Unsere Truppen sind so beweglich und *agil*... mit dergleichen Truppen könnte man die ganze Welt bezwingen," und entwarf 1744, um den Franzosen Elsaß zu retten, den Plan „eines Feldzuges an der Donau; durch einen Marsch nach Wien wollte

Friedrich im zweiten Kriegsjahr dem Gegner, den Fuß auf die Gurgel setzen' " (Koser, I, 231). Aber wie „*agil*" auch seine Truppen waren und gleichviel, ob seine Kriege zwei oder sieben Jahre dauerten, er setzte nie seinen Fuß nach Wien noch „auf die Gurgel" des Feindes. Er machte die Pläne eines Alexander, Napoleon oder Moltke, aber er blieb stets nur – Friedrich II.

»Professor Delbrück macht in seiner Ehrenrettung dieses dichtenden Zauderers weiter folgende Zugeständnisse: „Bei Lobositz waren die Preußen infolge eines gegen den königlichen Befehl unternommenen gescheiterten Kavallerieangriffs eigentlich geschlagen, und der König hatte das Schlachtfeld bereits verlassen, als er zurückgeholt wurde, weil die Preußen eine vorgeschobene Stellung der Österreicher, die die preußischen Generale für die Hauptstellung hielten, nach schwerem Ringen den österreichischen leichten Truppen entrissen hatten und nun die Schlacht für gewonnen hielten. Sie war es nicht, die Hauptstellung der Österreicher war kaum berührt und die Armee der preußischen vollauf gewachsen, aber der Erfolg blieb schließlich doch den Preußen, weil Browne seinen Vorteil nicht erkannte und die Schlacht nicht fortsetzte." ... „Friedrich selber hat in einer späteren Schrift das Fehlschlagen seines Feldzugsplanes von 1757 darauf zurückgeführt, ‚daß die Schlacht bei Prag, lediglich durch die Truppen gewonnen, die ganze Armee des Prinzen Karl nach Prag hineinwarf, und so die Belagerung dieser Stadt unmöglich machte'." ... „Friedrich hatte es, ... für nötig gehalten, sich wegen seines Angriffs bei Kollin zu entschuldigen; ... die Schlacht bei Kollin ist nicht durch diesen oder jenen einzelnen Fehler verloren gegangen, sondern weil sie von vornherein, wie wir heute die Dinge übersehn, ungewinnbar war. Daun hatte 54000 Mann gegen 33000 in einer so vorteilhaften Stellung, daß nicht nur schwer heranzukommen, sondern auch jede Bewegung des Angreifenden von weit her zu er-

kennen war ... Friedrichs eigene Vorstellung, es hätten ihm nur vier Bataillone gefehlt, um zu siegen, ist als eine Selbsttäuschung anzusehen und abzulehnen ... Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen ... abwechselnd Siege und Niederlagen, deren Verwindung noch höheren Ruhm verdient als selbst die Siege. Kein Zweifel, daß in dem Versuch, die ganze österreichische Armee in Prag gefangenzunehmen, eine Überspannung lag und daß der Angriff auf die doppelt so starke österreichische Armee bei Kollin in ihrer überaus günstigen Stellung eine Tollkühnheit war ... Hätte Friedrich die Schlacht bei Prag und dann auch die Schlacht bei Kollin und weiter die Schlachten bei Zorndorf und Kunersdorf nicht geschlagen, so würde er den Krieg leichter und besser haben durchhalten können ... Es ist richtig, daß diese Schlachten vermeidbar waren; daß sie ihren Ursprung nicht in einer inneren sachlichen Notwendigkeit, sondern in dem persönlichen Gutbefinden, in der Subjektivität des Feldherrn hatten." ... „Bei Kunersdorf ist Friedrich, wie Clausewitz das ausdrückt, ‚in die Schlinge seines eigenen Systems der schiefen Schlachtordnung gefallen' ... Es ist dem Könige oft, namentlich von Napoleon, zum Vorwurf gemacht worden, daß er sich zur Entscheidung bei Kunersdorf nicht stärker gemacht habe ... Man kann ... sagen: das eigentliche Grundproblem des Siebenjährigen Krieges sei: wie war es möglich, daß Friedrich die Niederlage von Kunersdorf überstand?" (Friedrichs Verlust bei Kunersdorf schätzt Delbrück auf „19000 Mann und die Artillerie".) Auf diese Frage antwortet Delbrück besonders durch zwei Gründe. Der Feind war nicht einmütig. „Ein Zusammenwirken ist bei Bundesgenossen erfahrungsmäßig sehr schwierig." Und: „Bei Kunersdorf war nicht das preußische Heer, sondern nur die Hälfte des preußischen Heeres geschlagen worden." Das war gerade, was Napoleon tadelte; ihm schien es unbegreiflich, daß Friedrich nicht gewagt hatte, beide Hälften seines Heeres

auf eine Karte zu setzen und „vereint zu schlagen", statt sich schlagen zu lassen.

»Die Berichte von der kriegerischen Überlegenheit Friedrichs des Großen erinnern etwas an Achim von Arnims Erzählung von dem „tollen Invaliden", der mit seiner überlegenen Kanone eine friedliche Stadt lange in Schrecken setzt, oder an den Bericht von dem Neger in Savannah, dem ein geladenes Gewehr in die Hand fiel, womit er eine Straße der Stadt im Schach hielt, bis er sich betrank. Wenn Friedrich II. nicht gedichtet hätte und wenn er nicht „Ermattungs*strategie*" sondern ein Feldherr gewesen wäre, hätte er allerlei Erstaunliches ausrichten können mit seinem einzigartigen und durch schrankenlose Anwendung der Prügelstrafe[1] eigentümlich überlegen gemachten Heere. Aus Friedrichs II. Jugendbriefen weiß man, wie er im Rheinfeldzug von 1734 über Prinz Eugen gelacht hat, als der, erstaunt über die Leistungen des preußischen Hilfstrupps, die kaiserlichen Truppen auf preußisch drillen ließ. Goethe sagt bei der Schilderung seiner Straßburger Zeit: „Friedrichs Übergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preußische *Exercitium* und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte." Die Äußerungen verdutzter Bewunderung, die Marschall Belle-Isle über die Truppen Friedrichs II. schon 1741 nach Versailles berichtete, klingen wie das Entsetzen des Schneidermeisters im Egmont: „Diese Kerle sind wie die Maschinen, in denen der Teufel sitzt". Aus den von Lucchesini mitgeteilten Worten Friedrichs II. geht hervor, daß der König von den Feldherren seiner Zeit höchstens den Marschall von Sachsen als seinesgleichen anerkennen konnte.[2] Dieser einzige Nebenbuhler, ebenfalls ein — Deutscher, focht aber auf derselben Seite wie Friedrich, also auf Seite der Franzosen. Könnte etwas lächerlicher sein als der Briefwechsel, den diese beiden Deutschen, die größten Feldherren des Rokoko, miteinander in schlechtem Fran-

zösisch führten, um sich gegenseitig zu helfen, den Vorteil ihres Herrn, des Königs von Frankreich, wahrzunehmen, gegen die „Tyrannei" Maria Theresias? 1745 schrieb der französische Marschall von Sachsen an den preußischen *Federic:* „Die Art, wie das Heer Euer Majestät zusammengesetzt und gedrillt ist, sichert Ihnen notwendigerweise den Sieg." Nicht nur Moritz von Sachsen verkannte, daß unter einem dichtenden Friedrich selbst das überlegenste Heer besiegbar war. Nach dem „Siege" von Mollwitz bewarben sich Gesandte Frankreichs und Englands wetteifernd um die Dienste dieses Heeres und zerstörten im Kopf seines Führers etwaige Zweifel, daß er, trotz seiner Flucht aus der Schlacht, ein großer Feldherr sei; im Berichte des französischen Gesandten hört man Friedrich II. schon damals erklären, wie man eine Schlacht—gewinnt. Auch da ganz Dichter!«

Während der letzten Äußerungen Manfreds hatte Frau Ellis in Begleitung von Dr. Martin Hobohm das Zimmer betreten.*

Nachdem das Gespräch eine Welle im Allgemeinen verweilt hatte, kam man auf Friedrich II. zurück, und Dr. Hobohm vertrat, wie er es heute noch tut, die Überlegenheit

*Professor Hobohm ist derselbe Berliner Historiker, der nicht nur durch seine große Arbeit über Machiavelli, sondern auch durch seine nachdrückliche Verteidigung Hans Delbrücks und seiner vielumstrittenen Ehrenrettung der friderizianischen Strategie bekannt geworden ist. Noch viel später, nach Abdankung der Hohenzollern, hat Dr. Hobohm es für unangebracht erklärt, die Schwächen Friedrichs des Großen schonungslos bloßzustellen. Eigentümlicherweise zog er sich dadurch ein langatmiges Reimdich-oder-ich-freß-dich des Berliner Kladderadatsch zu. Das Gedicht erschien am 9. November 1924 unter dem Titel „Hobohm der Große". Aus der Überzahl der meist sinnlosen Strophen seien hier folgende angeführt, die unwiderleglich von der Selbsterkenntnis, der Verskunst und dem Schliff der Kladderadatsch-Poeten zeugen:

Friedrichs des Großen als Feldherrn, während Manfred, der auch auf diesem ziemlich technischen Gebiete erstaunlich beschlagen schien, starke Zweifel laut werden ließ. Es entspann sich eine Unterhaltung, aus der nur wenige Stellen (und die meist nur aus Manfreds Äußerungen) klar in meinem Laiengedächtnis haften blieben.

Manfred scherzte über die eigentümlich ausschlaggebende Rolle, die Seydlitz in den Siegen von Roßbach und Zorndorf anerkanntermaßen gespielt hat, und über den eigentümlichen Umschlag eines friderizianischen Sieges in eine Niederlage, als Seydlitz bei Kunersdorf verwundet und ohnmächtig wurde. Später las Manfred die merkwürdigen Sätze vor, mit denen de Catt am 21. Oktober 1758 eine Schilderung von Friedrichs Niederlage bei Hochkirch schließt: »„General Seydlitz bittet, der König möge seine nutzlos geopferte Infanterie zurückgehen lassen. ‚Aber', antwortete der König, ‚wenn ich sie zurückgehen lasse, werde ich die Schlacht verlieren'. ‚Gut,' gibt Seydlitz zurück, ‚ich hoffe Euer Majestät wird sie gewinnen;' und er gibt

---

Wir hatten den alten Fritzen lieb,
Wir alten Rhinozerosse!
Vernehmt nun, was ein Professor schrieb,
Ein schwarzrotgelber Genosse,
..... Herr Hobohm schreibt —
So nennt sich besagter Professor —
Daß ungesagt so manches bleibt
Aus purer „Schonung" besser,
.....
Ja, gutes Hoböhmchen, ich sage zu mir,
Mit sanfter Ruhevermahnung,
Betracht' ich so dein Geschichtsgeschmier:
Du hast ja keine Ahnung!

Es ist erfreulich, aus diesem Gedichte entnehmen zu dürfen, daß auch der „Kladderadatsch" die Zeit für eine offene Aussprache über Friedrich II. für gekommen erachtet. Der Versuch wird hier gemacht.

seinem Pferd die Sporen und kehrt zur Kavallerie zurück.“«
Auch sprach Manfred von den überraschenden Entdeckungen, die in den Beiheften zum Militär-Wochenblatt von 1882 und 1884 veröffentlicht sind und denen zufolge „Friedrichs berühmter Plan einer *konzentrischen Offensive* nach Böhmen von General Winterfeldt stammt, während sich des Königs eigener Plan durch große Zersplitterung der Kräfte, den Mangel jeden *Initiativ*geistes und durch eine ganz merkwürdige, fast unbegreifliche Künstelei auszeichnet.“
Dr. Hobohm betonte, daß gerade die vielgerügten strategischen Fehler Friedrichs II. sich bei näherer Betrachtung als Zeichen eines überlegenen Feldherrngenies herausstellten, und daß sie sich alle aus der erst von Hans Delbrück ins richtige Licht gestellten eigenartigen Fechtweise des großen Königs erklären. Zum Wesen dieser Fechtweise, der sogenannten „Ermattungs*strategie*“ gehöre es, oft die Schlacht zu verschmähen, um sich statt dessen auf geschicktes Manövrieren zu verlassen. In dieser „Ermattungsstrategie“ sei Friedrich II. unübertrefflicher Meister gewesen.«
Manfred war völlig im Bilde; er griff lachend nach einem Buch (es war Delbrücks Schrift: „Über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons“) und las folgenden Satz vor: »„Auf diese Weise hat im Jahre 1744 der österreichische Feldmarschall Traun Friedrich den Großen sozusagen ohne einen Schuß zu tun und doch unter dem größten Verlust der Preußen durch Strapazen, Mangel und Desertion aus Boehmen herausmanövriert.“ Dasselbe kann man vom „Kartoffelkriege“ von 1778/79 sagen, in dem Loudon und Joseph II. den König von Preußen und seinen Bruder Heinrich aus Böhmen hinausmanövrierten, wobei die Preußen durch Fahnenflucht und Krankheit Verluste erzielten, die bis auf 25000 Mann und 10000 Pferde veranschlagt werden.[1]«
Bald darauf wandte sich Manfred wieder an Thomas Mann.

Manfred: »In der Tat, wenn Sie dem großen Friedrich Gedanken aus der heutigen Felddienstordnung unterschieben, untergraben Sie leichtsinnig die Grundlagen des mühsam gebauten Tempels zur Verehrung der rätselhaften friderizianischen Kriegskunst. Es ist Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß beim Betrachten der Feldherrntätigkeit Friedrichs II. die fleißigsten Schüler Napoleons und Moltkes unwillkürlich so sehr an Stümperei denken mußten, daß es schließlich der Berliner Universitätsprofessor Hans Delbrück übernahm, an seinem Studiertisch für literarische Zwecke eine ganz neue Kriegskunst zu erfinden. Das Wesen der neuen Kunst besteht darin, daß sie, rückwirkend angewandt, Friedrich als einen großen Feldherrn auch da erscheinen läßt, wo sein Verhalten allen heutigen Begriffen von feldherrlicher Tüchtigkeit widerspricht. Im Dienste der preußischen Sache hat sich Herr von Delbrück einen schlauen Zauber ausgedacht: die sogenannte „Ermattungs*strategie*". Das Wort birgt einen Doppelsinn. Die Grundsätze der „Ermattungs*strategie*" erlauben es nämlich nicht nur dem König, seine Gegner matt zu setzen, sondern auch sich selbst matt zu zeigen, selbstredend nur dem Grundsatze seiner Kunst zuliebe. Delbrück nennt das auch „doppelpolige *Strategie*". Gewiß soll Friedrich II. als der siegreiche Beweis für die Herrlichkeit unumschränktesten Königtums gelten. Nebenbei sollen aber seiner Feldherrnschaft, unter dem Banner der „Ermattungs*strategie*", alle die mildernden Umstände zugesprochen werden, auf die gewöhnliche Feldherren Anspruch haben, denen die unumschränkte Macht, ja oft die Unterstützung im eigenen Lager fehlen. Nicht nur Prinz Eugen und andere zeitgenössische Feldherren werden von den Rettern Friedrichs II. vergleichsweise herangezogen, sondern selbst der schon früher verstorbene Perikles, kurz alle, deren erstaunlicher Geist beim Siegen gehemmt wurde, weil er sich die Erlaubnis und die Mittel zum Siegen vorher zusammenbetteln

oder erst schaffen und gegen tausend Nebenbuhler und Neider im eigenen Lande verteidigen mußte. Bei diesen Männern hätte oft der kleinste Fehler politischen Taktes oder militärischer Taktik genügt, um sie das Schicksal der Themistokles, Aristides oder Alcibiades teilen zu lassen. Ein taktischer Irrtum des englischen Admirals Byng hat zu Anfang des Krieges, in dem Friedrich II. für die Engländer kämpfte, Byngs Enthauptung in London herbeigeführt. Wegen eines ähnlichen Fehlers hat im folgenden Jahre Friedrich II., der diese vom großen Pitt mißbilligte Enthauptung guthieß, seinen Bruder August Wilhelm in Schmach und Tod getrieben, Friedrich II., der selbst hundertmal ähnlich und schlimmer irrte, bewahrte als unumschränkter König stets die Gelegenheit – wie Goethe von ihm sagt –, die häufig begangenen Fehler auf eine geschickte Weise wieder ins gleiche zu bringen; er durfte also „Ermattungs*strategie*" sein. Statt wie Alexander, Napoleon oder Moltke Großes wagen und Großes vollenden zu müssen, durfte er nach Belieben zögern oder die unverantwortlichsten Streiche wagen, mit und ohne Erfolg, wie es der Zufall wollte, den Friedrich als den mächtigsten Schlachtenlenker verehrte.

»Die neuere Beurteilung der friderizianischen Kriegskunst bietet eine eigentümliche Reihe von Versuchen zu erklären, entweder: warum Friedrich II. versäumt hat, da zu kämpfen, wo er sich hätte überlegen machen können und nach heutigen Begriffen hätte kämpfen müssen; oder: warum er oft gekämpft hat, ohne sich genügend stark zu machen und so sein gutes Heer in schwer begreiflicher und, wie vermutet wird, ganz leichtsinniger Weise an die Schlachtbank blutiger Niederlagen oder Scheinsiege geliefert, ja, wie Goethe treffend sagte: „seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert hat". Nichtkämpfen oder am falschen Platz und mit ungenügenden Kräften kämpfen, das sind die beiden verschleierten Pole der „doppelpoli-

gen" friderizianischen „Ermattungs*strategie*".« Später fragte Manfred Herrn Professor Hobohm:
»Wo blieb eigentlich Friedrichs „Ermattungs*strategie*" wenn er „seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufopferte" (wie Goethe es nannte), und wenn er so sinnlose Schlachten schlug, wie auch seine Bewunderer in den Siegen und Niederlagen von Prag, Kollin, Zorndorf und Kunersdorf sehen zu müssen glauben?«
Hier machte Dr. Hobohm ein wahrscheinlich sehr wichtiges, aber für einen Laien wie mich äußerst widerspruchsvoll erscheinendes Zugeständnis. Er sagte: »Delbrück hat oft betont, daß die Ermattungsstrategie das Gefecht als völlig gleichwertiges Kampfmittel neben dem Manöver gebraucht. Ich gehe noch weiter, und hier liegt eine der ältesten Meinungsverschiedenheiten, die zwischen Delbrück und mir bestehen. Delbrück meint schließlich doch, die „Ermattungsstrategie", als deren Meister sich Friedrich bewiesen hat, unterscheide sich von der „Niederwerfungsstrategie" Napoleons und Moltkes durch die Methode der Kriegführung. Ich dagegen glaube, der Unterschied liegt nicht in der Methode, sondern im erstrebten Ziel. Das Ziel der kriegerischen Handlung ist es, das ihren Charakter bestimmt und den Feldherrn zum „Ermattungs*strategen*" oder zum „Niederwerfungs*strategen*" macht.«
Manfred Ellis wollte gerade das Gespräch noch einmal auf Friedrichs geplanten, aber nie vollendeten Marsch nach Wien bringen, als Frau Ellis teilnahmsvoll eingriff. Sie, die derartigen Unterhaltungen meist schweigend lauschte, wandte sich mit folgenden Worten an Martin Hobohm: »Gehen Sie noch einen Schritt weiter, Herr Professor, und Sie werden alle scheinbaren Widersprüche lösen. Nicht die Methode, sagen Sie, sondern das Ziel? Wenn Sie sagten: nicht das Ziel (das doch wohl je nach den Erfolgen wechseln muß), sondern der Erfolg, dann begriffe Sie sogar mein ungelehrter Mutterwitz.« Frau Ellis sprach englisch und

gebrauchte den Ausdruck *common sense*. Beinahe eifrig fuhr sie fort: »Ja, das leuchtet auch mir ein: ein Feldherr, der seine Gegner niederwirft, ist ein „Niederwerfungs*stratege*", und ein Feldherr, der seine Gegner nur ermattet, ist ein „Ermattungs*stratege*".«

Dies schien in der Tat klar, aber Frau Ellis lachte plötzlich, und ihr Lachen hatte etwas Ansteckendes. So viele der Anwesenden mußten einstimmen, daß mir fast scheinen wollte, als würden die Thesen Delbrücks und Hobohms in diesem Lachen öffentlich verbrannt.

Frau Ellis nahm diesem kleinen Zwischenfall jeden Schatten von Peinlichkeit durch die Art, wie sie an Professor Hobohm die Frage richtete: »Wenn Sie, wie ich, Friedrich dem Großen nicht als dankbarer Preuße, sondern als Ausländer gegenüberstünden, wie würden Sie seine Leistungen als Feldherr wohl beurteilen?«

Professor Hobohm antwortete nach kurzem Nachdenken: »Ich würde mir darüber klar sein, daß unter den allgemeinen politisch-militärischen Verhältnissen jener Zeit der Verteidiger im Vorteil war. Aber eine nach Vergrößerung strebende Macht wurde durch die methodische Überlegenheit der Verteidigung über den Angriff nicht gehemmt, sondern sogar gefördert. Eine feindliche Grenzprovinz überraschend zu *okkupieren* oder sonst einen schnellen *strategischen* Schlag zu führen, ist bei guter, geheimer Vorbereitung auch unter diesen Umständen keine allzu schwere Sache. Erheben sich dann gegen den kecken Störenfried die *interessierten* Mächte zur Abwehr, so wird der Angreifer zum Verteidiger und hat die Gunst der *strategischen* Umstände für sich. Selbst eine erheblich stärkere *Koalition* kann ihm nur schwer beikommen. Wenn er ein Friedrich ist, wird er sich durchsetzen, falls nicht in einem einzigen Kriege, dann in zwei oder drei.«

»Ja, Friedrich brauchte drei«, antwortete Manfred, der gegen diese vorsichtige Fassung der Feldherrnleistungen

Friedrichs des Großen nichts einwenden zu wollen schien; er fragte vielmehr eifrig:

»Ich verstehe Sie doch richtig, Sie glauben, ebenso wie ich, daß Friedrich II. den Siebenjährigen Krieg nur zur Verteidigung des geraubten Schlesien entfesselte? Und wenn Sie Ihren „Ermattungs*strategen*" nicht an der Wahl der Mittel, sondern an der Wahl des Ziels erkennen, so hängt alles an der vielumstrittenen Frage, was war das Ziel Friedrichs II., als er zum dritten Male gegen Maria Theresia losbrach? und an der anderen Frage: hat Friedrich sein Ziel erreicht?«

Professor Hobohm bekannte sich aber zu der von Professor Max Lehmann-Göttingen und Professor Hans Delbrück-Berlin vertretenen Anschauung, daß Friedrich II. durch die Entfesselung des Siebenjährigen Krieges doch nicht nur die *okkupierte* Grenzprovinz Schlesien verteidigen, sondern Sachsen erobern wollte, wie er es in seinem Testamente von 1752 ausführlich geplant hat, in jenem selben Testamente, auf dessen Umschlag Bismarck, wie heute bekannt ist*, die bis 1918 streng befolgte Weisung schrieb: „Dauernd zu *sekretieren!*" Daß Bismarck kein bedingungsloser Bewunderer Friedrichs war, dafür hatte Manfred schon vorher (vgl. oben S. 35–36) einen gewichtigen Zeugen angeführt.

Dr. Hobohm fuhr fort: »Wenn Friedrich II. mit dem Siebenjährigen Kriege etwa nur die Verteidigung Schlesiens bezweckt hätte und nicht die Eroberung Sachsens, dann — dasFolgende ist ein Zitat aus Hans Delbrücks „Ursprung des Siebenjährigen Krieges" — „erscheint Friedrich als ein unklarer, schwächlicher Sanguiniker, der beim ersten Schimmern einer entfernten Gefahr Maßregeln ergreift, stockt, sich nach einer Seite wendet, wo er nur Aufsehen und Unruhe erregt ohne wirklichen Nutzen, bewaffnet bleibt, wo

* Vgl.: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen Band I, S. 222. Leipzig, Felix Meiner Verlag, 1925.

es nicht mehr nötig wäre, dadurch abermals reizt und doch den Entschluß zum wirklichen Zuschlagen erst findet, als die beste Gelegenheit bereits vorüber ist, und durch die Offensive, die ihm selbst nur mäßigen Nutzen bringt, gerade das tut, was seine Feinde wünschen, die letzten Hindernisse ihres Zusammenschlusses beseitigt".«

Manfred: »Da scheint mir Hans Delbrück ein vortreffliches Bild des wahren Friedrich entworfen zu haben! Und durch die Annahme, Friedrich habe Sachsen erobern wollen, meint Delbrück die staats- und feldherrliche Ehre des großen Königs retten zu können? Dann steht und fällt Friedrich II. also mit dem Plane, das *„okkupierte"* Sachsen dauernd zu erobern?«

Dr. Hobohm: »Delbrück glaubt an diesen Plan und sieht dann keinen schwächlichen, sondern einen unendlich verschlagenen Friedrich, „ein Bild von überwältigend furchtbarer Größe: der Staatsmann, der mit der gesetzlosen Verwogenheit des Genius die Welt, die sich ihm widersetzen will, in Trümmer schlagend, selber willens, eine neue Welt zu schaffen, auf Wegen tiefster Verborgenheit doch gerade auf sein Ziel zuschreitet".«

Manfred: »Also die Gewinnung Sachsens war das Ziel der „Ermattungsstrategie" Friedrichs II.? Wenn er dieses Ziel erreicht hätte, wäre er vielleicht wirklich ein großer Mann geworden?« (Vgl. oben S. 187, 201, 323, 331.)

FRIEDRICH II. ALS DER VATER DER DEUTSCHEN ROMANTIK UND DIE FREIHEITSKRIEGE

Manfred kniff ein Auge zu und fuhr wieder ernst werdend fort:

»Statt seine sächsischen Eroberungspläne zu verwirklichen, hat Friedrich II. seit 1757 eine Selbstmord-*Phraseologie* entwickelt, die vielleicht nicht ganz bedeutungslos ist; an diese

Phraseologie anknüpfend könnte man nämlich die literaturgeschichtliche Frage aufwerfen, ob nicht etwa Friedrich II. in viel bedeutsamerer Weise auf die Literatur der Welt und Deutschlands eingewirkt hat, als bisher angenommen wurde. Friedrich schrieb seine Selbstmordbriefe und „Verteidigung des Selbstmordes" etwa um dieselbe Zeit wie Rousseau die Selbstmordbriefe der „Neuen Heloise". Es ist nicht durchaus unmöglich, aber es ist unwahrscheinlich, daß Friedrich von Rousseau angeregt wurde. Allerdings berichtet Rousseau in seinen „Bekenntnissen", daß Grimm und Saint-Lambert, mit denen er sich damals aufs eifrigste brieflich zankte und vertrug, beide dem französischen Heere nach Westfalen gefolgt waren. Bei der kriegerischen Überwachung des Post- und Nachrichtendienstes ist die Möglichkeit, daß preußischen Husaren Briefe Rousseaus in die Hände gefallen sind, nicht ausgeschlossen. Aber ist es nicht wahrscheinlicher, daß Rousseau damals von den aufsehenerregenden und namentlich für französische Verbreitung bestimmten Selbstmordplänen Friedrichs II. gehört und etwa davon beeinflußt worden ist? Wenn das der Fall wäre, dann gewönne Friedrich plötzlich beinahe einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur, er würde sozusagen der Großvater des Werther, dessen Selbstmord die folgerichtige Ausgestaltung der todesseligen Gedankengänge in Rousseaus „Neuer Heloise" darstellt. Und wäre sie auch verfehlt, diese Hoffnung, dem großen Preußenkönig etwas von der literarischen Bedeutung zu retten, die seine Bewunderer – zwar in anderem Sinne – für ihn in Anspruch nehmen möchten, so bleibt doch der tröstende Gedanke, daß dieser Kriegsheld gleichzeitig mit dem von ihm verachteten Propheten Rousseau die literarische Verwertbarkeit des Selbstmordes wieder zur Geltung gebracht hat, nachdem die Cato-Trauerspiele Addisons, Deschamps' und Gottscheds bereits an Wirksamkeit verloren hatten.

»Übrigens knüpfte Friedrich II. vielleicht nicht ausschließ-

lich an westliche Beispiele an. Nein, vielleicht ist auch hier wieder seine innige Verwandtschaft mit urdeutschem Volksleben nachzuweisen, wie ich Sie Ihnen schon bei seinem Sammeln deutscher Volkslieder und seiner tatkräftigen Unterstützung der volkstümlichen Goldmacherkunst aufdeckte.« (Vgl. oben S. 249 und 289 ff.) »Wer müßte nicht bei Friedrichs II. immer aufs neue in gebundener und ungebundener Rede vorgetragenen, aber neckischerweise nie ausgeführten Selbstmorddrohungen an das prächtige Fastnachtsspiel: „Der sich neunmal mordende und das zehntemal dennoch wieder lebende Hanswurst“ denken, mit dem Gottfried Prehauser seine dankbaren Wiener schon vor der Thronbesteigung Friedrichs II. entzückte? In Wien, das von Goethe „die Hauptstadt unseres Vaterlandes“ genannt wurde, pulsierte – wie in Paris, und anders als im geknechteten Berlin – wahres Volksleben und Verständnis für die große und kleine Posse. Was hätte aus Wien der deutschen Bühne nicht geboren werden können, wenn diese kaiserliche Stadt nicht an ihrem Reichtum erstickt wäre, wenn sie nicht statt eines national begrenzten Theaters eine international herrschende Musik geboren hätte! international, wie es sich ziemt für die Hauptstadt des römischen Reiches und seiner vielsprachigen Stämme! Diese große deutsch-internationale Musik war dem suchenden Friedrich von Preußen verschlossen.« (Vgl. oben S. 95–98.) »Um so rührender ist es, wie er dann mit seinen philosophischen und sittlichen Lebensäußerungen so unverkennbar ganz an das weniger vornehme, aber seiner Veranlagung näher stehende Kasperle-Theater und an die volkstümliche Tragikomödie des deutschen Volkes anknüpfen wollte.

»Dem mag nun so sein oder anders – gewiß ist, daß Friedrich der Große fünfzehn Jahre vor dem jungen Goethe die Tat des Kaisers Otho laut bewundert und vor Goethe verstanden hat, daß der geschliffene Dolch „ein paar Zoll tief“

in der Brust mehr für die literarische als die politische Wirksamkeit geeignet ist. Durch dieses Verständnis erhob sich Friedrich II. – da er meist von französischen Vorbildern abhängig ist, verdient es festgestellt zu werden – über jene am Hofe Ludwigs XIV. geduldeten, ja ermutigten Glücksspieler, die bei schlechten Spielerfolgen so wenig vor dem Selbstmorde zurückschreckten, daß der vertrauenswürdige Geschichtschreiber Lavisse für einen einzigen Winter vier adelige Selbstentleibungen – wirkliche, nicht literarische – festgestellt hat. Es scheint, als ob Ludwig XIV. hier ein willkommenes, wenn auch langsam wirkendes Mittel zur *automatischen* Beseitigung des überflüssigen oder gar aufsässigen Teiles seines Adels gesehen hätte. Wenige Jahrzehnte später half die ungeduldigere Volksherrschaft mit der Guillotine nach, ohne dabei die gekrönten Häupter auszuschließen. Es ist übrigens möglich, daß der große Ludwig auch gekrönten Häuptern die gelegentliche Selbstbeseitigung empfohlen halten wollte; wenigstens fragte er einmal morgens beim Aufwachen, nachdem er in der Nacht unvorsichtig gespielt und Millionen verloren hatte: „Bin ich noch König?"; und als er zehn Jahre lang den Kampf gegen ganz Europa ausgehalten hatte und unterlegen war, bot er 1712 seinem Feldmarschall Villars an: „Ich will mit Ihnen sterben oder siegen" und brachte – dadurch? oder durch Bolingbrokes großen Verrat? – den Sieg zu seinen Fahnen zurück. Der Gedanke, daß sich ein König durch Selbstmord den Freuden und Leiden seines Lebens entziehen dürfe, ist in der höchsten Not von einem Nachkommen Ludwigs XIV. abgelehnt worden. Ludwig XVI., der Schwereres durchgemacht hat als Ludwig XIV. und Friedrich II., rief einmal einem seiner Minister, den er entlassen mußte, mit Tränen zu: „Wie glücklich Sie sind! Wenn ich doch auch wie Sie meinen Platz verlassen dürfte!"; aber er beherrschte sich und ging später ohne mit der Wimper zu zucken auch in den Tod.« (Vgl. oben S. 69.)

Manfred machte noch andere Vergleiche, ein wahrer Totentanz, die allerlei Widerspruch wachriefen. Dann fuhr er fort:

»Aber nicht nur als Selbstmordsänger, sondern vielleicht auch als Freiheitssänger ist Friedrich II. ein Vorläufer der romantischen deutschen Dichtung. Friedrichs Anpassung der *Phraseologie* des Brutus und Cato an österreichisch-deutsche Verhältnisse, seine Aufrufe zum Freiheitskampfe gegen die „Tyrannei des Hauses Österreich", mit der er seine Aufsässigkeit gegen den deutschen Kaiser bemäntelte, sind uns Nachfahren als *Phraseologie* der Tellsage vertraut. Auch die dichterische Verwendbarkeit der Tellsage hat schon Rousseau gewürdigt, – in seinem „Brief an d'Alembert über die Schauspiele" – bevor Goethe das Tell-Epos plante, und bevor Schiller von Goethe die Anregung zum Wilhelm Tell erhielt. Eine Beeinflussung Friedrichs II. durch Rousseau ist nicht erwiesen, obgleich Rousseau den Brief an d'Alembert mehrere Jahre vor Anfang des Siebenjährigen Krieges geschrieben hat.

»Jeder deutschfreundlich Gesonnene wird begierig sein, etwas für den vielbezweifelten Ruhm des „merkwürdigen Fürsten" zu erfinden! Ich schlage daher vor, Friedrich den Großen zum Vater der deutschen Romantik zu ernennen. Er hat sich selbst oft den „Don Quichotte des Nordens" genannt, und ich bin bereit, für seine Befähigung zu dem von mir vorgeschlagenen Ruhmestitel auch anderweitiges, sogar überraschendes Beweismaterial beizubringen. Daß sich Friedrich II. auf seine alten Tage einen Moses nannte, der das gelobte Land der deutschen Literatur von fern sieht, ohne es selbst betreten zu dürfen, ist zwar eine scheinheilige Eulenspiegelei, weil Friedrich zur Genüge bewiesen hat, daß ihm nichts daran lag, das gelobte Land zu betreten oder Führer zu ihm zu sein.« (Vgl. oben S. 109.) »Aber warum dürfte man nicht sagen (wenn man für Friedrich II. gern eine literarische Stellung schaffen möchte), daß er mit

seinen aufrührerischen Redewendungen gegen die angebliche „Tyrannei" der Kaiserin Maria Theresia etwas von dem romantischen *„in tyrannos"* der „Räuber" und von dem treuherzigen Unwillen der Schillerschen Tell-Schweizer gegen des „Landvogts Geiz und Wüterei" vorgeahnt hat? Keinem, der zu romantischem Unsinn aufgelegt ist, kann die nahe Verwandtschaft zwischen Preußen und der Schweiz — der Schillerschen und der wirklichen — entgehen! Zwar wollte bei Schiller, angeblich, „der Schwyzer treu und fest beim Reich beharren"; aber die Schweiz sowohl wie Preußen wollten lieber einen machtlosen als einen mächtigen deutschen Kaiser; beide zogen aus Mazarins Westfälischem Frieden Vorteil für ihre Unabhängigkeit vom Kaiser; beide stellten ihre Soldaten oft in den Dienst der Franzosen oder anderer fremder Mächte, ließen „mit unserem Blute ihre Kriege zahlen"; beide weigerten sich, „Sklaven Österreichs" zu sein, und erhoben sich gegen „die freche Stirne" der „Tyrannei Österreichs". Zwar ließ Maria Theresia keinen alten Melchthal berauben, noch „den spitzen Stahl ihm in die Augen bohren"; und wenn auch Friedrich II. treu für des kleinen Holland alte Rechte auf Erdrosselung des deutschen Handels auf der Schelde (vgl. oben S. 210) gekämpft hatte, so mochten doch die Sachsen und Polen (oder Danzig und andere von Friederich II. in ihrer Neutralität verletzte Kleinstaaten) behaupten, die Worte des bösen Geßler: „dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg. So oder so; es muß sich unterwerfen", ließen sich glaubhafter den Preußen als den Österreichern in den Mund legen. Und wenn gar die Schweizer grollten: „bis in das Innerste der Häuser dringen die Boten der Gewalt", so möchte man, mit den spottlustigen Berlinern, eher an die verhaßten „Kaffeeschnüffler" Friedrichs II. als an die Boten Maria Theresias denken, — wenn man nicht gar daran denken müßte, mit welchem Grolle Goethe an Karl August von der „List und heimlichen Gewalt" „des Königs in Preu-

sen Majestät" schrieb, die den Dichter zu dem „unangenehmen, verhaßten und schaamvollen Geschäft" zwang, von den Untertanen des Herzogs „eine Auswahl zu treffen und die Leute auszuliefern" an die bewaffneten preußischen Werber und als Rekruten zum Kampf gegen den deutschen Kaiser. Diese Zwangslage war es ja gewesen, die Goethe veranlaßte, eine Art Rütli-„Verschwörung" gegen Friedrich II. zusammenzubringen, um durch „eine Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen, deren Ländern diesen oder ähnlichen Zumutungen ausgesetzt seyen, solchen Zumutungen sich standhafft widersezzen zu können".« (Vgl. oben S. 190 ff.)

»Aber es ist ja das Wesen der Romantik, in Widersinn und Widerspruch zu schwelgen, und die „ungebundenen Geister" Deutschlands erwählten bald nach Friedrichs II. Tode die Hauptstadt des preußischen Drills zum Hauptquartier, wo infolge der Einmischung Napoleons sogar der *Palais Prince Henri* zur Begründung einer deutschen Hochschule benutzt werden konnte. Die Romantiker liebten Ruinen: in Berlin verdeckte seit 1786 keine französische Tünche mehr den geistigen Zusammenbruch Preußens, den Friedrichs II. donquichottische Schwärmerei für den Sonnenkönig von Frankreich und seinen *Absolutismus* herbeigeführt oder beschleunigt hatte – es wäre hart, h i e r von Friedrichs Hochverrat am deutschen Geist zu sprechen. Friedrichs Neffe wollte wieder den schroffen Stock des prügelnden preußischen Korporals mit der Teutschtümelei und mit der weinerlichen Religiosität Friedrich Wilhelms I. aussöhnen:

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

»So hatte Goethe im Dienste der Frau von Stein das Rosenkreuz verherrlicht. Die einflußreichen „Rosenkreuzler"

scharten sich um Friedrich Wilhelm II., den *Ormesus Magnus* der *fratres roseae et aureae,* so daß sich auch diese Phase des Goetheschen Lebens in der preußischen Königsgeschichte treulich spiegelte. Die Rosenkreuzler feierten mit ihrem König die ausschweifenden Feste politischen Unsinns, die bei der Aufstellung der preußischen Legende übergangen wurden, obgleich sie den alchimistischen Versuchen Friedrichs II. in nichts nachstehen. Goethe hatte mit dem Dienste der Frau von Stein auch das Rosenkreuz weit von sich geworfen; Andeutungen sinnlicher Mystik genügten später, sehr heftige, sehr unjoviale Ekelanfälle bei ihm losbrechen zu lassen. In Berlin ersetzte der Neffe die Goldmacherei Friedrichs II. durch Geisterseherei und verwirklichte auch weitschweifig die deutschen Jugendträume des poetischen, aber impotenten Oheims, dessen einziges deutsches Gedicht in den Versen gegipfelt hatte: „Zum Zipfel, zum Zapfel, zum Scherber, zum Pfriemen, bei der Jungfrau Christinen zum Dachfenster rein". Schrankenloses Unterrocks-Regiment vermählte sich leicht mit der Politik Friedrichs II. und Lucchesinis, und die Romantiker entdeckten schnell, daß die „Vaterlandsliebe" und das „Seid einig, einig, einig", mit denen die Preußen wie die Schillerschen Schweizer ihren Abfall vom Kaiser und ihr: Los von Österreich! beschönigt hatten, recht eigentlich eine Einladung sei, „dem Reichspanier zu folgen, wenn der Heribann erging". Bevor sie sich aber zu folgen entschlossen, vollendete Napoleon erst noch das Werk Friedrichs II., warf 1806 den deutschen Kaiser endgültig nieder und verwirklichte 1807 im Frieden von Tilsit für Preußen etwa die Bedingungen, die Friedrich II. vorgeschlagen hatte, als er sich vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth ins Privatleben zurückzuziehen beabsichtigte.« (Vgl. oben S. 369 f.)

»Österreich rief die Deutschen zum Freiheitskampfe und brachte Napoleon 1809 bei Aspern die erste Niederlage bei, die er je erlitten. Karl Lamprecht schreibt in seiner

„Deutschen Geschichte“: „Die deutschen Patrioten blickten tränenden Auges auf das alte, an Sieg und Ehren so reiche Österreich. Preußen hatte versagt: versagt im Baseler Frieden, tausendmal mehr versagt bei Jena und Auerstädt, da war Österreich die einzige Hoffnung geblieben... Ungeheuer war die Wirkung des Widerstandes der Tiroler, soweit die deutsche Zunge klang... Der Ton des Tiroler Aufstandes wurde zum Grundton auch der großen Jahre der nationalen Befreiung.“ Von 1792 bis 1813 ist Österreich der Träger des deutschen Gedankens gewesen und hat deutsche Männer wie Heinrich von Kleist in seine Dienste gelockt. Aber es waren nur wenige Preußen, die sich nicht, wie Friedrich II. und Schillers Schweizer, geweigert hätten, „Ehre zu sammeln unter Habsburgs Fahnen“, und Napoleon demütigte Österreich, wie er Preußen gedemütigt hatte. Die politischen Hoffnungen der Deutschen waren so von Grund auf gegenstandslos geworden, daß sie der größte Deutsche, der König der deutschen Sprache — die Friedrich II. verhöhnt und die allein den Zusammenbruch überdauert hatte — für aussichtslos, ja verderblich erklärte. Goethe sagte 1809: „wie der Schiffbrüchige müßten wir uns an der Planke halten, die uns rettet, und die verlorenen Kisten und Kasten uns aus dem Sinne schlagen“. Aber den Romantiker reizt das Verlorene, und gerade das Aussichtsloseste lebt in der Romantik. Der preußische Nationalheld Friedrich II. hat sich immer wieder als den „Don Quichotte des Nordens“ erkannt, wie gerne er auch Politiker und Eroberer gewesen wäre. Das Don Quichottische, das Aussichtslose, ist ja wohl das Wesen des Patriotismus der deutschen Romantik.

Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung.

Hier unterbrach ich Manfred, denn ich konnte nicht länger an mich halten: »Wollen Sie etwa auch die Freiheitskriege antasten und als zwecklos erklären?«

Manfred: »Ich wollte eigentlich nur Friedrichs II. Ruhm als Vorläufer der deutschen Romantik singen und mir nebenbei Goethes Widerwillen gegen die Freiheitskriege erklären. Aber Sie haben recht, ganz zwecklos waren diese „Freiheits"-kriege nicht. Sie haben zwar den Deutschen kein deutsches Reich und den Preußen weder die versprochene politische Freiheit im Innern noch die äußere Unabhängigkeit von Rußland erobert; aber sie sicherten den Deutschen endlich die „Freiheit des Rückens", wie man es nannte, das heißt also – dank dem Feldmarschall von Gneisenau und dem Freiherrn vom Stein – die Befreiung des Heeres von der friderizianisch-preußischen Prügelzucht und die Einführung von – soll man sagen: echt französischer, ungeprügelter Männlichkeit?* Das wäre ungerecht gegen uns Amerikaner! Vergessen Sie nicht, daß Gneisenau 1782–1783 in Amerika war. In G. H. Pertz' großem Werke über „das Leben des Feldmarschalls Gneisenau" können Sie nachlesen (S. 23 f.): Gneisenau gewann in den Vereinigten Staaten „feste Ansichten über die Natur und Leitung des Volkskrieges, des entschlossenen, durch kein Mißlingen gebrochenen, stets wiederauflebenden Kampfes aller waffenfähigen Männer im eigenen Lande und für den eigenen Herd, gegen geworbene Soldaten, die eine fremde Sache verfechten". Das letztere bezeichnet recht eigentlich das friderizianische Heer, gegen dessen wichtigste Einrichtung Gneisenau seinen Aufsatz über das preußische Prügelwesen mit folgenden Worten schloß: „Dünkt die Proklamation der Freiheit des Rückens nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht tun auf unsere Ansprüche an Kultur, und die Bewegungsgründe zum Wohlverhalten noch

* Über die friderizianische Heereszucht machte Manfred Ellis im sechsten Gespräche ausführliche, erstaunliche Mitteilungen.

fernerhin im Holze aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen."[1] Nur die Beseitigung des friderizianischen Prügelwesens machte das „deutsche Volksheer" möglich. Sie machte es möglich, daß Ernst Moritz Arndt in seinem denkwürdigen Briefe vom 2. Februar 1813 dem in preußischen Diensten stehenden General von Gneisenau verheißen konnte, daß „alles Freie und Hochgesinnte aus allen Grenzen Deutschlands sich ihm zugesellen werde" als „ein rechtes Gegengift jener militärischen Pedanterie und Verstockung, wodurch Deutschland dahin gekommen, wo wir eben noch waren". Man könnte sagen: Voltaire hat 1806 endlich seine Niederlage von Roßbach wieder gutgemacht, und Voltairesche – und bitte also auch amerikanische — Geistesfreiheit hat über die Prügelwirtschaft Friedrichs II. gesiegt!«

Da war es an Professor Hobohm, lächelnd ein Auge zuzukneifen, und er sagte: »Schmerzlich für *Pazifisten*, aber vielleicht treffend ist das Wort Hans Delbrücks: „Die weltgeschichtlichen Abwandlungen in den Geschicken der Menschheit bewegen sich in den Angeln der Schlachten."«

Manfred entgegnete: »Für das geknechtete Preußenvolk scheint das wirklich einmal zutreffend gewesen zu sein. Wenigstens schließt Max Lehmann, Ihr anderer Gewährsmann, seine Schilderung der Rückständigkeit des friderizianischen Heeres (für die er, ebenso wie Freiherr von der Goltz in „Roßbach und Jena", Friedrich den Großen im wesentlichen selbst verantwortlich macht) mit den Worten: „So schwer das Geständnis einem patriotischen Herzen wird, erst mußte das mit den Ansprüchen der *absoluten Monarchie* und den *Aspirationen* des Erbadels so eng verbundene friderizianische Heer auf dem Schlachtfelde unterlegen sein, ehe von einer Reform im Ernste die Rede sein konnte." Somit wäre also der Freiheitskrieg der Preußen schon im Jahre 1806 gewonnen worden. Lehmann

schildert aber gewissenhaft, daß die dann folgende innere Reform Preußens nur dadurch möglich wurde, daß Friedrich II. nicht vermocht und schließlich nicht mehr versucht hat, seine westlichen Provinzen unter das friderizianische Joch zu beugen. Weil, schon zu Friedrichs Zeit (und ohne „Angeln der Schlachten" *à la* Delbrück) „der Westen über die vornehmste *Maxime* der friderizianischen Staatskunst längst unwiderruflich weggeschritten war", so weist Max Lehmann nach, wollte Friedrich II. diese westlichen Provinzen abstoßen, den Franzosen abtreten, gegen Sachsen oder Mecklenburg eintauschen, Emden an die Engländer verkaufen und so weiter. Er baute darum im Westen keine Festungen und richtete gegen seine eigenen Provinzen jenseits der Weser Zollschranken auf. Seine östlichen Provinzen besuchte er jährlich; die westlichen nur zweimal in den letzten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung. In diesen abzustoßenden westlichen Provinzen beseitigte er die fruchtlos gemachten Anläufe zur preußischen Heeresverfassung wieder und ließ die parlamentarischen Grundrechte der Stände und die Reste deutscher Geisteswelt bestehen, aus der heraus der Freiherr vom Stein beinahe ein neues, ein unfriderizianisches Preußen schaffen und den Staat retten konnte. Beinahe! es gelang nicht, denn die ostelbische Junkerpartei bekam Oberwasser und setzte die Entlassung des Freiherrn vom Stein und Hardenbergs durch, weil der eine etwas wie einen „preußischen Volksstaat" und der andere wenigstens „eine Revolution im guten Sinne" verlangte. Die Stein-Hardenbergschen Reformen ermöglichten zwar die „Befreiungskriege". Aber in den „Angeln dieser Schlachten" schwang sich die Kerkertür der Reaktion und des friderizianischen Geistes wieder sicher ins Schloß und versperrte dieses Königliche Schloß – manche fürchten: für immer, andere glauben, daß die Märzluft von 1848 oder der Wind der „Neuen Ära" Bismarcks die reak-

tionären Kerkertüren wieder aufgeblasen habe. Ich wage nicht zu urteilen.

»Immerhin scheint wohl nicht in dem von Friedrich vergewaltigten und entwürdigten Osten, sondern im Westen die Wiege der Reformen und der „Freiheitskriege“ gestanden zu haben.

»Diese Freiheitskriege haben den Engländern die Weltherrschaft gesichert, gegen die der unbesonnene Napoleon das festländische Europa zum Kampfe aufrief; und – diese Freiheitskriege haben auch im Osten der freien Herrschaft der russischen Knute einen großen Dienst geleistet. Kurz, die Deutschen haben wieder wie unter Friedrich II. brav für die große Politik Englands kämpfen dürfen, um selber Opfer kleinstaatlichen Nationalitäten-Wahnsinns zu bleiben und die Einverleibung in das russisch-borussische Ödland zu erleben, vor der Goethe warnte und der er die Angliederung an die Staaten des geistreichen Napoleon vorzog.«

Hegemann: »Sie halten die Verständnislosigkeit Goethes für die Begeisterung der Freiheitskriege nicht für einen Makel an seinem Ruhme?«

Manfred: »Durfte Goethe nicht sicher sein, daß nach den Taten, die er und die andern von Friedrich II. verachteten großen Deutschen vollbracht hatten, Deutschland nie wieder in die Schmach zurücksinken könne, in die Friedrich II. es gestürzt hatte? Durfte Goethe zweifeln, daß die größere Gefahr den Deutschen nicht von Frankreich, sondern von Preußen drohe?«

Hegemann: »Ich verstehe Sie durchaus nicht.«

Manfred: »Nachdem die Deutschen einmal Goethe erlebt haben, können sie niemals wieder ganz so tief gedemütigt werden, wie Friedrich II. sie gedemütigt hat. Die Franzosen mochten imstande sein, das deutsche Finanzwesen unter französische Aufsicht zu stellen, wie Friedrich II. die preußischen Finanzen unter französische Aufsicht gestellt

und in die Hände französischer Unterbeamter gelegt hat.« (Vgl. oben S. 179f.) »Es war unter Napoleon und unter Bismarck sogar noch möglich und mag es in Zukunft wieder sein, daß Deutsche gezwungen werden, gegen Deutsche zu kämpfen, zum Vorteile Frankreichs, Englands oder Italiens, wie Friedrich II. das zum Beispiel 1740 bis 1745 erzwang, als die Franzosen Elsaß dank der preußischen Hilfe erobern konnten. Aber es war nach dem Siege Napoleons unmöglich und wird, dank Goethe, auch in Zukunft unmöglich sein, daß je wieder ein König, der deutsch weder sprechen noch denken kann, sich in so anmaßender und feindlicher Weise in das deutsche Geistesleben einmischt wie Friedrich II., und auch sein Nachfolger, mit französischer Akademie, französischem Theater und preußischer *dissertation* und preußischem Religionsedikt, es gewagt haben – sicher nicht, wenn Napoleon siegreich geblieben wäre, wie es Goethe hoffte. Aber der Sieg verblieb den Romantikern und – wenn Sie wollen – dem friderizianischen Preußen und dem „Don Quichote des Nordens", der im Geiste Richelieus für Deutschlands Zerstückelung gegen Napoleons Universalmonarchie kämpfte. Wäre es damals nach dem Willen Goethes und Napoleons gegangen, dann wären die Vereinigten Staaten Europas gesichert gewesen. In dem geeinten Europa hätte das Goethesche Deutschland, durch geistiges Gewicht und durch seine Masse, eine machtvollere Rolle gespielt, als nach der Niederlage Napoleons dem russifizierten, vorbismarckischen Preußen beschieden war. – Sie zweifeln, daß Goethe richtig urteilte, als er die größere Gefahr für Deutschland nicht von Napoleon, sondern vom wieder russisch gewordenen Preußen drohen sah? Was könnte aber deutschfeindlicher, was könnte weniger Goethesch sein als Preußen, wie es sich nach dem Sturze Napoleons entwickelte, und wie es zum Beispiel Erich Marcks in seiner Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms I. der Nachwelt schildert?

Erich Marcks, dessen Urteil ja in Preußen nicht ohne Gewicht ist, sprach gewiß nicht mit leichtem Herzen von der in Preußen herrschenden, „hitzigen Feindschaft gegen alle Forderungen und Menschen der neuen Zeit, dem System des dumpfen Druckes und Zwanges, dem vergeblichen Ringen mit den vorwärtstreibenden, gesellschaftlichen und staatlichen Kräften des Tages". Was könnte Un-Goethescher sein als das? „sie rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe; ich den Verstand und das Licht", sagte Goethe 1823 von den Monarchisten seiner Zeit.«

Hegemann: »Meines Wissens gilt gerade die Spannkraft, mit der Preußen unter Bismarck wieder auferstanden ist, als der Beweis für die Gewalt des friderizianischen Gedankens. Hätte Preußen ohne das friderizianische Erbe so erstaunlich siegen können?«

Manfred: »Vor den erstaunlichen Siegen des großen Napoleon lag Frankreich politisch tief danieder. Die Zeit von den Niederlagen Ludwigs XIV. bis zu den Siegen Napoleons war etwa von derselben Dauer wie die Zeit politischer Zerrissenheit und Machtlosigkeit Deutschlands, die mit dem Tode Prinz Eugens und den friderizianischen Bürgerkriegen begann und mit dem Aufsteigen Bismarcks endete. Wieso bedurfte Bismarck des friderizianischen Erbes in einem anderen Sinne als Napoleon des Erbes Ludwigs XV. bedurfte? Eine der ersten Taten Bismarcks war sein Bruch mit der friderizianischen Politik der Feindschaft gegen Österreich, das er 1866 schonte und zum Bundesgenossen machte, was Friedrich II. nicht wollte, obgleich er es so leicht gekonnt hätte.« (Vgl. oben S. 367 u. 156.)

Gegen diese Auffassung Manfreds erhob der Berliner Historiker Hans F. Helmolt folgenden Einwand: »Daß Bismarck das tat, nachdem er Österreich niedergeworfen und ausgerechnet seiner deutschen Rolle entkleidet hatte, das wird von Ihnen schamhaft verschwiegen. Ja, so läßt sich

schließlich alles vertreten, indem man es einfach auf den Kopf stellt.«[1]

Manfred: »Nach Bismarcks Verurteilung der „seltsamen Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für eine deutsche Macht zu halten", und nach seinem dichterischen Bekenntnis: „Ich erkenne in Österreich den *Repräsentanten* einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat" (vgl. oben S. 156), wäre der unsittliche „Entkleidungs"-Akt, von dem Sie, mein sonst verehrter Herr Professor Helmolt, da sprechen, wirklich ein so „ausgerechnet" dummer Schildbürgerstreich, daß es zu Ehren Bismarcks weise wäre, davon recht „schamhaft zu schweigen". Bismarck rühmte Österreichs „Glück, fremde Volksstämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden". Augenscheinlich halten Sie, Herr Helmolt, im Gegensatz zu Bismarck, die Unterwerfung unter deutsche Waffen für ein Unglück und wünschen den unter deutsches Joch Gebeugten schleunige Befreiung. Da Sie ja deutsche und preußische Waffen, deutsche und preußische Kultur gern für dasselbe halten, muß ich Ihnen übrigens beistimmen, sehr geehrter Herr Professor Helmolt.«

Nachdem diese gutmütige kleine Auseinandersetzung keinen der Streitenden bekehrt hatte, sagte Manfred: »Bismarck hat auch Friedrichs II. Forderung, der Rhein müsse Deutschlands Grenze werden, nicht anerkannt.« (Vgl. oben S. 34 f.). »Was wäre geworden, wenn 1870, bei der verspäteten Rückeroberung des Elsaß, die Österreicher den Preußen in den Rücken gefallen wären, wie Friedrich II. den Österreichern in den Rücken fiel, als sie sich des Elsaß 1744 siegreich bemächtigten? 1744 war es noch nicht zu spät; damals wäre die deutsche Eroberung einwandfrei und wäre sicher zu halten gewesen; daß sie 1870 vielleicht unweise und sicher sehr gefährlich war, ist das nicht das friderizianische Erbe, für das Bismarck dankbar sein soll? –

Sie haben die Welt gesehen und wissen etwas von dem Wesen der großen Kolonialreiche wie England, Amerika oder auch Frankreich (das ein Gebiet von der Größe der Vereinigten Staaten von Amerika und eine wahre Hauptstadt sein eigen nennt); Sie wissen, wie blind die politische Selbstzufriedenheit der Deutschen, wie gefährlich ihre politischen Hoffnungen geworden sind. In der Tat, auch Bismarck ist durch die friderizianische Erbschaft schwer gehemmt worden: als er seit 1879 im Geiste der kleinlichsten Zollkriegspolitik Friedrichs II. den wirtschaftlichen Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn verhinderte. Was, glauben Sie, wäre aus den Vereinigten Staaten von Amerika geworden, wenn man den Farmern der Oststaaten erlaubt hätte, durch Zölle und Frachtsätze Schranken gegen das billigere Getreide des mittleren Westens zu errichten, wie Bismarck die preußischen Landwirte gegen das Getreide Ungarns und des Balkans beschützte? Es ist nicht auszudenken: Pennsylvania und New York würden heute Heere gegen Illinois und Nebraska unterhalten und auf dem Lake Michigan und den anderen großen Seen, die heute kein Kriegsschiff kennen, hätten vielleicht schon schwere Panzerschiffe Seeschlachten geschlagen. – Sind Sie nicht zufrieden, daß ich Friedrich den Großen als Vorläufer des Werther, der „Räuber", des „Wilhelm Tell" und der deutschen Romantik und als Pfleger des deutschen Volksliedes und der faustischen Alchimie preise, soll ich ihn gar noch als Politiker bewundern?«

Hegemann: »Ja, Sie müssen wenigstens seine Verdienste als Meister der inneren Politik anerkennen.«

Manfred: »Im Siebenjährigen Kriege klagte Friedrich II., keine Zeit für die innere Verwaltung Preußens zu haben;[1] gerade damals hatte er besonders viel Zeit für seine halbgescheiten Nachahmungen Voltairescher Dichtungen. Innere Politik verlangt hingebende, geduldige Arbeit, etwas, das Friedrich dem Großen niemand, der ihn näher betrach-

tet hat, zumuten wird. Bismarck hat sich einmal beklagt: „Die Gewohnheit Friedrichs des Großen, in die *Ressorts* seiner Minister und Behörden und in die Lebensverhältnisse seiner Untertanen einzugreifen, schwebt Wilhelm II. zeitweise als Muster vor. Die Neigung zu Randbemerkungen in dessen Stile war während meiner Amtszeit so lebhaft, daß dienstliche Unbequemlichkeit daraus entstand." Aber was Bimarck in seiner eigenen Amtstätgkeit mißfiel, meinte er bei Friedrich dem Großen rechtfertigen zu können, weil „die Geduld, mit welcher er sich vor *definitiven* Entscheidungen über Rechts- und Sachfragen unterrichtete, die Gutachten *kompetenter* und sachkundiger Geschäftsleute hörte, seinen *Marginalien* geschäftliche *Autorität* gab". Ohne Zweifel wollte Bismarck hier dem heute «(Manfred sprach im Jahre 1913) »herrschenden Könige den Vorwurf machen, er habe weniger Geduld und darum weniger *Autorität* als Friedrich II. Auf diesen Vorwurf hätte Wilhelm II. mit Recht folgendermaßen antworten können: „Ich verstehe das Wesen meines großen Ahnherrn besser, als Ihnen, mein lieber Bismarck, das möglich ist, und ich weiß deshalb, daß nichts Friedrich dem Großen fremder war als die von Ihnen gerühmte langweilige ‚Geduld, mit welcher er sich vor *definitiven* Entscheidungen über Rechts- und Sachfragen unterrichtet' haben soll, wie Sie zu behaupten wagen. Zeigen Sie mir doch bitte, als Beispiel, mein verehrter Herzog von Lauenburg, wo Sie in der doch nicht ganz belanglosen Frage der Absetzung eines Kanzlers bei meinem erlauchten Vorfahren auch nur einen Funken von dieser Geduld finden, die für Handlanger geeignet sein mag, die sich aber für große Könige nicht schickt. Oder ist Ihnen etwa unbekannt, was mir Professor Dr. Hintze gelegentlich meiner Einführung in die preußische Verwaltungsgeschichte mitgeteilt hat, daß der entschlossene Lobredner Friedrichs II., Exzellenz Gustav Schmoller, an dem, was er verwegen den ‚willkürlichen und unge-

rechten Akt der Kabinettsjustiz des Großen Königs' nennt, zu nörgeln wagt, ‚der in dem Prozeß des Müllers Arnold gegen den Herrn von Gersdorff in seiner übergroßen Bauernfreundlichkeit das dem letzteren günstige, völlig begründete Urteil umstieß, eine Anzahl Richter und auch den damaligen Großkanzler und Justizchef Fürst kassierte'? verstehen Sie, Herr von Bismarck!: auch einen Fürst und Kanzler einfach kassierte? und statt kassieren sagte Friedrich der Große zu ihm: ‚Halt er das Maul' und ‚Ich jage Sie zum Teufel'. Sie behaupten, Friedrich der Große habe vor ‚*definitiven* Entscheidungen die Gutachten *kompetenter* und sachkundiger Geschäftsleute gehört'; da übertreiben Sie *tendenziös*, denn er hörte, bevor er den Kanzler Fürst hinauswarf, nur das Gutachten eines in Rechtsfragen unbewanderten Majors und versicherte, daß er einem Soldaten mehr Vertrauen schenke als den juristischen Perücken. Sie beklagen sich, daß Ihre ‚Vorstellungen, die Sie wegen meiner Randbemerkungen im Stile Friedrichs des Großen, verfügender oder kritisierender Natur' an mich zu richten wagten, ‚keine gnädige Aufnahme fanden'; ich hoffe, Sie verstehen jetzt die Gründe dieser Ungnade."

So etwa hätte echt friderizianisch und trotzdem völlig zutreffend Ihr Kaiser Wilhelm II. auf die nörgelnde Bemerkung Bismarcks antworten dürfen.

»Gewiß, die Friedrichanbeter behaupten, ihres Königs Verhalten in der Angelegenheit Fürst und Müller Arnold sei zwar ein Mißgriff Friedrichs, aber eine Ausnahme gewesen. Doch es lassen sich viele Beweise dafür finden, daß Bismarcks bereits ziemlich kritisches Urteil über Friedrich II. noch immer zu günstig ist. Daß Friedrich auch bei anderen Gelegenheiten unstatthaft in die Rechtspflege eingriff, beweist Ihnen zum Beispiel Preuß (Urk. III, 20), der berichtet, wie Friedrich 1785 eine vom Gerichtshof zuerkannte dreijährige Festungsstrafe trotz der gewichtigen Gegengründe des Gerichtshofes in Todesstrafe verwan-

delte. Preuß berichtet auch, wie listig der Gerichtshof den königlichen Eigensinn unschädlich machen mußte, „damit das Erkenntnis nicht dem Könige zur Bestätigung eingereicht zu werden brauchte und ähnliche Eingriffe in die Justiz vermieden würden".

»Beinahe noch peinlicher wirken die 13 Briefe, die Friedrich der Große noch 1786 wegen eines „Küchenschreibers" verfaßte (Preuß, III, 206 ff.). „In der Untersuchung", sagt Preuß, „konnte der Küchenschreiber Röber keiner Untreue beschuldigt werden." Aber Friedrich wollte nicht nachgeben. Dreizehnmal schrieb er Briefe, in denen er versicherte, sein Küchenschreiber habe „gestohlen", „viel gestohlen", „entsetzlich gestohlen", „ganz abscheulich viel gestohlen", und der weise König war wie ein Kobold darauf erpicht, den Küchenschreiber, gegen den sich nichts nachweisen ließ, dennoch „mit der Karre bestraft" zu sehen.

»Daß Friedrich II. ernstzunehmende juristische Studien gemacht oder Einsicht besessen hätte, ist ein Wahn, der sich auf Schritt und Tritt widerlegen läßt.*

»Ist es unter diesen Umständen erstaunlich, daß die vielgerühmte friderizianische Neuordnung der Rechtspflege großenteils im Anlaufe stecken blieb? Der tüchtige Sohn des Heidelberger Naturrechtslehrers Cocceji, den Friedrich II. nicht berief, aber als Justizminister vorfand, war zwar, wie Carlyle nett sagt, ein wahrer Herkules im Reinigen der preußischen Justizställe. Aber sein Entwurf eines *Corpus juris Fridericianum* blieb Fragment, sagt Gustav Schmoller, der auch zugesteht, daß Coccejis Zivilprozeßordnung im *Codex Fridericianus* „ihr Ziel nicht erreicht hat, indem sie wesentlich auf dem Papier blieb". Auch Coccejis gelehrtes Werk über das Naturrecht blieb unvollendet. Die „willkürliche und ungerechte" Kassierung des Kanzlers Fürst hatte dann die erfreuliche Folge, dem tüchtigen Nach-

* Vgl. das gesondert erscheinende Gespräch über »Napoleon oder der „Kniefall vor dem Heros"«.

folger Carmer im neununddreißigsten Jahre der Regierung Friedrichs II. Gelegenheit zur Verwirklichung guter Gedanken zu geben, die „nur", wie Schmoller zugesteht, „damals in der Färbung des omnipotenten Polizeistaates auftraten". Der gewiß nicht tadellustige Schmoller fährt fort: „Indem man, wie Carmer, von den schlesischen Bauernprozessen ausging, wollte man gleichsam alle Rechtsprechung in ein summarisches Vergleichsverfahren verwandeln, machte die Parteien und Advokaten mundtot... Jedenfalls wirkte die Reform nur so lange günstig,... als man im Richterstand eine irdische Vorsehung anzuerkennen geneigt war. Als diese Bedingungen im neunzehnten Jahrhundert schwanden..., da mußten die preußischen Rechtszustände als veraltet und unhaltbar erscheinen, besonders gegenüber dem rheinisch-französischen Verfahren." So muß sich selbst Friedrichs Verehrer Schmoller vor Napoleon verbeugen. Dem berühmten preußischen Landrecht, dessen Entwurf noch gerade vor dem Tode Friedrichs II. veröffentlicht zu werden anfing, wirft der große Savigny vor, daß es die Höhe und Schärfe der Prinzipien des Römischen Rechts aufgebe und doch auch nicht das individuelle Leben voll vergegenwärtige, ein Vorwurf, dessen Berechtigung auch Schmoller zugibt.«

Hegemann: »Sie sehen nur die Fehler. Vergessen Sie nicht die Lichtseiten. Denken Sie zum Beispiel an das, was Schmoller die „musterhafte Ordnung der Finanzen" Friedrichs des Großen genannt hat.«

Manfred: »Schmoller ist so bereit Friedrich zu loben, daß er mich nur zu fesseln vermag, wo er zugestehen muß, daß Lob unmöglich ist. Lassen Sie uns sehen, was das Handwörterbuch der Staatswissenschaften über Friedrichs II. Finanzen zu sagen hat. Der große Artikel „Finanzen" im Handwörterbuch ist zwar nicht von einem Berliner geschrieben; aber der rühmlich bekannte süddeutsche Gelehrte von Eheberg, der ihn schrieb, sagt vielleicht die

Wahrheit.« Manfred blätterte und las von Zeit zu Zeit einen Satz vor: »„Wie auf allen Gebieten der Staatsverwaltung, so war eben auch auf dem der Finanzverwaltung Friedrich II. der höchste Leiter. Die frühere Behördenzentralisation ging mehr und mehr verloren und wurde durch die Provinzialverwaltungen und besondere selbständige Finanzorgane beschränkt, die direkt mit dem Könige verkehrten. Auf die Dauer wäre ein solcher Zustand unhaltbar gewesen" ... „Von 1766–86 war die Verwaltung der Accise, Zölle und Monopole einer eigenen Verwaltung unter französischen Beamten der ‚Regie' unterstellt worden; Friedrich Wilhelm II. beseitigte aber die höchst unpopuläre Einrichtung.... Erst 1787 wurden die bis dahin provinziell verschiedenen Tarife einheitlicher gestaltet." Das klingt anders als Schmoller. Wenn man Friedrich II. als Finanzverwalter zu verstehen sucht, bekommt man das Bild eines alten Geizhalses, der aus Mißtrauen und Bosheit gegen die Erben absichtlich und unwillkürlich die Übersichtlichkeit der Geschäfte verschleiert, der hier eine Stange Goldes vergräbt oder in einen Strumpf steckt und dort eine Rolle Taler in die Matratze einnäht. Nach seinem Tode hat es Jahre gedauert, bevor es möglich war irgendwelchen Überblick über den „unhaltbaren Zustand", wie von Eheberg es nennt, zu gewinnen. Bismarck deutet im zweiunddreißigsten Kapitel seiner „Gedanken" an, daß vielleicht Friedrichs II. „Eitelkeit gegen Ende seiner Regierung degenerierte", so daß er vielleicht absichtlich diese Unordnung gesteigert hat, damit „die Nachwelt den Unterschied zwischen seiner und der folgenden Regierung merken möge". Wie verworren die Dinge waren, die Friedrich II. hinterließ, geht recht heiter daraus hervor, daß noch heute von zwei so angesehenen Gelehrten wie von Eheberg und von Schmoller der erste den allmählichen „Verlust der früheren Behördenzentralisation" beklagt, während Schmoller zugesteht: „Die staatliche Zentralisation hat ihre Grenzen.

Dies Prinzip der Unifizierung und Bevormundung hat der friderizianische Staat überspannt. Die Bürger, die Bauern blieben unselbständig, es mangelte an freier, genossenschaftlicher Organisation auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens". Wenn dann Schmoller trotzdem sagen zu dürfen glaubt: „Volkswirtschaftlich und finanziell steht Friedrich der Große auf der Höhe seiner Zeit", so trifft das eben nicht zu, denn damals wurde in der ganzen Welt im Sinne der englisch-französischen Aufklärung gearbeitet und in manchen Ländern viel ernsthafter als in Preußen. Hören Sie wieder von Eheberg: „Die Grundsteuerreform Karls VI. in der damals österreichischen Lombardei und die Steuerrektifikationen unter Maria Theresia und Joseph II. stellen, wie (der Berliner) Adolf Wagner mit Recht hervorhebt, das Wichtigste dar, was zur Herbeiführung einer allgemeineren und gleichmäßigeren, direkten Besteuerung vor dem neunzehnten Jahrhundert in einem Großstaate Europas geschah." Aber die preußischen Geschichtschreiber haben den Mut zu behaupten, Deutschland mußte vor Maria Theresia gerettet werden, um an friderizianischem Wesen zu genesen.«

Hegemann: »Aber Sie müssen doch zugeben, daß Friedrich wenigstens eine mustergültige Sparsamkeit übte.«

Manfred: »Ich kann den Erbauer des „Neuen Palais" nicht sparsam nennen.* Aber er hatte die *fixe Idee* seines Vaters, möglichst viel Edelmetall aufzuspeichern; mit diesen der Volkswirtschaft entfremdeten Schätzen gedachten diese „großen" Preußenkönige dann umso erfolgreicher gegen Kaiser und Reich kämpfen zu können.

»Man weiß, wie Friedrich II. im Jahre 1775 berechnete (*Oeuvres* IX, S. 183), daß seine Ersparnisse es ihm 1778 wieder erlauben würden, mit seinem rühmlich geprügelten Heere gegen die deutsche Kaiserin zu marschieren; und er

* Friedrichs eigentümliche Sparsamkeit hat Manfred im fünften Gespräch eingehend erörtert.

hat es dann ja auch mit großen Unkosten versucht. Nennen Sie das Sparsamkeit?«

Hegemann: »Es ist traurig, wie Sie dem großen König alles abstreiten wollen. Ein paar Federn müssen Sie ihm doch lassen.«

Manfred: »Mir scheint, er muß sie alle lassen, denn sie gehören ihm nicht.«

Hegemann: »Denken Sie an seine großartige innere Kolonisation, die auch Goethe anerkannt hat, als er dem Kolonisatoren Friedrich dem Großen im zweiten Teil des „Faust" ein Denkmal setzte.«

Manfred: »Ich kann mir gar nicht denken, daß der große alte Goethe, der die Bedeutung der Besiedelung Westamerikas erkannte, beim zweiten Teil des Faust noch an die Lappalien Friedrichs II. gedacht hat. Der lobredende Berliner Professor Schmoller läßt alle Hohenzollern zusammen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nur 30 000 bis 40 000 Kolonistenbauern und 100 000 Kleinbauern und Häusler ansiedeln.«

Hegemann: »Wollen Sie diese treue Kleinarbeit nicht ehren? Sie dürfen nicht erwarten, daß man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert schon die Siedler millionenweise und die Städte hundertweise aus der Erde stampft, wie das im neunzehnten Jahrhundert in Amerika möglich war.«

Manfred: »Millionen von Siedlern jedes Jahr wie bei uns, das vielleicht nicht. Aber Städte hundertweise, warum nicht? Im dreizehnten Jahrhundert gründeten die Engländer in Südfrankreich allein zwanzig Städte, und gleichzeitig gründeten die Deutschen in Böhmen allein hundert Städte. Sie rühmen Friedrichs II. Kleinarbeit. Jedes Ding hat seine Zeit. Damals wurde die Welt verteilt, und ein genialer Fürst mit einem großen Heere hätte damals etwas Großartigeres leisten können als mit wahrscheinlich unverhältnismäßigem Kapitalaufwand ein paar tausend Bauernhöfe auf minderwertigem Boden zu schaffen. Friedrich II. woll-

te der „immerwährende Generalleutnant der Reichstruppen“ seines Schattenkaisers, Karls VII., „Marionette“ von Frankreichs Gnaden, sein; hätte er sich statt dessen mit Geist und Kraft zum Generalleutnant Maria Theresias gemacht, wie vor ihm Prinz Eugen es getan hatte, dann hätte er den Deutschen ein Stück des verlorenen Kolonialreiches der Habsburger zurückerobern und wie Faust sprechen können:

Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
. . . . . .
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

»Für die Millionen deutscher Ansiedler, die in die Fremde gehen mußten, war kein deutsches Siedlungsland gesichert worden; sie wurden „Kulturdünger“ fremder Kolonialreiche. Statt dessen 140 000 Bauern in zwei Jahrhunderten! und jedermann soll vor Bewunderung über diese Leistungen ersterben.

»Vor den Toren des damals noch großen Deutschen Reiches warteten die unendlich fruchtbaren Ländereien des Balkan und dahinter Kleinasien auf deutsche Siedler; wäre das nicht alles ebenso unvermeidlich und fast *automatisch* den Deutschen zugefallen wie Sibirien den Russen, wenn nicht der große König der Preußen ohne staatsmännischen Fernblick lieber im eigenen Vaterlande „gerauft hätte, um sich einen Namen zu machen“, wie er es nannte? Ohne Friedrich II. wären die Ansprüche, wie sie Joseph II. 1781 auf die Walachei westlich der Aluta, auf Teile Albaniens und Serbiens, auf Bosnien und die Herzegowina in seinen Verhandlungen mit der höchst bereitwilligen Katharina von Rußland erhob[1], leicht durchsetzbar gewesen, jedenfalls viel leichter als heute, wo derartige kolonialpolitische Ziele zu spät für richtig gehalten werden sollen. Ohne Friedrich II. wäre jedenfalls Maria Theresias Ansiedlungs-

tätigkeit im Osten von höchster staatsmännischer Bedeutung gewesen; verglichen damit scheint mir Friedrichs II. vielgerühmtes kolonisatorisches Bemühen eine verhältnismäßig belanglose innere Angelegenheit. Maria Theresia erhob Siebenbürgen zum Großfürstentum; dort wohnen heute 250000 Deutsche, und es würden dort zehnmal so viele Deutsche wohnen, wenn die friderizianischen Bruderkriege das Denken der Machthaber nicht überwiegend auf Krieg und Kriegsrüstung und das Denken der Untertanen auf Flucht vor den Machthabern gelenkt hätte.«

Hegemann: »Ich glaube Sie übertreiben.«

Manfred: »Lesen Sie Nettelbecks Lebensbeschreibung. Dieser berühmte Preuße schildert, wie die Bürgerssöhne seiner Vaterstadt vor der „heillosen und unmenschlichen Art" und den „grausamsten Mißhandlungen" der preußischen „militärischen Fuchtel" flohen, wie die holländischen Kolonien „eher deutsche Kolonien" zu nennen und wie zum Beispiel in Surinam „die Plantagenbesitzer großenteils seine näheren oder entfernteren Landsleute" waren. Deutsche Kraft ist in heilloser Weise vergeudet worden. Vergessen Sie nicht, daß der Nationalitäten-Wahnsinn der Splitter-Nationchen, der heute den Balkan verheert, erst im neunzehnten Jahrhundert ausgebrochen ist und wahrscheinlich als Folge des Versagens deutscher Kulturmacht gedeutet werden muß. Wenn in Deutschland die menschliche Würde Goethes und des Freiherrn vom Stein nicht doch schließlich von der Menschenverachtung und Prügelwirtschaft erdrückt worden wäre, wenn es in Deutschland statt friderizianischer „Rauflust" ein gebildetes Königtum, wenn es ein in Goetheschem Sinne gebildetes Deutschland gegeben hätte, wie kann man zweifeln, daß der Balkan mit derselben Unvermeidlichkeit deutsch geworden wäre, mit der die Elsässer und Lothringer französisch, oder wenn Sie vorziehen, die sibirischen Stämme russisch wurden?

»Statt die kolonisatorischen Leistungen der Hohenzollern

zu bewundern, sollte man vielleicht einmal die Gegenrechnung aufmachen und sich über die Wirkungen klar werden, welche die Flucht vor preußischer Militärsklaverei und die zeitweise Entvölkerung des Landes, wie sie Professor Max Lehmann in den westlichen Provinzen zahlenmäßig feststellte, für die Entwicklung Preußen-Deutschlands gehabt hat. Es kann wohl kaum Zweifel sein, daß es die Tüchtigeren waren, die flohen und in der Fremde Plantagenbesitzer wurden. Was zurückblieb und sich der preußischen Barbarei unterwarf, ist wahrscheinlich doch gerade der geeignetste Nährboden für den „preußischen Lakaiengeist" gewesen (wenn ich mich eines von Theodor Storm während seiner Potsdamer Zeit geprägten Ausdruckes bedienen darf), der vielleicht erstaunliche Leutnants ins elsässische Zabern schicken, aber keine kolonisatorischen Eroberungen machen kann.

»Und was wäre es viel, wenn Sie auch das ganze von Friedrich II. so teuer erkaufte Schlesien als deutschen Neugewinn rechnen dürften?

»Was sind alle diese preußischen Errungenschaften verglichen mit den nie wieder gutzumachenden Opfern, die der preußischen Eigenbrötelei gebracht worden sind. Man vergißt viel zu leicht, daß der sechsundvierzigjährige Bürgerkrieg, den Friedrich II. als Krieg der Waffen oder der Diplomatie oder als Handelskrieg gegen den deutschen Kaiser führte, daß dieser furchtbare innere Verwüstungskrieg Deutschland aus der Reihe der Großmächte gerade in dem Augenblick strich, in dem die Umwälzungen in Frankreich für ein einmütiges Deutsches Reich die Zurückeroberung der verlorenen Provinzen und, während des Kampfes zwischen England und Frankreich, die Erwerbung der fehlenden Kolonien leicht oder wenigstens möglich gemacht hätte. Man macht sich nicht recht klar, daß Deutschland heute eines der großen Weltreiche sein könnte ohne die diplomatischen und poetischen Unschicklichkeiten und

Eitelkeiten dieses hysterisch rasenden Preußen-Rolands Friedrich II.«

Manfred, der warm zu werden begann, lachte und rief: »Ereifere ich mich nicht, als wäre ich selber ein Deutscher? Aber kann man es denn ruhig ansehen, wie die Deutschen mit ihrem „großen König" hereingefallen sind? Ist das *fair-play?*« Manfred lachte wieder und fuhr, wieder gleichmütig, fort: »Jedenfalls scheint mir Lord Macaulay in seinem kurzen „Versuch über Friedrich den Großen" der von Herrn Thomas Mann aufgestellten Forderung heroischen Humors besser zu genügen als Carlyle in seinen sechs Bänden. Hören Sie, wie Macaulay Friedrichs II. „heroische Schwachheiten" würdigt.« Manfred hatte Macaulays *„Essays"* in der Hand und las übersetzend folgende auf den Siebenjährigen Krieg bezügliche Stelle vor:

»„Es ist schwer zu sagen, ob das Tragische oder das Komische vorherrschte in den eigenartigen Auftritten, die sich damals abspielten... Der große König ist umgeben von Feinden, er trägt Verzweiflung im Herzen und hält Gift in Bereitschaft, aber ihm entsprudeln Hunderte und Hunderte von Versen, Göttern und Menschen ungenießbar, der schale Bodensatz der Voltaireschen Quelle, das schwächliche Echo der Muse Chaulieus... Wir kennen kaum ein ähnlich überraschend groteskes Beispiel der Stärke und Schwäche der menschlichen Natur als den Charakter dieses trotzenden, wachsamen, entschlossenen, scharfsinnigen Blaustrumpfes, halb Mithridates, halb Trissotin, der sich mit einer Unze Gift in der einen Tasche und einem Bündel schlechter Verse in der anderen einer Welt von Feinden entgegenstemmt."«

Thomas Mann, dem wohl Macaulays leichte Art von der Not des Königs zu sprechen ebenso bedenklich schien wie mir, sagte nicht ohne Nachdruck: „Damals standen Völker in einer Kopfzahl von beiläufig hundert Millionen gegen ungefähr fünf Millionen; vierzehn Fürsten gegen

einen; siebenhunderttausend Mann Truppen gegen zweihundertsechzigtausend.“

Manfred: »Ja, das wird oft betont, – als ob Friedrich der Welt getrotzt hätte wie Ludwig XIV. oder Napoleon – obgleich es doch höchstens auf eine sehr kurze Frist, nach dem englisch-französischen Vertrag von Kloster Zeven, zutrifft; und selbst damals nicht, weil damals ja gerade die Russen sich auf verfrühte Gerüchte vom Tode der Kaiserin zurückzogen. Damals schien Friedrich für einige Wochen in der Luft zu hängen. Aber es schien doch nur so. Die englische Regierung sah in Friedrich die tüchtige Puppe, deren sie sich bediente, um „Amerika in Deutschland zu erobern“ wie der allmächtige Pitt es nannte, – von Indien, dem Kronjuwel der Engländer, das nebenbei damals auch noch den Franzosen entrissen wurde, schwieg Pitt; diese englische Regierung hat den Vertrag von Kloster Zeven nie anerkannt; sie war keineswegs gewillt, den brauchbaren Preußenkönig so früh zu entlassen. Friedrich, statt allein zu stehen, war im Gegenteil seiner allseitigen Unentbehrlichkeit so sicher, daß er die neuen britischen Geldangebote so lange unbeantwortet ließ, bis er seine Hoffnung in französische Gefolgschaft zurückkehren zu dürfen gescheitert sah.« (Vgl. Koser, II, 125.) »So blieb er denn nach wie vor der General der ersten Großmacht der Welt, eine Rolle, die ja schließlich vorteilhafter war als wieder für die Franzosen zu marschieren, die 1745 auf sein Gesuch um vier Millionen Taler Unterstützung ihm nur etwa die Hälfte bewilligen wollten. Immerhin, er „entsagte den Franzosen“[1] ungern und schrieb nur mit Bedauern gleich nach Roßbach an die Schwester Wilhelmine: „Ich muß Ihnen mitteilen, daß neue Vereinbarungen, die ich mit den Engländern getroffen habe, es mir unmöglich machen, einen Sonderfrieden mit den Franzosen zu schließen.“«

»In Englands und Frankreichs weltgeschichtlichem Kampfe um die Herrschaft der Welt wählte Friedrich unbeküm-

mert um deutsche Vorteile und Aussichten jeweils die Partei, die seinem preußischen Partikularismus Vorteil zu verheißen schien. Während des österreichischen Erbfolgekrieges war er zweimal für die Franzosen marschiert. In *l'Histoire de mon temps* erklärt Friedrich, daß er mit den finanziellen und militärischen Leistungen der Franzosen unzufrieden war, und rühmt die Engländer, für die er seit 1756 marschierte, folgendermaßen: „Von allen Völkern Europas ist das englische das wohlhabendste; sein Handel umfaßt die ganze Welt, seine Reichtümer sind übermäßig, seine Hilfsquellen fast unerschöpflich"... „gestützt auf diese Reichtümer konnte der König von England Heere aus der Erde stampfen und die entlegensten Winkel der Erde mit Krieg überziehen."

»Und es war nicht nur vorteilhaft, für die Engländer zu kämpfen, sondern es wurde notwendig, denn Friedrich hatte noch unbekümmert gegen die Herrscherinnen Frankreichs, Rußlands und Österreichs gewitzelt und gedichtet, als vom Grafen Kaunitz in Paris dem Witzigen bereits der Boden unter den Füßen weggenommen worden war.«

Hier warf Thomas Mann nachdenklich ein: »Ja, Friedrich verachtete und brüskierte sie alle drei bis zur vollkommenen politischen Unklugheit. Laut, bei Tische, in Gegenwart der Lakaien, nannte er sie „die drei ersten Huren Europas", obgleich oder vielmehr weil er wußte, daß den Spionen der fremden Höfe keine seiner Bemerkungen entging.«

Manfred: »Ja, Friedrich war eigentümlich witzig, und als er endlich merkte, was ihm in Paris zugestoßen war, dachte er, mit seinem Übergang zu England und Rußland einen geschickten Gegenzug zu machen, und war doppelt betrogen, einmal, indem er damit gerade – zur Freude des wirklich gewandten Kaunitz – den bis dahin fehlenden Anstoß lieferte, der Frankreich endgültig dem Kaunitzschen Bündnis in die Arme trieb, und zum anderen, indem die Zarin, die von Friedrich gleichzeitig der Welt als „Hure" vorge-

stellt und als preußische Bundesgenossin in Anspruch genommen wurde, sich plötzlich zurückzog, weil sie sich von England nicht zur Bundesgenossin Friedrichs *„prostituieren“* lassen wolle, wie sie sich ausdrückte. Die Einzelheiten über diese Glanzleistung friderizianischer Diplomatie kann man in den Veröffentlichungen aus den preußischen Staatsarchiven heute in überraschender Ausführlichkeit nachlesen. Die Absicht solcher, für Friedrichs Bild scheinbar ungünstigen Veröffentlichungen ist, die Wahrheit ans Licht zu bringen und so zu zeigen, wie groß Friedrich II. gewesen sein muß, daß er solche Torheiten begehen durfte. Die Torheit sieht jeder; die durch sie bewiesene Größe Friedrichs zu sehen, ist Preußen vorbehalten.«

Thomas Mann: »„Friedrichs Verteidigung“, sagt Ranke, „gab ihm ein hohes Ansehen in der europäischen Staatenwelt. König Friedrich wurde, indem er sich verteidigte, zum großen Mann des Jahrhunderts.“«

Manfred: »Und ganz ähnlich wie der Berliner Ranke sang der Gefangene auf Hohenasperg und wurde zur Belohnung dafür aus dem Gefängnis geholt:

Sieben Jahre flog Friedrich
Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk
Unter seiner Feinde
Schwarzen Scharen umher.
. . . . . .
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und trauerten.
Aber der Held stand mit der Rache gezücktem
Schwerdt.
. . . . . .
Ja, so stand er sieben Jahre im Felde des Todes,
Hehr und frei, und groß, wie ein Gott.

»Das blutige Hin- und Herspringen, mit dem Friedrich II. die ersten dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung ausfüllte, nennt man in Preußen stolz den ersten, zweiten und dritten Schlesischen Krieg, – das klingt würdevoll nach geschichtlicher Vergangenheit; in Reuß jüngerer Linie ist man stolz darauf, daß man einen Heinrich XXVII. als Alleinherrscher aller Reußen verehren darf – als ob die greulichen *querelles allemandes,* die Friedrich vom Zaun brach, für die Deutschen nicht die durchaus einheitliche Bedeutung hätten, daß sie Deutschland schwächten und im Kampfe um die verlorenen Provinzen und um den „Platz an der Sonne" unterliegen ließen, im Augenblick, wo noch Hoffnung war. Tacitus hat die Weisheit Richelieus und des Westfälischen Friedens vorweggenommen, für die Friedrich II. kämpfte; Tacitus sagte: „Mögen die Deutschen nie aufhören, sich zu beneiden und zu bekriegen!" Ausland und Inland wird sie deswegen bewundern.«

FRIEDRICH II. OPFERT ELSASS, LOTHRINGEN UND FLANDERN

Mir gefiel das Bild durchaus nicht, das Manfred von Friedrich dem Großen zu machen versuchte, und mir war, als müßte ich etwas Häßliches von mir abschütteln. Ich rief lachend: »Sie entstellen doch wohl durchaus Friedrichs des Großen Beziehungen zu den Franzosen. Sie tun immer, als hätte Friedrich Elsaß-Lothringen, die Franche Comté und die belgischen Niederlande an die Franzosen verschachert.« Manfred, den man nicht oft anders als lachend sah, schien beinahe grimmig, als er mir antwortete: »Wenn er sie doch verschachert hätte! Dann hätte er vielleicht wenigstens etwas dafür bekommen. Aber er hat nichts dafür bekommen als die Befriedigung seiner Eitelkeit und seiner Raufluſt[1], und er hat obendrein auch gleich noch dem Reiche

die Fähigkeit zerstört, diese verlorenen Provinzen wiederzuerwerben oder wenigstens Gegenwerte für das Verlorene zu schaffen.«

Ein Teilnehmer am Gespräch lachte Manfred aus: »Elsaß ging meines Wissens im Dreißigjährigen Kriege verloren, Lothringen 1738, also beide vor Friedrichs Regierungsantritt, und die Niederlande erst nach seinem Tode.«

Manfred war unerbittlich: »Die Auslieferung Lothringens an die Franzosen ist eines von den Zugeständnissen, die Österreich zur Sicherung des Thrones für Maria Theresia nur deshalb machen mußte, weil es der Treue der deutschen Kurfürsten nicht sicher war. Die Franzosen versprachen, Maria Theresia anzuerkennen — das heißt also Deutschland in einem besonders schwierigen Augenblick in Frieden zu lassen[1] – als Gegenleistung für die Abtretung Lothringens und waren darauf gefaßt, daß Österreich versuchen werde, mit Hilfe Preußens ihnen den fetten Bissen wieder zu entreißen. Als dann Friedrich II. unerwarteterweise nicht *gegen* Frankreich, sondern *für* Frankreich, nicht *für* Maria Theresia, sondern *gegen* sie marschierte, entschlossen sich die Franzosen, mit Lothringen nicht zufrieden sein zu wollen und auch nach Flandern die Hände auszustrecken.«

Manfred hatte sein Lachen wiedergefunden: »Sie scheinen Friedrichs Werke ebensowenig zu lesen wie die meisten anderen Bewunderer dieses großen Königs. Was sagen Sie zu folgenden Stellen aus Friedrichs *„Histoire de mon temps“*: „Was reizt denn sonst die Königin von Ungarn jetzt, die Franzosen so hart zu bedrängen, wenn es nicht die Hoffnung ist, Elsaß-Lothringen zurückzuerobern?“ (*„Enfin qu'est-ce qui excite à présent la Reine de Hongrie à presser les François avec tant d'ardeur, si ce n'est l'espérance de reconquérir l'Alsace et la Lorraine?“*) Diese Worte Friedrichs beziehen sich auf die Zeit zwischen dem ersten und zweiten der von ihm entfachten Bürgerkriege. Ein paar Seiten weiter sagt Friedrich II. von sich selbst (er spricht in der dritten Person

von sich): „Die Erfolge der österreichischen Heere im Elsaß zwangen ihn (das heißt also Friedrich den Großen!) bald, sich gegen die Königin von Ungarn zu erklären. Das Bündnis mit Preußen war damals das Vorteilhafteste, was den Franzosen zufallen konnte"! (*„...les succès des armées autrichiennes en Alsace, l'obligèrent bientôt à se déclarer contre la Reine de Hongrie. L'alliance des Prussiens étoit tout ce qui pouvoit arriver alors de plus avantageux à la France".*)

»Sie sehen, Friedrich II. hat das Bedürfnis sich zu rühmen, daß er den Franzosen geholfen und ihnen Elsaß und Lothringen gerettet hat. Die preußischen Bewunderer Friedrichs folgen ihrem Abgott blindlings auch auf diesem Pfade: als einmal der französische Geschichtschreiber Herzog von Broglie den großen Friedrich einen schlechten Bundesgenossen der Franzosen zu nennen gewagt hatte, wurde er in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte" (Bd. II 2. S. 1ff.) beinahe unwillig darauf hingewiesen, daß „das erneute Eingreifen Friedrichs in den österreichischen Erbfolgekrieg zu einer Zeit erfolgte, als die französische Armee, von den Österreichern auf das empfindlichste bedrängt, dem Feinde schon das Elsaß kaum mehr streitig machen konnte... Die Erhebung Friedrichs hatte Frankreich aus einer sehr gefährlichen Lage befreit; die weitere Tätigkeit Friedrichs hatte, indem sie die österreichischen Heere in Deutschland festhielt, die französischen Erfolge in Flandern erst ermöglicht." Es sind preußische Gelehrte, die solche Dinge schreiben, ohne mit der Wimper zu zucken, und die mit ernstem Gesicht erklären, die friderizianischen Sezessionskriege seien notwendig gewesen, weil die Kaiser aus dem Hause Österreich sich unfähig erwiesen hätten, die deutsche Ehre gegen das Ausland zu verteidigen."

Thomas Mann: »Ich kann nur wiederholen: Friedrich war ein Opfer. Er mußte Unrecht tun, damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle."

Manfred: »Einem solchen Opfer ist selbstverständlich alles erlaubt, und so erzählt denn der große *Federic* unbekümmert in seiner *Histoire* weiter: „*Le Maréchal de Schmettau avoit été envoyé par le Roi de Prusse auprès de Louis XV, tant pour rendre compte des mouvemens de l'armée françoise, que pour presser le Roi de remplir ses engagemens, en poursuivant juqu'en Bavière les troupes de la Reine lorsqu'elles repasseroient le Rhin. Schmettau apprit au Roi très-Chrétien que le Roi de Prusse entreroit en campagne le 17 d'Aout et qu'il emploieroit 100 000 hommes à la diversion* (*diversion* kann wahrhaft sinngemäß hier nur mit „Dolchstoß von hinten" übersetzt werden) *qu'il alloit faire en faveur de l'Alsace* (das heißt „zur Rettung des Elsaß" — für die Franzosen!). *Ce Maréchal mit tout en usage pour donner aux armées françoises plus d'activité et de vigueur*" (das heißt Friedrich „tat alles um die französische Kriegführung zu beleben und zu stärken"). Und dann beginnt Friedrich seine Schilderung seines Einfalls in Böhmen mit den folgenden Worten: „*Voici l'arrangement général qui fut pris pour entrer en Bohème, & pour forcer la Reine à rappeler ses troupes de l'Alsace* (das heißt „Folgendes sind sind die Maßnahmen Friedrichs, um Maria Theresia zum Zurückziehen ihrer Truppen aus dem Elsaß zu zwingen). *La grande armée prussienne devoit entrer sur trois colonnes en Bohême*". Und es gibt Schwindler — in Preußen nennt man sie „Historiker" — die behaupten, Österreich habe die deutsche Sache im Westen verraten und Preußen habe sie gerettet.

»Der Besuch des preußischen Geschäftsträgers Schmettau bei Ludwig XV., von dem Friedrich hier ohne Scham berichtet, ist einer der abstoßendsten Auftritte in der Geschichte der deutschen Demütigungen. Ludwig XV. hatte sich gerade in dem durch Friedrich II. den Franzosen ausgelieferten Elsaß huldigen lassen. Die Stadtältesten von Straßburg hatten unter Berufung auf die alten Rechte, die die Stadt einst im Deutschen Reiche genoß, gebeten, bei

der Huldigung nicht knien zu müssen, und waren abschlägig beschieden worden. Nachdem König Ludwig die elsässischen Huldigungen entgegengenommen hatte, unternahm er mit vier französischen Feldmarschällen die Belagerung von Freiburg im Breisgau, das ein treuer ungarischer Kommandant sechs Wochen lang gegen die gewaltige französische Übermacht verteidigte. Die Franzosen berechnen ihre Verluste bei der Belagerung auf 6000 Tote. Während dieser sechs Wochen drängte sich der Gesandte Friedrichs II. von Preußen dermaßen, teils mit Ratschlägen, teils mit Bitten um Hilfe, an den französischen König, daß dieser sich bei Friedrich II. über seine Zudringlichkeit beschwerte. Wenn es Deutsche gibt, denen die hochverräterischen Geständnisse etwa nicht genügen, die Friedrich II. in seiner *Histoire* über die preußische Auslieferung von Elsaß und Lothringen an die Franzosen gemacht hat, so werden ihre Zweifel zerstört werden, wenn einmal in einer unbewachten Stunde die „Testamente" Friedrichs II. veröffentlicht werden.* Da finden sich Stellen wie die folgende aus dem Testament von 1752: „Seit der Erwerbung Schlesiens verlangt unser *Interesse,* daß wir im Bunde mit Frankreich bleiben. Schlesien und Lothringen sind zwei Schwestern, von denen die ältere Preußen, die jüngere Frankreich geheiratet hat. Dieser Bund zwingt sie zu gleicher Politik. Preußen darf nicht ruhig zusehen, daß Frankreich Elsaß oder Lothringen verliert und die *Diversionen* (das heißt Rückenangriffe gegen den deutschen Kaiser, Dolchstöße von hinten!), die Preußen zugunsten Frankreichs unternehmen

*Diese auf Bismarcks rücksichtsvollen (und bei seinen Beziehungen zum Hohenzollernhause begreiflichen) Wunsch geheimgehaltenen „Testamente" sind nach der Flucht Kaiser Wilhelms II. tatsächlich veröffentlicht worden. Sie stellen leider eine furchtbare Demaskierung Friedrichs II. dar. Für Deutsche, die Friedrichs II. Sprache nicht lesen können, ist 1922 auch eine Übersetzung veröffentlicht worden.

kann, sind wirksam, denn sie tragen den Krieg sofort ins Herz der Erblande (das heißt des deutschen Kaisers! und sieben Jahre lang auch nach Preußen! war je ein Narr kurzsichtiger als Friedrich II.?). Aus dem gleichen Grunde kann Frankreich nicht dulden, daß Österreich Schlesien zurückgewinnt; denn das wäre eine zu große Schwächung für einen Bundesgenossen Frankreichs, der ihm für die Staatsgeschäfte im Norden und im Reich („das Reich" ist das Deutsche Reich!) nützlich ist, und dessen *Diversionen,* wie ich gerade eben schon sagte (man muß es zweimal hören, um es glauben zu können!), Elsaß und Lothringen im Falle einer großen und unvermuteten Gefahr sicher retten (das heißt für Frankreich! die Hoffnung, den Franzosen gegen das Deutsche Reich helfen zu dürfen, macht den kleinen Fritz ganz verschmitzt. Fritzchen fährt pfiffig fort:) Die Politik des Versailler Hofes bestand stets darin, sich der Vergrößerung und dem *Despotismus* der Kaiser zu widersetzen. Preußen hat die gleichen *Interessen* ... Frankreich kann uns Preußen unterstützen, indem es *Diversionen* in Flandern und am Rhein ausführt, im Laufe eines Krieges die Pforte gegen Rußland oder Österreich aufwiegelt und Truppen deutscher Fürsten in Sold nimmt, um sich Preußen zur Verfügung zu stellen. (Das ist der „Fürstenbund"!) Aus allem Gesagten geht hervor, daß dies Bündnis *natürlich* ist." So erklärte Friedrich II.

»Und *„natürlich"* ist Friedrich der größte deutsche Staatsmann, und falls je Deutschland wieder Elsaß-Lothringen verlieren sollte, dann werden seine siegreichen Feinde sehr passend das gedemütigte deutsche Volk zwingen, dem „großen König" ein Denkmal in Straßburg zu errichten oder — wenigstens bis zur Abzahlung der Kriegsentschädigung — das Bild dieses „deutschen" Königs auf den Fahnen und Briefmarken zu dulden.

»Aha, Sie glauben, ich halte Sie zum besten. Also bitte, hören Sie die staatsmännische Weisheit Ihres großen Kö-

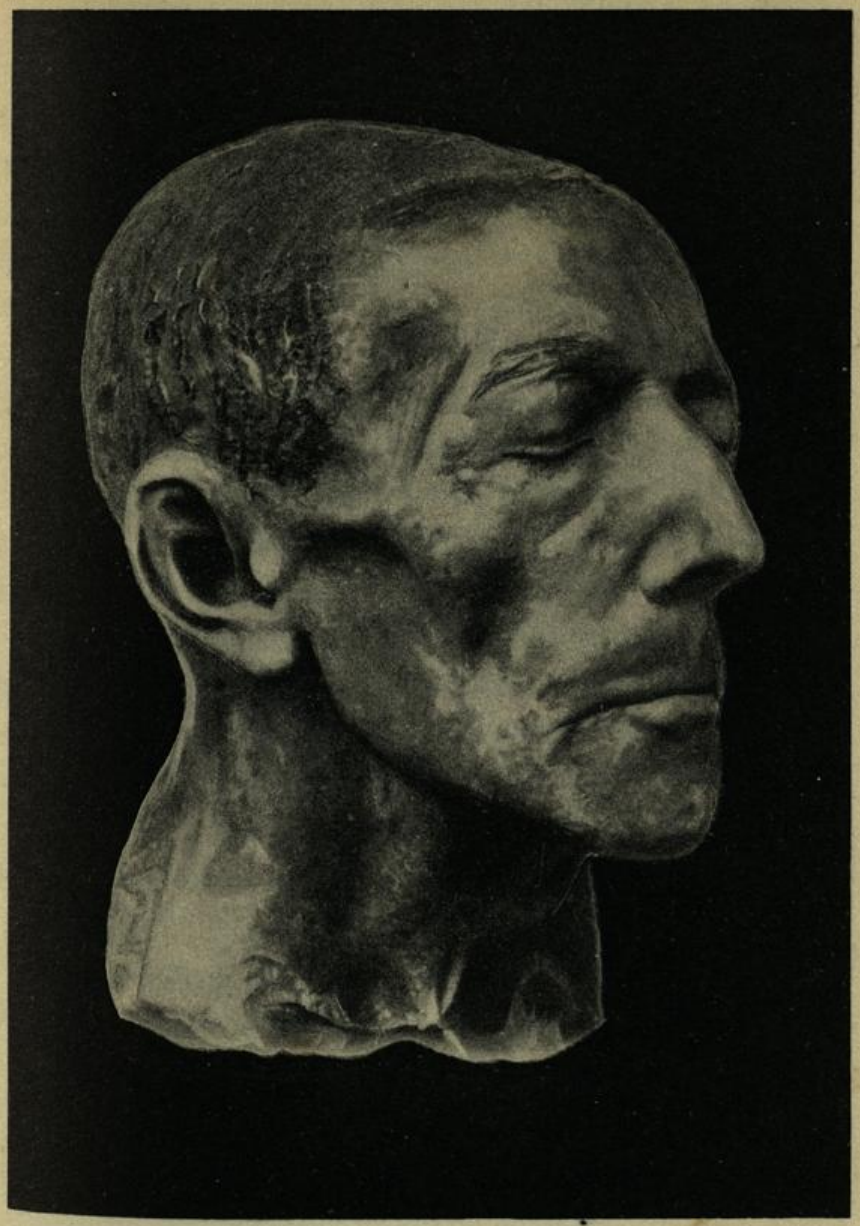
nigs auf französisch. Es ist ja auch nur eine Besudelung der deutschen Sprache, irgendeine Äußerung dieses kurzsichtigen Verräters der deutschen Sache ins Deutsche zu übersetzen.

»Dies sind die Worte Friedrichs des Großen: *„La Silésie et la Lorraine sont deux sœurs dont la Prusse a épousé l'ainée et la France la cadette. Cette alliance les oblige à suivre la même politique. La Prusse ne saurait voir d'un œil tranquille enlever à la France l'Alsace ou la Lorraine, et les diversions de la Prusse en faveur de la France sont efficaces, parce qu'elles portent à l'instant la guerre au centre des pays héréditaires La France, par une raison semblable, ne peut souffrir que l'Autriche reprenne la Silésie, parce que cela affaiblirait trop un allié de la France, qui lui est utile pour les affaires du Nord et pour celles de l'Empire et dont les diversions, comme je viens de le dire, sauvent à coup sur la Lorraine et l'Alsace, en cas d'un danger éminent et imprévu. La politique de la cour de Versailles a de tout temps été de s'opposer à l'agrandissement et au despotisme des Empereurs. Les intérêts de la Prusse sont les mêmes"*.

»Der Verfasser dieser Unverblümtheiten ist Friedrich II.; wenn es ein Deutscher wäre, müßte er wegen Hochverrats gehängt werden. Es ist ein Glück für ihn, daß Französisch in Deutschland von den wenigsten Menschen verstanden wird.«

Hegemann: »Das Testament, in dem diese Dinge stehen, ist ja geheim.« (Vgl. aber Anmerkung S. 430.)

Manfred: »Aber Friedrich der Große hat sich, wenn möglich, noch dreistere Äußerungen des Verrates an der deutschen Sache geleistet, die bereits veröffentlicht sind und die nicht geduldet werden könnten, wenn die Kenntnisse des Französischen in Deutschland nicht auf Kellner und auf die *aktiven* und *inaktiven* Mitglieder der „Verschwörung gegen die Wahrheit" beschränkt wären, an der teilzunehmen zu den Ehrenpflichten gebildeter Preußen gehört. In den veröffentlichten Werken Friedrichs II. be-



Friedrichs II. Totenmaske
nach G. B. Volz

findet sich die Flugschrift, mit der der große König zu Anfang des „Siebenjährigen" Krieges bei den Franzosen für Preußen Stimmung zu machen versuchte und die sich als *posthumer* Brief des Kardinals Richelieu gibt. Friedrich II. läßt da den Vorbereiter des Westfälischen Friedens unter anderem folgendes sagen:

»„... *le cardinal de Fleury ... m'a appris que la Franche Comté, l'Alsace et la Lorraine étaient soumises à la domination française* ... Dann warnt der Kardinal vor dem deutschen Kaiser: *si la France n'y pourvoyait, elle se trouverait avoir en tête un ennemi plus puissant que Charles-Quint, aussi ambitieux que Ferdinand II, plus actif que Charles VI qui revendiquerait sans cesse la Franche Comté, l'Alsace, la Lorraine et peut-être la Flandre*". Und dann ruft Kardinal Richelien dem König von Preußen zu: „*Il vous était réservé, Sire, de prévenir tant de maux, d'assurer le trône de nos rois et d'abattre cette hydre*". Der Kardinal unterzeichnet den Brief als „*très sincère admirateur Armand Jean du Plessis Cardinal duc de Richelieu*".

»Die „Hydra", gegen die Friedrich so nach seinem eigenen Bekenntnis von 1756 die französischen Könige mit Stolz verteidigt, das ist der deutsche Kaiser, der „mächtiger als Karl V." gewesen wäre, wenn nicht Preußen den Franzosen beigestanden hätte. Der Geist des großen Richelieu hatte wohl recht, die Franzosen zu beglückwünschen, daß ihnen Friedrich II. gegen den deutschen Kaiser half. Bereits das Bündnis, das Maria Theresia 1743 mit England schloß, sah die Rückeroberung von Elsaß, Lothringen und den drei Bistümern vor; und es läßt sich nachweisen, daß der österreichische Plan, Lothringen, das Stammland des Kaisers, zurückzuerobern, auch nach dem Ende des österreichischen Erbfolgekrieges keineswegs eingeschlafen war. Aber nach den schmerzlichen, mit dem preußischen Reichsfeinde gemachten Erfahrungen sagte der Staatskanzler Kaunitz zutreffend in seinem Vortrag am 28. August 1755:

„Frankreich können wir nimmermehr Lothringen aus den Händen bringen, wann wir nicht vorher Preußen *ecrasieret* haben." Patriotische Deutsche werden Lust empfinden, dem treffenden Worte des geistreichen Kaunitz den Lieblingsfluch Voltaires hinzuzufügen, den auch Friedrich II. oft und treu nachgebetet hat: *„Ecrasez l'infâme!"*

»Die Wiedereroberung des lothringischen Stammlandes mußte damals noch jeder für erwünscht und durchführbar halten, dem bekannt war, was Friedrich II. wußte. Dieser *Federic* hat nämlich in seinem Antimachiavel folgendermaßen den Übergang Lothringens an die französische Herrschaft geschildert: *„Lorsque les Lorrains ont été obligés de changer de domination, toute la Lorraine étoit en pleurs; ils regrettoient de perdre les rejetons de ces ducs, qui depuis tant de siècles furent en possession de ce florissant pays, et parmi lesquels on en compte de si estimables par leur bonté, qu'ils mériteroient d'être l'exemple des rois. La mémoire du Duc Léopold étoit encore si chère aux Lorrains, que quand sa veuve fut obligée de quitter Luneville, tout le peuple se jeta à genoux au devant du carrosse, & on arrêta les chevaux à plusieurs reprises; on n'entendoit que des gémissemens, & on ne voyoit que des larmes".*

»Die Familie des deutschen Kaisers hat also augenscheinlich in Lothringen ebenso „geistreich" geherrscht – ich gebrauche Goethes Ausdruck[1] – wie Maria Theresia in Ungarn. Heute wird der Familie des deutschen Kaisers in Lothringen weniger schmerzlich nachgeweint. Heute – nach anderthalb Jahrhunderten französischer Herrschaft – können Franzosen und Lothringer die deutsche Rückeroberung Lothringens ein Verbrechen nennen; damals mußte sie bei jedem Kriege mit Frankreich (wie ihn zum Beispiel Frankreich und Friedrich II. 1740 vom Zaun brachen) sich als Pflicht und selbstverständliches Ziel darbieten. Bis zum Jahre 1789 wurde Elsaß und Lothringen in der Sprache der französischen Verwaltung *„Etranger effectif"* ge-

nannt. Noch 1909 schrieb der führende französische Geschichtschreiber Lavisse: „Nach seiner Rückkehr aus Preußen (1753) wagte Voltaire nicht sich nach Frankreich zu begeben und irrte deswegen länger als ein Jahr in Elsaß und Lothringen umher."

»Am 10. Juni 1757 (also gerade in der Zeit, in der Friedrich mit Selbstmord zu drohen anfing) schrieb die Markgräfin von Bayreuth an ihren Bruder: *„En France ils craignent que vous ne vous liguiez avec l'Impératrice conjointement avec l'Empire ... et qu'en échange de la Silésie vous fassiez restituer à la cour de Vienne l'Alsace et la Franche Comté. Je suis informée qu'ils redoutent plus que jamais cet accomodement"*. (Die Franzosen rechneten wie mit einer Selbstverständlichkeit damit, daß Elsaß-Lothringen trotz Friedrichs entgegengesetzten Bemühungen wieder ans Deutsche Reich zurückfallen werde.)

»Am 21. September desselben Jahres (also gleich nach dem langen Brutus- und Cato-Briefe an die Schwester und gleich nach Friedrichs Bereitwilligkeits-Erklärung, auch die schmählichsten französischen Bedingungen anzunehmen) schrieb Friedrich an Finckenstein, *„soli et secretissime"* und *„en dernière confidence"*, schon seit Mitte Juni sei bekannt, *„que la France avait des appréhensions que je ne ferais ma paix avec l'Impératrice-Reine et me liguasse avec elle pour tomber conjointement avec l'Empire sur la France et qu'en échange de la Silésie je fis restituer à la cour de Vienne l'Alsace et la Franche-Comté. L'on m'assura qu'effectivement le comte Colloredo avait déjà l'idée de ce projet et que l'Imperatrice-Reine y aurait donné, si elle n'avait été retenue par le comte Kaunitz"*.

»Also, die kindlichen Franzosen konnten nicht begreifen, warum ein deutscher Fürst immer gegen seine Stammesgenossen Krieg führen solle, und fürchteten, Friedrich werde „zusammen mit den Österreichern über die Franzosen herfallen", Elsaß und die Franche Comté zurückerobern und dafür Schlesien behalten dürfen.«

Hegemann: »Sind das nicht doch vielleicht alles phantastische Unmöglichkeiten?«

Manfred: »Sie haben recht, deutsch-nationale Politik war eine phantastische Unmöglichkeit, solange es einen Reichsfeind vom Schlage Friedrichs II. gab. Man kann in der Tat nur lachen über die Zumutung, Friedrich solle für die Stärkung des Deutschen Reiches kämpfen; das Reich zu schwächen ist ja gerade das Hauptziel seines Lebens und die Vorbedingung seines Ruhms.«

Hegemann: »Ich erinnere mich, daß Friedrich vor dem ersten Schlesischen Kriege der Kaiserin angeboten haben soll, für sie zu kämpfen.«

Manfred: »Das ist ein Hinweis, mit dem preußische Geschichtschreiber manchmal glauben, die deutsche Ehre Friedrichs retten zu können, aber Friedrichs Ausführungen in seiner *Histoire* lassen keinen Zweifel über die Nichtigkeit dieser Ehrenrettung. Das Angebot Friedrichs erfolgte, nachdem er bereits in österreichisches Gebiet eingefallen war, und er gibt selbst zu, daß sein Angebot nicht ernst gemeint war. Er sagt: *„Quoique le Roi de Prusse fut fermement déterminé dans le parti qu'il avoit pris, il jugea qu'il étoit cependant convenable de faire des tentatives d'accommodement avec la Cour de Vienne"*. Also etwa, wie vor einem Zweikampf die beiden Gegner vom Unparteiischen der Form halber noch einmal aufgefordert werden, sich zu versöhnen. Friedrich II. fährt fort: *„Comme il étoit à supposer que ces offres seroient rejetées, dans ce cas le Comte de Gotter étoit autorisé à déclarer la guerre à la Reine de Hongrie. L'armée fut plus diligente que cette ambassade; elle entra en Silésie deux jours avant l'arrivée du Comte de Gotter à Vienne"*.«

»Stellen Sie sich vor, es gelänge heute (1913) den Franzosen, ganz unerwartet Elsaß-Lothringen zu besetzen, und sie böten Deutschland ein Waffenbündnis an unter der Bedingung, daß Elsaß-Lothringen französisch bleibt – könnte Deutschland dies Angebot annehmen? Und doch würde

dies Angebot in Anbetracht der über hundertjährigen französischen Herrschaft in Elsaß-Lothringen einen Sinn haben. Friedrichs Besetzung Schlesiens hatte keinen solchen Sinn.«

Seit einigen Augenblicken hatte sich Thomas Mann, der mit anderen Gästen geplaudert hatte, wieder zu uns gesellt. Er faßte schnell den Sinn der Erörterung und griff ein wie folgt:

Thomas Mann: »Es blieb dabei: Friedrich überzog das Kaiserhaus mit Krieg,—der Markgraf von Brandenburg, der als Erzkämmerer den Vorfahren Maria Theresias das Waschbecken zu reichen gehabt hat! Und dieser Angriff war von langer Hand her vorbereitet! Ich sehe in Friedrich einen sowohl einsamen als namentlich auch schlauen jungen Menschen[1]. Allerdings Ludwig XV. sagte: *„C'est un fou, cet homme là est fol“*.«

Manfred: »Der eigentümliche Scharfsinn Ludwigs XV. ist oft unterschätzt worden. Sein durchdringender Verstand wurde in dem neuen großen Werk über die Geschichte Frankreichs, das unter der Leitung von Lavisse erschien, überraschend ins Licht gerückt. Hier ist auch eine Stelle aus Leopold von Rankes Lebensbeschreibung Friedrichs II., die klar zeigt, wie überlegen Ludwig XV. als Politiker war, verglichen mit Friedrich II. Ranke sagt über die Lage vor dem ersten Schlesischen Bürgerkrieg folgendes:

»„Es ließ sich nicht denken, daß Frankreich den Gemahl Maria Theresias, der aus dem Hause Lothringen stammte, zur kaiserlichen Krone gelangen lassen sollte: denn dadurch würden die Ansprüche dieses Hauses wieder erneuert worden sein: ein Kaiser aus demselben, der zu wirklicher Macht gelangt wäre, würde den Franzosen den Besitz von Lothringen auf das ernstlichste streitig gemacht haben. Und ohne Zweifel hätte England, in neuen Zerwürfnissen mit den bourbonischen Mächten begriffen, in einem solchen Kampfe für Österreich Partei genommen; der Krieg der alten großen Allianz gegen Frankreich mußte sich als-

dann erneuern. Und durfte man nicht erwarten, daß auch Preußen, wie in dem letzten Feldzug, die Partei von Österreich ergreifen würde?"

»Die große hier von Ranke geschilderte Gefahr, in der sich Frankreich damals befand, vermochte der immer kühle und nie schwatzende König Ludwig XV. zu umgehen, indem er den sprudelköpfigen und meist dichtenden jungen Friedrich II. mit dem besten Teile der deutschen Heere ohne viel Aufhebens ins französische Lager lockte. Lothringen war gerettet; ein gar nicht hoch genug zu veranschlagender Gewinn für Frankreich! Es gibt allerdings viele preußische Geschichtschreiber, die im Verlust des treuen Lothringen keine Schädigung Deutschlands sehen wollen und die vielmehr glauben, der Übergang Schlesiens aus den Händen Maria Theresias in die Friedrichs II. stelle einen so großen Gewinn für Deutschland dar, daß Friedrich II., der für diesen innerdeutschen Besitzwechsel dreiundzwanzig Jahre lang kämpfte, weit eher unter die großen Politiker Deutschlands gerechnet werden dürfe als Ludwig XV. unter die Frankreichs. Auch der vortreffliche Herr von Ranke, Kgl. Professor in Berlin, folgert aus Friedrichs II. Versäumnis für, statt gegen Deutschland zu kämpfen, nichts Ungünstiges für Friedrich. Er folgert vielmehr ähnlich wie Sie, Herr Thomas Mann, daß Friedrichs Kampf gegen das Deutsche Reich unentbehrlich gewesen sei, „damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle". Ranke stellt seine berühmte Betrachtung an, die mit den Worten beginnt: „... es ist vielleicht nicht unnütz, sich einmal ... zu vergegenwärtigen, wie die Dinge im Jahre 1740 und nachher gegangen sein könnten, ohne ein Preußen und einen Friedrich II." Ranke meint, daß ohne den großen Friedrich Deutschland noch mehr Unheil erlebt hätte; aber „wissenschaftlich" läßt sich wohl nicht nachweisen, ob das Unheil der schlesischen Bürgerkriege, der Verlust Elsaß-Lothringens und die Zerstückelung des Deutschen Rei-

ches mit allen ihren geistigen und wirtschaftlichen Folgen noch hätten überboten werden können, – ich meine für einen Deutschen. Es handelt sich hier bei Ranke also weniger um eine „wissenschaftliche Erkenntnis" als um ein „Glaubensbekenntnis"; und was von Rankes Glaubensbekenntnissen zu halten ist, hat Friedrich Nietzsche einmal in ungewöhnlich überzeugender Weise klargestellt. Nietzsche sagt: „Wer hätte ein Bedürfnis nach dem Glaubensbekenntnisse eines Ranke oder Mommsen, die übrigens noch ganz andere Gelehrte und Historiker sind, als David Strauß (lies: Reinhold Koser) es war: die aber doch, sobald sie uns von ihrem Glauben und nicht von ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen unterhalten wollten, in ärgerlicher Weise ihre Schranken überschreiten würden." Nietzsche spottet: er hat anderweitig – nämlich sein Leben lang – mit erfrischender Eindeutigkeit gesagt, was von den wissenschaftlichen Erkenntnissen derer zu halten ist, deren Glaubensbekenntnis anzuhören sich nicht lohnt.

„Wenn Ranke die Leiden schildert, die Deutschland hätten treffen können, wenn es keinen großen Friedrich gehabt hätte, gemahnt er an den Tröster, der einer unglücklich verheirateten edlen Frau – ich wähle als Beispiele Goethes Schwester Cornelia oder die Frau Germania – vorhalten wollte, was für eine einsame alte Jungfer sie vielleicht geworden wäre, wenn sie nicht ihren, allerdings wenig zusagenden Gemahl gefunden hätte. Die unglückliche Frau mag sogar, wie Cornelia, zu Anfang der Ehe gesagt haben: „wen Gott lieb hat, dem geb er so einen Mann". Cornelia entdeckte bald, daß ihr vor der Liebe dieses Mannes „ekelte". Hat eine unglückliche Frau bei ihrem unzeitigen Tode – 1777, 1806 – nicht guten Grund, zu fragen, ob sie mit einem würdigeren Gemahl vielleicht glücklicher – und vielleicht ebenso alt geworden wäre wie der berühmte Bruder oder die mächtigen ausländischen Schwestern? Wenn Ranke und andere zufriedene Berliner anfangen mit dem

geschichtlichen: Wenn! zu arbeiten, warum dann nicht gleich weniger zufrieden fragen: was wäre aus Deutschland geworden, wenn statt des französisch-preußischen Reichsfeindes Friedrich II. ein großer deutscher Fürst oder wenigstens ein deutschfreundlicher Prinz Eugen erstanden wäre! Napoleon I. hat die sich hier bietenden Möglichkeiten klar umrissen, als er ausrief:

»„Wie war es möglich, daß kein deutscher Fürst das Streben des deutschen Volkes verstanden hat oder wenigstens Nutzen daraus zu ziehen wußte? Ganz gewiß, hätte mich der Himmel als deutschen Fürsten geboren werden lassen, dann hätte ich in den gewaltigen Umwälzungen unserer Zeit unfehlbar die dreißig Millionen Deutsche geeint. Und wie ich die Deutschen zu kennen glaube, fühle ich, wenn sie mich einmal gewählt und zum Kaiser ausgerufen hätten, dann würden sie mich niemals verlassen haben."

»Das sind Worte Napoleons, von dem Goethe sagte, „er habe den größten Verstand, den die Welt je gesehen", der aber übersah, daß mit einem so skrupellosen Reichsfeinde wie Friedrich II. im Lande auch der größte deutsche Kaiser zur Machtlosigkeit verdammt sein mußte.«

Hegemann: »Das Wort Napoleons, das Sie anführen, schmeckt nach St. Helena.«

Manfred: »Als Goethe jemanden gegen den gefallenen Napoleon sprechen hörte, sagte er: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruh!" Es war das, nachdem Preußens Bemühungen, den deutschen Kaiser zu stürzen, erfolgreich gewesen waren. Es war in der Tat vielleicht gar nicht nötig, daß der Deutschland rettende Fürst ein Deutscher war. Besser als ein Preuße vom Schlage Friedrichs II. war jedenfalls ein Franzose vom Schlage Prinz Eugens, der, wie Goethes Götz von Berlichingen es wollte, „wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagerte und zugleich unsers teuern Kaisers sehr ausgesetzte

Länder und die Ruhe des Reich beschürzte", während Friedrich der Große alles, was in seinen Kräften stand, getan hat, die Franzosen und Türken zu Einfällen ins Reich zu bewegen. Noch 1778 hoffte Friedrich II. auf einen französischen Einfall, und noch in seinem Testament von 1782 setzt er seine Hoffnung auf ein türkisches Bündnis gegen Österreich, und es war nicht etwa ein großartiges Zusammenfassen der Kräfte von Berlin bis Bagdad, das er wollte, nein, es war das Bündnis des Berliner Ränkeschmiedes gegen seine eignen Stammesgenossen.

»Friedrich II., der den großen Ludwig im Himmel und Voltaire als Ludwigs Propheten auf Erden verehrte, hat irriger- oder irreführenderweise den Prinzen Eugen immer wieder gerühmt und als sein Vorbild bezeichnet. Wenn er als Kronprinz heimlich am Wiener und Petersburger Hof um Geld bettelte, dann ließ ihn die Angst vor seinem prügelnden Vater auf den friderizianischen Einfall kommen, seiner Bettelei den Anstrich von Wissenschaft zu geben und jeweils statt um 1000 Taler um „eine neue Ausgabe vom Leben des Prinzen Eugen" zu bitten. „Man verlangt zwölf Exemplare von mir; die Besteller verfolgen mich bei Tag und Nacht".[1] So ungünstig für Friedrich II. auch ein Vergleich mit Prinz Eugen ausfällt, es wäre doch falsch, anzunehmen, Friedrich sei nur als Tabakschnupfer in die Fußstapfen des edlen Ritters getreten; er hat ihn nämlich noch in einer anderen Hinsicht nachgeahmt. Friedrichs II. Leben begann wie das Eugens mit Unzufriedenheit über ungeeignete Behandlung in der Heimat. Eugen, der Soldat werden wollte, wurde von Ludwig XIV. aufgefordert, er solle studieren. Eugen reiste darum aus Paris ab und soll geschworen haben, die Heimat nie wieder, es sei denn mit den Waffen in der Hand, zu betreten. Friedrich, der studieren wollte, wurde von seinem halbnärrischen Vater mit dem Rohrstock so unsanft in die soldatische Laufbahn gedrängt, daß er einen ähnlichen Schwur getan zu haben scheint wie

Eugen. Allerdings benahm sich Friedrich bei seiner Ausreise aus Preußen, ebenso wie bei seiner später versuchten Einreise in Frankreich, ungeschickt und wurde beide Male festgehalten.[1] Aber er erfüllte das Versprechen seines Schwures, und in Preußen ist wahrscheinlich nie wieder so viel gemordet und gesengt worden als in den ersten dreiundzwanzig Jahren der friderizianischen Regierung. Es ist übrigens möglich, daß Friedrich seinen *anti*preußischen Schwur ergänzte durch das Gelübde, das Land der geliebten Franzosen nie mit Waffen in der Hand zu betreten; und auch dies Gelübde hat er treu gehalten.

»Wenn man aber Lust hat, wie Ranke mit dem geschichtlichen: Wenn! zu arbeiten, kann man sich das Heil Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert auch ganz gut ohne einen Prinz Eugen oder einen deutsch gesinnten Friedrich oder Napoleon vorstellen. Hatte doch auch Deutschlands gefährlichster Nebenbuhler auf dem Festland, Frankreich, im Zeitalter Friedrichs II. keinen Ludwig XIV. oder Napoleon. Frankreich war vielmehr unter dem einsichtigen und, vielleicht deshalb, friedlustigen Ludwig XV. auf das angestrengteste mit der Beseitigung des schädlichen Despotismus beschäftigt, den Friedrich II. nachahmend bewunderte. Um sich ein mächtiges Deutschland vorzustellen, braucht man sich also nur die „großen" Preußenkönige von Friedrich Wilhelm I. bis Friedrich Wilhelm II. einschließlich, wegzudenken. Nach solcher Erlösung wäre es der großen Maria Theresia — diesem „großen Manne", wie Friedrich II. sie nannte — und ihrem Sohne Joseph II. vergönnt gewesen, ihre edle Kraft nach außen zu wenden, statt sie gegen die preußischen Aufrührer aufreiben zu müssen. Daß die Abwesenheit Friedrichs II. genügt hätte, um Deutschland mächtig zu machen, das hat Friedrich II. in seinem posthumen Brief des Kardinals Richelieu überzeugend dargetan.« (Vgl. oben S. 433.) »Ich kann mich nicht entschließen, Herrn von Ranke mehr Urteil zuzutrauen

als Friedrich dem Großen, wie wenig das auch sein mag. Ja, für die deutschen Kaiser wäre es im achtzehnten Jahrhundert leicht gewesen, über die Franzosen zu siegen; nicht aber über...«

Hier stieß der meist so höfliche Manfred etwas wie einen englischen Fluch aus, etwas, das fast wie *„potsdamnation"* klang und gleichzeitig an: potz blitz, verdammt, *nation* und Potsdam erinnerte; und dann rief er sich entschuldigend aus: »Verzeihen Sie, das kann und darf ich nicht übersetzen.«

Thomas Mann: »Wirklich, zuweilen möchte man glauben, Friedrich II. sei ein Kobold gewesen, der aller Welt Haß und Abscheu machte und alle Welt hineinlegte, ein ungeschlechtlicher, boshafter Troll, den umzubringen hundert Millionen Menschen sich vergebens ermatteten, da er entstanden und gesandt war, um große, notwendige Erdendinge in die Wege zu leiten.«

Manfred: »Die dichterische Kraft, mit der Sie manchmal in das Wesen der Dinge dringen, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Wenn man Ihre Schilderung des boshaften Koboldes hört, bekommt selbst ein Ausländer beinahe Lust, Voltaires Schlachtruf nachzubeten, wie Friedrich II. das so oft getan hat: *Ecrasez l'infâme!* Bedenken Sie, hätte Friedrich II. 1744 nicht die rechtzeitige Rückeroberung von Elsaß-Lothringen verhindert, und hätte er nicht die Widerstandskraft Deutschlands für immer geschwächt, dann wären diese alten deutschen Provinzen heute wieder 170 Jahre lang deutsch! Dann hätte die sinnlose Verfeindung Frankreichs und Deutschlands, die heute der notwendigen Einigung des europäischen Festlandes mehr als vieles andere im Wege steht, einen wichtigen Vorwand weniger! Dann wäre der völkertrennende Abgrund geschlossen, der noch in den Vogesen klafft und in den Frieden und Hoffnung der Welt zu versinken drohen!«

Einer der Anwesenden, der Manfreds ausführliche Darlegungen über den Verlust Belgiens (vgl. oben S. 190-233)

nicht gehört hatte, warf ein: »Sie sprechen von Flandern? Daß das Reich die flandrischen Provinzen verloren hat, dafür wenigstens können Sie Ihren Liebling Friedrich II. doch unmöglich auch noch verantwortlich machen wollen?« (Vgl. über den »Verlust Belgiens« S. 190—232.)

Manfred: »Wenn Sie auch da Friedrichs Mitverschulden nachgewiesen haben wollen, dann empfehle ich Ihnen, bei dem berühmten preußischen Geschichtschreiber Droysen nachzulesen, der demjenigen seiner Werke den Namen „Friedrich der Große" gab, in dem er mitteilt, daß Friedrich 1756 in seinen Vertrag mit England eine Geheimbestimmung einfügte, wodurch die österreichischen Niederlande (die als burgundischer Kreis zum Reiche gehörten) von jener Neutralität ausgeschlossen wurden, die der Vertrag dem Reiche sichern sollte. Auf besonderen Wunsch Friedrichs II. wurde der Ausdruck: „das Reich", der im englischen Vertragsentwurf stand, ersetzt durch den Ausdruck „Deutschland"; nicht etwa, weil Friedrich etwas von dem berechtigten deutschen Wunsche „Das ganze Deutschland soll es sein!" verwirklichen wollte, sondern im Gegenteil: weil er Flandern wieder den Franzosen ausliefern wollte, wie er es ihnen während seiner beiden ersten Bürgerkriege ausgeliefert hat. Diese Geheimbestimmung des Westminstervertrages muß man kennen, um das unerschütterliche Vertrauen zu verstehen, mit dem Friedrich II. seit Lobositz die Franzosen mit seinen Friedens- und Bündnisvorschlägen verfolgte. Friedrich II. glaubte, die Festigkeit der Frau von Pompadour, die diese preußischen Gesuche schließlich alle zunichte machte, verachten zu dürfen, weil er zu den Franzosen sagen konnte: Ich bin zwar der Bundesgenosse eurer größten Feinde, der Engländer, geworden, aber, versteht mich recht, ich bin doch noch euer bester Freund, und ich habe euch im geheimen bereits das östreichische Flandern, das ihr über alles begehrt, sichergestellt. Bemächtigt euch Flanderns! Das Deutsche Reich ist

ja wehrlos, denn ich kämpfe ja selbst gegen den deutschen Kaiser! Ich, Friedrich der Große, der bereits Schlesien aus dem deutschen Reichsverbande gelöst hat; der große Friedrich, in dessen Ländern es keinem Geistlichen mehr erlaubt ist, von der Kanzel die alte deutsche Fürbitte für Kaiser und Reich zu wiederholen, und dessen hohe Sendung darin besteht, auch in Zukunft, euch Franzosen gefällig, alles Denkbare zu tun, um das Deutsche Reich zu demütigen! So konnte Friedrich II. sprechen; kein Wunder also, daß dieser Friedrich sicher war, die Franzosen würden bei seinen Selbstmorddrohungen von 1757—60 erschrecken. Hat aber jemals ein Volk die selbstvernichtende *Perversität* weitergetrieben als die Deutschen, die sich diesen Hochverräter als Nationalhelden aufschwatzen ließen? Gewiß, die große deutsche Politik Maria Theresias und Josephs II. vermochte Flandern trotz Friedrich II. noch für eine Weile zu halten. Wenn aber dann Flandern während der französischen Revolution verloren ging, so bedeutet das einen Sieg der preußischen Politik im Geiste Friedrichs II., einen Sieg der Feinde des deutschen Handels, die seit dem Herrenhauser Bündnis von 1725 den preußischen Einfluß gegen die deutsche Handelskompagnie von Ostende, die letzte Erinnerung an das große habsburgische Kolonialreich, geltend gemacht haben. Was bedeuten die ungeschickten und erfolglosen Versuche Friedrichs II., eine preußische Handelsflotte zu schaffen und Emden – nachdem er es nicht verschachern konnte[1] – zu entwickeln, verglichen mit den Wunden, die seine Politik schließlich in Flandern dem deutschen Handel geschlagen hat!«

Hegemann: »War nicht ein Teil der österreichischen Niederlande fremdes Sprachgebiet, das sich schließlich doch nicht hätte halten lassen?«

Manfred: »Gewiß, das trifft ja auch auf den größeren Teil von Lothringen zu. Aber welche großartigen *Compensationsobjekte* für die unblutige Erwerbung der fehlenden Ko-

lonien hätten diese alten Teile des Reiches dargeboten für den Fall, daß sich das Reich später nur als deutschsprachiges Gebiet entwickeln sollte. Auch brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß viele tüchtige Wirtschaftspolitiker die Rückgewinnung Belgiens als unvermeidliche Vorbedingung für Deutschlands gesunde wirtschaftliche Entwicklung ansehen, und daß der besonders wichtige Hafen von Antwerpen in einem Gebiete liegt, dessen Sprache sich vom Niederdeutschen kaum unterscheidet. Aber dank der Ausschweifungen des preußischen Partikularismus sind Deutschlands Hoffnungen auf diesem Gebiete aussichtslos, gefährlich, ja verbrecherisch geworden. Immerhin, scheint mir, dürfen sich die Deutschen manchmal an das für immer verlorene Flandern mit ebensoviel, ja mit mehr Recht erinnern als die Franzosen, die ihrem großen Ludwig nicht verzeihen können, daß er ihnen nicht das wichtige Flandern zusammen mit Straßburg und mit der Freigrafschaft gesichert hat. Das große französische Geschichtswerk, das unter der Leitung Ernest Lavisses erschienen ist, erhebt diesen Vorwurf gegen Ludwig XIV. mit folgenden Worten: »„Damals hätten die spanischen Niederlande für Frankreich erobert werden können, ohne der Natur der Dinge Gewalt anzutun oder die Gefühle der Einwohner zu sehr zu verletzen. Was heute ein Verbrechen wäre, war damals noch keines... Es ist wahr, daß diese Provinzen, welche die Gewohnheit gemeinschaftlichen Lebens seit burgundischen Zeiten verbunden hatte, sich bereits als eine Einheit mit gemeinsamen Schicksal fühlten. Sie liebten ihre französischen Nachbarn ebensowenig wie die holländischen; aber der Gedanke eines belgischen Vaterlandes war damals noch nicht geboren. Die Städte von Artois und Flandern, die Frankreich im siebzehnten Jahrhundert erwarb, wurden schnell französisch und sogar patriotisch, ganz wie das Elsaß nach der Loslösung vom unorganischen Deutschland sich sehr schnell zu Frankreich bekehrte...“

LUDWIG XIV. UND FRIEDRICH II.

»Dieses französische Urteil über Ludwig XIV. kommt auch sonst zu allerlei ungünstigen Schlüssen über den großen König, den mit Friedrich dem Großen zusammen auf Plutarchs Wage zu werfen besonders verlockend ist, an dessen „Größe" aber seine Landsleute schon vor seinem Tode zu zweifeln anfingen. Das Urteil Lavisses über Ludwig XIV. schließt mit folgenden Sätzen, von denen einige, aber nicht alle, in überraschender Weise auch auf Ludwigs Nachahmer Friedrich II. zutreffen:

»„Man darf mit Recht glauben, daß Ludwig XIV. unter den ungewöhnlichen Umständen, die sich ihm darboten, sehr viel mehr geleistet hätte, wenn er nicht seine widerspruchsvolle Politik verfolgt hätte, deren Leitgedanke es war, sich durch die Demütigungen anderer Ruhm zu verschaffen; diese Politik war eine Mischung von Weisheit und Prellereien und von Hochmutsanfällen, die in einem Augenblick seine seit langem gesponnenen Ränke zunichte machten; seine Politik, die so sehr alle Welt verletzte, beleidigte oder zum Narren hielt, daß die Bündnisse gegen ihn immer umfassender wurden und schließlich ganz Europa umfaßten; diese Politik beständiger Kriege... usw. usw. Für lange Zeit hat Frankreich diesen König geliebt, ja beinahe angebetet; in seinen Worten und Taten bewunderte Frankreich seine eigene Größe und seinen Ruhm... Ludwig XIV. hat seinem Reiche den *Despotismus* gegeben; nach ihm verstand niemand mehr, mit dieser Regierungsform fertig zu werden, und man verirrte sich in den ‚*Despotismus* ohne *Despoten*'... Voltaire hat aufs neue die Augen auf die Größe Ludwigs XIV. gelenkt, dessen Fehler man vergaß. Trotz der Schärfe, mit der die spätere Geschichtschreibung ihn verurteilte, ist sein großer Ruf ihm geblieben. Dem Verstande, der das eigentlich Zerstörende der Regierung Ludwigs XIV. aufdeckt, widersetzt sich die Ein-

bildungskraft, die sich durch das glänzende Äußere bestechen läßt. Man erinnert sich gern dieses Mannes, der nicht innerlich schlecht war; er besaß Vorzüge, ja Tugenden, Schönheit, Anmut und die Gabe des richtigen Wortes im rechten Augenblick; als Frankreich glänzte, war er es, der Frankreich glänzend darstellte; als Frankreich daniederlag, weigerte er sich, die Niederlage zuzugestehen; er harrte aus in seiner großen Rolle vom glänzenden Vorspiel bis zu den finsteren Auftritten des letzten Aufzuges auf der feenhaft geschmückten Bühne seiner Schlösser und springbrunndurchrauschten Gärten"... So urteilt das Lavissesche Geschichtswerk.

» Das glänzende Bildnis, das Voltaire von Ludwig XIV. entworfen hat, hielt besonders Friedrich II. gebannt. Aber indem Friedrich diesem Vorbilde leidenschaftlich nacheiferte, hat er von Ludwigs Fehlern nur die religiöse Unduldsamkeit vermieden; und welche von Ludwigs Tugenden hätte er erreicht? Ludwig hat sein Volk geeint, er hat ihm eine große nationale Kunst und Literatur gegeben; er war den Großen seines Volkes innig verbunden als ihr Schüler, Freund und Lehrer und wurde so auch selbst der höchste Meister der französischen Sprache, „des richtigen Wortes im rechten Augenblick".«

Hegemann: »Sie lassen Ludwig XIV. als den großen Förderer der Künste und Wissenschaften gelten, wie Voltaire ihn geschildert hat; aber dem Worte Goethes, daß durch Friedrich des Großen Taten „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen" sei, wollen Sie nur geringe Bedeutung beimessen. Wie erklären Sie denn das außerordentliche Aufblühen der deutschen Literatur im friderizianischen Zeitalter?«

Manfred: »Wenn diese Frage Friedrich II. vorgelegt worden wäre, hätte er mit Recht auf die Schilderung verweisen können, die Voltaire in seinen „Annalen des Reichs" von der großen Umwandlung gemacht hat, die sich im

Deutschen Reiche unter der Regierung der Kaiser Leopold, Joseph I. und Karl VI., also gerade vor dem Regierungsantritt Friedrichs II. vollzog. Voltaire sagt, Deutschland habe sich in den letzten sechzig Jahren mehr verändert als früher in den achthundert Jahren seit Otto dem Großen. Voltaire wußte noch nicht, daß diese wunderbare Umwandlung der Sitten später einmal von dienstfertigen preußischen Geschichtschreibern als Verdienst der Kurfürsten von Brandenburg in Anspruch genommen werden würde, und Friedrich II. verlangte nicht von Voltaire, daß er es wisse. Warum sollte ein so begabtes Volk wie die Deutschen – das lernbegierig ist und höher entwickelte Nachbarn hatte –, wenn ihm endlich einmal etwas Ruhe gelassen wurde, nicht fähig sein, „sich selbst den Wert zu erschaffen", wie Schiller es für möglich hielt, als er feststellte, daß die deutsche Kunst von Friedrich „schutzlos, ungeehrt" blieb? Ich zweifle keinen Augenblick, daß die friderizianischen Kriege die große Entwicklung, die mit Gottsched, Gellert und Klopstock, ganz unabhängig von Friedrich II. einsetzte, nur verzögert haben. Auch der Frieden, in dem sich nach 1763 endlich die Künste gewaltig entwickeln konnten, ist nicht Friedrich II. zu verdanken, sondern der unerschütterlichen Festigkeit, mit der die drei Königinnen, Maria Theresia, Pompadour und Katharina, den enttäuschten Brandenburger mit seinem „es muß weiter gerauft werden" an die Kette legten. In seinem Testament von 1768 machte Friedrich II. eine sehnsüchtige Schilderung der auswärtigen Kriege, die er der deutschen Kaiserin an den Hals wünschte, damit er in einem neuen Bürgerkriege über Österreich herfallen könne: *„qu'alors maître de toutes nos forces, nous puissions entamer la maison d'Autriche."* Was ein echter Preuße ist, wird nicht zweifeln dürfen, daß bei diesem neuen Überfall der neunzehnjährige Goethe als Freiwilliger auf seiten des „Alten Fritz" gedichtet, gegen den Kaiser gekämpft und den süßen

Ehrentod gefunden haben würde, falls er es nicht etwa dann doch vorgezogen hätte, sich wie der große Romantiker des verspäteten preußischen Nationalgefühls, der Sänger des von Goethe verachteten Nationalhasses, der unselige Heinrich von Kleist, eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Welche sklavische Vorstellung müssen die Berliner Herren Professoren von dem Wesen der Künste hegen, daß sie behaupten mögen, „das Edle könne sich gestalten, wo Sklaven knien, Despoten walten"! Wenn diese Kratzfüßler doch verstehen könnten, daß selbst ihr Friedrich der Große schließlich der Herrschaft über solche Sklaven müde zu werden fürchtete!«

DAS FÜNFTE GESPRÄCH

KÖNIGE UND GEPRÜGELTE KÜNSTLER

Und schlugen ihm das Haupt mit dem Rohr, und verspeieten ihn, und fielen auf die Knie, und beteten ihn an.

St. Marcus 15, 19

Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Sie werden es nicht anders finden.

Goethe (1830)

AM NÄCHSTEN TAGE ENTSPANN SICH EIN GESPRÄCH, das mir gleichsam als der Abschluß der Äußerungen Manfreds über Friedrichs II. Stellung zur deutschen Literatur erscheint (vgl. S. 105 ff. und S. 308 ff.). Auch an diesem Gespräch nahm Herr Thomas Mann vorübergehend teil.

Hegemann: »Was Sie gestern von Voltaires Spott über die Selbstmorddrohungen Friedrichs des Großen erzählten, hat mir eine schlaflose Nacht bereitet. Wenn Voltaire zu diesem Spotte berechtigt gewesen wäre, dann würde das Bild des großen Königs darunter leiden, was ich unendlich bedauern müßte, denn die erhabene Erscheinung Friedrichs des Großen ist mir oft ein unentbehrlicher Herzenstrost.«

Manfred: »Sie scheinen die Auffassung Macaulays zu teilen, „von all den Waffen des Geistes, die je geschwungen wurden, war die fürchterlichste der Spott Voltaires. Heuchler und Tyrannen, die der Jammer und die Flüche von Millionen Untertanen ungerührt gelassen hatte, wurden bleich beim Namen Voltaires“.«

Hegemann: »Es tut mir leid, daß ich Sie gestern unterbrach, als Sie von Voltaires Antworten auf die königlichen Selbstmorddrohungen zu erzählen begannen. Heute fühle ich, ich muß Näheres über die Angelegenheit erfahren; nicht, weil Sie diese Antworten Voltaires als das Drolligste bezeichneten, was er geschrieben hat, sondern weil mir die Sache unseres großen Königs nahegeht.«

Manfred: »In der Tat, nichts könnte fesselnder sein, als zu verfolgen, wie Voltaire sich mit den unablässigen Selbstmorddrohungen seines Schülers und mit Friedrichs Drängen auf Friedensvermittlung abfand. Voltaire war ein überlegener Beobachter, der Geist, der Witz im Sinne Goethes besaß. „Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten,“ sagte Goethe 1809, „er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann... Der Witz ist das

Bild von der Idee; ja er ist die Idee selbst mit dem *Minimo* von *Realität* verkörpert". So sagte Goethe. Friedrich II. hat allerdings einmal gemeint: „Der Witz ist eine Schminke, die nur die Häßlichkeit der Züge deckt"; aber Goethe hielt den Witz gerade guter Geister würdig.

»Voltaire kannte den großen König zu genau — hatte er ihn doch selbst „den Großen" getauft — als daß er hätte ernst bleiben können beim Lesen der heroischen Jeremiaden Friedrichs II. Goethe hat besonders gerühmt, Voltaire habe in seinen Gedichten an Personen geschickt vermieden, „je die Linie der *Konvenienz* zu überschreiten". Voltaire versuchte es auch gegenüber den abenteuerlichen Zumutungen Friedrichs II. mit *„Konvenienz"*. Zuerst beruhigte er den Aufgeregten. „Majestät", schrieb Voltaire, „haben in Frankreich viele Parteigänger; ich weiß sogar ganz bestimmt, daß viele dort das Gleichgewicht erhalten wissen möchten, das Euer Majestät Siege herbeigeführt haben..." „Euer Majestät bewundern den Tod Catos und Othos, ... aber unsere Sitten und Euer Majestät Lage sind durchaus nicht danach angetan, einen freiwilligen Tod zu erfordern ... Es ist geradezu Pflicht für einen Mann wie Eure Majestät, sich am Leben zu erhalten... Ich wage noch einen Schritt weiter zu gehen; glauben Sie mir, wenn Ihre *courage* Sie derartig zum heldenhaften Äußersten triebe, es würde nicht gebilligt werden..."

»Aber Friedrich ließ nicht locker und störte, mit oder ohne Vermittlung der Schwester Wilhelmine, das Schweizer Tuskulum des spottenden Patriarchen durch immer neue Aufforderungen in Poesie und Prosa, Voltaire möge Frieden vermitteln — oder ich bring' mich um! Voltaire so bestürmt, mußte deutlicher werden. Getreu seinen alten Pflichten als poetischer Berater Friedrichs II. mahnte er: „Ihre poetische Epistel an die Königliche Hoheit Ihre Schwester wird die Menschen zu Tränen rühren, vorausgesetzt, daß Sie es unterlassen, darin von Ihren eigenen Tränen zu

sprechen ... Sie lieben den Ruhm und suchen ihn heute in einem Tode, wie ihn andere Menschen selten wählen ... es gibt gewisse Leute, die Sie verspotten werden. Ich füge hinzu, denn jetzt muß alles gesagt werden, daß kein Mensch Sie (wie den von Ihnen bewunderten Cato) als Märtyrer der Freiheit ansehen wird. Man muß sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen: Sie wissen, an wie vielen der Höfe Europas man sich darauf versteift, Ihr Betreten Sachsens als Bruch des Völkerrechtes zu betrachten ... Ich bin bald fünfundsechzig Jahre alt, und Sie wissen, ich bin sehr unglücklich gewesen, aber ich würde den Tod eines Glücklichen sterben, wenn ich wüßte, Sie bleiben auf der Erde zurück und beschäftigen sich damit, das in Taten umzusetzen, was Sie in Ihren Schriften so oft empfohlen haben."
Das war wohl zuviel verlangt.
»So ließ denn Friedrich nicht locker, auch nach der Schlacht von Roßbach, Voltaire immer wieder aufzufordern, *er* solle helfen, „daß das heroische Fieber Europas bald geheilt werde". Voltaire sah sich gezwungen, noch deutlicher zu werden, und er vermahnte weiter: „Ich erinnere mich, daß Euer Majestät oft gesagt haben, die Bewohner Schlesiens seien Dummköpfe. Wirklich, Sire, Sie sind sehr gütig, über diese Leute herrschen zu wollen ... Gewiß ist es mir peinlich, daß ich drei Zwanzigstel meines Vermögens in Steuern abführen und mich so zugrunde richten muß für die Ehre, gegen Sie Krieg zu führen; aber glauben Sie nicht, es sei Geiz, der mich den Frieden wünschen läßt; nein, durchaus nicht, sondern ich sorge für Ihr Leben ... Eure Majestät drohen, daß Sie, wenn man Sie zum Äußersten treibt, schließlich noch Unheil anrichten und ein Taugenichts werden: ja, ist denn das eine Neuigkeit?! Was seid ihr denn sonst, ihr Herren der Erde?..."«
Selten habe ich Manfred heiterer gesehen als beim Vorlesen dieser Voltaireschen Briefstellen. Thomas Mann aber billigte diese Auffassung der Haltung Voltaires nicht und

machte uns auf die recht scharfe Abfertigung aufmerksam, die Voltaire von Friedrich zuteil geworden ist: »„Lernen Sie doch endlich in Ihrem Alter, in welcher Art Sie mir zu schreiben haben! Merken Sie es sich, daß es für Schriftsteller und Schöngeister erlaubte Freiheiten und unerträgliche Unverschämtheiten gibt!“«

Manfred: »Es sieht beinahe so aus, als habe Friedrich II. mit diesen Worten den preußischen Geschichtschreibern eine Freude machen wollen. Er muß damals für einen Augenblick geglaubt haben, Voltaire lasse sich von ihm einschüchtern; aber der König besann sich schnell. Er entschuldigte sich und verglich sich mit einem verwundeten Eber, der über ein unschuldiges Lamm hergefallen sei; er überschüttete Volraire wieder mit Schmeicheleien und vor allem mit neuen Bitten, „durch ein geschicktes *Manöver* den Frieden herbeizuführen“. Friedrich II. hielt den „göttlichen“ Voltaire für allmächtig und für eigens dazu berufen, friderizianische Fehler „wieder ins gleiche zu bringen“.

»Aber ganz abgesehen von den Vorteilen, die er aus Voltaire zu ziehen hoffte, hatte denn Friedrich wirklich Grund, in diesem Zusammenhange über Voltaire zu klagen? Hatte nicht Voltaire ganz im Sinne hoher Staatsweisheit, ja ich möchte sagen Bismarckscher Staatsweisheit, und edler Ziemlichkeit — etwa im Sinne der *„Konvenienz“*, die Goethe bei Voltaire bewundert — an Friedrich II. geschrieben, für ihn gehandelt und über ihn geurteilt? Und ist die Zurechtweisung, die Friedrich wagte, Voltaire möge sich eines schicklicheren Tones befleißigen, nicht besonders deshalb drollig, weil die Bewunderung des guten Tones in den Schriften Voltaires gerade ein Lieblingsgegenstand friderizianischer Betrachtungen war? Selbst preußische Geschichtschreiber, nehmen Sie zum Beispiel W. von Sommerfeld in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“, nennen Voltaire den „Schildhalter der literarischen *bienséance*, der als Zensor der Satiren Fried-

richs II. sich mehr als einmal zu dem Ausruf gedrungen fühlte: ‚Nicht so viel *Injurien!*'" Goethe hat einmal gesagt: „Eigentlich ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte." Diese „Frechheiten» waren es gerade, die Friedrich II., vielleicht mehr als alles andere, an Voltaire bewunderte und die er ungeschickterweise mit *„Injurien"* nachahmen zu können glaubte.

»Die Zurechtweisung, die Friedrich seinem Lehrer angedeihen lassen wollte: „Merken Sie sich, daß es für Schriftsteller und Schöngeister erlaubte Freiheiten und unerträgliche Unverschämtheiten gibt!" wird in ihrer Vermessenheit besonders klar, wenn man sich erinnert, daß der Siebenjährige Krieg hätte vermieden werden können, wenn der Schriftsteller Friedrich II. von dieser seiner Weisheit Gebrauch gemacht hätte, statt durch seine *„Injurien"* die Mächtigen der Welt dem armen Preußen auf den Hals zu hetzen und statt sich an den fremden Höfen ein Vorrecht anzumaßen, das sonst nur Hofnarren beanspruchen.[1] Die Erklärung für diese eigentümliche Anmaßung Friedrichs II. ergibt sich aus der weiteren Folge seines Briefes an Voltaire. Der preußische König fährt nämlich fort: „Werden Sie doch endlich Philosoph, das heißt vernünftig." Es klingt, als ob Friedrich II. sich den Gegensatz zwischen König und Philosoph so dachte, daß ein preußischer König nicht vernünftig zu sein brauche, daß er Schwert und Narrenpritsche in einer Hand halten dürfe. Bismarck urteilte anders; manche seiner Bemerkungen über Friedrich II. könnten von Voltaire stammen. So sagte Bismarck einmal: „Wir leben zwar nicht mehr in der Zeit, wo verletzende Witze Friedrichs des Großen die Kaiserin Elisabeth und die Frau von Pompadour, also damals Frankreich, zu Gegnern Preußens machten", aber „die heutige Politik eines Deutschen Reiches, mit freier Presse, parlamentarischer Verfassung, im Drange der europäischen Schwierigkeiten, läßt sich

nicht im Stile einer durch Generäle ausgeführten Königlichen *Ordre* betreiben". Wer sich dann an Bismarcks etwas hämische Bemerkung über Friedrichs II. Versendung von Gedichten mit der Unterschrift *„Pas trop mal pour la veille d'une grande bataille"* erinnert, bekommt den Eindruck, als ob Bismarck fähig gewesen wäre, sich ein wenig darüber zu ärgern, daß Friedrich II. während gerade der Kriegsjahre, in denen er am meisten dichtete, darüber geklagt hat, er habe keine Zeit, sich um die „Mißstände, Fehler und Nachlässigkeiten" in der Zivilverwaltung zu kümmern. Glaubt man bei Bismarcks Worten über den „Stil einer durch Generale ausgeführten Königlichen *Ordre*" nicht die Schilderung zu hören, die Voltaire nach eigener Beobachtung von Friedrichs II. Stundenplan zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Kriege gemacht hat: „Alle Staatsgeschäfte wurden etwa in einer Stunde erledigt". (Der oft auf überraschend genauen Erkundigungen fußende Mirabeau sprach später von anderthalb Stunden.) „Die Staatssekretäre und Minister durften sich ihm selten nahen: es gab sogar welche, mit denen er niemals gesprochen hat. Sein Vater hatte die Staatsfinanzen so gut in Ordnung gebracht; alles erledigte sich so militärisch; der Gehorsam war so blind, daß ein Land von vierhundert Quadratmeilen wie eine Abtei regiert wurde..." Der Rest des Morgens gehörte dem Spazierritte und der Flöte. Lucchesini hat zur Genüge über die vielstündige Ausdehnung der Mahlzeiten berichtet. Ähnlich wie Lucchesini (vgl. oben S. 88 ff.) und de Catt erzählt Voltaire weiter: „Nach dem Mittagessen zog sich der König zurück und machte Verse bis fünf oder sechs Uhr. Dann kam der französische Vorleser. Das Konzert begann um sieben Uhr."

»Am 12. Mai und 17. August 1758 machte der König selbst folgende Schilderung seines Tagewerks in Friedenszeiten: „Ich stehe um 7 Uhr auf, und während ich mich anziehe, lese ich meine Briefe... Ich habe an die vierzig Briefe zum

Frühstück zu lesen, die Hälfte sagt nichts, ein Viertel sind sehr gleichgültig, die übrigen sind schlechte Nachrichten... Das dauert bis halb neun, dann... steige ich zu Pferd und reite spazieren; das dauert bis 11 Uhr. So habe ich Zeit, meine Gedanken reifen zu lassen... Von elf bis Mittag diktiere ich. Ich höre die Gesuche, die Finanzen zweimal in der Woche, die Bittschriften. Ich esse um 1 Uhr, das dauert bis halb drei, denn ich esse nicht gern viel." (Daß das Gegenteil wahr war, weiß man von Friedrichs Ärzten und von Fredersdorf, an den Friedrich wegen großer Mehrausgaben in der Küche am 6. Juli 1754 schrieb: *„Ich versichere Dier, daß unßer fras* (Fraß) *nicht Kostbahr, aber Nuhr Delicat ist!"* Daß die Mahlzeiten nebst Tischgesprächen oft viele Stunden dauerten, berichten übereinstimmend mit Lucchesini auch de Ligne und andere. (Vgl. oben S. 129.) Friedrich fährt fort: „Dann gehe ich spazieren. Oft unterhalte ich mich über die Geschäfte. Um 5 Uhr lese ich, um 7 Uhr musiciere ich. Um 9 Uhr esse ich mit sechs Freunden, und wir reden viel Klatsch. Das ist am nächsten Morgen vergessen."«

Hegemann: »Glauben Sie wirklich, daß diese ausländischen Augenzeugen vertrauenswürdig sind?«

Manfred: »Welch unfriderizianischer Zweifel! ich kenne Sie nicht wieder! Wenn Sie aber wirklich – ausnahmsweise – glauben wollen, daß Nichtdeutsche, selbst wenn sie geistreich sind wie Voltaire, weniger Vertrauen verdienen als ein mittelmäßiger Tagedieb, wenn er deutsch ist, — gut, so lesen Sie bitte Baron von Diebitschs berühmte Aufzeichnungen über die „*Specielle* Zeit- und Geschäfts-Eintheilung König Friedrich des Zweyten", die der Insel-Verlag unter dem biblischen Titel „Friedrichs des Großen Tagewerk" neu veröffentlichte. Baron von Diebitsch war nach dem Tode Fredersdorfs lange Jahre etwas wie Kammerdiener beim großen König. In seinen mühseligen Aufzeichnungen konnte ich nichts entdecken, was irgendwie

den überzeugenden Mitteilungen Voltaires, de Catts oder Lucchesinis widersprüche. Diebitsch läßt z. B. Friedrichs Tafel „allezeit um 12 Uhr beginnen“ und „oft noch später“ als 4 Uhr dauern. Was aus von Diebitschs Aufzeichnungen allerdings zum Überdruß hervorgeht, ist dies: Friedrich II. vergaß bis in sein hohes Alter nie, was ihm sein Vater mit dem Stock eingebleut hatte. Wie der strebsamste Rekrutenleutnant, aber sechsundvierzig Jahre lang hat er denselben Drill fleißig wieder durchgedrillt, gedrillt, gedrillt, der ihm, dem Widerstrebenden und Fahnenflüchtigen, auf dem väterlichen oder besser alt-dessauerlichen Exerzierplatz zwangsweise in Fleisch und Blut übergegangen war. So wiederholte er in der *Exercierzeit* (1. April bis 17. Mai) dreimal wöchentlich von acht bis zehn morgens das kleine Einmaleins des Drills, und seine Leistung fand jährlich ihren überwältigend großartigen Abschluß in den *Revuen*, über die uns von Diebitsch haarklein bis auf die einzelnen Schwenkungen, die regelmäßig ausgeführt wurden, berichtet. Da gab es dann die berühmten Paradereiten der großen Kavallerieverbände, „erst im Schritt, dann wurde im Trab, der immer stärker wurde, zuletzt im Galopp, und dann *en Carrière*, die Attacke gemacht“. Das klappte immer so schön, daß die bewundernden ausländischen Besucher gebührend staunten. Daß man Menschen und Pferde derartig zu Uhrwerken machen könne, hatten sie doch nicht für möglich gehalten. Dann kam die Infanterie dran. Hören Sie, wie Baron von Diebitsch berichtet.«

Manfred las aus den Aufzeichnungen von Diebitschs folgende, allerdings überraschenden Sätze vor:

»„Gemeiniglich ließen an diesem Tage Seine Majestät die Kavallerie nichts weiter machen, sondern begaben sich nun zu der ankommenden Infanterie, die dann ebenfalls in zwei Treffen auf eine befohlene Art aufmarschierte. Hierbei wurden alle Haupt*kommandos* durch eine Kanone *signalisiert*, die in einer Entfernung vor der Mitte der Linie hielt.

Dazu war ein königlicher *Kommandant kommandiert,* der darauf sah, daß, wenn ein anderer Adjutant des Königs den Befehl, das *Signal* zu geben, durch Vorreiten und Schwenken des Hutes bezeichnete, die Kanone gleich gelöst wurde. Der erste Schuß gab das *Signal* zum Halten, Einschwenken oder auf eine andere Art Aufmarschieren beider Linien, der zweite Schuß zum *Chargieren* der ersten Linie, mit übersprungenen Bataillonen, der dritte zur *Chargierung* mit Pelotons, der vierte gab das Signal zum Linksumkehrtmachen der zweiten Linie, der fünfte zum Feuern mit Bataillonen, der sechste mit *Pelotons,* der siebente zum Frontmachen der zweiten Linie, worauf auch gleich die Fahnen der ersten Linie vorrückten, um bei dem achten Schuß gleich anzutreten und zu *avancieren.* Auf das neunte *Signal* machte die erste Linie halt und *chargierte* abermals mit Bataillonen. Auf den zehnten Schuß machte solche linksumkehrt, ließ die Fahnen vortreten, und auf den elften Schuß trat sie zum *Retirieren* an. Sie marschierten dann, und der zwölfte Schuß gab der zweiten Linie das *Signal* zum Antreten, der dreizehnte geschah, wenn die erste Linie schon nahe an der zweiten war, und auf solchen ging die erste mit Linksum durch die zweite, welche im *Avancieren* blieb. Die erste Linie setzte sich in das bestimmte *Alignement.* Jeder Zug machte durch Linksum *Front,* und alles schwenkte dann links ein, nahm die Gewehre ab und blieb halten; der vierzehnte Schuß gab das *Signal* zum Halt, der fünfzehnte zum Bataillon *chargieren;* der sechzehnte zum *Peloton chargieren,* der siebzehnte zum Linksumkehrt, der achtzehnte zum *Retirieren,* welches bis an die stehende erste Linie *kontinuiert* wurde, dann gab der neunzehnte Schuß das *Signal* zum Durchziehen der zweiten Linie durch die erste, und sobald selbige in ihr *Alignement* kam, gab der zwanzigste Schuß das *Signal* zum Einschwenken. Die Kavallerie hatte sich einstweilen auf den rechten Flügel der beiden Linien gesetzt, und nun gab der einundzwanzigste

Schuß an die Infanterie das *Signal* zum Gliederöffnen, der zweiundzwanzigste Schuß aber an das ganze *Korps* zum Paradevorbeimarsch. Alles was bei Seiner Majestät vorbeimarschierte, durfte nicht *salutieren,* aber wie sie an die Königin kamen, *salutierten* sämtliche Offiziere. Wenn alles vorbeimarschiert, setzten sich Seine Majestät wieder zu Pferde und ritten den nächsten Weg nach dem Schloß.“«

Manfred, der beim Vorlesen verschiedentlich Anwandlungen von Heiterkeit zu überwinden Mühe hatte, wurde hier von seiner zehnjährigen Tochter unterbrochen, die seit einigen Minuten im Zimmer anwesend bei den letzten Sätzen auflauschte und halb traurig, halb mitleidig fragte: »Und was sagte die Frau Königin?«

Manfred antwortete ihr tiefernst: »Und Roß und Reiter sah sie niemals wieder.«

Als die Unterhaltung zu den militärischen *Exercitien* Friedrichs des Großen zurückkehrte, meinte Manfred: »Ich müßte nicht viel und gern Fußball gespielt haben, wenn ich mir nicht vorstellen könnte, daß derartige militärische Quadrillen einzupauken, bis sie klappen, – weiß der Teufel – keine Kleinigkeit ist. Namentlich, wenn das Ziel nicht, wie beim Fußball, durch Spielleidenschaft, sondern durch Nörgeln und Prügeln erreicht werden muß. Das kostet heldenhafte Geduld und königlichen Opfermut, und Friedrich der Große brachte dieses Opfer seit dem Erhalten seines Leutnantspatentes bis zu seinem Tode wohl jährlich an die zwanzigmal, wenn er nicht infolge allzu reichlicher Tafelfreuden oder Gicht das Bett hüten mußte.

»Wie sich dieser friderizianische Opfermut bezahlt machte, dafür gibt der preußische Generalstabsmajor Colmar von der Goltz folgendes tückische Beispiel. Nachdem er in seinem Buche „Roßbach und Jena“ (1883) nachgewiesen hat, daß das preußische Heer 1806 im ganzen nicht etwa schlechter, sondern in vieler Beziehung besser war als das Heer Friedrichs II., und daß auch die Führer (unter

ihnen Scharnhorst und Blücher) keineswegs ganz jeden guten Geistes bar waren[1], sagt v. d. Goltz: „Bei Jena trat die preußische Infanterie mit *Echelons* vom rechten oder linken Flügel, oder auch aus der Mitte an, um mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu *avancieren*, bis Musik und Paradeschritt im feindlichen Feuer ihr natürliches Ende fanden." Fast wie bei einer *Spezialrevue* des großen Königs.«

Einer der Teilnehmer am Gespräch wandte ein: »Lassen Sie sich nicht durch die großen Schau*exerzieren*, die Friedrich jährlich gab, darüber hinwegtäuschen, daß der König, unabhängig davon, jedes Jahr auch die ernsthaftesten großen Truppenübungen abhielt?«

Manfred: »Richtig! darüber berichtet v. Diebitsch auch; hören Sie, was er darüber meldet.« Manfred las vor:

»„Den 23. war allemal ein großes *Manöver*.... Se. Majestät gaben eine Generalidee zur *Disposition*, nach welcher das Königliche und das feindliche *Korps* ihre *speziellen Dispositionen formierten;* sie waren zwar jedesmal verschieden, da aber dieselbe Gegend immer zu diesem *Manöver* gebraucht wurde, überdies Se. Majestät wegen der vielen anwesenden Fremden solche nicht zu lehrreich machen wollten, so schränkte sich deren Veränderung nur auf geringen Unterschied ein. Der Feind besetzte gemeiniglich die Gegend zwischen Steglitz, Tempelhof und Britz und wurde von der Königlichen *Armee* mehrenteils von beiden Flügeln *attackiert*, oft *tourniert* und überwunden." Es ist unverzeihlich und recht bezeichnend für die revolutionäre Gesinnung Bonapartes, daß der Feind 1806 diesem verständigen Beispiel nicht folgen wollte.«[2]

Manfred fuhr fort: »Jährlich, nachdem diese großen Berliner Schlachten geschlagen waren, kamen die Reisen in die östlichen Provinzen und dort wiederholte sich, wie man bei v. Diebitsch genau nachlesen kann, in Garnison auf Garnison das Berliner Schauspiel in geringeren Ausmaßen. *Re-*

vue folgte auf *Revue*, und „*Spezialrevue*“ auf „*Spezialrevue*“. Das waren die berühmten jährlichen „*Revuereisen*“.«

Hegemann: »Auf diesen Reisen wurden viele nichtmilitärische Dinge von großer Wichtigkeit erledigt.«

Manfred: »Zweifellos. Hören Sie z. B. die aus v. Diebitschs Berichten über die Art, wie Friedrich II. die Zeit zwischen den Revuen in den Provinzen ausfüllte: „Se. Majestät unterhielten sich nun im Saal vorzüglich mit den anwesenden Polen, sprachen jedoch, wenn sie sonst nicht etwa ungnädig waren, auch mit dem General und Kommandanten, doch nur wenig, und begaben sich dann zur Tafel.“«

»Friedrich II. meinte augenscheinlich, daß es einem so vorzüglichen *causeur* wie ihm gelingen müsse, durch Zurücksetzung der Deutschen und Bevorzugung der Polen wieder gutzumachen, was er durch seine Vernichtung der sächsisch-polischen *Personal-Union* der deutschen Durchdringung Polens unwiederbringlich geschadet hatte.«

Unter Manfreds Gästen war ein Herr F. von Goetz, der auf das „Reisegespräch des Königs Friedrich II. von Preußen im Jahre 1779“* hinwies, aus dem Manfred schon früher eine bezeichnende Probe gegeben hatte (vgl. oben S. 128/9). Herr von Goetz sprach mit Bewunderung von den Leistungen des Königs, wie sie aus diesem Reisegespräch zu erkennen seien. »Kurz und bestimmt«, sagte Herr von Goetz, »sind die Anordnungen des greisen Königs. Seine Fragen treffen den Kernpunkt. Dazwischen köstlicher Humor. Die schlanke, nervige Herrscherhand hält statt des Degens den Krückstock, auf den sich der gebeugte Körper stützen muß. Aber in leuchtender Klarheit beherrscht sein Geist die Aufgabe, die er sich gestellt hat.«

---

* Unter diesem Titel hat Herr von Goetz das Gespräch neuerdings bei Georg Stilke wieder veröffentlicht. Auch Helmolt und andere haben es neuerdings wieder veröffentlicht. Deswegen mögen hier die früher weggelassenen Bemerkungen Manfreds über das Gespräch Platz finden.

Nach einigem Hin und Her über den Wert dieses „Reisegesprächs“ suchte Manfred ein Exemplar des 1784 als Handschrift gedruckten Werkes hervor und sagte: »Ich habe in diesem Gespräch bisher nur eine dichterische Leistung des preußischen „Vaterland“-Dichters Gleim sehen können. An Flauheit und Unglaubwürdigkeit schien sie mir seinen übrigen Gedichten kaum nachzustehen. Ich glaubte sie nur deshalb nicht verurteilen zu dürfen, weil der Dichter den Geldertrag der Fürsorge für Soldatenkinder bestimmte, welche vom gefeierten Könige vernachlässigt wurden.«[1]

Manfred blätterte in diesem Reisegespräch Friedrichs II. und las Proben vor wie diese: »Der reisende König fragt den Oberamtmann: „Warum baut Ihr keinen Hanf?“ Oberamtmann: „Er gerät hier nicht; in kaltem Klima gerät er besser. Auch können unsre Seiler den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler und besser kaufen.“ König: „Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsätet?“ Oberamtmann: „Weizen.“ König: „Warum baut Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?“ Oberamtmann: „Er will nicht fortkommen: der Boden ist nicht gut genug.“ König: „Das sagt Ihr nur so; Ihr hättet sollen die Probe machen!“ Oberamtmann: „Das habe ich getan; allein sie ist mir fehlgeschlagen.“ König: „Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Krapp hinbringen?“ Oberamtmann: „Weizen.“ König: „Na, so bleibt beim Weizen.“«

Manfred meinte lachend: »Auf mich wirkt dies ganze Gespräch etwa wie die berühmte Anekdote von Friedrich dem Großen und dem Bahnwärter: „Der König traf auf einer seiner aufreibenden *Revue*reisen einmal einen Mann aus dem Volke und fragte ihn leutselig: ‚Ist er ein Bahnwärter?‘, ‚Nein, Majestät,‘ antwortete der Mann, ‚die Eisenbahn ist ja noch gar nicht erfunden.‘ Diese und ähnliche Geschichten erzählt man sich von der Leutseligkeit Friedrichs des Großen.“ Wenn Sie da einen mit „leuchtender Klarheit herrschenden Geist“ erkennen, dann ver-

stehe ich auch, was Sie über Friedrichs II. „köstlichen Humor" sagen. Hier ist eine Probe.«

Dann las Manfred aus des Königs Reisegespräch folgendes vor: »Der König fragt: „Was ist das für ein Mensch, der da rechts?" Amtsrat Klausius: „Der Bauinspektor Menzelius." König: „Bin ich hier in Rom? es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?" Amtsrat: „Es ist das Königliche Maultiergestüte." König: „Wie heißt die Kolonie?" Amtsrat: „Klausiushof. Sie kann auch Klaushof heißen." König: „Sie heißt Klau-si-us-hof! Wie heißt da die andere Kolonie?" Amtsrat: „Brenkenhof." König: So heißt sie nicht!" Amtsrat: „Ja, Majestät, ich weiß es nicht anders." König: „Sie heißt Bren-ken-hofi-us-hof."«

Herr von Goetz nahm das „Reisegespräch" vom Tisch und entgegnete: »Wenn Sie eine kräftigere Probe friderizianischen Humors suchen, empfehle ich Ihnen folgendes.« Und er las vor: »Der König erzählte: „Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Bürger, der wußte die ganze *Bataille* von Fehrbellin zu beschreiben. Da fragt' ich ihn: ‚Vater, wißt Ihr denn nicht, warum sich der Große Kurfürst und Karl XI. von Schweden miteinander gestritten haben?' Da antwortete der Alte: ‚O jo, dat will ick Se wohl seggen. As unse Chorförste is jung gewest, hät he in Utrecht studiert, und da is de König von Schweden as Prinz ohk gewest. Da hebben nu de beede Herrn sick vertörnt, hebben sick in den Haaren gelegen, und dit is nu de Picke davon!'" Und der Dichter Gleim fährt fort: „Ihro Majestät haben wirklich so plattdeutsch gesprochen, sind aber bei Tafel so müde geworden, daß sie eingeschlafen sind. König Friedrich ist dann zeitig zu Bett gegangen..."«

Manfred: „Die plattdeutsche Antwort des Alten ist ausgezeichnet. So also stellte er sich das Zustandekommen eines Krieges vor und war völlig einverstanden damit. Und sind denn nicht die schlesischen Kriege Friedrichs II. nach

seinem eigenen Geständnis noch willkürlicher vom Zaun gebrochen worden!« (Vgl. oben S. 133/4 und 298 f.) »Und war nicht Bismarck ähnlicher Meinung wie der Alte von Ruppin?« (Vgl. Sechstes Gespräch.[1]) »Mir scheint, hätte Friedrich II. statt seiner berühmten *Revue*reisen gelegentlich eine Reise zur Kaiserin nach dem niebetretenen Wien gemacht, dann hätte er mehr gelernt und viele Mißverständnisse hätten vermieden, Hunderttausende am Leben erhalten und die Lebenskräfte Deutschlands viel wirksamer gesteigert werden können.«

Hegemann: »Sie dürfen nicht unterschätzen, was Friedrichs jährliche Reisen in die östlichen Provinzen für die Entwicklung dieser Gegenden und für die Zusammenfassung Preußens gewirkt haben.«

Manfred: »Friedrichs II. westliche Provinzen hatten vermocht, ihrem königlichen Zwingherrn klar zu machen, daß seine Besuche unerwünscht seien. Er hat darum den Westen in den 23 Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege nur zweimal besucht und dort auch nur noch wenig Unterstützungsgelder verteilen lassen. Ich wußte nicht, daß die westlichen Provinzen Preußens deswegen rückständiger seien als die östlichen. Im Gegenteil scheint Max Lehmanns Ansicht richtig, daß nach 1806 die Rettung aus den westlichen Provinzen kam, in denen Friedrich II. die Zerstörung des ständischen Lebens, also des Volkslebens, und sein militär- und steuerpolitisches Drangsalieren eingeschränkt oder eingestellt hatte und in denen er keine Festungen mehr baute, weil er diese nichtostelbischen Länder abstoßen wollte.«

»Womit sich übrigens der große Friedrich in Wahrheit auf seinen wichtigen *Revue*reisen beschäftigte, das hat er seinem Lehrer am 29. September 1775 selbst geschildert. Damals schrieb er an Voltaire: „Wollen Sie erfahren, womit wir uns auf der schlesischen Reise unterhalten haben? So sollen Sie denn wissen, daß Sie mir Merope und Mahomet *recitiert* haben, und wenn die Erschütterungen des Wagens

zu stark wurden, habe ich die Stücke auswendig gelernt, die mir den tiefsten Eindruck machten. So habe ich mich auf der Reise beschäftigt und oft ausgerufen: ‚Gesegnet sei das glückliche Genie, das gegenwärtig oder abwesend mir immer dieselbe Freude macht.'" Gleichviel, ob Friedrich hier flunkerte oder geglaubt werden möchte – mir scheint, das konnte nur ein blutiger *Dilettant* schreiben. Ich habe kein Königreich verwaltet; aber wahrscheinlich bin ich in meinen Geschäften besser bedient als Friedrich II., der alles allein machen wollte. Der Gedanke, daß es bei einem einmal jährlichen flüchtigen Besuche einer Provinz nicht genug dringende Denk- und Bittschriften, nicht genug drängende Berichterstatter und Kenner der örtlichen Verhältnisse geben könne, um Voltaire für acht Tage völlig in den Hintergrund zu drängen, kommt mir sehr kindlich vor.«

Hegemann: »Wollte da Friedrich nicht nur seinem Freunde Voltaire etwas Angenehmes sagen?«

Manfred: »Auch im Siebenjährigen Krieg rühmte Friedrich seinem Vorleser de Catt immer wieder: „Sehen Sie, wieviel ich gelesen habe."«

Ein anderer Teilnehmer, der greise Herr v. W.-M., wandte ein: »Während seiner *Revue*reisen mag sich Friedrich der Große vorwiegend dem militärischen Dienste gewidmet haben. Aber das waren doch nur verhältnismäßig kurze *Episoden* in seinem Leben. Sie können doch nicht bezweifeln, daß ein Mann, der täglich um vier Uhr morgens aufstand, eine Arbeitskraft allerersten Ranges gewesen sein muß.«

Manfred: »Um vier Uhr? warum nicht um drei Uhr morgens! denn auch das kam vor, wie Diebitsch vertrauenerweckend berichtet.«

Herr v. W.-M. vermahnte mit milder Nachsicht: »Na also! schämen Sie sich einmal ein bißchen, sprechen Sie mit Ehrfurcht von der nimmermüden *Energie* des großen Königs.«

Zur Entgegnung nahm Manfred wieder v. Diebitschs Aufzeichnungen in die Hand und las vor: »„Bei allen *Revuen* gingen Seine Majestät sehr früh und oft schon vor acht Uhr schlafen. Den 26. ließen sich Seine Majestät um drei Uhr wecken."

»Das bezieht sich auf die Zeit der *Revue*reisen. Ich beneide den großen König um seine großen sieben Stunden Schlaf; ich selbst schlafe meist nur sechs.«

Herr v. W.-M.: »Infolge der Erschöpfung der Reise mag der König länger geschlafen haben. Sie müssen an sein regelmäßiges Leben in Potsdam denken!«

Manfred: »Auch darüber berichtet v. Diebitsch genau: „In Potsdam brachte dann der älteste Offizier von der Wache des ersten Bataillons Garde den *Rapport*, den jedoch Seine Majestät nicht allemal selbst annahmen, denn da dieser Offizier nach dem Zapfenstreich, welcher im Winter und Sommer um neun geschlagen wurde, erst die *Ronde* gehen mußte, um zugleich von der Richtigkeit der Wachen zu *rapportieren*, so kam derselbe oft erst zurück, wenn Seine Majestät sich schon niedergelegt."

»In Potsdam also um neun zu Bett und um vier Uhr aufgestanden: sind nicht sieben Stunden Schlafs ein normales Maß für einen Helden, der täglich drei bis sechs Stunden am Mittagstisch sitzt und sich außerdem täglich an ein- bis zweistündigen Konzerten erfrischt?«

Ich versuchte abzulenken und fragte: »Widerspricht nicht gerade Friedrichs Vorliebe für die Musik der These, er sei schwatzhaft gewesen, die manchmal aufgestellt wird?« (Vgl. oben S. 130.)

Manfred: »Halten Sie es für unmöglich, daß ein schwatzhafter Mensch täglich ruhig ein bis zwei Stunden lang Musik anhört? Vergessen Sie nicht, daß Friedrich der Große gewohnt war, in diesen Konzerten die erste Flöte zu spielen und sich also auch da zu hören. Später, als er nicht mehr blasen konnte, darf man wohl annehmen, daß er beim Kon-

zerte ruhebedürftig war. Bedenken Sie, er hatte vorher seinem Vorleser zwei Stunden lang Gedichte vorgelesen, davor zwei Stunden lang gedichtet und davor drei bis sechs Stunden lang seinen Tischgenossen etwas vorgeplaudert. Schließlich erschöpft sich doch auch die Geberlaune eines ganz großen Königs.«

Herr v. W.-M.: »Sie kommen nicht darum herum, und die Akten beweisen es, daß Friedrich trotz allem eine ganz ungeheure Arbeitsleistung täglich hinter sich brachte. Sehen Sie sich nur einmal an, was er allein an Berichten, Marginalien und Geschäftsbriefen täglich geleistet hat! Lesen Sie das fünfbändige „Urkundenbuch", das 1832 der vortreffliche Preuß zu seiner unbestechlichen Geschichte des großen Königs veröffentlichte. Wer aufbauende staatsmännische Arbeit und unermüdliche Treue zu schätzen weiß, kann nichts Erhebenderes lesen als dieses Tagebuch königlicher Arbeit.«

Manfred griff erfreut in ein halboffenes Bücherpaket, das auf einem Nebentische lag, und entgegnete: »Es trifft sich, daß mir gestern mein Antiquar von diesem bedeutsamen „Urkundenbuch" ein Exemplar des ersten Bandes zusandte. Auf Ihre Empfehlung hin bin ich neugierig auf seinen Inhalt.«

Herr v. W.-M. nahm Manfred den Band aus der Hand mit den Worten: »Dieses vortreffliche Buch wird Ihre Zweifel an unserem großen König heilen.« Dann las er aus der „Vorrede" des Buches folgenden Satz vor: »„Gegenwärtige Urkunden werden, als unmittelbare Tatsachen, gewiß anschaulicher, als jede aus den Quellen erst abgeleitete Lebensgeschichte, den großen König in seiner unverdrossenen Treue als Landesvater darstellen."« Und Herr von W.-M. legte, nicht ohne gewisse Feierlichkeit, den Band in Manfreds Hände zurück.

Hierauf gab Manfred eine Probe seiner unwiderstehlichen Begabung als Vorleser und Plauderer. Er öffnete mit den

Worten: »Sie machen mich wirklich neugierig«, den Band in der Mitte und las erst flüchtig, dann mit steigender Anteilnahme den folgenden von Friedrich dem Großen gezeichneten Brief:

»„Potsdam, den 11. August 1749. Mein lieber Etatsminister von Marschall. Einer Namens Simonis bittet in der Anlage um Wiedererstattung 150 Thaler welche er Anno 1746 zur *Recrutencasse* wegen der ihm ertheilten *Assessorat*-stelle im Pommerschen Schöppenstuhle erleget hat, und weshalb er niemalen zu einer Hebung einiges *Tractements* gekommen, und befehle Ich Euch, daß Ihr Mir darüber Euren Bericht abstatten sollet. Ich bin etc.“«

Manfred machte ein fragendes Gesicht, und Herr v. W.-M. erläuterte fast triumphierend: »Sie sehen wie treu sich der große König auch um das Kleinste kümmerte.«

Manfred: »Die nächste Urkunde, Nr. 419, ist vielleicht wichtiger, sie ist französisch. Aha, der *Major de Chazot* will sich einen Landsitz bauen, und Friedrich der Große setzt ihm auseinander, daß das hierzu ins Auge gefaßte Stück Land unverkäuflich ist. – Vielleicht haben wir noch mehr Glück mit der folgenden Urkunde, Nr. 420.«

Manfred las vor: »„Seine Königliche Majestät in Preußen lassen Dero *General-Dir.* hierbei *originaliter* zufertigen, was die Einwohner der Stätte Stettin und Pyritz wegen des ihnen neuerlich verbotenen Kesselbrauens für Haus*consumtion* allerunterthänigst vorgestellet haben...“«

Manfred schien enttäuscht und schlug vor: »Nehmen wir lieber die nächste. Hier ist Urkunde Nr. 421: „Seiner Königlichen Majestät in Preußen haben auf beigehende Vorstellung des Juden Abraham Levi in Gnaden resolviret, daß derselbe für das von dem Generalmajor v. Schmettau erhandelte *Privilegium* nicht mehr als 50 Thaler Recruten Gelder, 10 Thaler Trauschein und sonsten die gewöhnlichen Canzleigebühren bezahlen soll, und wollen Allergnädigst, daß dero *General Dir.* solcherwegen das Erfor-

derliche weiter verfüge. Potsdam den 23. Aug. 1749." Wenn das etwa heißen soll, daß die landesväterliche Fürsorge des großen Königs sogar den kleinen Handelsjuden zugute kam, dann wird diese wichtige Urkunde sicher allen denen Freude machen, die etwa die Störungen im westpreußischen Handel (vgl. oben S. 183) aus Friedrichs II. willkürlicher Vertreibung von 4000 westpreußischen Juden herleiten wollten (vgl. *Oeuv. posth.* V, 159), oder die es mißbilligen, daß Friedrich II. den Philosophen Mendelsohn von der Liste der in die Akademie zu Wählenden strich. Ob die nächste Urkunde ebenso schön ist? Hier also Nr. 422: „Sr. Königl. M. in Pr. etc. ertheilen Dero *Gen Dir.* auf ihren unterthänigsten Bericht v. 23. d., wegen der von dem Feldjäger Friedrich zu fordern habenden 350 Thaler 12 Groschen für gelieferte Mauersteine, hierdurch zur allergnädigsten *resolution*..." Nehmen wir lieber Nr. 423, sie scheint von auswärtiger Politik zu handeln: „Mein lieber Obrist v. Mütschefall. Es ist ganz recht, daß Ihr nach Eurem Schreiben vom 25. dem Capitän v. Keller Eures Regiments, welcher ohne Euer Vorwissen für seinen eigenen Kopf einen Unteroffizier und zwei Mann nach dem Sächsischen *commandieret*, in *Arrest* nehmen lassen, und muß desfalls über ihn nach geschehener Untersuchung durch ein vereidetes Krieges Gericht gesprochen werden. Ich bin etc.... Potsdam, d. 28. Aug. 1749." Schnell weiter! wir finden sicher noch etwas ganz Großkönigliches. Diese Urkunden sind ja ausgewählt als besonders bezeichnend für das Wesen und Treiben des großen Königs! Hier ist die Folgende, Nr. 424.«

Manfred las den Anfang von Urkunde Nr. 424 vor: »„Sr. Königl. M. etc. ertheilen usw. wegen des Hauptmanns Grünberg, welcher gebeten auf seinem an der sächsischen Grenze belegenen Gute Lippen in der Schonzeit Hirsche schießen zu dürfen, hierdurch zur allergnädigsten *resolution:* daß dem Cap. v. Grünberg zwar erlaubt sein soll, das

Wild so auf die sächsische Gränze aus Sachsen übertritt, auch in der Schonzeit zu schießen, auf Höchstdero *Territorio* aber muß er die gesetzte Schon- und Setz-Zeit dem *Edikt* gemäß ohnverbrüchlich halten...“ Aha, ein wahrhaft königliches, weil fast salomonisches Urteil! aber doch wohl weder weidmännisch noch großdeutsch gedacht? Ob Nr. 425 ebenso königlich verschmitzt ist?«

Manfred las den Anfang von Urkunde Nr. 425: »„An den Oberforstmeister v. Glöden in Preußen. Vester lieber Getreuer. Die mir unterm ... übersandte zween Luchsbälge sowohl, als auch die vor 10 Stück verkaufte und davor bekommene 33 Thaler 8 Groschen habe ich zurecht erhalten, und ist solches ganz gut. Ich bin etc. Potsdam, den 31. August 1749.“ Es ist, als sollten wir aus den Groschen nicht herauskommen. Aber halt, in der nächsten Urkunde erscheint Friedrich als der geistliche Vater seiner Länder. Hier in Urkunde Nr. 426 erteilt der König »dem Bürgermeister und Rath des Städtchens Wilhelmsthal zur allergnädigsten *resolution:* ... daß, wann ihr Pfarrer noch nicht wieder bei ihnen ist, sie sich um einen anderen umthun mögen, der ihnen den Gottesdienst verrichte. Potsdam, d. 31. Aug. 1749.“ Friedrich der Große hat also doch Sinn für Religion gehabt! Das „Urkundenbuch“ beginnt lebendig zu werden. Die nächste Urkunde beschäftigt sich mit dem preußischen Heere; Urkunde Nr. 427 lautet folgendermaßen: „Sr. Königl. M. in Pr. etc. ertheilen dem Bürger aus der Schweiz Herrenschlund auf seine übergebene allerunterthänigste Bittschrift v. 3. dieses hierdurch zur allergnädigsten *resolution:* Wie höchstdieselben nicht abgeneigt sein, Ihn mit einer *Accise-* oder Zollbedienung bei ereignender *vacance* versehen zu lassen, wann derselbe vorhero Seinem Versprechen gemäß zwei gute und tüchtige Recruten anhero geliefert und *praesentiert* hat. Potsdam, d. 5. Sept. 1749.“ Verzeihung, das riecht nach Sklavenhandel; also schnell die nächste! Hier ist Urkunde

Nr. 428: „Mein lieber General Leutnant v. Bredow (Infanterie). Die verwitwete Hartwichen zu Quedlinburg beschwert sich, daß der Lieutenant v. Kleist Eures Regiments ihre Tochter durch verschiedene unerlaubte Mittel dahin beredet, daß sie sich mit ihm ohne ihr Vorwissen versprochen, der etc. v. Kleist solches auch allenthalben bekannt machte und die Tochter dadurch zu andere vorteilhafte Vorschläge verhinderte. Da nun dergleichen Versprechen null und nichtig ist, und ich den Lieutenants das Heirathen nicht erlauben, noch zugeben werde, daß sie sich mit Personen bürgerlichen Standes verehelichen; So sollet ihr den Lieut. v. Kleist für dieses Unternehmen bestrafen und ihm bei meiner höchsten Ungnade.." Diese königliche Anteilnahme hat dem liebekranken Leutnant v. Kleist sicher das Leben gerettet. Wenigstens starb der ausgezeichnete, deutsche, aber wohl ebendeshalb von Friedrich II. nicht gewürdigte Dichter des „Frühling" erst 10 Jahre später im Siebenjährigen Krieg, und nicht von eigener, sondern von Feindeshand.

»In einer Urkunde, in welcher Friedrich II., der soviel gedichtet und mit Selbstmord gedroht hat—in seiner eigenen Ehesache (vgl. oben S. 51) und in anderen Sachen—sich mit einem Leutnant v. Kleist beschäftigt, muß man zwischen den Zeilen lesen. Etwas Eigentümliches um diese von Kleists, sie verstehen das Dichten und das Sterben und vielleicht sogar das „ewig Leben" noch besser als der große König, dessen *„mourir en roi"* und dessen angebliches „Kerls, wollt *ihr* denn ewig leben?" heute noch bewundert wird!

»Etwas Eigenes auch um die altjüngferliche Romantik dieses „Urkundenbuchs". Die nächste Urkunde behandelt schon wieder eine Heiratsangelegenheit. Hier ist Nr. 429: „Ew. Liebden Schreiben in welchem Sie Mich abermals um meine Einwilligung zu Dero vorhabenden Heirath mit der Prinzessin v. Holstein ersuchen, ist mir wohl eingehändigt

worden. Ich kann aber Euer Liebden nicht bergen, wie Ich diese Heirath für Ihnen garnicht vorteilhaft finde...“

»Die nächste Urkunde, Nr. 430, behandelt dann wieder die wichtige Heeresangelegenheit der beiden von einem Schweizer, diesmal Herrenschwandt, zu liefernden Rekruten; der König ermahnt seinen „lieben Obristen v. Natalis, *Gouvernör* zu Neuchatel“: „Ich will nicht allein, daß Ihr dem schweizerischen Bürger Namens Herrenschwandt, dazu alle hülfliche Hand leisten, sondern auch, wann er Euch solche Recruten überliefert, sie annehmen und selbige bei sicherer Gelegenheit an die nächste Garnison zum weiteren Transport abgeben sollet.“ „Unterirdische Sklavenbeförderung“ nannte man das in Nordamerika vor dem Sklavenbefreiungskriege; aber die „unterirdische Bahn“ war dort eine menschenfreundliche Einrichtung für die Sklaven, die sich nach Kanada retten wollten. Friedrichs des Großen „Untergrund-Bahn“ dagegen war eins der menschenfeindlichen Werkzeuge eines „großen“ Sklavenhalters.

»In der folgenden Urkunde, Nr. 431, aber wirft der König die Sorge um den Schleichhandel mit Sklaven hinter sich und wird ganz der väterliche Förderer der Künste. Hier ist Urkunde 431: „Sr. Königl. M. in Pr. etc. wollen dem Gymnasio *Academico* zu Alt-Stettin auf die allerunterthänigste Vorstellung des *Concilii Professorum* sehr gerne allergnädigst erlauben und vergönnen, daß Selbige die vorfallenden *Solennen Actus* ferner mit öffentlicher *Musique* celebrieren, und sich dadurch von den andern Schulen *distinguiren* möge; Höchstdieselben hoffen aber auch...“« Manfred hatte eine Anwandlung stärkerer Heiterkeit, faßte sich und fuhr fort: »Stellen Sie sich die stürmische Freude vor, die dieser Akt königlicher Huld im Gymnasium *Academico* zu Alt-Stettin ausgelöst haben muß. – Viel ernster ist aber die lange Urkunde Nr. 432. Es handelt sich um einen Aufruhr in Ostpreußen. Der König schreibt: „Nachdem es

fast das Ansehen haben will, als wann den Unterthanen würklich zuviel geschehen wäre und man ihnen zum Aufruhr Anlaß gegeben hätte ... Dieweil aber den erwähnten Unterthanen, wann ihnen auch zuviel geschehen, nicht gebühret, dieserhalb einen Aufruhr zu erregen; So haben Sie dem General Major v. Stosch *dato* aufgegeben, daß er die Rädelsführer aufheben soll ..." Gebührt Friedrich dem Großen etwa auch ein Lorbeerkranz für die endgültige Niederkämpfung der Bauernkriege?

»Versöhnlicher wirkt das Folgende. Die nächsten drei Urkunden, Nr. 433 bis 435, zeigen den großen König wieder als Heiratsvermittler; das heißt allerdings dem Capitän v. Burka, der „inständigst" um Heirats-„*conzession*" gebeten hat, läßt der König in Urkunde No. 433 bedeuten, daß „er sich nur gänzlich diese Heiratsgedanken aus dem Sinn schlagen möchte". Dagegen erlaubt er in Nr. 434 dem Grenadier Husfeld, „daß er sich mit einer Namens Luise Rothenbergen verheiraten dürfe, wann es an Dem ist, daß sie 600 Thaler hat, und überhaupt ihr zusammengebrachtes Vermögen sich auf 1000 Thaler beläuft". Weniger glücklich als dieser Grenadier wird der „liebe Capitaine v. Albe" beschieden. Der strenge König schreibt ihm: „Da Euch mehr denn allzuwohl bekannt ist, wie ich nicht will, daß sich Meine Officiers mit Personen bürgerlichen Standes verheiraten sollen, und Ich Euch bereits einmal meine Einwilligung zu Eurer vorgehabten Heirath mit des Amtmanns Meyerhoffs Tochter abgeschlagen habe; so wundert es mich nicht wenig, daß Ihr mich desfalls abermals in Eurem Schreiben v. 11. d. habt behelligen können, und hoffe Ich, Ihr werdet Mich für das künftige damit verschonen, und Euch diese Heirathsgedanken nur ganz vergehen lassen. Ich bin etc. Potsdam, den 16. Sept. 1749." Das klingt höchst ungnädig; die Tochter des Amtmanns war vielleicht nicht weniger tüchtig als Minna von Barnhelm, aber der Brief des wirklichen Königs lautete sehr anders als der

Bühnenbrief des „wohl*affectionierten* Königs“, der als *deus ex machina* den Major v. Tellheim und seine Minna hochbeglückt.

»Und doch war dieser „wohl*affectionierte* König“ Lessings durchaus nicht nur Erfindung. Es gab einen solchen König, wenn auch nicht für einen deutschen Major und eines deutschen Amtmanns Tochter. Aber in denselben Tagen, in denen der große König das anständige Lebensglück eines treu ausharrenden Offiziers zerstörte, schrieb derselbe König sehr „wohl*affectioniert*“ an den Italiener Algarotti, der als Freund Voltaires und der Frau von Chatelet und als internationale Tagesberühmtheit andere Ansprüche auf gute Behandlung machen konnte als ein preußischer Hauptmann und Edelmann. Friedrich II. behauptete zwar, „in meinen Staaten gilt ein Leutnannt mehr als ein Kammerherr“. Friedrich aber schrieb dem Herrn Algarotti, den er zum Grafen und gar Kammerherrn gemacht hatte, in sehr viel süßlicheren Tönen als dem Hauptmann. Friedrich schrieb an seinen italienischen Kammerherrn Algarotti, der sich als bezahlter Zuhörer, ähnlich wie später Lucchesini« (vgl. oben S. 91) »bei Friedrich II. krank gelangweilt und der sich zur Erholung aus dem Staube gemacht hatte, den aber Friedrich zurücklotsen wollte: *„Je souhaite que vous ayez moins besoin de médécins que de maquereaux“*; zu deutsch: „Ich wünsche Ihnen, daß es nicht die Ärzte, sondern die Zuhälter sind, die Ihnen fehlen.“ Dazu dichtete der geistvolle Fritz *de Brandebourg* für den Italiener ein langes Gedicht über die Freuden der Liebe. Wenn dieser Brief Friedrichs II. an Algarotti nicht *„offiziell“* in den *Oeuvres* des Königs stünde, sind Sie sicher, daß seine Weisheit nicht eher wie die eines Friseurlehrlings wirken würde? Bewundern kann ich diese Weisheit höchstens auf gut Berlinisch: „zum Kotzen“. Aber der große König war nicht damit zufrieden, seinem entflohenen Gaste die Zuhälter empfohlen zu haben, sondern es drängte ihn, den Kupplerdienst selbst

zu besorgen, und so empfahl er dem Baron Algarotti denn, er solle doch ja zurückkommen und sich an die Tänzerin Denis von der Königlichen Oper machen. Hoffentlich stimmt es Sie nicht traurig, daß Algarotti zwar zurückkehrte, aber bald darauf wieder, trotz der Kupplerkünste des Königs (wie dieser am 25. III. 1755 an Wilhelmine schrieb) „sich heimlich auf und davon machte" und nie wiederkam. Ähnlich entwichen Darget, Chazot, d'Arnaud, de Masson aus der stechenden Sonne der königlichen Gunst. Und unfroh schrieb Friedrich II. Ende Februar 1754 an den entronnenen Darget: „Dieser Winter war schrecklich... ich bin einsamer als mir lieb ist. Unsere Gesellschaft ist zum Teufel gegangen. Der Narr (Voltaire) ist in der Schweiz, der Italiener (Algarotti) ist heimlich durchgebrannt, Maupertuis liegt auf dem Siechbett und d'Argens hat sich den kleinen Finger verletzt."

»Dagegen stimmt es Sie vielleicht heiter, daß nicht sehr lange, nachdem der große König dem Hauptmann von Albe und des Amtmanns Tochter das Heiraten verbot und Herrn Algarotti die Tänzerin Denis und die Zuhälter empfahl, vom englischen Gesandten nach London berichtet wurde (1773): „In Berlin gibt es weder ehrenhafte Männer noch ehrbare Frauen mehr. Bei beiden Geschlechtern herrscht völlige Verderbtheit der Sitten, ... eine notwendige Folge der königlichen Unterdrückung usw. usw."«

Herr v. W.-M.: »Sie, ein Amerikaner, werden doch nicht auf diese englische Prüderie hineinfallen.«

Manfred antwortete lachend: »Aha, Sie wollen auch bei mir den Nationalitätenwahnsinn entfachen? Mir scheint aber, der englische Gesandte wollte kaum viel anderes sagen als Ernst Moritz Arndt, der Friedrich II. vorwarf, er habe „allenthalben die zarten Keime der menschlichsten Gefühle auf das erbarmungsloseste zertreten".«

Herr v. W.-M. erklärte uns nun ausführlich, wieso Friedrichs Haltung staatsmännisch weise und weltmännisch geistvoll

genannt zu werden verdiene. Ich muß gestehen, daß er mich nicht ganz zu überzeugen vermochte.

Die Unterhaltung kehrte zum »Urkundenbuch« zurück.

Manfred ließ das Buch, aus dem er so unterhaltsam vorgelesen hatte, fallen und meinte: »Ich kann diesem Urkundenbuch keinen Geschmack abgewinnen. Der König, der diesen Krimskrams täglich unermüdlich von sich gab, erinnert zu sehr an die übergeschäftigen königlichen George von England-Hannover. In Preußen versteift man sich darauf, diesen Typ innenpolitisch großartig zu finden? In England hat ihn kein Mensch, vor allem kein Edelmann, übertrieben ernst genommen, und die amerikanischen Farmer haben ihm kurzerhand aufgekündigt. Die großen englischen Staatsmänner haben ihre eifrigen George je nach Bedarf für große oder kleine Zwecke aus dem Marionetten-Kasten geholt oder in die Versenkung getaucht, ähnlich wie etwa Bismarck seinen alten Kaiser nach Bedarf „beim *Porte-épée* faßte". Ich kann nicht glauben, daß England und Amerika ihre gegenwärtige Stellung in der Welt errungen hätten, wenn man dort die Fähigkeit besessen hätte, sich durch die wichtigtuerische Geschäftigkeit eines Friedrich II. einschüchtern oder begeistern zu lassen.«

Herr v. W.-M., dessen verschiedene Bemerkungen zu Manfreds Vorlesung aus dem „Urkundenbuch" vorhin nicht mitgeteilt wurden, wandte hier folgendes ein: »Sie gehen in ihrer amerikanisch „großzügigen" Art etwas zu leichtfertig über die tausend alltäglichen Schwierigkeiten des kleinen Preußenlandes hinweg. Friedrichs des Großen unermüdliche treue Kleinarbeit war in diesen kleinen Verhältnissen unerläßlich und darum höchst wichtig.«

Manfred: »Mir erscheint auch sehr wichtig, was uns eben die „Urkunden" über Friedrichs des Großen „Kleinarbeit" berichteten, aber wichtig vor allem deshalb, weil es mir einen neuen Begriff davon gab, welchen Dingen der König

die knappen ein oder zwei Morgenstunden widmete, welche er täglich dem Regieren opferte.«

Herr v. W.-M.: »Sie verstehen doch richtig, daß Friedrich die von Ihnen vorgelesenen Urkunden nicht selbst ausgearbeitet, sondern nur die Anweisungen dafür gegeben hat? So blieb ihm noch viel Zeit für wichtigere Dinge.«

Manfred: »Aus dem verhältnismäßig guten Deutsch der Urkunden hatte ich bereits entnommen, daß der Wortlaut nicht von dem gebildetsten Preußenkönige, der Deutsch nach seinem eigenen Geständnis nur „wie ein Kutscher" sprach, sondern von einem ungebildeten, aber deutschen Schreibsklaven stammen muß. So blieb dem König während seiner knappen Regierungsstunden in der Tat Zeit für „Wichtigeres". Er schrieb oder entwarf unzählige Denkschriften über Dinge, von denen er nichts verstehen konnte, weil er die Gelegenheit sie kennen zu lernen mit dem *Deklamieren* Voltaires verbrachte. Er schrieb auch die berüchtigten „Testamente", die Bismarck „dauernd sekretieren" möchte. (Vgl. oben S. 394.) Und er schrieb oder entwarf im einzelnen die Briefe an seine Gesandten im Ausland (die er „Briefträger" nannte) und schweißte so mit seinen genialen *„intrigues"* das europäische Festland zum Bunde gegen Preußen zusammen *(„trompeur et demi"!)*. Als er es merkte, war er selbst am meisten erstaunt darüber, was er, ein wahrer Zauberkünstler, in der folgerichtigen Regelmäßigkeit seiner knappen Morgenstunden alles zu leisten vermocht hatte. »In einer Minute liest seine Majestät wenigstens zehn Briefe und antwortet gleich hinterher, ohne sie zum zweitenmal zu lesen«, schrieb de Catt am 11. Oktober 1758 in sein „Tagebuch".

»Aber auch dieser großen europäischen Politik, an der er sich berauschte, maß der König, wenigstens wenn der Zeitaufwand als Maßstab gelten darf, nicht annähernd so viel Bedeutung bei wie seiner königlichen Förderung der Künste und Wissenschaften, das heißt also seiner Schriftstel-

lerei, seiner Musik (er hat über hundert Musikwerke *komponiert*; einige sind sehr niedlich) und seinem Briefwechsel mit Franzosen, an deren wissenschaftlichem oder künstlerischem Weltruhm er teilzunehmen drängte. Der Schlüssel zu dem Verständnis des größten Preußenkönigs scheint mir in der noch nicht genug gewürdigten Tatsache zu liegen, daß Friedrich II. sich ernst nahm: als Geschichtschreiber, als Dichter und als Musiker. Und wenn Vielschreiberei Ehrfurcht verdient, dann verdient Friedrich wirklich „der Große" genannt zu werden. Professor G. B. Volz hat ja nachgewiesen, daß die meisten der Geschichtswerke, die Friedrich II. in Nachahmung Cäsars verfaßte, vom König mehrere Male umgearbeitet und eigenhändig übertragen worden sind. (Allerdings schrieb Cäsar in seiner Muttersprache und verzichtete auf die schon „gebildete Sprache", damals das Griechische. Friedrich war zu diesem großartigen Verzicht unfähig.) Noch fleißiger als an seinen Geschichtswerken arbeitete Friedrich II. an seinen Dichtungen. Friedrich II. hat oft mit neckischer Bescheidenheit über seinen dichterischen Ehrgeiz gespottet. Das hinderte ihn aber nicht daran, seine Gedichte zweimal, dreimal, fünfmal, nein, achtmal und vielleicht öfter umzuarbeiten. „Ich will, daß mein Gedicht in Sicherheit vor den Kunstrichtern der Gegenwart und der Zukunft sei", mit diesen Worten begründete Friedrich II. seine immer neuen Umarbeitungen de Catt gegenüber. Während seine Soldaten unter seinen Augen plünderten und sengten, dichtete Friedrich unermüdlich und gab seinem Vorleser immer neue Proben kindlicher Selbstbewunderung: „Finden Sie nicht, daß meine Verse etwas von der Leichtflüssigkeit Racinescher Verse haben?" *„Delectat sua opera cum ardore inextinguibili."* „Glauben Sie, daß man meinen ‚Salomo' mit dem Voltaires gleichstellen kann?" (Vgl. de Catt-Koser, S. 289, 410, 411, 415, 423 und viele andere Stellen.)

»Es ist wahrscheinlich nur, weil nicht alle verworfenen

Fassungen der Gedichte auf die Rückseite von aufbewahrten Staatsakten geschrieben sind, daß man nicht von jedem einzelnen friderizianischen Gedichte nachweisen kann, daß es ebenso in acht verschiedene Fassungen umgemodelt worden ist, wie es sich von einem der friderizianischen Lobgedichte auf Ludwig XIV. nachweisen läßt*.«

Herr v. W.-M.: »Ich glaube, da übertreiben Sie. Das glorreiche Gedicht des Königs vor der Schlacht von Roßbach, sein unerbittliches

penser, vivre et mourir en roi

das hat er sicher nicht achtmal umarbeiten müssen! das war der geniale Wurf eines schöpferischen Geistes in großer Stunde!«

Manfred: »Da könnten Sie wohl recht haben. Bei diesem Gedicht glaubte Friedrich vielleicht nicht achtmal ummodeln zu müssen, weil ihm da der große Racine die schöpferische Vorarbeit geleistet hatte. In Racines „Athalie", welche der große Friedrich mit Recht höher stellte als die Taten des Siebenjährigen Krieges, schließt der königstreue Oberpriester seinen Aufruf für den jungen König bekanntlich mit der vielzitierten Aufforderung:

---

* Im Hohenzollernjahrbuch 1916 hat Professor G. B. Volz—wahrscheinlich zur Ertüchtigung der damals im Felde stehenden Truppen—die unermüdliche Beharrlichkeit Friedrichs des Großen durch Veröffentlichung der acht Fassungen des von Friedrich verfaßten Lobgedichtes auf Ludwig XIV. öffentlich dargetan. Dazu schrieb Volz begeistert: »Hier ist der schaffende Künstler am Werke!« In der letzten der acht Fassungen finden sich die Worte, die auf den allseits gemiedenen Friedrich II. am wenigsten zutreffen:

Louis à sa couronne ajouta ce fleuron,
Il eut tout à la fois Térence, Cicéron,
Sophocle, Euclide, Horace, Anacréon, Salluste.
Et l'on revit les jours d'Alexandre et d'Auguste.

De vivre, de combattre, et de mourir pour lui.

»Und den König selbst vermahnt dieser tüchtige Priester mit den Worten:

Et périssez du moins en roi, s'il faut périr.

»Friedrich II. hat bekanntlich diese Mahnung weder vor Maxen, als er seine demütigen Friedensangebote machte, noch nach Maxen, als er sich ins Privatleben zurückziehen wollte« (vgl. oben S. 369) »allzu ernst genommen; er hat aber, unter Anlehnung an Stimmung und Tonfall Racines, vielleicht wirklich seine freie Umdichtung ohne zahlreiche Umarbeitungen geleistet. Sein Bruder Henri behauptete allerdings, diese Gedichte „am Vorabende einer großen Schlacht" seien in Wirklichkeit vom betriebsamen König längst vorher ausgearbeitet worden (vgl. oben S. 343 und Schlußwort), und Bismarcks Spott über diese Gedichte läßt vermuten, daß er sie auch nicht zu den unveräußerlichen Beweisstücken friderizianischer Größe rechnete.

»Ich bin immer wieder erstaunt über die innere Verwandtschaft zwischen Menschen, die sachlich zu denken vermögen, wie Goethe, Voltaire oder Bismarck. Goethes größter Sieg ist die Überwindung seiner weniger fruchtbaren Leidenschaft für die bildenden Künste, um desto unumschränkter Herrscher des Wortes zu sein. Friedrich II. frönte von frühester Jugend bis ans Grab, im Kriege noch mehr als im Frieden, seiner unfruchtbaren Leidenschaft, Schriftsteller und Musiker sein zu wollen, und hat ihr so unmäßig viel Zeit geopfert, daß er mir den Anspruch, ein großer unumschränkter Herrscher genannt zu werden, verscherzt zu haben scheint. Ihm fehlte die Kraft, sachlich zu denken; er war ein Schwärmer und verdiente deshalb den Spott großer Realisten wie Voltaire und Bismarck.

»Bismarck hatte weder während noch nach seinen Kriegen

Zeit für tägliche Konzerte, Dichtungen und unfruchtbare Schmähungen mächtiger Nachbarn, und mir dünkt, er beurteilte Friedrichs II. Leistungen auf diesen Gebieten ähnlich, wie Voltaire es tat. Auch scheint mir das Maß von *„Konvenienz"* im Goetheschen Sinne, das Voltaires Briefe an Friedrich II. beobachten, erstaunlich groß, denn schließlich: Voltaire war doch nicht etwa königlicher preußischer Minister, sondern nur ein geflohener oder — wenn Sie wollen, ein schmählich weggejagter Kammerherr. Immerhin möchte auch ich glauben, daß Voltaire, wenn er auch Friedrichs II. Meister des guten Tones war und selbst von Goethe wegen seines Hoftones bewundert wurde, doch nicht so gut wußte, was sich ziemt, wie Goethe selbst.«

Das klang widerspruchsvoll genug. Auf meine Bitte erklärte Manfred seine Ansicht, und zwar folgendermaßen:

»Der „ausgezeichnete Ton" und „feine Takt" die Friedrich II., und die *„Konvenienz"* und der „Hofton", die Goethe um die Wette an Voltaire rühmen, waren brauchbar und gut, aber nur für den Verkehr mit Emporkömmlingen oder kleinen Fürsten, nicht mit Königen im höchsten Sinne des Wortes. Es gab einen besseren Ton als den Voltaires, und Goethe wußte es. Die *„Konvenienz"* Voltaires war gut genug für Fürsten wie »Katharina und Friedrich die Großen,... Heinrich von Preußen" und andere, die Goethe nennt. Sie alle, wie Goethe es ausdrückt, „bekannten sich als Vasallen Voltaires"; und die „Frechheiten" Voltaires, die Goethe nicht gelten lassen will, wurden von ihnen bewundert. Für sie alle bedeutete guter Ton eben der Ton Voltaires; was sollten sie sonst viel von gutem Ton wissen? Nehmen Sie zum Beispiel Friedrich und Heinrich von Preußen; die Eindrücke ihres Elternhauses mögen ihnen eine Vorstellung vom Wesen eines Tollhauses, aber unmöglich vom guten Ton gegeben haben. Lavisse, der unveröffentlichte Akten des französischen Hofes prüfen konnte, versichert

zwar, daß man Friedrich schon als vierzehnjährigen Kronprinzen „in Versailles fast wie ein Kind des Hauses betrachtete“, aber die Verschwörungen des Knaben gegen den eigenen Vater zeigen, daß er von den aus Versailles, durch Vermittlung des französischen Gesandten, für ihn abfallenden Brocken erst recht verwirrt wurde. Wenn Friedrich als Zwölfjähriger einen Aufsatz verfaßte: *„Manière de vivre d'un prince de grande maison“* und als Fünfzehnjähriger sich mit *„Frédéric le* Pfilosophe“ unterzeichnete*, dann mögen diese Übungen nicht kindlicher sein als die französischen Briefe, die Goethe als Kind schrieb. Aber Goethe wuchs und schuf sich einen eigenen guten Ton. Der Unterschied zwischen Goethes und Friedrichs II. Entwicklung offenbart sich in auffälliger Weise in der Art, wie beide Männer kurz vor ihrem Tode über den „Götz von Berlichingen“ gesprochen haben. Goethe konnte sich dem französischen Schweizer Soret gegenüber rühmen, daß er nie nach dem Urteil der Franzosen geschielt habe, und daß trotzdem manches in der neuen französischen Literatur *„dans le fond n'est que le reflet de ce qui est devenu la litterature allemande depuis cinquante ans. Ainsi, le genre des comédies historiques tout-à-fait nouvelles chez les Français se trouve déposé dans mon Goetz depuis un demi-siècle“*. Im Gegensatz zu Goethe hat Friedrich II. immer nach dem französischen Urteil geschielt; er überwand nie ganz den Geisteszustand, in dem er einst als Knabe seine *„Manière de vivre“* schrieb und, nachdem er sein Leben lang französische Aufsätze verfaßt hatte, die von Voltaire angeregt und die von Voltaire oder anderen Franzosen verbessert werden mußten, wollte es das Mißgeschick, daß die literarische Laufbahn des Königs mit seinem unhöflichen Angriff gerade auf den „Goetz“ schließen sollte, dessen von Goethe gerühmter Erfolg in Frankreich von keiner der französischen Dichtungen des Königs erreicht worden ist.

* Als Erwachsener kürzte er bekanntlich seinen Namen zu *Federic.*

»Über Shakespeares Stücke und über Goethes „Götz" schrieb der Weise von Sanssouci in seiner *dissertation:* „Wie kann eine so niedrige Mischung von Gemeinheit und Hoheit, von Narrenpossen und Trauerspiel rühren und gefallen! Man muß Shakespeare diese sonderbaren Ausschweifungen vergeben, denn die Zeit der Geburt(!) der Künste ist nicht ihre Blütezeit. — Aber da kömmt mir nun noch so ein Götz von Berlichingen auf die Bühne, eine schändliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht in die Fäuste und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung solcher ekelhaften Plattheiten." So schrieb Friedrich II. und glaubte sich irrigerweise (vgl. oben S. 110) durch seinen Lehrer Voltaire gedeckt.

»Gewiß wurden auch um 1780 viele „ekelhafte Plattheiten" geschrieben und sicher nicht nur von Friedrich II. selbst. Aber es gehört ein geradezu friderizianisches Geschick dazu, um unter zahllosen „Plattheiten" gerade Goethes Götz als die ärgste nennen zu können, ein gewöhnlicher Ochse im Porzellanladen hätte das nicht gekonnt. Dasselbe überragende Geschick bewies Friedrich bei seiner Beurteilung des deutschen Kirchenliedes. Es gab zur Zeit Friedrichs noch „dümmere" Kirchenlieder als heute, es gab grauenhaftes Zeug über uns „Sündenlümmel" usw. Aber Friedrichs literarischer Feingeschmack suchte sich bei seiner polternden Verurteilung gerade Paul Gerhardts edelstes Kunstwerk aus und würdigte dessen unvergänglichen Wert am achtzigsten Jahrestage der Erhebung Preußens zum Königreiche mit folgenden eigenhändig geschriebenen Worten: „Es stehet einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr." Begeistert über die so gewährte „Freiheit" schrieb Preuß (III, 227/9): „Die hier mitgeteilten königlichen Bescheide atmen das schönste Gefühl von Freisinnigkeit auf dem Thron"; während der weniger begeisterte, aber heute

mehr begeisternde Lessing nur tiefe Verachtung für diese friderizianische „Freiheit" empfand.« (Vgl. unten S. 528 und oben S. 233–34, 314, 119.)

»Daß der Ton Voltaires dem großen Friedrich so gut gefiel, erklärt sich vor allem daraus, daß er keinen besseren kannte und daß sein eigener viel schlechter war. Ihm mußte der Sinn für menschliche und königliche Würde fehlen, weil ihm der Begriff der guten Gesellschaft nicht geläufig sein konnte, und — worauf es hier besonders ankommt — weil ihm die Vorstellung eines würdigen Verhältnisses zwischen dem unbeschränkten König und seiner Umgebung fehlen mußte: von seinem Vater, der seine Untertanen auf der Straße überfiel und mit dem Krückstock durchprügelte — „nicht fürchten, lieben, lieben sollt ihr mich" — war ihm diese Vorstellung nicht vermittelt worden. Welches Verhältnis könnte dagegen schwieriger und — ja, zarter sein als das zwischen gebildeten Menschen und dem lebenden Sinnbild der unumschränkten Gewalt?

»Aus den Äußerungen Goethes ließe sich ein unschätzbares Buch zusammenstellen, das den Titel führen könnte: „Über den Umgang mit den Fürsten der Erde; geschrieben vom Großfürsten des Geistes". Folgende beiden Aussprüche Goethes scheinen mir seine und Voltaires Auffassung klar in Gegensatz zu bringen. Goethe sprach von Voltaires „kleinen Gedichten an Personen" und sagte: „sie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigsten Sachen, die er geschrieben. Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmut wäre". „Und man sieht darin", sagte Eckermann, „seine Verhältnisse zu allen Großen und Mächtigen der Erde und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire selber spielt, indem er sich den Höchsten gleich zu empfinden scheint und man ihm nie anmerkt, daß irgendeine Majestät seinen freien Geist nur einen Augenblick hat *genieren* können." „Ja", sagte Goethe, „vornehm war er. Und bei all seiner Freiheit

und Verwegenheit hat er sich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches fast noch mehr sagen will. Ich kann wohl die Kaiserin von Österreich als eine Autorität in solchen Dingen anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaires Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sei, daß er je die Linie der *Konvenienz* überschritten habe". (Armer Goethe? er liebte Ludovica? und sie wehrte im voraus seine leidenschaftlichen Gedichte ab?)«

Manfred fuhr fast verlegen fort: »Goethes Worte widersprechen meiner Auffassung keineswegs. Hören Sie weiter. Ein andermal sagte Goethe zu Eckermann: „Wer wie ich sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen *Konvenienz* halte." Diesen Gegensatz zwischen Voltaires „sich den Höchsten gleich zu empfinden" und Goethes „sich nicht durchaus menschlich gehen lassen" hat Goethe noch einmal zusammengefaßt in die Worte: „Wenn er (ein preußischer Dichter Hiller) vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelstundenlang getrost in die schönen Augen sieht, so soll er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Wert, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnt, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüberstellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt; in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte." Das mag übertrieben klingen; und doch, wie treffend, wie edel und menschlich erscheint es, wenn man nicht vergißt, daß es sich auf dem Festlande damals um unumschränkte Könige handelte, die noch im-

mer da waren, obgleich Fichte längst treffend erkannt hatte, daß „ihre erste Pflicht wäre, in dieser Form nicht da zu sein“!

»Sehr tief hat übrigens Goethe den „unvergleichbaren Wert“ des Monarchen selbst dann empfunden, wenn dieser Monarch nicht etwa Napoleon oder Kaiserin Ludovica, sondern Bayerns (und Lolas) König war; „es sei nichts Kleines, sagte er, einen so großen Eindruck, wie die Erscheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koste Mühe, dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu schwindeln“. Voltaire hatte keine derartigen Schwindelanfälle; teils weil er mehr im „Strom der Welt“ geschwommen, teils weil er weniger Sinn für das Heilige hatte als Goethe; teils weil er die Rute in der Hand hielt, mit der „unbeschränkte“ Könige in Schranken zu weisen waren. Voltaire hatte zwar die Welt zur Verehrung des großen Ludwig zurückgerufen; aber der Kampf seines Lebens war so sehr gegen die Auswüchse aller weltlichen und kirchlichen Zwangsherrschaft gerichtet, daß er in den Herren der Erde vor allem „Taugenichtse“ sah. Voltaire hatte also eigentlich wenig Lust, „sich dem Höchsten gleich zu empfinden“, und seine Fähigkeit, sie als „Taugenichtse“ zu behandeln, mußte ihn im Stiche lassen, sobald er wirklich mit einem „Höchsten“, mit einem Könige zu tun hatte, also nicht mit Leuten, die wie Friedrich II. geistig von ihm abhängig waren, oder die, wie Katharina von Rußland, obendrein in ihm einen mächtigen Beichtvater sahen, dessen Vergebung wirklicher oder angeblicher Sünden von Wert für die Sicherheit eines nicht einwandfrei erworbenen Thrones galt. Verglichen mit den „Vasallen Voltaires“ war Ludwig XV., den Voltaire „meinen König“ nannte, ein auf eigenem Throne sitzender „Höchster“, dessen Erziehung und dessen Macht unabhängig war von Voltaire. Mehr als das, Ludwig XV. saß auf dem Throne des großen Ludwig.

LUDWIGS XV. ÜBERLEGENHEIT ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN

»Nichts könnte fesselnder sein als ein Vergleich zwischen Friedrich II., der mit Voltaires Hilfe den Gipfel des königlichen Ruhmes zu erklimmen vermochte, und Ludwig XV., der vom Gipfel königlichen Glanzes und geistiger Machtvollkommenheit hinabsteigen mußte und, zum Teil wenigstens, deshalb hinabsteigen mußte, weil er nicht vermochte, mit den geistigen Führern seines Volkes, also vor allem mit Voltaire, den Bund zu schließen, ohne den großes nationales Königtum nicht denkbar ist. Auf Ludwig XV. lag der Glanz der heiligen Majestät des Sonnenkönigs; sein Volk vergötterte ihn lange Zeit als den „Vielgeliebten", und sein Hof war noch die abgöttisch verehrte Quelle großer Überlieferungen und des lebenden „guten Tons", aus der ganz Europa schöpfen wollte. Aus dieser Quelle durften nur die vom Könige und vom Glück Ausgezeichneten schöpfen; aber das Labsal aus dieser Quelle wurde den durstenden Massen der weniger Beglückten von allerlei Berufenen und Unberufenen weitergereicht: daß Voltaire, der Prophet Ludwigs XIV., verstanden hatte, sich als einen der Berufensten hinzustellen, war eines der Geheimnisse seines Erfolges bei den Vasallen. Aber Friedrich II. irrte, als er in seiner *„Eloge de Voltaire"* aufzeichnete, was ihm der Meister erzählt hatte: *„le brillant d'une grande cour n'offusqua pas ses yeux au point de lui faire préférer la splendedeur Versailles à la retraite de Cirey"*. Im Gegenteil war Voltaire Weltmann, Franzose und *Patriot* genug, sich geradezu leidenschaftlich in den Dienst seines Königs zu sehnen, so daß er Frau von Chatelets Landsitz nur wählte, als er sich in Versailles ungeschickt bewiesen hatte. Im Gegenteil sehnte er sich keineswegs nach dem Hofe Friedrichs II., dessen „Größe" und dessen stürmische Einladungen ihn erst dann anzogen, als ihn der Tod der Frau von

Chatelet heimatlos gemacht, also zehn Jahre, nachdem der König in Preußen beschlossen hatte, „seine Hauptstadt zum Tempel der großen Männer zu machen“. Friedrich sagte selbst, daß der Berliner Aufenthalt für Voltaire nur eine äußerste Verlegenheitsmaßnahme – *„pis aller“* – darstellte.

»Daß es Voltaire trotz ernsten Bemühens nicht gelungen war, in Versailles festen Fuß zu fassen, ist bei seiner vielgerühmten Gewandtheit um so erstaunlicher, als er in Versailles die einflußreichsten Freunde hatte; nicht nur der Weltmann Richelieu und der große politische Erneuerungspläne wälzende Minister Argenson und viele andere waren dem Dichterphilosophen in Wesen und Absichten eng verwandt, sondern auch Frau von Pompadour tat alles Erdenkliche, um ihren Freund – Voltaire gehörte damals noch zu der Schar von Künstlern, welche sie feierten – dem Könige annehmbar zu machen. Über Voltaires Mißerfolg ist viel geschrieben worden, aber es scheint kein Zweifel möglich, daß Ludwig XV. den Abgott Friedrichs II. unausstehlich fand.«

Von den mancherlei Einwänden, die im Laufe des Gespräches gegen Manfreds Ausführungen erhoben wurden, möge nur der Hinweis erwähnt werden, den an dieser Stelle Thomas Mann machte.

Thomas Mann: »Wenn ich mich recht entsinne, sagt Goethe da, wo er von den „Vasallen Voltaires“ spricht: „Daß Joseph II. sich von Voltaire abhielt, gereichte diesem Fürsten kaum zum Ruhme; denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er, bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen, etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre“.«

Manfred: »Hierüber ließe sich mancherlei sagen. Um so mehr als Friedrich II. am 16. September 1770 seine Bewunderung für Joseph II., den er damals kennen gelernt hatte, ausgedrückt und besonders erwähnt hat, daß Joseph „Vol-

taires Werke zu lesen und zu schätzen verstand"; um so mehr auch, als Josephs verhängnisvollster Fehler vielleicht seine Bewunderung für Voltaireschen Geist in friderizianischer Ausprägung war; um so mehr schließlich, als Maria Theresia (24. IX. 1766) noch ihren bereits fünfundzwanzigjährigen Sohn „eine *Kokette* des Geistes" nannte.«

Thomas Mann: »Aber gesetzt, Goethe irre nicht, wenn er dem „Geiste" das Wort redet, sollte seine Bemerkung nicht erst recht auf Ludwig XV. zutreffen?«

Manfred: »Der Vergleich zwischen Ludwig und Joseph ist sicher auch insofern zutreffend, als auch der Sohn Maria Theresias, einer deutschen Kaiserin im erhabenen Sinne des Wortes, keiner von denen war, die sich Macht und Würde anzumaßen brauchten wie Friedrich II. und die anderen „Vasallen Voltaires". Wenn Joseph, der mit dem Burgtheater den Deutschen ihre vorzüglichste Bühne gab, und der auf Reisen das Wertherkostüm trug, etwas mehr von dem Geiste besessen hätte, den Goethe trotzdem an ihm vermißt, dann hätte diesem Kaiser eine herrliche Schar deutscher Geisteshelden zur Verfügung gestanden.

»Diese Großen, die Friedrich II. von sich gestoßen hatte, um — wie Klopstock spottet — „Ausländertöne nachzustammeln", hoffren mit Herder: Kaiser Joseph II. werde ihnen „ein deutsches Vaterland und ein Gesetz und eine schöne Sprache und redliche Religion" geben. Eine deutsche Nation im edlen Sinne des Wortes hätte sich damals noch schaffen und bilden lassen. Mit Klopstock und Herder – auch Lessing und später Goethe wären gerne nach Wien gekommen – und den anderen Vorkämpfern selbständigen deutschen Geisteslebens hätte also Joseph II. ganz gut ohne den „Geist" in Voltairescher Prägung auskommen können. Wenn es dagegen Ludwig XV. zum Verhängnis wurde, daß er ohne Voltaire auszukommen versuchte, hat die Schuld nicht am Könige allein gelegen, sondern zum großen Teil auch an Voltaire und daran, daß Ton und Takt

Voltaires, die in Sanssouci entzückten, doch für Versailles nicht gut genug waren. Gewiß, ein Bewunderer Voltairescher Geistigkeit – als der ich übrigens auch gerne gelten möchte, wenn ich auch Friedrichs II. Versuch, sie zur alleinherrschenden und in Deutschland herrschenden Geistigkeit zu machen, für einen Beweis einsichtsloser, oder, wenn Sie wollen, bemitleidenswürdiger, zukunftsfremder Geistesarmut halte – ein Bewunderer Voltairescher Geistigkeit mag sagen, es sei geistige Armut gewesen, die Ludwigs XV. Behagen störte, wenn Frau von Pompadour die Besten aus ihrem geistreichen Kreise auch immer wieder in die Nähe des Königs brachte, ihre Freunde, Voltaire, Crébillon, Montesquieu, Marmontel – sie beschütze auch Rousseau und andere, ganz zu schweigen von dem Heere geistvoller Maler, Bildhauer und Baumeister, das sie um sich scharte und mit zartem Verständnis behandelte, während Friedrich II. seine Schriftsteller *„brouillierte“* und seine Baumeister unter die Erde oder ins Gefängnis brachte.[1] Aber es war doch nicht nur geistige Armut, was Ludwigs XV. Behagen störte; ich glaube, es war – so lächerlich es auch klingen mag – in gewissem Sinne auch geistige Überlegenheit; ja, ich gehe noch weiter auf der Bahn verwegenen Widerspruchs: es war, in einem gewissen Sinne, sittliche Überlegenheit.«

»Ludwigs XV.?« – »Jawohl!« – »Über wen?«

»Nun, wenn Sie wollen, über Voltaire und besonders über Friedrich den Großen!«

Nachdem Manfreds Einfall, Ludwig XV. könne sittlich höhergestanden haben als Voltaire und Friedrich II., gebührend belacht worden war, verteidigte sich Manfred mit viel Laune etwa wie folgt: »Der Begriff königlicher „Größe“, nachdem man ihn einmal mit Friedrich II. zu verbinden gelernt hat, ist nicht derart, daß ich Ludwig XV. damit belästigen möchte. Ludwig XV. ist nicht wie Friedrich II. aus seiner ersten Schlacht in heilloser Aufregung

geflohen, sondern seine königliche Festigkeit hat die ins Wanken gekommene Entscheidungsschlacht von Fontenoy zum Stehen gebracht. Ludwig XV. hat sich nicht seines Verhaltens in dieser Schlacht gerühmt, wie Friedrich II. sich dem französischen Gesandten gegenüber seiner Leistungen in der Schlacht von Mollwitz zu rühmen die Albernheit hatte. Ludwig XV. war nicht der Pedant, der glaubte, weil er eine Schlacht gewonnen habe, müsse er Blutvergießen zum Lebensberuf machen. Ludwig XV. hat nie urteilslos über Dinge geschwatzt, von denen er nichts verstand, wie das eine Lieblingsbeschäftigung Friedrichs II. gewesen ist. Ludwig XV. hat keine Freude daran empfunden, über Dinge zu spotten, die anderen heilig sind, wie das für Friedrich II. bis ins hohe Alter ein Bedürfnis auch dann blieb, nachdem er von Männern wie Zieten dessenthalben verwiesen worden war. Ludwig XV. gefiel sich nicht in der dreisten Sicherheit, mit der Friedrich II. den Menschen und Dingen gerecht werden zu können glaubte; Ludwig XV. wurde vielmehr wie der große Ludwig, und wie auch Goethe, bis in das reife Mannesalter oft von der fast knabenhaften Scheu beherrscht, welche manchmal Männern eigen ist, deren Blick die Oberfläche der scheinbar einfachen Dinge durchdringt; von der Scheu, die einem Einsichtigen besonders dann sich aufdrängen muß, wenn ihn das Schicksal, sei es durch Geburt oder Begabung, in die allerhöchste Verantwortung oder gar in die abenteuerliche Anmaßung unumschränkter Herrschaft gedrängt hat. Ludwig XV. erscheint nicht in dem Sinne, in dem Friedrich II. es war, als ein zügelloser, ja roher Mensch. Ludwig XV. war nicht so blindlings und zweifelarm der kindischen Bewunderung Ludwigs XIV. und seines *Despotismus* verfallen wie Friedrich II. Ludwig XV., dessen scharfen Verstand neuere Geschichtschreiber entdeckt haben, sah die furchtbaren Schwierigkeiten, die dieser *Despotismus* in einem Lande hochentwickelter Geistigkeit heraufbeschworen hatte. Während Friedrich II. ur-

teilslos diese Gefahren ins Land der gern geprügelten Preußen verpflanzte, machte Ludwig XV. zwar sein Leben lang sehr beachtenswerte Anstrengungen, den zugrunde gerichteten oder in falsche Bahnen gedrängten französischen Parlamentarismus neu zu beleben, besaß aber auch gleichzeitig genug Einsicht, zu verstehen, daß sich einem Totgeschlagenen kaum mehr wieder Leben einblasen läßt, und genug Geist, sich über das Hoffnungslose und Anmaßende der Stellung, in die er geboren wurde, von Grund auf zu langweilen. Nachdem jetzt die alten Geheimarchive geöffnet sind, weiß man, daß Ludwig XV. einen erstaunlichen politischen Nachrichtendienst unterhielt und manchmal die durch sein Vertrauen gewürdigten Minister auch da gewähren ließ, wo sie ihm widersprachen, und wo man heute feststellen kann, daß der König besser unterrichtet war als seine Minister; Ludwig XV. verstand zu schweigen und zu zweifeln, was Friedrich II. nicht gelernt hat. Ludwig XV., dessen Leben sich dem aufmerksamen Forscher als ein langer Kampf gegen die Jesuiten und als ein Kampf für die Belebung und gegen die Übergriffe der Parlamente darstellt, ist durch Jesuiten und Revolution als Popanz aufgeputzt worden, dessen falsche Lächerlichkeit höchstens von der Legende überboten wird, die Friedrich II. heiligsprechen möchte. Ludwig XV. war, nebenbei, der schönste Mann und der vollendetste Edelmann Frankreichs; es ist kein unhöfliches Wort von ihm berichtet; er ist von vielen Frauen geliebt worden; unter ihnen waren viele, die Königinnen genannt zu werden verdienen. Ludwig XV. war nicht impotent. Die rechtmäßige Königin von Frankreich, die sieben Jahre älter war als Ludwig XV., hat ihm zehn Kinder geboren. Als er auch danach noch Jugendkraft bewahrte, als die fünf Gräfinnen Nesle gestorben und als sich seine Beziehungen zu Frau von Pompadour zu einer so edlen Freundschaft verklärt hatten, daß sie Frau von Stein beglückt hätte, und als er den Pflichten

der Könige und Philosophen gegen „*amor feminarum plerumque officiosus*“ (wie Goethe es nannte) Gerechtigkeit widerfahren ließ, wurde mit einem seiner Lustschlösser ein Wöchnerinnenheim verbunden. Kurz, dieser Ludwig XV., wenn er auch noch über die Weisheit und Tatkraft Bismarcks verfügt hätte, würde alle Tugenden Kaiser Wilhelms I. besessen haben, und er scheint mir deswegen zu stichhaltigem Anspruch auf königliche Größe, glücklicherweise jedoch nicht friderizianischer Art, berechtigt. Wenn er noch nicht „groß“ gesprochen wurde, so ist er eben ein Opfer, ein Opfer des *Despotismus,* den er nicht geschaffen hat, aber für dessen gefährliche Anmaßungen und hoffnungslose Selbstvernichtung an diesem unschuldigen Opfer Rache genommen wird! Ich brauche wohl nicht besonders zu erwähnen, daß Friedrich II. selbst den toten Ludwig XV. „gut“ und „*honnête*“ genannt und geschrieben hat, daß „Ludwigs XV. Beiname, der Vielgeliebte, mehr wert ist als der Beiname der Heilige und der Große, welche nur die Schmeichelei und selten die Wahrheit den Königen verleiht.“ Ebenso treffend sagte Friedrich II. (*Oeuv. posth.* V, 119 und IX, 221), daß Ludwig XV. „nur einen Fehler hatte, nämlich König zu sein“, wohl ganz im Geiste Fichtes.« (Vgl. oben S. 9.)

Manfred blickte uns fragend und freundlich lächelnd an. Thomas Mann schien nachdenklich; schließlich überbot er Manfreds Heiterkeit mit folgender Schalkheit: »Ich möchte einen meiner Aussprüche über Friedrich II. frei abwandelnd auf Ludwig XV. anwenden und fragen: „Konnte nun dieser Ludwig XV. die Frauen so gut leiden, weil er ein so guter Mann war, oder war er ein so guter Mann, weil er die Frauen so gut leiden konnte? Das ist nicht zu entwickeln. Die Geheimnisse des Geschlechtes sind tief und werden nie völlig erhellt werden.“« (Vgl. oben S. 254.)

Manfred: »Gut, lassen wir diese Geheimnisse. Ich freue

mich, daß Sie meine Ehrenrettung Ludwigs XV. gelten lassen, und ich möchte zur Erklärung des Zerrbildes, das man auch in Deutschland von diesem großen Könige verbreitet und neben das bengalisch beleuchtete Idealbild Friedrichs II. gestellt hat, auf die eigentümliche Unfähigkeit der deutschen Geschichtschreiber und auf das von Hans Delbrück treffend als schwindelhaft Erkannte der sogenannten *„historischen Methode"* hinweisen. Sehr richtig sagte der scharfblickende Hans Delbrück: „Wer kann behaupten, daß von der wirklichen Natur politischer und diplomatischer, kirchlicher, höfischer, wirtschaftlicher, militärischer, *administrativer, commercieller* Vorgänge die große Mehrzahl der heute in der *Historie* arbeitenden Gelehrten eine für zuverlässige Sachkritik ausreichende Kenntnis habe?" Auf diese Frage Delbrücks antwortete mir einmal ein scherzlustiger Anthropologe, der Berlin als „Austausch-Professor" kennen gelernt hatte, folgendermaßen: „Niemand kann das behaupten, der erfahren hat, daß preußische Gelehrte auch im zwanzigsten Jahrhundert von der Verfeinerung der Sitten so wenig wissen, daß sie aus patriotischer Leidenschaft gar nicht selten noch die stundenlangen Abfütterungen nachahmen, – sie nennen es „Gesellschaften geben" – mit denen Friedrich der Große sich den Magen zu verderben pflegte, und die ich sonst nur noch bei gewissen entarteten Stämmen der äthiopischen Rasse gefunden habe." So sprach mein Freund, der Anthropologe. – Aber Scherz beiseite. Erinnern Sie sich, bitte, an den Nachweis der sozialpolitischen Denkunfähigkeit von Treitschkes, den Gustav Schmoller in seinem „Offenen Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke" so unwiderleglich erbracht hat;* bedenken Sie, daß dieser

* Ausführlicheres über den denkwürdigen Streit der beiden Berliner Gelehrten findet sich in dem 1911 erschienenen Buche: Der Städtebau nach den Ergebnissen der Städtebau-Ausstellung usw. von W. Hegemann; S. 71 ff.

von Treitschke, mit seiner von Schmoller gegeißelten sozialpolitischen Weisheit einer Kaffeeschwester, es ist, der jahrzehntelang unter dem Beifallschmunzeln halbgebildeter Berliner Gelehrter der deutschen Jugend die geistige Überlegenheit Friedrichs II. versicherte und dazu behauptete: „Noch mehr als in Friedrichs Tagen gilt heute das Wort, daß die Freiheit des Menschengeschlechts hinter unseren Fahnen ihre Zuflucht findet.“«

Hegemann: »In Ihrem verklärten Bilde vom großen Ludwig XV. sagen Sie kein Wort von der verbrecherischen Verschwendung, mit der dieser französische König so unvorteilhaft von der spartanischen Sparsamkeit des großen Preußenkönigs abstechen soll.«

Manfred: »Man würde Ludwig XV. nicht gerecht, wenn man seine sogenannte Verschwendung mit der sogenannten Sparsamkeit Friedrichs II. vergleichen wollte. Ludwigs Aufwendungen waren Kulturausgaben im höchsten Sinne des Wortes und von höchster internationaler Bedeutung; Friedrichs Aufwand dagegen – ja, was soll man sagen, ohne sich zu beschmutzen? Hören Sie den großen Friedrich selbst. Er hat es (Lucchesini gegenüber) eine *„fanfaronnade“*, zu deutsch also: eine Prahlerei, Protzerei, genannt, daß er, sofort nach Schluß des Siebenjährigen Krieges, sein „Neues Palais“ baute, das heißt also: aus seinem – durch wessen Schuld? – verwüsteten Lande ungezählte Millionen herauspreßte, um einen riesigen Palast zu errichten, den er niemals mit geistreicher Prachtentfaltung im Stile des bewunderten Sonnenkönigs füllen konnte, einen Palast also, dessen kein Mensch bedurfte – außer dem Berliner Schloß waren bereits das gerade aufs kostspieligste umgebaute Potsdamer Stadtschloß und das seit 1747 vollendete Sanssouci vorhanden. Nach Mangers Baugeschichte von Potsdam finden sich für das Neue Palais ohne Inneneinrichtung Baurechnungen im Betrage von 2880443 Talern. Nach einer von Preuß (II, 387) wiedergegebenen Schät-

zung betrugen die Gesamtkosten „11 Millionen Thaler und ebensoviel zu möblieren“. Wenn man nach heutigem Geldwert und in Mark rechnet, wird man von 50 – 100 Millionen sprechen müssen. Der Exerzierplatz hinter dem „Neuen Palais“ mit den „*Communs*“ ist sehr hübsch, eine der schönsten und kostspieligsten Operndekorationen, die je in festen Baustoffen ausgeführt wurden. Aber das Schloß selbst ist außen und innen mit Geschmacklosigkeiten so überladen, daß sein etwaiges Verschwinden kaum ein großes Unheil zu nennen, ja zu Ehren Friedrichs II. beinahe zu wünschen wäre. Die „zu groß geratenen stark grimassierenden Engelsköpfe“ (wie Professor Pniower sie nennt), mit denen das oberste Geschoß überladen ist, hat sich Goethe ebenso wie den „übergroben Kastellan“ (den auch Manger 1787 erwähnt) in sein nur etwa zweihundert Worte umfassendes Berliner Tagebuch notiert.

»Die Erbauung dieses ungeheuren Palastes aus den Mitteln des aufs äußerste erschöpften Landes erscheint heute wie ein Verbrechen, namentlich wenn man bedenkt, wie es in Preußen am Notwendigsten fehlte. Der König hat sich wiederholt beklagt, kein Geld zu haben für Invalidenversorgung oder für Findelhäuser. Um Invaliden zu versorgen stellte er Leute, die weder lesen noch schreiben konnten, als Volksschullehrer an. Preuß (II, 376) berichtet sogar, daß „invalide Wachtmeister, Feldwebel und Unteroffiziere, ohne viel Rücksicht auf Fähigkeit, als Bürgermeister, Kämmerer, Ratsherren und dergleichen in die Magisträte eingeschoben wurden“. Das nennt Schmoller: „großartige geistige Kulturpflege“ (vgl. oben S. 104).

»Die furchtbaren Folgen der eigentümlichen friderizianischen Sparsamkeit zeigen sich aus zwei Angaben, die Friedrich II. Lucchesini gegenüber gemacht hat. Am 31. März 1781 berichtet Lucchesini von der königlichen Mittagstafel: „Der König hat in Preußen (Ostpreußen) 200 Lehrer angestellt, die ihn jährlich 22 000 Thaler und das Brenn-

holz kosten«. Und gelegentlich der fünfeinhalbstündigen Mittagstafel vom 4. Oktober 1780 klagte der König: „über die große Masse von Kindesmorden. Preußen (Ostpreußen) allein mit seiner Bevölkerung von 850000 Seelen liefert deren fast fünfzig jährlich". Danach kämen auf jeden Lehrer mit 110 Talern Jahresgehalt über 4000 Seelen und wieviel Kindesmorde? Aber Friedrich dem Großen scheint die *„fanfaronnade"* des „Neuen Palais" Freude gemacht zu haben; es muß ihm gefallen haben, daß fremde Besucher, wie zum Beispiel 1772 der Gast des Lords Marishal Keith, der gerade aus Spanien angekommene Harris, das „Neue Palais" für großartiger als die berüchtigten Bauten des Escorial erklärte. In Wahrheit mißt die Schauseite des Escorial, mit Palast, Kloster und Kirche, im ganzen 206 Meter; diese gewaltige Leistung durfte sich Philipp II., der mit den Schätzen der Neuen Welt baute, vielleicht erlauben. Aber die Schauseite des „Neuen Palais" Friedrichs II. ist 213 Meter lang; und sein Erbauer schöpfte aus der Armut des tödlich getroffenen Preußen und erntete dafür den Ruf spartanischer Sparsamkeit.«

Hegemann: »An Friedrichs Millionenausgaben für seinen großen neuen Palast nehme ich keinen Anstoß, weil ich weiß, daß er gleichzeitig in großartiger Weise für sein verwüstetes Land gesorgt hat.«

Manfred: »Wissen Sie das? Wissen Sie, wie dieses Land nach dem Siebenjährigen Kriege aussah? Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen aus Friedrichs eigener Schilderung vorlese (*Oeuv. posth.* V, 130): „Man muß sich vorstellen, daß ganze Landschaften verwüstet waren, wo man kaum noch die Spuren der alten Wohnungen entdeckte, Städte, in denen kein Stein mehr auf dem andern lag, andere zur Hälfte vom Feuer verzehrt, 13000 Häuser, von denen keine Spuren übrigblieben, die Äcker ohne Saat, die Bewohner ohne Brotgetreide, ein Verlust von 60000 Pferden bei den Landwirten und gegen 1757 eine Verminderung der Bevölke-

rung um 500 000 Seelen, was viel ist bei einer Bevölkerung von 4 500 000 Seelen usw. usw.“

»In diesem verwüsteten Lande setzte die „großartige Kulturpflege“ des großen Königs ein. Hier eine Probe, die uns Preuß (III, 3 und 442) mitteilt. Der Finanzrat Roden, ein heißer Verehrer Friedrichs II., erzählt uns in seiner Autobiographie, wie der große König am 6. Juni 1763 morgens 11 Uhr in Wesel ankam und erklärte: „Hört, durch den Krieg sind viele Häuser *ruiniert;* Ich will haben, daß sie wieder in den Stand gesetzet werden, wozu ich denenjenigen, die sich nicht selbst helfen können, besonders Soest, Hamm, Lünen und Wesel zum Theil, als welche Örter am mehresten gelitten, die Gelder geben will. Ihr sollt mir von denen Städten eine *exacte* Liste davon machen... In Zeit von 6 Tagen müsset ihr fertig sein.“ Finanzrat Roden ließ durch *Estafetten* Nachrichten aus den beschädigten Städten einfordern und überreichte nach sechs Tagen einen Bericht. Roden erzählt weiter: „S. K. M. *examinierten* alles genau. Sie bezeugten mir die Zufriedenheit, *resolvierten* zum Wiederaufbau 25000 Thaler zu geben.“ Das war für vier Städte. Also 6000 Thaler für jede der Städte, die „am mehresten gelitten.“ Und Roden wurde unverzüglich zum „Geheimen“ Finanzrat ernannt. Sind Sie ganz sicher, daß die eine oder andere Million vom „Neuen Palais“ nicht volkswirtschaftlich wirkungsvoller hätte verwandt werden können?«

Hegemann: »Sie sagten vorhin selbst, Friedrich habe in den westlichen Provinzen wenig Unterstützungsgeld gezahlt, weil er sie abstoßen wollte. Sie müssen die östlichen Provinzen betrachten.«

Manfred: »Betrachten Sie meinetwegen ganz Preußen. Nur mit staunender Ehrfurcht konnte 1788 Oberkonsistorialrat Büsching[1] die Berechnungen nennen, welche damals von Friedrichs Mitarbeiter und Verherrlicher Grafen Herzberg veröffentlicht wurden. Danach hätte Friedrich II. in der Zeit von 1763—1786 „den durch den Siebenjährigen Krieg

geschädigten Provinzen" und allen „andern Provinzen" zusammen 24,39 Millionen Taler, im ganzen also wenig mehr als eine Million im Jahr gegeben: für das gesamte Königreich, aus dem er gleichzeitig viele Millionen für seinen neuen Escorial preßte. Sparsamkeit? Oder blöde Verschwendung?

»Oder soll man annehmen, daß die Errichtung des „Neuen Palais" irgendwie größere Bedeutung für die Entwicklung der Kunst in Europa oder in der preußischen *nation* hatte, als zum Beispiel die Leidenschaft Friedrichs II. für „eine allzu reiche Besetzung mit Brillanten", dank welcher er 300 „mit großen Steinen übersäte Tabacksdosen" und ähnliche „mit Brillanten besetzte Sachen" im Werte von 1750000 Talern hinterließ. Der Fürst von Ligne, der sich bemühte, über Friedrich Höfliches zu sagen (vgl. oben S. 125 ff.), der aber die großen Höfe kannte, verfällt ins Spotten, wenn er erzählt, „wie der König manchmal den König spielte und wie er sich sehr großartig vorkam, wenn er einen Stock und eine Dose mit häßlichen Diamanten in die Hand nahm". Ein häufiges, echt friderizianisches Schauspiel berichtet der wahrheitseifernde, friedrichbegeisterte Nicolai: „Wenn der König nach Berlin zum Karneval reisete, wo er nach dem Siebenjährigen Kriege... den größten Teil seiner Zeit in seinen Zimmern zubrachte, nahm Er eine ziemliche Anzahl dieser Dosen in zwey Kasten mit, welche gewöhnlich ein arabisches Kamel oder Dromedar nach Berlin trug."[1] Friedrichs diamantenbesetzte Schnupftabaksdosen tragendes Trampeltier – eine stolze Erinnerung an die Tage der Freundschaft mit dem großen Zar Peter III. – das ist ein unvergängliches Sinnbild höchster preußischer Königswürde!

»In diese Geisteswelt gehört Friedrichs II. Wahnvorstellung, er könne die Seidenraupe in Preußen wie in Italien und Südfrankreich heimisch machen (von den mit großen Geldopfern und durch jahrzehntelanges Quälen der Pots-

damer Waisenknaben gehegten und gepflegten 20 000 Maulbeerbäumen Potsdams künden heute noch einige knorrige Überreste); oder Friedrichs II. Vorstellung, er erweise dem Gewerbefleiß seines Landes einen Dienst damit, daß er die 230 Mädchen des Militärwaisenhauses für neun Jahre an die aus Frankreich eingeführte Spitzenindustrie „verpachtete" (ein in Amerika Sklaverei genanntes und seit langem gesetzwidriges Verfahren). – Es wirkt scherzhaft, wenn man diese preußischen Leistungen mit den französischen vergleichen wollte, wie es unbesonnene Lobredner Friedrichs II. manchmal unternehmen. In Frankreich findet man das siegreiche Überquellen der Luxusindustrien aus dem lange für unerschöpflich gehaltenen Reichtume des vor feindlichen Einfällen beschützten Landes und unter der Leitung der gebildetsten Menschen eines künstlerisch hochstehenden Zeitalters. Ob Friedrichs II. „Neues Palais" gebaut wurde oder nicht gebaut wurde, war, soweit ich es ermessen kann, völlig belanglos im Gange der künstlerischen Geschichte Europas. Aber daß die kleinen Schlösser der Frau von Pompadour gebaut, daß die großen Wettbewerbe, die zur Erbauung des Platzes Louis XV (heute Platz de la Concorde) führten, abgehalten wurden, das war von höchster Bedeutung für die Entwicklung des künstlerischen Geschmackes der Welt. Wenn das „Neue Palais" in Potsdam verschwände, wäre wenig verloren; daß die kleinen Lustschlösser, die Frau von Pompadour als geistvolle Leiterin eines Heeres von geistvollen Künstlern für Ludwig XV. (nicht für sich) gebaut hat, in der Revolution zerstört wurden, das ist ein schwerer, nie wieder einzubringender Verlust. Aber wenn sie gleich verschwanden, diese geistsprühenden Werke der Königin des Vorklassizismus, so leben sie dennoch in tausend Nachahmungen und in einem Strome befruchtenden Lebens, der allem künstlerischen Leben Europas zugute kam; aus dem zum Beispiel die Anregungen für das, was gut ist an der Innen-

einrichtung der friderizianischen Schlösser, stammt und aus dem noch Friedrichs des Großen teutschtümelnder Nachfolger schöpfte, der (wie Malmesbury berichtet) beständig einen Kammerdiener auf der Reise nach Paris hatte. Wie soll man sich das ganze Goethesche Rokoko, die Kleidung und Umgebung der Lotten, vorstellen, ohne die künstlerische Anregung aus Paris?

»Lächerlicherweise finde ich bei einem Vergleiche der Summen, die Pierre de Nolhac[1] für die Ausgaben der Frau von Pompadour aus den besten Quellen errechnet hat, mit den Ausgaben Friedrichs des Großen, daß Frau von Pompadour in zwanzig Jahren für ihre zahlreichen kleinen baulichen Schöpfungen sechseinhalb bis siebeneinhalb Millionen Franken, das heißt also beträchtlich weniger aufgewendet hat als Friedrich II. für sein „Neues Palais" allein. Manger errechnet 10 573 000 Taler als Friedrichs II. nachweisbaren Aufwand für die Rohbauten in Potsdam, wovon das meiste auf Schlösser und Gärten fällt. Erst nachdem die Schlösser fertig waren, wandte sich Friedrich dem Bauen von Bürger- und Kolonistenhäusern zu, wofür Manger 3 180 000 Taler nachweist. Ich finde ferner, daß der in persönlichen Ausgaben sparsame Ludwig XV. der Frau von Pompadour etwa ebensoviel Taschengeld anwies (monatlich 3000 Franken während des Krieges, 4000 im Frieden), als Friedrich II. seiner Barberina Gehalt zahlen mußte. Sie erhielt 25 000 Franken im Jahr. Voltaire schrieb — 17. III. 49 an Thiérot — gar von 32 000 Franken. Aber amtlich wurden der Barberina nur 7000 Taler ausgezahlt fürs Jahr,[2] wovon sie nicht nur fünf Monate Ferien hatte, sondern auch erfolgreicheren Anbetern, als Friedrich II. es war, reichlich Zeit geben konnte.

»Es ist ein Märchen der Revolution, Ludwig XV. habe Frankreich durch seine Verschwendung zugrunde gerichtet. Frankreich ist im großen Kampfe gegen England unterlegen, und der Reichtum der Welt, der damals erfor-

derlich war, um in künstlerischen Dingen der Lehrmeister der Welt zu sein und künstlerische Pracht großartigsten Stiles zu entfalten, floß künftighin nach England, das guten Gebrauch davon zu machen verstand und seinerseits der Lehrmeister der Welt in Fragen des Geschmackes geworden ist.

Hegemann: »Sie werden zugestehen, daß Sanssouci eine sehr geschmackvolle und für einen König geradezu bescheidene Junggesellenwohnung war?«

Manfred: »Ich hörte einmal Cornelius Gurlitt, der ja wohl als Entdecker und einer der besten Kenner der „barocken" Baukunst gilt, sehr geringschätzig von Sanssouci sprechen. Er nannte es „eine *Dilettanten*leistung", die erträglich werden möchte, wenn man das Schloß auf ein Gerüst stellen, etwas hochkurbeln oder dem Terrassenrande näher schieben könnte. Er nannte den friderizianischen Barock „unverzeihlich ledern für jeden, der einmal süddeutschen Barock kosten gelernt hat". Wie recht scheint mir Gurlitt da zu haben! Und sein Urteil über Sanssouci entspricht doch ganz dem, was der unglückliche Baumeister des Schlosses, v. Knobelsdorff, darüber dachte. Sein Herz ist darüber gebrochen, daß der eigensinnige König ihm seinen Plan für Sanssouci verdarb und ihm nicht gestattete, das Schloß näher an den Vorderrand der Terrasse heranzurücken und um einige Stufen zu erhöhen. Heute ragt die Südseite wie ein im Nilschlamm versunkener Pharaonentempel aus dem Sande.

»Aber nicht nur der geniale Knobelsdorff ging unter den königlichen Mißhandlungen zugrunde. Nach Knobelsdorffs Niederlage wurde Friedrich II. dreister und begegnete künftig fast überall mit der anmaßenden Überheblichkeit seines Vaters seinen Künstlern und Bausachverständigen, die er in seinen Schreiben unablässig mit Beleidigungen und Drohungen belästigt, wie „Ertz-Schäckers", „Diebereien", „so *impertinent* als gottloß", „alle wegjagen", „nicht

klug“ und so weiter. Der Baumeister Manger, der eine Sammlung friderizianischer Erlasse in Bausachen veröffentlichte, hat nicht nur selbst wegen friderizianischer Verdächtigungen im Gefängnis gesessen, bis er von Friedrichs Nachfolger in ehrenvoller Weise herausgeholt wurde, sondern er berichtet auch, wie die Baumeister Büring, Hildebrandt und der ausgezeichnete Gontard – der letztere dreiundvierzig Tage – wegen königlicher Verdächtigungen sitzen mußten. In nichts läßt sich das mit dem fast unübertrefflichen Feinsinn vergleichen, mit dem Frau von Pompadour beinahe jeden aus ihrem Heere von Künstlern würdigte; ganz zu schweigen von Ludwig XIV.

»Auch war es nicht nur der Plan für Sanssouci, den die *caprice* des Königs verdorben hat. Noch verhängnisvoller ist Friedrichs II. Eigensinn mit dem Berliner Opernplatz umgesprungen, dessen Entwurf auch von v. Knobelsdorff stammt. Auf dem großen Schmettauschen Stadtplane kann man im Randbilde sehen, wie ruhig sich Knobelsdorff den Platz im Westen durch eine lange niedrige Baumasse abgeschlossen dachte. Aber Friedrich II. setzte auch da seine bizarre Laune aufs schädlichste durch und erschlug noch als ganz alter Mann die klassische Schöpfung des verstorbenen v. Knobelsdorff durch eins seiner geistesarmen, barocken *Kopier*-Gebäude, von denen auch in Potsdam viele stehen. Am Opernplatz errichtete er den barocken, hohen Bau, der vom Berliner Volkswitz „Bücherkommode“ getauft wurde. Friedrich selbst nannte sie „*Nutrimentum spiritus*“, wohl um öffentlich darzutun, daß sein Latein nicht klassischer sei als sein Architekturverständnis.«

Unter den Teilnehmern am Gespräch, die verschiedentlich wechselten, befand sich in jenem Augenblicke der Berliner Kunstgelehrte Professor Walter Weißbach. Er warf ein: »Aber erlauben Sie, die Schauseite der alten Bibliothek ist nach einem Entwurfe des großen Wiener Barockkünstlers Fischer von Erlach gebaut. Dieser alte Entwurf für die Kai-

serliche Hofburg war in Wien unausgeführt geblieben, und Friedrich II. erwarb sich ein großes Verdienst um die deutsche Kunst, indem er diesen Schatz der Vergessenheit entriß und in Berlin zu Ehren brachte. Gerade Sie, Mr. Ellis, den viele Bande an Wien knüpfen, müßten hier unserem großen Könige in Ehrfurcht danken für seine wahrhaft weitsichtige Sorge um große deutsche Kunst.«

Manfred Ellis antwortete lächelnd: »Mir wird fast schwül! – Es war kurz vor seinem Tode, als der Alte Fritz in einer klassizistisch gewordenen Welt plötzlich wieder „barock" (und gar Wiener Barock!) zu bauen anfing. Im selben Geiste schrieb er damals auch sein Lehrbuch „über die deutsche Literatur", zu dem August von Gotha bemerkte: „Das königliche Gespenst ist wieder erschienen" (vgl. oben S. 131). Ich zweifle nicht, daß sich Friedrich II. sehr schlau vorkam, als er auch dem Nachfolger v. Knobelsdorffs in der landesüblichen Weise vor den Kopf stieß und das vergessene baukünstlerische Staatspferd des sparsameren Kaisers aus der Wiener Hofburg holte und vor die königlich-preußische Staatskarosse spannte (er fuhr ja auch auf seine alten Tage in Berlin noch gerne sechsspännig). Aber dürfen Sie es wirklich „große deutsche Kunst zu Ehren bringen" nennen, daß Friedrich II. einen für ganz andere räumliche Verhältnisse und in einer ganz anderen Zeit entworfenen Bau völlig beziehungslos in die Ecke eines klassizistischen Platzes stellte?«

Weißbach: »Ich muß zugeben, die Erfinder derartig konkav eingezogener, nischenartiger Fassaden, Künstler wie Ricchini in Mailand oder Fischer von Erlach in Wien, fingen in ihren riesigen Nischen einen Stoß von der anderen Seite, etwa die Bewegung der gegenüber einlaufenden Straße auf. Am Berliner Opernplatz fehlt der Sinn der Nische im *„Nutrimentum spiritus"*.«

Manfred: »Eine sinnlose unverstandene *Kopie* ist dieser letzte Bau Friedrichs. Der Wiener Entwurf des Fischer von

Erlach paßte sinnreich auf den Wiener Platz. Aber in die Ecke des Berliner Opernplatzes, für den er durchaus nicht entworfen war, paßte er nicht. Der Bau ist auch zu kurz für die Baustelle, die er füllen soll, und bei der Aufstellung ist nicht einmal die einfachste Achsenbeziehung zum gegenüberliegenden Opernhause gewahrt.[1] Und selbst wenn sie gewahrt wäre, würde doch noch die großartigere Barockgebärde des Wiener Hofburgentwurfes in die Nähe der niedrigeren und (vor ihrer modernen Verballhornisierung) schon vorschinkelhaft streng wirkenden Oper und der Hedwigskirche (die als Schlußstück in der anderen Ecke keine Nebenbuhlerschaft verträgt) höchstens ebensogut passen wie das in Gold gestickte *Gloria in excelsis* auf des Pfarrers Hosenboden in der reizenden Erzählung „Die Gloriahose" von Wolzogen.

»Es ist, als hätte Friedrich II. auf seine alten Tage gerade auch in Bausachen noch einmal seine ganze „eigensinnige, voreingenommene, unrektifizierliche Denkungsart", deren Goethe ihn zieh, zeigen wollen. Worum hatte sich der alte Streit zwischen Friedrich II. und dem darüber verstorbenen von Knobelsdorff denn hauptsächlich gedreht?«

Manfred nahm das offiziöse Buch von Dr. Fritz Arnheim: Der Hof Friedrichs des Großen zur Hand und las vor:

»„Mochte der königliche Auftraggeber (Friedrich II.) noch so sehr die Formen des Rokokostils bevorzugen, von Knobelsdorff blieb nach wie vor ein treuer Anhänger der Antike und wollte die herrschende französische Mode höchstens bei der inneren Ausstattung der Schlösser gelten lassen".

»Würde jemand, der als Dummer August mit gewolltem Ungeschick immer auf der verkehrten Seite zu stehen versucht, den königlichen Schäker Fritz von Preußen überbieten können? Als er Lessing, Winkelmann, Paul Gerhardt oder Goethe der Reihe nach verständnislos, kleinlich und ungebührlich behandelte, wollten seine Verehrer ihn da-

mit entschuldigen, daß er als alter Preuße eben die junge deutsche Sprache nicht so beherrschen konnte wie seine gebildeteren Zeitgenossen aus dem Reich, zum Beispiel wie der von Friedrich II. oft gepriesene ältere Leibniz oder Thomasius oder die bürgerlichen Vorfahren Bismarcks, Männer, die sich vor Friedrich II. um die deutsche Sprache verdient gemacht hatten, aber eben keine Preußen waren. Wie entschuldigen wohl aber die Bewunderer der „feinen Geistesbildung" Friedrichs II., daß er in der Baukunst genau wie in der Musik, in der Sprachenfrage und in der Literatur im Widerspruch zum Rate der Besten auf die verkehrte Mähre zu wetten sich versteifte? Sagen Sie nicht, er sei infolge seiner heimischen Unbildung eben auch da willenlos „den verhängnisvollen französischen Einflüssen" zum Opfer gefallen! Das Lächerliche ist ja gerade, daß auch in der französischen Baukunst, die Friedrich II. mißverstand, das Rokoko nur eine vorübergehende Dekorationslaune gewesen ist, die — soweit die äußere Gestaltung von Bauten in Frage kam — nur von deutschen und anderen baukünstlerisch zurückgebliebenen Völkern jemals *ad absurdum* ernst genommen, das heißt also mißverstanden wurde.«

Hegemann: »Sie nennen die Deutschen in der Baukunst zurückgeblieben? Ich denke —«

Manfred: »Ja ich weiß, in Deutschland ist man sicher, zu führen. Auch liegt es mir ferne, der englischen und französischen Kritik zu folgen, die den neuen Berliner Dom und das Leipziger Völkerdenkmal verachtet und den Deutschen Begabung für die Baukunst absprechen zu müssen glaubt, weil Deutschland auch in Gotik, Renaissance und achtzehntem Jahrhundert sicher nicht führte. Aber was könnte selbst das begabteste Volk leisten, im achtzehnten Jahrhundert, solange es dem unterworfen ist, was Herr Thomas Mann „den lastenden, entwürdigenden Druck des königlichen Daseins Friedrichs II." genannt hat?

»Die Deutschen, und Friedrich II. hier voran, gemahnen in Bausachen an vortreffliche Landleute, wie zum Beispiel die Dachauer Bauern, die ihre „Nationaltrachten" schufen und genossen, indem sie sich (oft mehr würde- als geschmackvoll) mit mißverstandenem und abgetanem Kleiderputz aus der Hauptstadt ausstaffierten und treu daran festhielten. Ähnlich wie Friedrich II. in der inneren Politik demütig die mißverstandenen absolutistischen Schnörkel und Irrwege Ludwigs XIV. bewunderte und nachzuirren versuchte, obgleich alle Welt und vor allem Ludwigs Nachfolger auf dem französischen Thron den gefährlichen Irrtum des Absolutismus längst erkannt hatte und zu vermeiden suchte, ähnlich wollte Friedrich bis ans Lebensende bei den mißverstandenen baukünstlerischen Schnörkeln aus der Zeit gleich nach dem Tode Ludwigs XIV. verharren. Seine Begriffsschwelle war zu hoch, als daß neuere Gedanken sie zu überschreiten vermocht hätten. Er konnte daher nicht begreifen, warum die zeitgenössischen Architekten Frankreichs (genau wie von Knobelsdorff und mit Winckelmann die in Deutschland führenden Köpfe es wollten) sich längst der Pflege des reinen Klassizismus zugewandt hatten, und warum schon seit 1750 der Pariser Ehrenplatz Ludwigs XV. (der heutige Platz de la Concorde), die größte Schöpfung des Zeitalters, mit vollendet klassizistischen Bauten umgeben wurde. Friedrich II. wollte wie in seiner politischen Weisheit auch in der Baukunst im Jahre 1715 stehen bleiben. Es ist beachtenswert, daß von Knobelsdorff nicht (wie der gescholtene Goethe) jünger, sondern älter war als der König. Gleichviel ob jünger oder älter, Friedrich war immer klüger. Er setzte seinen altmodischen Eigensinn gegen Dichter, Baumeister und Musiker durch, und die große, die lebende und die deutsche Kunst blieb aus seiner Nähe verbannt. Wenn dafür wenigstens die französische Kunst an seinem Hofe geblüht hätte! Aber französische Künstler hielten es auch für Geld nicht bei Fried-

rich II. aus. An seinem Opernplatz ist von dem großen Geist der Louvrekolonnade und des Platzes Vendôme wenig zu merken. Und sein Seydlitz hat zwar den jüngeren Prinzen von Soubise besiegen können, aber das Neue Palais des in allen Künsten *dilettierenden* Königsphilosophen kann sich an Würde mit dem älteren Hôtel de Soubise in Paris nicht messen.

»Vielleicht nennen Sie Ihren König sogar sparsam, weil er durch die Verwendung des alten Entwurfs von Fischer von Erlach ein Architektenhonorar gespart hat? In diesem Sinne war Frau von Pompadour wahrscheinlich wirklich eine Verschwenderin.«

»Also gut denn, sagen wir meinetwegen, Ludwig XV. habe verschwendet (nach dem Tode der Pompadour war Frau du Barry weniger sparsam als die große Vorgängerin), wie es die Geschichtschreiber behaupten, die Friedrichs II. *„Fanfaronnaden"* oder sein Hamstern von edlen Metallen und Steinen für Kriegszwecke Sparsamkeit zu nennen belieben. Ließe sich denn nicht selbst die Verschwendung Ludwigs XV. noch eher rechtfertigen als das Finanzgebaren Friedrichs II.? Welches große Kunstzeitalter hat nicht verschwendet? und rechtfertigen die Größe und Sicherheit einer künstlerischen Leistung nicht vielleicht sogar „Verschwendung"; selbst Verschwendung bis zur Selbstvernichtung? Hat sich nicht im Mittelalter jede ehrgeizige Bürgerstadt wirtschaftlich mehr oder weniger zugrunde gerichtet am Bau eines unfaßlich großartig gewollten Münsters? Behauptet man nicht, die Päpste hätten die religiöse Weltherrschaft eingebüßt und mit ihrem Ablaßzettelverkaufe die kunstfeindliche *Reformation* recht eigentlich angezettelt, um den größten Traum der *Renaissance*, den ewigen Dom St. Peters, vollenden zu können? Und wenn wirklich die Aufwendungen Ludwigs XV. und nicht die Niederlage im Kampfe gegen England die französische Revolution verursacht hätten, und wenn die Franzosen, oder die Völ-

ker der Welt, zu wählen hätten, dürften sie auf die künstlerische Leistung des Zeitalters *Louis Quinze* verzichten wollen? Der Gedanke ist ebenso unfaßlich wie etwa ein Verzichtenwollen der nordischen Welt auf die französische Gotik.

Hegemann: »Geraten Sie nicht mit sich selbst in Widerspruch und empfehlen Selbstvernichtung und Aufopferung um eines hohen künstlerischen Zieles willen? Predigen Sie nicht geradezu die Philosophie des Seidenwurms?

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen
Wenn er sich schon dem Tode näherspinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.«

Manfred lachte siegreich und antwortete:

»Wer läse die Einzelheiten des Lebens der Frau von Pompadour, – und so mancher anderer großen Künstlerin des Lebens — ohne überwältigt zu werden von dem Gefühl des *patriae inserviendo consumor,* unter dem diese zarten Leiber, wie von der Leidenschaft großer Gedanken erschüttert, zusammenbrechen! Erlauben Sie mir darum die Worte Tassos, die Sie anführten, zu vollenden:

O, geb ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!

Sind Sie nicht doppelt widerlegt? einmal ist die Kunst Ludwigs XV. nicht gestorben, sondern hat im *Louis Seize* und im *Empire* die Flügel rasch und freudig entfaltet; und dann, ich sagte schon, haben die Anglosaxonen die Führung übernommen. Es war keine Weisheit, sondern Ungeschicklichkeit der Franzosen und des europäischen Festlandes, sich zu

opfern, sich von den Anglosaxonen schlagen und den Reichtum der Welt abnehmen zu lassen. Und die Anglosaxonen, die sich, weiß Gott, nicht geopfert haben, wurden dafür durch die neue Führerschaft, von der ich eben sprach, belohnt. Auf den Gebieten der Pflege des Leibes, der Kleidung, der Wohnung, des gesellschaftlichen Lebens und vor allem auf dem Gebiete der höchsten Staats- und Verwaltungskunst wurden die Engländer die Lehrmeister der Welt. Wenn heute z. B. Männer wie Otto March, Alfred Lichtwark, Hermann Muthesius und Schultze-Naumburg auf das, was sie die hohe „Wohnkultur" der Anglosaxonen nennen, hinweisen, was bedeutet denn das anderes, als daß heute „der deutsche Geschmack" (und es trifft, wenn auch nicht ganz so schlimm, auf das ganze europäische Festland zu) „auf einen kaum zu unterbietenden Tiefstand gesunken ist" (wie Muthesius und mit ihm jeder fühlende Mensch einmütig versichern), während in England und Amerika Fortschritte in der Verfeinerung des Geschmackes gemacht wurden, welche meist außerhalb des Fassungsvermögens der Berliner Gelehrten liegen, die es unternehmen, die „Kultur"-Leistungen Friedrichs II. und Ludwigs XV. gegeneinander abzuwägen. Kann es etwas Lächerlicheres geben als den Anblick eines zufriedenen und gelehrten Bewohners einer Berliner Mietskaserne (Muthesius nennt sie eine „Summe von Unkultur, wie sie in den Wohnungsverhältnissen der Menschheit noch nicht dagewesen ist") oder gar den Besitzer dessen, was Muthesius treffend die „Ausgeburt der Lächerlichkeit, eine deutsche Villa" nennt, den Bewohner einer Berliner Grunewald-„Villa", der mit ernstem Gesichte festzustellen unternimmt, daß die Gelder, die Frau von Pompadour für ihr unsagbar köstliches Bellevue brauchte, verschwendet, daß aber die fünf- bis zehnmal höheren Summen, die Friedrich der Große in die plumpe „*Fanfaronnade*" des „Neuen Palais" steckte, landesväterlich weise verausgabt wurden?«

VOLTAIRES UNGESCHICKLICHKEIT

»Aber lassen Sie uns noch einmal zum Verehrer der Frau von Pompadour, zum großen, nach Versailles drängenden Voltaire zurückkehren. Aus mancherlei Tagebüchern und Briefen seiner Zeit kann man verfolgen, wie Voltaire sich für Ludwig XV. dadurch unausstehlich machte, daß der Dichter den König wie seinesgleichen zu behandeln versuchte.«

Hegemann: »Warum sollte ein Voltaire nicht das Recht haben, selbst Könige wie seinesgleichen zu behandeln?«

Manfred antwortete lachend: »„Weil das gegen das Gesetz und die Propheten ginge, die in einem Lande großer Überlieferung bis auf den kleinsten Buchstaben erfüllt zu werden verdienen. Racine und selbst Molière haben den großen Ludwig nicht wie ihresgleichen behandelt; sie haben sich ganz im Sinne Goethes „nicht durchaus menschlich gehen lassen, sich vielmehr stets innerhalb einer gewissen *Konvenienz* gehalten". Einem Manne vom Schlage Friedrichs II. mag nichts Willkommeneres begegnen können, als wenn ein Voltaire ihn als seinesgleichen behandelt und ihn glauben macht, daß er die königlichen Verse auch dann zu verbessern Lust haben würde, wenn sie nicht zufälligerweise einen für seine Zwecke brauchbaren König zum Verfasser hätten. *„Il y a assez de plaisir d'être l'unique roi de Prusse"*, sagte Friedrich II. und pflegte die Opfer seiner Geselligkeit zu ermahnen, sie müßten sich ganz ungezwungen gehen lassen („ganz als wären wir in einer Kneipe« — *„Ici, toute liberté, Monsieur, comme si nous étions au cabaret")*[1] und erlaubte selbst sich dann nicht selten Ungezogenheiten gegen sie. Ludwig XV. glaubte nicht wie Friedrich II., es sei der schönste Traum, König von Frankreich zu sein, und er hatte genug Einsicht, zu verstehen, daß es für jeden, auch für Voltaire, eine Torheit ist, als seinesgleichen einen unumschränkten König behandeln zu wollen, der Bewaffnete und Unbewaffnete zu Tausenden

in den Tod sendet, und von dem wahrhaft Überirdisches gefordert wird, „Anforderungen, denen nur der Genius ganz genügen kann", wie Heinrich von Treitschke es einmal ausdrückt. Wenn Ludwig XV. der Anmaßung eines Richelieu schließlich mit der erstarrten Frage begegnet: „Herzog von Richelieu, wie oft sind Sie schon in der Bastille gewesen?", oder wenn er einem Minister, der ihm durch tägliche gemeinsame Arbeit vertraut geworden ist, einen gequält unpersönlichen Verabschiedungsbrief zu schreiben sich gezwungen sieht, so klingt das ganz anders, als wenn der König in Berlin Fußtritte und Stockhiebe verteilt, bewährte alte Staatsdiener mit „Halt er das Maul" oder einem „Sprung nach Spandau!" überrascht, und auch noch außerhalb seines Hoheitsbereiches einen eben noch als „göttliches Wesen" gefeierten Voltaire fünf Wochen lang einsperren läßt und zur Tragung der Gefängniskosten zwingt, um später, ohne sich jemals entschuldigt zu haben, die Hilfe des Mißhandelten in Anspruch zu nehmen. Ein Opfer der königlichen Übermacht, dem ein Gott gab zu sagen, wie es leidet, mag dann rufen:

O Fürst, es übergibt dein ernstes Wort
Mich Freien der Gefangenschaft. Es sei!
. . . . . .
Denn wer ist wohl gewaffnet, wenn du zürnst?
Und wer geschmückt, o Herr, den du verkennst?
. . . . . .
Mir bleibt es unbegreiflich, wie es ist.

»Wenn aber das Opfer Voltaire heißt, dann ist es „gewaffnet", auch „wenn du zürnst". — „Von allen Waffen des Geistes, die je geschwungen wurden, war die furchtbarste der Spott Voltaires", sagte Macaulay, und diese Waffe hat den großen König getroffen, und er wird ihr erliegen, wenn es Menschen gibt, die zu lesen und zu lachen verstehen.

»Am 4. Dezember 1780 erzählte Friedrich II. seinem Vertrauten Lucchesini folgende Äußerung Voltaires: „Voltaire erwiderte dem Könige, die Republik der Wissenschaften sei frei; er habe Fehler an sich, wer aber von seinen Vorzügen Nutzen ziehen wolle, müsse diese Fehler entschuldigen."

»Das Verhältnis eines Geistigen zu einem Mächtigen mag menschlich erträglich sein, wenn der Mächtige der Macht würdig ist; aber weil das nur selten und bei erblicher *Despotie* nie der Fall sein kann, ist es sicherer, wenn Macht und Geist sich streng angeweihte heilige Formen – das bedeutet Goethes *„Konvenienz"* – zu halten fähig und bereit sind. Von „sich menschlich gehen lassen" darf nicht die Rede sein.«

Hegemann: »Vielleicht sollten wir uns erst darüber einigen, was wir unter „sich menschlich gehen lassen" verstehen wollen.«

Manfred: »Man darf dabei nicht nur an die Formen im täglichen, nahen Verkehr mit dem Fürsten denken; sie sind nur ein verhältnismäßig unwesentlicher Ausdruck der geistigen Haltung gegenüber den königlichen Pflichten der Erhaltung und Neugestaltung des Staates. Für Ludwig XV. war Voltaire nicht nur unausstehlich „wegen seiner Zudringlichkeit, seiner Vertraulichkeit, seiner Art, vor ihm das Wort zu ergreifen und, wie es einmal vorkam, ihn am Ärmel zu zupfen"; das sind einige der Gründe, die der zuverlässige Pierre de Nolhac anführt.«

Hegemann: »Sie spielten vorhin selbst auf die Ungnade an, die sich Voltaire auch bei Friedrich dem Großen sehr bald zugezogen hat. Friedrich war wohl auch zu sehr König, als daß er sich die Voltaireschen Vertraulichkeiten hätte gefallen lassen können.«

Manfred: »Sie haben recht, mit meiner Anspielung auf die Frankfurter Mißhandlung Voltaires habe ich vielleicht die Klarheit unseres Gedankenganges unnötig getrübt, weil bei den damals vorangehenden Ereignissen von beiden, dem

Dichter sowohl wie dem Könige, so viel gesündigt worden war, daß statt: wer war schuldig? gefragt werden müßte: wer hat sich am schlechtesten benommen? Aber dieser mit dem Frankfurter Stubenarrest endende Zwischenfall in den lebenslangen Beziehungen Friedrichs II. und Voltaires wird ja auch preußischerseits am liebsten nicht durch Voltaires Vertraulichkeit oder gar Zudringlichkeit im näheren Verkehr erklärt. Wenn Friedrichs II. Ärmel gelegentlich einmal von der Hand Voltaires gezupft wurde ...«

Thomas Mann: »Friedrich hat die magere Hand geküßt, welche schrieb: „Ich hasse alle Helden".«

Manfred: »Gewiß! Friedrich II. fühlte sich mit Recht geehrt, wenn ihn Voltaire am Ärmel zupfte. Friedrich erkannte den Sinn dieses Zupfens erst später und vermerkte in der „Schilderung des Herrn von Voltaire", die er 1756 entwarf: „Voltaire verachtet die Großen; *geniert* sich gegen seine Oberen nicht und ist zurückhaltend gegen Seinesgleichen."

»Wenn Diderot der Kaiserin Katharina – wie er es sich in der Unterhaltung mit seinen Pariser Freunden angewöhnt hatte — die Beweise für seine Behauptungen durch einen Schlag auf den, diesmal also kaiserlichen, Oberschenkel bekräftigte, dann begnügte sie sich, ihren Stuhl etwas abzurücken; wenn er sich zu einem gar zu saftigen Ausdruck hinreißen ließ und dann verlegen stockte, ermunterte sie ihn: „Bitte weiter, unter uns Männern ist alles erlaubt." Sie war vor allem Diderots Schülerin und hatte genug Witz und gute Laune, alles andere dieser Hauptsache unterzuordnen. Wenn Sie die preußischerseits beglaubigte Auffassung des Verhältnisses zwischen Friedrich II. und seinem Lehrer Voltaire hören wollen, lassen Sie mich Ihnen folgende Zeilen Erich Schmidts vorlesen, der bekanntlich nicht nur dem Berliner Lehrstuhl für Germanistik Ehre macht, sondern auch ein Meister des geschichtlichen *Euphemismus* im Sinne Goethes sein möchte. Schmidts Sätze

(falls sie nicht etwa albern sind) enthalten kaum ein Wort, in dem nicht Eingeweihte eine überlegen ironische Anspielung auf das Gegenteil vermuten könnten. Erich Schmidt schreibt:

»„Allseitiger *intimer* Austausch gehört Friedrich dem Großen zum täglichen Brot. Eine Treue, die sich nie mit vornehmem Purpur gönnerhaft behängte, stiftet den Freunden und sich selbst Ehrendenkmäler; aber wo Schnödigkeit ihn hinterging, sprang sein Witz in vernichtende Schärfe um, und einen hämischen Affen traf der schwere Schlag des Löwen.“«

Hegemann: »Und was wäre dagegen einzuwenden?«

Manfred: »Gar nichts, wenn man zum Beispiel in der ersten Zeile statt: „allseitiger“ setzt: einseitiger, oder: nur fremdländischer; wenn man versteht, daß *„intimer“* eine Anspielung ist auf die sehr *„intimen“* Spöttereien, die Friedrich II. liebte; wenn man bei „Austausch“ sich erinnert, wie die Tagebücher de Catts und Lucchesinis diesen „Austausch“ von Tag zu Tag schildern: der König brauchte Zuhörer, ohne in betreff ihres Wertes anspruchsvoll zu sein; er war „etwas geschwätzig“; und wenn man weiß, daß bei dem „täglichen Brot“ an die drei- bis sechsstündigen Mahlzeiten zu denken ist, an denen kein gebildeter Deutscher teilnahm. Oder nehmen Sie die letzte Zeile: „... aber wo Schnödigkeit ihn hinterging“, bezieht sich wahrscheinlich auf die Bitte, die Friedrich II. 1743 an seinen Pariser Gesandten richtete: „Anbei das Bruchstück eines Briefes von Voltaire, das ich Sie auf irgendeinem Schleichwege dem Bischof von Mirepoix in die Hände zu spielen bitte, ohne daß Sie oder ich in die Sache verwickelt werden können. Meine Absicht ist dabei, einen Bruch zwischen Voltaire und Frankreich herbeizuführen, so daß ihm nichts zu tun übrig bleibt, als zu uns zu kommen.“ Und was das „Umspringen seines Witzes in vernichtende Schärfe“ und das vom „Löwen“ und vom „Affen“ betrifft, so

ist es billig, Voltaires eigene *Zoologie* ebenfalls zu hören. Voltaire sagt: „Gewiß muß man bei Königen leiden; aber *Frédéric* mißbrauchte sein Vorrecht zu sehr. Der gesellschaftliche Verkehr hat seine Gesetze, es sei denn der Verkehr zwischen dem Löwen und der Ziege. *Frédéric* verstieß immer gegen das erste Gesetz des gesellschaftlichen Verkehrs: zu niemandem etwas Verletzendes zu sagen.“ So schrieb Voltaire in seinen verleumdeten Denkwürdigkeiten. In einem geradenwegs an Friedrich II. gerichteten Briefe von 1760 schrieb er: „Ihre Weisheit ist verdorben durch die unselige Freude, die es Ihnen immer gemacht hat, andere Menschen demütigen zu wollen und ihnen kitzliche Sachen zu sagen, eine Freude, die Ihrer um so unwürdiger ist, als Sie durch Ihre Stellung und Ihre einzigartigen Gaben über anderen stehen. Sie fühlen sicher, daß ich Ihnen die Wahrheit sage.“

»In diesen beiden Darstellungen des „hämischen Affen“ findet sich nichts, was nicht durch die mannigfaltigsten Zeugen bestätigt würde. Genügte nicht fast die Freundschaft Friedrichs des Großen dazu, einen Mann in den Verdacht der Würdelosigkeit zu bringen? Selbst ein so bereitwilliger Bewunderer Friedrichs II. wie der Fürst von Ligne war auf der Hut: „Ich hatte keine Lust, sein d'Argens oder sein Algarotti zu werden.“ Wenn der liebenswürdige Fürst dann gar die schlechten Manieren des großen Königs mit der üblen Gesellschaft entschuldigt, mit der er sich umgab (vgl. oben S. 127), dann fällt einem ein, wie sehr doch auf Friedrich II. der Goethesche Reimspruch zutrifft:

Sage mir, mit wem zu sprechen
Dir genehm, gemütlich ist;
Ohne mir den Kopf zu brechen,
Weiß ich deutlich, wie du bist.«

Hegemann: »Ich verstehe noch nicht recht; verteidigen Sie eigentlich Voltaire oder Friedrich II. oder Ludwig XV.?«

Manfred: »Sicher nicht Erich Schmidts hämischen Affen und schlagenden Löwen, noch den gesellschaftlichen Verkehr des Löwen mit der Ziege. Ich möchte vielmehr sagen, daß die Töne, die aus der so geschilderten Tierbude erschallen, nicht an den guten Ton und die *„Konvenienz"* gemahnen, ohne die Goethe nicht leben konnte. Ich will nicht sagen, daß nicht auch in Freiheit vorgeführte Bestien und erst recht eine Unterhaltung der „sieben Weisen im *Bordell"* großen Reiz haben können – lustiger konnte wohl der Verfasser der *„Pucelle"* die Tafelrunde des Verfassers des *„Palladium"* kaum skizzieren. Aber ich glaube, wenn Ludwig XV. sich bei Entladungen dieser umstürzlerischen Geistigkeit unbehaglich fühlte, war es nicht nur Blödigkeit, sondern etwas von derselben königlichen Würde, die Maria Theresia die jugendlichen Anwandlungen solcher Geistigkeit bei ihrem Sohne Joseph bekämpfen ließ.« (Vgl. oben S. 492.) »Was Maria Theresia ihrem Sohne in mütterlicher Sorge schrieb, klingt manchmal, als hätte sie es als Kaiserin an den treulosen Reichsfürsten Friedrich II. geschrieben; sie sagte:

»„Es ist höchste Zeit, daß Sie keinen Geschmack mehr an diesen Witzeleien, diesen geistreichen Redewendungen finden, die nur dahin führen, daß man die andern betrübt und lächerlich macht, alle anständigen Menschen verjagt und schließlich glaubt, das ganze Menschengeschlecht verdiene nicht, geachtet und geliebt zu werden, weil man durch sein eigenes Benehmen alle Guten entfernt und den Schurken, Schmeichlern und Bewunderern Ihrer Talente die Tür offengehalten hat."«

Thomas Mann: »Maria Theresias hellsichtig-weiblicher *Instinkt* verriet ihr das Wesen Friedrichs II., der in allem Menschenvolk um ihn her nur Pack und kindererzeugendes Gesindel sah.«

Manfred: »Der Scharfblick Maria Theresias, ihre Einsicht, ihr Verständnis, Ahnungsvermögen, Tastgefühl, ja der

Instinkt, wenn das der königlichste Ausdruck für das klare Urteil dieser erhabenen Frau ist, und ihr Mutterwitz waren untrüglich: ihr Brief fährt fort: „Ein Witzwort, eine Redewendung, die Sie in einem Buch finden oder von jemand hören, nimmt Sie gefangen, und Sie wenden sie bei der ersten Gelegenheit an, ohne viel zu überlegen, ob es schicklich ist; ungefähr, wie Ihre Schwester Elisabeth es mit ihrer Schönheit macht, ob sie nun dem Schweizer oder dem Fürsten gefällt, sie ist zufrieden ohne weiteren Anspruch.“ Gleichviel, ob Fürst oder Schweizer: glaubt man nicht, die Kaiserin spräche von dem, was Bismarck das „Beifallsbedürfnis“ Friedrichs II. nannte, das den König trieb, glänzen zu wollen, gleichviel, ob vor dem Fürsten de Ligne oder vor dem fahrenden Schweizer Studenten de Catt, und dessen Entgleisungen den „Alten Fritz“ noch zwangen, sich bei dem jungen Lucchesini wie vorher beim alten Ziethen zu entschuldigen? Maria Theresias Urteilsvermögen haben Sie als „hellsichtig-weiblichen *Instinkt“ diagnostiziert,* was hoffentlich nichts Ungesundes bedeutet; Friedrichs II. selbstgefällige Urteilslosigkeit erklärt der ebenso urteilslose Berliner Geschichts*psychologe* Heinrich von Treitschke folgendermaßen: „Ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, dieser selbstgefälligsten aller Zeiten, wiegt sich Friedrich stolz und sicher auf den hoch dahergehenden Wogen der neuen Bildung, die von Frankreich einströmt.“ Treitschke hat nicht viel von der „neuen Bildung“ verstanden, sonst hätte er gewußt, daß schlechter Geschmack selbst ihrem „stolzesten“ Bewunderer nicht verziehen werden.«

Thomas Mann: »Es war ein *zynischer* Zug in Friedrichs Art der Erholung und Zerstreuung — in diesen ewigen Gottes- und Glaubenslästerungen beim *Souper,* diesem dürren und boshaften Vergnügen daran, die Literaten und Philosophen, die er beköstigte, bis aufs Blut zu necken und sie untereinander zu *„brouillieren“*. Später hielt er sich mehrere Hunde und wollte neben ihnen begraben sein. Als der letzte da-

von verendete, weinte er tagelang. Seine Philosophen zu *„brouillieren"*, machte ihm noch eine Weile Vergnügen, dann setzte er sie vor die Tür.«

Manfred: »Lord Macaulay hat einen Vergleich angestellt zwischen den literarischen Schützlingen Friedrichs des Großen und den englischen Schriftstellern jener Zeit, und kam zu dem Schluß: „Ich zögere nicht zu sagen, daß der ärmste Londoner Schriftsteller, der in einer Kiste schlief, in einem Keller aß und sich sein papiernes Halstuch mit einem Nagel zusammensteckte, ein glücklicherer Mann war als irgendeiner der literarischen Insassen des friderizianischen Hofes." Gegen die Gefahr des Vor-die-Tür-Gesetztwerdens, von dem Sie sprachen, empfahl Goethe im Verkehr mit „hohen Personen" die *„Konvenienz"*; er riet also gleichsam, die Schwelle der fürstlichen Vertraulichkeit nicht zu überschreiten. Die *„Konvenienz"* ist Goethes Schild gegen die Ungezogenheiten der Großen, eine Schutzwaffe, von der er oft Gebrauch machen mußte, weil die Zahl und die Ungebührlichkeit der Großen in Deutschland sicher nicht kleiner war als in anderen Ländern. Goethes Gegner gingen dann oft so weit, den Weimarer Geheimen Rat der Kriecherei und Fürstendienerei zu zeihen.«

HERZOG KARL AUGUST UND REICHSFREIHERR VOM STEIN

Hegemann: »Ein Glück, daß Goethe in Herzog Karl August einen Herrn fand, dem zu dienen leicht war.«

Manfred: »Wie Goethe sich seinen Herzog wünschte, hat er im Tasso gesagt. Wie der Herzog wirklich aussah, wer weiß es? Vielleicht wird da die Bedeutung des Einflusses von Sanssouci unterschätzt; man hat sich so an die *euphemistische* Schönfärbung dieses Einflusses gewöhnt, daß man seine wirkliche Farbe zu vergessen bereit ist und Warnungen, wie die Lessings vor dem „schlechten Beispiel

des *Cynikers* auf dem Thron", überhören möchte, als kämen sie von einem belanglosen Frömmler. Und doch liegt die Vermutung nahe, daß der „große Friedrich" seinen Neffen, Herzog Karl August, nicht nur zu militärischer Bewunderung zwang. Nachdem alle Versuche Goethes, seinem Herrn die „militärischen Maccaronis"« (vgl. oben S. 196) »auszureden, gescheitert und schließlich sogar die Hoffnungen auf den preußischen Generalmajorsrang in Erfüllung gegangen waren, wäre es begreiflich, wenn der große Oheim dem nacheifernden Neffen unvermerkt auch als Mensch zum Vorbild geworden wäre. Das würde vielleicht die etwas peinliche Geschichte erklären, die Ernst Moritz Arndt vom Herzog Karl August erzählt hat. Arndt, der „Was ist des Deutschen Vaterland" und das „Seid stark in Liebe, werdet schwach im Hassen" gedichtet hat, scheint mir kein verächtlicher Zeuge.«

Als wir gerne Näheres über diese von Arndt erzählte Geschichte wissen wollten, fand Manfred schnell die „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Friedrich von Stein" und las vor:

»„Stein war gesund und von der köstlichsten Laune, der Herzog Karl August nach seiner gewöhnlichen alten sehr soldatischen Weise: der geborene Fürst über jeden Zwang hinaus und immer der helle, frische Mann von Mut und Geist. Er hatte von seiner welfischen Mutter Amalia wohl das Beste in seinem Naturerbteil bekommen; der Eindruck, den er auch den nur oberflächlich Betrachtenden machte und hinterließ, höchst liebenswürdig; er blieb der Herr in der Gesellschaft und machte doch jeden frei. Die beiden hohen Herren gingen höchst ungezwungen miteinander um, fast wie alte Jugendgenossen; der hochgeborene Reichsfreiherr schien dem höhergeborenen Fürsten auch keinen Augenblick unterlegen. Da war aber das Besondere, daß, wo von ernsten Gegenständen gesprochen, ja, wo nur, wie im leichten Gespräch geschieht, darüber hin-

gewinkt oder nur gelächelt ward, Stein immer als der Fürst und der andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen schien. Da empfand man klar, dies war ein Gebiet, auf welchem der Herzog sich fremd fühlte, oder vielmehr, wo er sich mit allen Sitten und Gewohnheiten auf sein gemeines Feld verlief und verlor. Hier erschien er nur als der leichtfertige Hohnlächler und Spötter oder als der krittelnde und zweifelnde Noten- und Glossenmacher, als ein Mephistopheles, der vielleicht auch Goethe oft mehr herabgezogen als gehoben hat. Hierbei war auch das wunderlich, daß ihn immer der Kitzel stachelte, Stein zum Zorn zu reizen und sich an seiner Heftigkeit gleichsam zu ergötzen" (er *„brouilliert"* wie Friedrich der Große), „denn er selbst blieb bei allen geschwindesten Einhieben und Gegenhieben des Freiherrn in fürstlicher Gleichmütigkeit trotz einem Gotte Epikurs". Dann berichtet Arndt von allerlei politischen Erörterungen zwischen Herzog und Freiherrn und von der katholischen Priesterweihe des Lutherdichters Zacharias Werner, von dem Arndt nicht viel Gutes zu sagen hat. Dann heißt es: „Der Herzog erzählte eine Menge anstößlicher Geschichten von dem Dichter, welcher eine Zeitlang unter seinen Augen in Weimar gelebt hat, alles in seiner leichtfertigen lockeren Weise, so daß dem Freiherrn der Kamm schwoll... Der Herzog schloß mit der Nutzanwendung, daß eigentlich jeder Mann Ähnliches durchgemacht habe, ‚und Sie – wendete er sich zu Stein – haben auch wohl nicht immer wie Joseph gelebt'." (Ähnlich hat ja einmal Friedrich II. an Voltaire geschrieben; vgl. oben S. 266.) „‚Wenn das wäre, erwiderte Stein, so ginge das niemand etwas an, aber immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt, und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren – es saßen mehrere solche neben älteren Männern da – so ausführe.' Der Herzog verstummte, und es folgte eine Totenstille. Nach einigen

Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte, als sei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort; den Anwesenden aber war heiß und kalt geworden. Der Oberst von Ende, jüngst noch in herzoglichweimarischen Diensten, jetzt Kommandant der Stadt Köln, gestand beim Nachhausegehen seinem Begleiter, er wolle lieber das Feuer von zwei Batterien als solche Reden lange aushalten; und Graf Solms-Laubach, Oberpräsident der Preußischen Rheinlande, rief doch auch im Gefühl des alten Reichsgrafen und früheren Reichhofratsmitglieds in Wien aus: ‚Nein, wie der mit Fürsten umgeht! mir ist noch ganz heiß davon; ich zitterte immer, es würde *Szenen* geben.‘ Und es hatte, mein' ich, eine ganz bunte muntre *Szene* gegeben.“ So berichtet Ernst Moritz Arndt, und er hätte eine Auseinandersetzung zwischen einem Götz und einem Weislingen nicht lebendiger schildern können. Solche Auftritte waren es, die Goethe auch dann vermied, wenn Erich Schmidts „schwerer Schlag des Löwen“ „den hämischen Affen“ nicht bedrohte und wenn der „Affe“ v. Stein war. Aber das Mittel, mit dem Goethe solche Entlarvungen und Entladungen vermied, die Goethesche „*Konvenienz*“, gab für Arndt, gelegentlich seines Berichts von der gemeinschaftlichen Reise Goethes und Steins, Anlaß zu folgender grimmigen Schilderung:

„„Es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander hin mit einem zarten *Noli me tangere*. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaften stiller tönen gehört. Hier konnte ich mir unseren Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts erfreuen: die stolze breite Stirn und die schönsten braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen, offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen... Goethe war ja Minister und *Exzellenz* und in Wahrheit eine der *excellen-*

testen Excellenzen des Vaterlandes; aber hier in Köln wie? wie? Es kamen von den jungen Officieren, die in Köln standen, einige sich vor ihm zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, Baronensöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborener, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal Unsereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte— und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadlichen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmütigen liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffahrt ausgelegt worden."

»Hoffart! Ist diese Verwertung des Wortes Hoffart nicht ausgezeichnet? Vielleicht meint Arndt: Unterwürfigkeit! Aber ist es nicht der Gipfel hoffärtigen Stolzes und „die *Prätension* aller *Prätensionen*", wenn ein Goethe unterwürfig ist? Erscheint er dann nicht noch furchtbarer, als wie er in einer unbewachten Stunde, 1813, einmal dem Doktor Kieser erschien, „wie die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend". Wenn dieser goldene Drache uns, wie er es zu Kieser tat, „im engsten *konfidentiellen* Zutrauen seine großen Pläne mitteilen und zur Mitwirkung auffordern" wollte, was würde er wohl über den Verkehr „mit hohen Personen" „im engsten Vertrauen" zu sagen haben? Friedrich II. hat den geistigen Zwingherrn Europas, den „göttlichen" Voltaire, zu seinem Kammerherrn gemacht und hat ihn zum „lustigen Rat" mißbrauchen wollen und hat auch gesagt: „In meinen Staaten gilt ein Leutnant mehr als ein Kammerherr". Voltaire entfloh, aber er hätte den vergoldeten Kammerherrnschlüssel gerne, mit anderen *„Brimborien"*, behalten, weil er für „seine großen Pläne" „Vasallen" brauchte.

»Goethe in „dienerlicher Haltung“ vor Karl August oder gar den jungen Sprößlingen des deutschen Adels weckt Gedanken von aristophanischer Ausgelassenheit oder von der Wildheit der Auftritte im zweiten Faust, in denen Mephisto als Hofnarr erscheint oder aus dem *Souffleur*-loche auftaucht mit den Worten: „Einbläsereien sind des Teufels Redekunst“; Goethe war ja auch Kammerherr und verteidigte seinen Schlüssel gegen feindliche Übermacht:

Bin ich für nichts an dieser Stelle?
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand?
Er führte mich durch Graus und Wog' und Welle
Der Einsamkeiten her zum festen Strand.
Hier fass' ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten.
. . . . . .
Was tust du, Fauste! Fauste! . . . . . .
. . . . . .
Den Schlüssel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! – Weh uns, Wehe! – –
(Explosion, Faust liegt am Boden.)

»Der Umgang mit hohen Personen ist gefährlich.« Manfred hatte eine eigentümliche Fähigkeit, deutsche Verse mit fast reiner Aussprache wirkungsvoll vorzutragen, aus dem Stegreif eine geistige Bühne aufzuschlagen, überraschende, ungeheure Gedankenverbindungen anzudeuten und den willigen Zuhörer zu ergreifen und zu erschüttern. Er schien erregt und murmelte noch wiederholend vor sich hin: »„Das Doppelreich, das große, sich bereiten . . .“«, als ich ihn mit einer alltäglichen Bemerkung zur Erde zurückholte:

»Ich kann diese Erzählung Arndts gar nicht verwinden: Goethe in dienerlicher Haltung vor „Baronensöhnen“? Das ist doch etwas stark!«

Manfred: »Es war nicht nur Friedrich II., der seine „Philosophen vor die Türe setzte", wie Herr Thomas Mann es eben nannte, oder reichstreue Schriftsteller, getreu seinem Grundsatze: „*Gazetten,* wenn sie *interessant* sein sollen, dürfen nicht *genieret* werden", durch Handlanger preußischen Geistes verprügeln zu lassen wagte.« (Vgl. oben S. 80 und 136 f.) »Goethe hat im Werther den Auftritt geschildert, wie er von adligem Lumpenpack als Bürgerlicher an die Luft gesetzt wurde; und der Auftritt im „Tasso", wo Antonio sich „roh und hämisch, wie ein unerzogener, unedler Mensch" beträgt, hat auf mich immer wie ein Prügelgericht gewirkt und – das Blut wallt mir auf, wenn ich nur daran denke. Und dahinter ist doch wahrscheinlich ein Auftritt verborgen, der sich wirklich einmal zwischen Goethe und dem Grafen Goertz, dem späteren Gesandten Friedrichs II., oder einem anderen adligen Herrn abgespielt hat.«

PREUSSISCHE EINFLÜSSE UND CASANOVA

»Mit Recht sprechen die preußischen Geschichtschreiber von dem großen Einfluß, den Preußen damals schon auf die Gestaltung des deutschen Geisteslebens zu gewinnen anfing. Was dieser Einfluß auf dem Gebiete schriftstellerischer Freiheiten im Verkehr mit dem Hofe und dem „Hofpöbel" bedeutete, hat Lessing aus seiner Berliner Anschauung heraus in einem Briefe an Nicolai, 1769, einmal folgendermaßen geschildert:

»„Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts; sie *reduciert* sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel *Sottisen* zu Markt zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann bald zu bedienen schämen." Friedrich II. schämte sich ihrer nie; aber Lessing fuhr fort: „Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien ge-

schrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen und gegen die Aussaugung und *Despotismus* seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.“ (Vgl. oben S. 119, 233–4, 314, 486.)

»Man möchte gern glauben, Lessing habe diese preußische Sklaverei übertrieben; aber Friedrich II. hat ja wiederholt ganz ähnlich über preußische Verhältnisse und sein Müdesein, über Sklaven zu herrschen, gesprochen. Maria Theresia durfte darum mit Stolz sagen: „in Preußen ist alles Sklaverei, bei uns dient man aus Anhänglichkeit“.[1]

»Der Herzog von Württemberg, Karl Eugen, hatte sich von den deutschen Reichsfürsten vielleicht am meisten des friderizianischen Einflusses zu erfreuen gehabt; er war also geeignet, diesen Einfluß auch nach dem Süden zu leiten. Friedrich II., als väterlicher Freund, hatte ihn drei Jahre lang, bis zur Mündigsprechung, bei sich in Potsdam gehabt. Dann hatte Karl Eugen versucht, die von Lessing gerühmte „Berlinische Freiheit zu denken und zu schreiben“ auch in Württemberg einzuführen, und hat den trefflichen staatswissenschaftlichen Schriftsteller Moser und später den genialischen Dichter Schubart ins Gefängnis geworfen und viele Jahre lang darin festgehalten. Karl Eugen hatte auch ganz in friderizianischem Geiste eine *„Militärakademie“* gegründet, wo aber Schiller, wie er 1784 erklärte, keine Menschen kennen lernte, „denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte“. Deutlicher könnte der landesväterliche Einfluß nicht anerkannt werden. Bei seinem Besuch in Schwaben, 1793, fand Schiller auch die

„hellen, aufstrebenden Köpfe“ unter seinen früheren Mitschülern „ganz materiell geworden und verbauert“. Und doch waren diese Verhältnisse in Süddeutschland im allgemeinen wahrscheinlich noch günstiger als in Preußen.

»An das Berliner *Kadettenkorps,* das Vorbild der württembergischen *„Militärakademie“,* lieferte – so erzählt Reinhold Koser – noch 1769 der pommersche Adel Baronensöhne, die weder schreiben noch lesen konnten. Auch die weitere Erziehung dieser Adligen war geeignet, sie ihre Muttersprache kaum besser beherrschen zu lassen, als ihr frommer König mit seinem *„Gott bewahre dihr“* und seinem „Kutscher“-Deutsch oder seinem *„Des Augustes feront des Virgiles“* es vermochte. Es ist fast ergreifend, wenn man Reinhold Koser über die weitere Entwicklung des preußischen Erziehungswesens hört: „Der König ist mit dem, was allmählich erreicht wurde, doch unzufrieden geblieben“; doch!: „er äußerte einmal, es werde erst einer völligen Umwandlung der nationalen Art bedürfen, um die Hemmnisse, Oberflächlichkeit, Trägheit und Hang zu Ausschweifungen zu überwinden.“

»Die nationalpreußische Art, von der Friedrich II. hier spricht, und die unter seinem mächtigen Einflusse Deutschlands „nationale Art völlig umzuwandeln“ drohte, war die Art, vor der Goethe auf der Hut sein mußte. Das Verzweifeln Friedrichs II. stimmt um so trauriger, wenn man liest, was Koser vorher berichtet hat, daß nämlich der König für den pommerschen Adel noch besonders eine Voranstalt gründete. Koser hätte hinzufügen können, daß der scharfblickende König sogar den berühmten Casanova, der durch seine Eigenschaft als Ausländer wohl für Friedrich aufs beste empfohlen war (vgl. oben S. 179), als Erzieher eigens für pommersche Edelleute berief. Über diese Berufung des durchreisenden Casanova, die Koser – ich weiß nicht warum – verschweigt, berichten Casanovas Denkwürdigkei-

ten um so ausführlicher; sie erzählen, wie der große Italiener beim ersten Anblick den „armen Tröpfen aus dem reichen Pommernlande“ auf Nimmerwiedersehn Lebewohl sagte, nachdem er vorher noch Zeuge geworden war, wie der König durch eigenes Eingreifen sie zur Beobachtung einfachster Reinlichkeit zornig anzuhalten versuchte. Die beiden Zusammentreffen zwischen dem weltgewandten Freibeuter der Liebe Casanova und dem berühmtesten (aber in die Hölle der Kleinlichkeiten verdammten) *condottiere* des Rokoko – oder könnte man das Wesen Friedrichs II. besser bezeichnen? – sind voll erheiternder Zwischenfälle. Casanovas Schilderung der abenteuerlichen Unterhaltung des Königs entspricht zu genau den verwandten Berichten de Catts und Lucchesinis, um anders als zuverlässig sein zu können; die Zusammenkunft Casanovas und *Federics* bekommt geradezu weltgeschichtlichen Reiz bei dem Zwischenfall im Kadettenhaus, weil Casanova noch stolz und ungebrochen, während Friedrich II. schon als Büßender erscheint; Casanova lacht; der König grollt; beide hatten sich verwegen den Befriedigungen ihrer Lust und Leidenschaft hingegeben. Aber die kriegerischen Abenteuer des Königs waren weniger glücklich abgelaufen als die Liebesabenteuer Casanovas, dessen strahlende Gesundheit alle Quecksilberkuren lächelnd überwand. Friedrichs II. dreiundzwanzigjährige eifernde Mühen um die Wiedergutmachung seiner „heroischen Schwachheiten“, seiner versäumten „großartigen Kulturpflege“ und seiner dreiundzwanzigjährigen kriegerischen Jugendsünden stellen sich sinnbildlich bedeutungsvoll dar in dem Zwischenfall mit dem Nachttopf seiner pommerschen Landeskinder. Casanova selbst hatte wahrscheinlich mehr leibliche Kinder, als der unfruchtbare König pommersche Kadetten sein eigen nannte, aber die Sorge um ihre Nachtgeschirre überließ Casanova andern. Man bedauert den verfrühten Tod der Markgräfin von Bayreuth; diese kleine Er-

zählung Casanovas hätte sich würdig ihren Denkwürdigkeiten aus dem Elternhause Friedrichs des Großen angereiht.

»Man könnte fragen, ob Goethes „dienerliche Haltung" vor den Sprößlingen des deutschen Adels nicht verfrüht war, solange dieser noch den friderizianischen Einfluß nicht ganz überwunden hatte und deshalb kaum Anspruch hatte, zu den „hohen Personen" gerechnet zu werden. Im Zedlitzschen preußischen Adels*lexikon*, wenn ich mich nicht irre, findet man die Nachricht über ein pommersches Dorf mit zwölf Adelsfamilien, wo nach dem Siebenjährigen Kriege – es klingt unglaublich – die einzigen nichtadligen Dorfbewohner der Nachtwächter und der Kuhhirt waren, welche sich aber mit adligen Fräuleins verlobt hatten. Auch Friedrich II. spricht gelegentlich von dem *vulgaire* seines Adels. – Andererseits bleibt zu bedenken, daß gerade die Verbindung mangelhafter Erziehung mit dem Anspruch auf hohe gesellschaftliche Stellung gefährlich war. In den gesammelten Werken Friedrichs II. findet sich der grollende Brief, mit dem er dem Leutnant von Kalckstein (vielleicht ein Nachkomme des von Kalckstein, den der Große Kurfürst foltern ließ) seine Strafversetzung in ein anderes Regiment mitteilte, weil dieser Offizier „in einem Anfall von Zorn einen Trommler getötet" hatte. Vielleicht hat Friedrich der Große später bereut, den jungen Offizier so hart bestraft zu haben, indem dieser vielleicht nur recht eigentlich im Geiste Friedrichs für die Aufrechterhaltung friderizianischer Zucht eingetreten war. Jedenfalls schrieb der König zehn Jahre später in sein geheimes Testament von 1768 (also nach den Erfahrungen der drei friderizianischen Bürgerkriege):

„Quant au soldat... il faut qu'il craigne plus ses officiers que les périls auxquels on l'expose, ou jamais personne ne pourra le mener à la charge à travers une tempête de trois cent canons qui le foudroient. La bonne volonté n'engager a

jamais le vulgaire dans de semblables périls, il faut que ce soit la crainte.“

»Die Gefahr bestand, daß die in friderizianischem Geiste erzogenen Adligen, die auf Befehl ihres Königs von ihren Soldaten „mehr gefürchtet wurden als dreihundert Kanonen“, wenn sie erst einmal anfangen würden, Anteil an dem geistigen Leben ihres Volkes zu nehmen, nicht nur Trommler, sondern auch etwa die Verfasser mißliebiger Stücke erschlagen oder durchprügeln würden, und daß zum Beispiel der Urheber einer *„imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises“* vor ihrer allzu lebhaften Teilnahme nicht sicher sein würde, namentlich, wenn er es etwa gewagt haben sollte, die fürstliche „Kriegslust“ eine „Krätze“ zu nennen, wie Goethe das getan hat. Zu Ehren Friedrichs des Großen muß allerdings gesagt werden, daß er schon nach dem „Siebenjährigen“ Krieg eine *Kabinettsordre* erließ, in der den Offizieren „das Prügeln der Bürger“ ausdrücklich untersagt wurde. Aber einmal eingewurzelte Sitten lassen sich sogar in Preußen nicht ganz plötzlich ausrotten, nicht einmal, wenn ein so *„humaner“* König wie Friedrich die Ausrottung befiehlt. Friedrich II. selbst zwar pflegte nachweislich seine Untergebenen, wenigstens eigenhändig, bereits weniger zu prügeln als sein Vater, und höheren Staatsbeamten soll er mit der Krücke nur dann auf die Schulter geschlagen haben, wenn er sie mit Spandau zu bedrohen für nötig fand. Goethe aber wußte, daß auch 1778 im Verkehr mit Offizieren und anderen „hohen Personen“, die preußisch, oder preußisch beeinflußt waren, noch große Vorsicht nötig sei. Nach seinem Besuche in Berlin schrieb er in dem bekannten Briefe an Merck, in dem er die „Lumpenhunde“ Friedrichs II. erwähnt: „Mit Menschen habe ich sonst gar nicht zu verkehren gehabt und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen.“ Es klingt, als ob Goethe eindringlich gewarnt worden sei, und was

er an Frau von Stein über seine Berliner Eindrücke schrieb: „keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander", läßt vermuten, daß er die Warnungen begründet fand. Sie können auch kaum übertrieben gewesen sein. Man muß sich erinnern, wie ungünstig zum Beispiel der Reichsfreiherr von Stein noch während der letzten Lebensjahre Goethes über die altpreußischen Adeligen geurteilt hat; er nannte sie „Barone und nichts weiter" ... „in Hinterpommern und in den brandenburgischen Sanddünen, die nichts als hinterliche und hinderliche Gedanken und Ansichten haben können". Der Freiherr von Stein erklärte sich diese eigentümliche preußische Gemütsverfassung folgendermaßen: „Da weht schon zuviel polnische und russische Luft herüber. Das ist kein ritterlicher Reichsadel, kaum ein halbdeutscher Adel zu nennen, es ist ein *genus hybridum,* in welchem noch ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen vorsintflutlichen Tier steckt."

VOLTAIRES MISSHANDLUNG

»Es wäre ungerecht, dieses „vorsintflutliche Tier" ausschließlich im preußischen Adel zu suchen. Waren doch, als Stein seine Anklage erhob, selbst in England kaum hundertfünfzig, in Frankreich kaum hundert Jahre verflossen, seitdem dort Herren vom Adel tätlich gegen berühmte, also bürgerliche Schriftsteller, ich denke an Dryden und Voltaire, vorgegangen waren, und zwar—wie ja auch Antonio gegen Tasso nicht den Degen zog—, indem sie sich selbst zurückhielten und ihre Opfer durch gemietete Leute prügeln ließen, also ähnlich, wie es Friedrich II. später mit den Vertretern der Kölner und Erlanger Zeitungen machte. Noch 1830, als Goethe sagte: „Ein deutscher Schriftsteller—ein deutscher Märtyrer! Sie werden es nicht anders finden", glaubte er sich damit trösten zu können,

daß es in England und Frankreich auch nicht besser gewesen sei, wobei er auf die Schicksale der Molière, Voltaire und Rousseau und auch Byrons hinwies, den böse Zungen aus England vertrieben hatten.

»Zur Zeit des Goetheschen Besuches in Berlin, die ja auch die Zeit der angestrengtesten politischen Bemühungen Goethes gegen Friedrich II. ist, waren die von Preußen beeinflußten politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse womöglich noch unerfreulicher als die später vom Freiherrn von Stein geschilderten. Goethes politische Mißerfolge gaben ihm die Überzeugung, daß auch das ernstlichste Bemühen der Wohlgesinnten unter den bestehenden Verhältnissen aussichtslos sei. Nicht lange vor seiner Flucht nach Italien schrieb er: „Wer sich mit der *Administration* abgibt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein." Das ist eine Bankerotterklärung jenes bürgerlichen Gemeinsinns, dessen kräftige Entwicklung die Vorbedingung aller bürgerlichen Freiheit, alles würdigen politischen Lebens der „freien" Länder ist, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, den Friedrich der Große geprägt hat, als er vom „freien England" sprach. Dieses Opfer seiner Gesinnung ist Goethe nicht leicht geworden; klagte er doch gerade in jener Zeit, wenn auch nur im stillen, bitter über die Art, wie im staatlichen Leben „gepfuscht wird", und über „die Kriegslust, die wie eine Krätze unseren Prinzen unter der Haut sitzt"... „Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung mehr. Befleißige Dich (der 1785 geschriebene Brief ist an v. Knebel gerichtet), das Kreuz auch auf Dich zu nehmen und mir nachzufolgen." Goethe sprach von dem „Teufel des Unverstandes, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen", und er hatte schon damals — beinahe wie H. Taine und gleichsam als Seher der kommenden staatlichen Umwälzungen — erkannt, wenn er es auch nur in

einem vertraulichen Briefe schrieb: „Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Kellern und Kloaken miniert, wie es eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohner Verhältnisse wohl niemand denkt. Nur wird es dem, der einige Kundschaft davon hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht und hier verworrene Stimmen gehört werden. Die Sorgen fallen mich an wie hungrige Löwen... Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts."

»Während es aber in Deutschland Goethe noch 1785 für aussichtslos hielt, öffentlich von den Sorgen zu sprechen, die ihm „unsere moralische und politische Welt" einflößten, hatten sich in Frankreich schon Köpfe vom Range Molières und Voltaires drangewagt, waren „Narren" genug, sich mit der moralischen und politischen *„Administration* abzugeben" und verwegen den „Teufel des Unverstandes von so manchen Menschen" zu entlarven, und es waren nicht Ludwig der Vierzehnte und Fünfzehnte, sondern störrische Mitglieder des Adels, die sich von diesen Befreiungsversuchen so scharf getroffen fühlten, daß sie sich an Molière und Voltaire vergriffen haben sollen.«

Thomas Mann lächelte und sprach mit leise ironischer Betonung die Verse:

So steigt gewiß in stetigem Befreien
Die ganze Menschheit noch zu ungeahnter Höh!

und fügte hinzu: »Wie soll man diesen adligen Aktivismus deuten? als Ästhetik oder als Politik? Manchmal gibt es kein Drittes: es war Politik – „bei Gelegenheit" der Ästhetik.«

Manfred antwortete: »Es war Ethik; wenigstens erkennt man im Verhalten des Herrn von Rohan (*„roi ne puis, duc ne daigne, Rohan je suis!"*, gab es je einen stolzeren Wahlspruch?), der Voltaire durchprügeln ließ, zarte, menschliche Rücksichtnahme. Seinen Handlangern, während sie

Voltaire verprügelten, rief er zu: „Schlagt ihm nicht auf den Kopf; aus dem kann noch einmal etwas Gutes kommen.“ Diese vornehme Rücksichtnahme des adligen Herrn rührte den zuschauenden Pöbel und zwang ihm einen Ruf der Anerkennung ab: „Ach, der gute Herr!“; das mag ja widerspruchsvoll klingen, aber es war eben derselbe Pariser Pöbel, der nach der französischen Niederlage von Roßbach Friedrich den Zweiten als „den Großen“ feierte; eine Auszeichnung, die doch heute noch von vielen als gültig anerkannt wird. Voltaire, der seines Gegners nicht habhaft werden konnte, sondern in die Bastille gesteckt wurde, floh ins „freie“ England und holte von dort die Gedanken, die später manchen hochgebildeten und harmlosen Junker auf das Schafott brachten.«

LUDWIGS XIV. FREUNDSCHAFT UND MOLIÈRES RACHE

Ich überhörte geflissentlich Manfreds Anspielung auf Roßbach und erzählte: »Der Zufall will es, daß Herr Georg Brandes mir gestern von dem verwandten Unfall Molières eine Darstellung gab, die sogar Ludwig den Vierzehnten in ein sehr pöbelhaftes Licht stellt. Als der Graf de la Feuillade, der sich in Molières *„École des Femmes“* angegriffen fühlte, den sich verneigenden Dichter um den Hals faßte und das Gesicht des Überraschten an den Metallknöpfen des gräflichen Rockes blutig rieb, soll Ludwig XIV. vorher sozusagen seine Einwilligung zu dieser Züchtigung gegeben haben. Wenigstens sagte Herr Brandes, La Feuillade habe auf die Frage: „Können Euer Majestät Molière entbehren?“ von Ludwig XIV., der den Sinn dieser Frage wohl verstand, die wenig königliche Antwort erhalten: „La Feuillade, ich bitte um Gnade für Molière.“ Mir liegt etwas daran, über diesen La Feuillade Bescheid zu wissen, weil Paris ihm den einst so schönen Platz *des Victoires* ver-

dankt, dem ich in einem gerade im Druck befindlichen Buche einen Abschnitt widme.«*

Manfred: »Die Angriffe auf den Marschall de la Feuillade – der ein Höfling im besten, ja verwegensten Sinne jener großen Zeit gewesen ist – stammen von seinen Neidern und sind nicht sehr zuverlässig. Die oft erzählte Begebenheit zwischen La Feuillade und Molière stammt aus einem Bericht, der mehr als sechzig Jahre nach der Aufführung der *École des Femmes* geschrieben wurde. Molière war also schon mehr als fünfzig Jahre tot, La Feuillade mehr als dreißig Jahre begraben, als man die Geschichte, die das Andenken der beiden Männer beschmutzt, zum ersten Male aufzeichnete.«

Hegemann: »Aber warum sollte man denn nachträglich den Wunsch verspürt haben, etwas so Häßliches zu erfinden?«

Manfred: »Der Herzog de la Feuillade hat einen anmaßenden Sohn gehabt, dem mancher gern etwas anhängen mochte, und die Verleumdung des Schauspielers Molière und seiner jungen Frau, der berühmten Schauspielerin Armande, hat ja schon vor Molières Tode und erst recht nachher erfolglose Nebenbuhler zu Urhebern so abenteuerlicher Schmähschriften gemacht, daß sie sich verschiedentlich nach Köln und Frankfurt wenden mußten, um Drucker zu finden. Wenn man diese angeblich durch Ludwig XIV. genehmigte Mißhandlung Molières durch den Herzog de la Feuillade glauben wollte, und dann etwa noch das verwandte Hintertreppengerücht hinzufügte, daß Ludwig XIV. den alternden Racine in Ungnade fallen und in Verzweiflung sterben ließ, dann stünde der große Ludwig allerdings häßlich da. Man brauchte sich dann nur noch zu erinnern, daß auch Fénélon in Ungnade starb, daß Pascals unsterbliche *Lettres provinciales* verbrannt wurden und was

* Vgl. Seite 203 in »Der Städtebau usw.«, Verlag Wasmuth, Berlin 1913.

es ähnlicher trauriger Tatsachen mehr gibt, und man täte gut, zu fragen: Wenn das die Ergebnisse des vielgerühmten und heißbegehrten Mäzenatentums eines Königs sind, dann ist vielleicht die Ausrede, mit der Friedrich II. im Gespräch mit Mirabeau seine Verständnislosigkeit für deutsche Literatur zu entschuldigen versuchte, gar nicht so schlecht? Friedrich II. sagte: „Welch größeren Dienst hätte ich der deutschen Literatur erweisen können, als mich gar nicht um sie zu kümmern und ihre Bücher nicht zu lesen?“ Wie zutreffend und begrüßenswert Friedrichs II. Selbsterkenntnis in diesem Falle auch sicher gewesen ist, in Frankreich lagen die Dinge doch anders. Daß es auch Ludwigs XIV. Pflicht gewesen sei, die Finger wegzulassen vom geistigen Leben seines Volkes, hat auch Friedrich II. nicht entfernt geglaubt.«

Thomas Mann rief zweifelnd: »Warum nicht?« und erinnerte uns an Schillers Verse:

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten, ...«

Manfred antwortete lachend: »Das ist Schillers verschleierte Schilderung preußischer Verhältnisse. Von Frankreich heißt es dagegen im selben Gedicht:

Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden ...
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

»Ich bin nicht gerade entzückt von dem „Ganzen“ Schil-Schillers, aber Schiller scheint doch willens gewesen zu

sein, die französische Vollendung zu würdigen. Gewiß, ein solches „Reich des Wohllauts und der Schöne" entfaltet sich nicht, „wo Sklaven knien, Despoten walten". Nein!:

Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

»Aber es ist nicht „der gute Ton"; nicht die *„Konvenienz"*, die unfrei machen. Sie fragten, warum Friedrich II. nicht vielleicht geglaubt habe, daß Ludwig XIV. am besten auch seine Finger von der französischen Kunst gelassen hätte, wie Friedrich es bei der deutschen Kunst, und zu ihrem Heile, getan zu haben behauptet? Die Antwort scheint mir einfach: Weil Voltaire das nicht glaubte! In seinem *„Siècle de Louis XIV"*, das größtenteils in Berlin geschrieben wurde, ruft Voltaire bewundernd: „Ludwig XIV. kannte und beschützte alle großen Dichter mit Ausnahme Lafontaines, den eine bis zur Vernachlässigung getriebene Einfachheit dem Hofe ferne bleiben ließ". (Lafontaine war ein künstlerischer Landstreicher, romantisch unbezähmbarer als ein Eichendorffscher Taugenichts.) Friedrich II. hat — getreu nach Voltairescher Vorschrift — seiner Bewunderung für Ludwigs XIV. Förderung der Künste oft Ausdruck verliehen. Ich glaube 1775 hat der Spötter Voltaire seine Auffassung der literarischen Aufgaben und Möglichkeiten eines Preußenkönigs in einem Briefe an Friedrich II. sehr höflich folgendermaßen geschildert: „Für die deutsche Literatur beginnt die Sonne erst aufzugehen; es würde strahlender Mittag sein, wenn Euer Majestät geruht hätten, deutsche Verse zu machen." Dem Laster königlichen Versemachens, dem Friedrich zügellos frönte, war Ludwig XIV. nicht zum Opfer gefallen, und Molière, Racine oder seine anderen sprachmeisterlichen Freunde klagten nie, wie Voltaire in Sanssouci, über den Zwang, des Königs schmutzige Verse waschen zu müssen. Ludwig XIV.

hat übrigens auch keine gelehrte *dissertation* über die französische Literatur geschrieben, obgleich er unendlich viel mehr von der französischen Literatur wußte als Friedrich II. von seiner deutschen, über die ausführlich zu schreiben er sich für verpflichtet hielt.

»Das: „alle großen Dichter kennen und beschützen", das Voltaire an Ludwig XIV. rühmt, war das hohe Vorbild, dem Friedrich II. vergebens nacheiferte, als er schrieb, er wolle Berlin „zum Tempel der großen Männer machen". Daß Friedrich II. dabei auch an ausländische große Männer dachte, entspricht dem Vorgehen Ludwigs XIV., von dem Voltaire berichtet, daß er geradezu eine internationale Gelehrtenrepublik begründete, indem er sich auch die Geistesgrößen des Auslandes durch Geschenke verband und sogar Professoren der heute kaum mehr berühmten deutschen Hochschulen von Altdorf und Helmstädt Ehrengaben übersandte. Allerdings für das unnachahmliche Geschick Friedrichs II., seinen Canitz zu loben und Paul Gerhardt und unseren Goethe zu verachten, alle Großen: Herder, Winkelmann, Lessing, Voltaire aus dem Lande zu treiben, um sich (wie der zur Bewunderung bereite Fürst von Ligne es entschuldigend ausdrückt), „mit Leuten von schlechtem Geschmack zu umgeben", und La Mettrie, Pölnitz, La Beaumelle, Abbé de Prades, Lucchesini und andere königliche Geistesgenossen durch Geldzahlungen in seiner stachlichen Nähe festzuhalten, dafür allerdings findet sich kein Vorbild bei Ludwig XIV.; das ist rein friderizianisch! Dagegen findet Friedrichs des Großen Verachtung für Napoleons deutschen Lieblingsdichter — eine Verachtung, die sich bekanntlich auf das damals auch in Berlin gespielte Volksstück Götz von Berlichingen gründete — ein reizendes Gegenstück, kein Seitenstück in Ludwigs XIV. Vorliebe für die Volksstücke Scarrons, von denen dem Sonnenkönige namentlich eines so gefiel, daß er es sich, in seinen jüngeren Jahren, an einem Tage dreimal spielen

ließ. Die Stücke Scarrons gehören zu den Volksstücken im Geiste Rabelais'schen Überquellens, den auch — wie man weiß — Molière höchlichst genoß. Diesem Geiste sind die deutschen Hauswurstiaden nahe verwandt, die Friedrichs II. „sächsischer Schwan" Gottsched mit derselben falch verstandenen Französischtuerei von der deutschen Bühne verbannt hat, mit der Friedrich selbst später gegen den volkstümlichen „Götz von Berlichingen" eiferte und mit der er gegen Goethes „Hanswursts Hochzeit" geeifert hätte, wenn Goethe durch einen teilnehmenden Ludwig XIV. — ohne Wissen Friedrichs II. — zur Vollendung dieser nun leider unvollendet gebliebenen Posse königlich gedrängt worden wäre. Nichts zeigt schärfer den Gegensatz zwischen der Volksfremdheit — oder muß man sagen: der Verstiegenheit? — Friedrichs II., auf der einen Seite und der Bodenständigkeit des, auch bei höchster Sonnennähe, in seinem Volke wurzelnden Geistes Ludwigs XIV., auf der anderen Seite, als das Verhältnis der beiden Fürsten zur Volksbühne.«

Hegemann: »Sie müssen zugeben, Friedrich II. hatte in seiner Jugend nicht entfernt dieselben Möglichkeiten, sich für ein volkstümliches Theater zu erwärmen, wie Ludwig XIV.«

Manfred: »Es gibt irgendwo einen Bericht, in dem man den Kronprinzen Friedrich sich hochnäsig von einer Bühnenvorstellung abwenden sieht, die seinem Vater Spaß machte. Und sicher, in dem preußischen Prügelparadies Friedrich Wilhelms I. war alles aussichtslos. Die Albernheit der preußischen Geschichtschreibung zeigt sich auch gerade in der Art, wie sie die hoffnungslosen preußischen Zustände als bezeichnend für die Verhältnisse im Deutschen Reiche des achtzehnten Jahrhunderts behaupten und damit die Französelei ihres Friedrich entschuldigen möchte.

»Hören Sie dagegen einmal einen Nichtpreußen wie Cornelius Gurlitt (verglichen mit preußischen Geschichtschreibern wirkt er wie ein gebildeter Ausländer) über

August den Starken reden. Gewiß, August war gereist und hat anders als die Preußenkönige etwas von der Welt gesehen. Augusts des Starken Beurteilung *kultureller* Werte war vor allem nicht in Friedrichs II. Provinzlertum befangen, das stets vor Paris auf dem Bauche zu liegen und die Brauchbarkeit der eigenen Beine zu bezweifeln begehrte.«

Hegemann: »Hatte August der Starke etwa keine französischen Schauspieler?«

Manfred: »Die hatte und schätzte er; aber sie verhinderten diesen König nicht, geistig mit seinem Volke zu leben. Er war nicht so grauenhaft phantasiearm, daß er nicht die hohe Bedeutung des Strebens im eigenen Volke begreifen und den Strebenden seine Teilnahme bekunden konnte. Er, der König von Polen, nahm sich der deutschen Komödianten an und ließ ihnen Kleider aus dem Vorrat der königlichen Hofbühne zur Verfügung stellen. Ein königlicher Hofkomödiant war „Prinzipal der hochdeutschen Bande". Und Augusts verständnisvolle Teilnahme hat bessere Früchte getragen als die verständnislose Vornehmtuerei Friedrichs II. Aus der sächsischen „hochdeutschen Bande", nicht aus Friedrichs II. französischem Theater am Gendarmenmarkt, entwickelten sich die herzoglichen Sachsen-Merseburgischen und Weimarischen Hofkomödianten. Die Karoline Neuberin und die großen Namen der Folgezeit von Eckhoff bis Iffland gingen alle aus diesem Kreise hervor; ohne die dort gegebenen Anregungen wäre die hamburgische Dramaturgie des Sachsen Lessing unmöglich gewesen. Selbst mittelmäßiger Verstand hätte einen politischen Denkens fähigen König davor bewahrt, das in Sachsen geschliffene Geistesschwert zu verschmähen, als Lessing es einem „wohl*affektionierten* König" anzubieten drängte. Aber dieser „König" war kein König.

»Wenn Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. solch fremdnärrische *snobs* gewesen wären wie Friedrich II., hätten sie – mit demselben Rechte wie Friedrich – das Heimische

vernachlässigt und hätten das damals höher entwickelte Italienische allein gelten lassen. Bei derartigem Unverstande wäre das französische Theater zu demselben würdelosen und ewigen Tode verdammt gewesen wie das preußische. Preußen behaupten gern, von Friedrich II. dürfe man noch nicht soviel deutschnationale Einsicht verlangen, wie sie die dreißig Jahre jüngere Mutter des Weimarer Carl August schon bewies. Aber wie *„euphemistisch"* man auch Friedrich II. beurteilen soll, so ist es doch vielleicht keine unbillige Zumutung, wenn man von ihm ebensoviel Verständnis für die unwägbaren aber zukunftsschweren Werte deutschen Volkstums erwartet, als schon vierzig Jahre vorher der König von Polen an den Tag legte.

Hegemann: »Ich fand es immer sehr lustig, ja verdienstvoll, wie Friedrich der Große dem „geistlichen Muckerpack" in Halle, das gegen die deutschen Schauspieler zeterte, auf die Finger geklopft hat.«

Manfred: »Ja, das klang ganz nett. Aber bitte, lassen Sie uns doch einmal näher zusehen. Ich wette, wir finden auch hier nichts als echt friderizianische Ungezogenheit, die mit unfehlbarer Sicherheit das verkehrte Opfer trifft.«

Manfred blätterte in einigen alten Büchern; ich erkannte Preuß, Büsching und J. C. Freier. (Manfred zog meist die älteren Werke über Friedrich den neueren vor, er hielt sie für »ehrlicher«.) Dann fuhr er fort:

»Gewiß, die Universität Halle hat im Jahre 1745, nach großen Studentenprügeleien im Theater, beantragt, „daß wegen vorgefallner Unordnungen keine *Komödianten* mehr in der Stadt geduldet werden möchten" und Friedrich II. antwortete ganz im Stil seines plumpdreisten Vaters: *„Das ist das Geistliche Mukerpack Schuldt daran. sie Solen Spillen und Herr Franke oder wie der Schurke heißt, Sol darbei Seyndt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstelung eine öfentliche Reparation zu tun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschiket werden, das er dargewesen ist."*

»Und „Herr Franke oder wie der Schurke heißt", der Sohn des Begründers der Frankeschen Stiftungen, mußte zwanzig Thaler Strafe zahlen, obgleich die Universität berichtete, „daß der Professor Franke bey dieser ganzen Sache auf keinerlei Weise *concurri*ret hat".

»Der König wollte, daß die Hallenser Studenten sich im deutschen Theater bilden? der König hat wohl etwas getan für dieses deutsche Theater? Am 21. Juni 1771 war der weise König von Preußen anders gelaunt und er wetterte gegen das Berliner Theater, das in Halle gespielt hatte, mit folgender *Kabinetsordre:* „Seine Königliche Majestät in Preußen *etc.* finden Sich durch die, von der Döbbelinschen Schauspielergesellschaft zu Halle veranlaßte große Unordnungen, in Dero bereits vorhin gefaßten Meinung noch mehr bestärkt, daß öffentliche Schauspiele sich ganz und gar nicht für Städte und Örter schicken, wo junge Leute zum Dienste des Stats gebildet werden sollen. Es geben solche nur vielmehr der Jugend Anlaß, Zeit und Geld unnützerweise zu verschwenden, und die auf diesen Pflanzschulen so unumgängliche nöthige gute Zucht zu stören und zu unterbrechen, und in allem diesen Betracht wollen Höchstgedachte Seine Königliche Majestät aus wahrer landesväterlicher Vorsorge dergleichen weder auf Dero Universitäten, noch in deren Nachbarschaft weiter gestattet wissen." (Preuß, III, 359f.) Dieser königliche Bannstrahl traf *ausgerechnet* die Döbbelinsche Schauspielergesellschaft! die war wohl nicht so gut, wie die 1745 vom Könige gewaltsam beschützte Gesellschaft? Oder waren die preußischen Studenten nach dreißig Jahren „großartiger geistiger Kulturpflege" Friedrichs II. noch größere Rauhbeine geworden? (Vgl. oben S. 41 und 104.) Ach, die von Friedrich II. verfolgte Döbbelinsche Schauspielergesellschaft hatte gerade alle Hindernisse der Königlichen Zensur überwunden und Lessings Minna von Barnhelm – auf deutsch! (vgl. oben S. 314—16) – „mit einem so unerhörten

Beifall auf die Berliner Bühne gebracht, daß das Stück in 22 Tagen 19 mal gegeben wurde und die Bewohner der *Residenz* entschieden für den Geschmack an der deutschen Kunst gewann" (Preuß, III, 362). Unerhörtes Verbrechen: zehn Jahre vor Friedrichs *dissertation!* Friedrich verfügte also gegen diese Schauspieler, „daß öffentliche Schauspiele sich ganz und gar nicht für Städte schicken, wo junge Leute zum Dienste des Stats gebildet werden sollen". Steigt Ihnen da keine Galle auf? Aber „Herr Franke oder wie der Schurke heißt" wurde vom König zum *Consistorial*rat ernannt.

»Sie glauben, Friedrich II. habe etwas für die Entwicklung des Theaters in Berlin getan? Hier findet sich bei Preuß gleich anschließend die genaue Schilderung eines typischen königlichen Theaterbesuchs: „Der König trat unter kriegerischen Trompetentönen in das Opernhaus in den Kreis seiner Generale und Offiziere auf dem vorderen Parterre, dessen Hälfte mit denen, aus allen Regimentern kommandirten gemeinen (geprügelten!) Soldaten sich füllte; und pflegte wohl, auf die Scheidewand des Orchesters aufgelehnt, dem dirigirenden Kapellmeister in die Noten zu sehen. Der König klatschte bisweilen, er allein, dem Orchester oder einer Sängerin Beifall zu."

»Auf mich wirkt das alles barock verschroben oder widerlich. Sagen Sie mir nicht, Friedrich II. sei zu alt gewesen, um an dem mächtig auflebenden deutschen Theaterleben teilnehmen zu können. Die große Neuberin war 15 Jahre älter als Friedrich II. Ihr Schüler Koch, der in Berlin „seine Bühne 1771 in der Behrenstraße sehr glänzend mit Lessings ‚Sara Sampson' eröffnete", war 9 Jahre älter als Friedrich II. „Alle diese herrlichen Talente erfreuten die gebildete Berlinerwelt in engen und unscheinbaren Räumen: in Buden, auf dem Rathause, in Hintergebäuden" (Preuß, III, 365), und der König saß in dem riesengroßen Opernhause (einem der größten der Welt) vor kommandierten Soldaten und hörte schlechte italienisierende Musik. Preußisches

„Volksleben"! Für Schauspiele war das Gebäude zu groß, so „baute Friedrich II. 1775 für die französischen Komödianten in der Mitte des Gensd'armenmarktes ein Schauspielhaus mit der Aufschrift: *‚Ridentur et corriguntur mores'* (!?), welches 1200 Plätze hatte, aber nur von kurzem Bestande war, weil das Deutsche Theater ihm großen Schaden tat." Diesem totgeborenen französischen Theater Friedrichs II. versuchte sein *„Directeur des Spectacles"* Leben einzuhauchen, indem er *„Minna de Barnhelm"* auf französisch aufführen ließ! Aber trotz dieser echt friderizianischen Querpfeiferei pfiff sein Theater aus dem letzten Loch.

»Ranke möchte in einem verwandten Zusammenhang völlige Ahnungslosigkeit des Königs annehmen und sagt: „... die Akademie zu Berlin fuhr fort französisch zu sprechen; wenn diese bereits in ihrer unmittelbaren Umgebung einen in sich selbst überlegenen Widerspruch fand, so hat der König an seiner Stelle denselben nicht einmal bemerkt."« (Ranke, „Die deutschen Mächte ...", II. Aufl. S. 85.)

»Aber Friedrichs Ärger war größer als seine Ahnungslosigkeit. Als sein Schauspieldirektor die Berliner schließlich durch „Pantomimen" in das leerstehende französische Theater ihres großen Königs locken wollte, verfügte Friedrich französisch: „Nein, ich werde die Pantomimen nicht gestatten, es gibt schon zu viele *Spectacles* in Berlin." Später benutzte er den „Kartoffelkrieg" als Vorwand, sein französisches Theater eingehen zu lassen. Die Ausrede, mit der er seine Niederlage verdecken wollte: „Die gegenwärtige Zeitlage bereitet ernstere Auftritte vor. Man kann sehr gut ohne Lustspiele auskommen", wird von sachfremden Beurteilern als das Wort eines königlichen Weisen mißverstanden; gerade als ob dieser höchst schädliche Kartoffelkrieg, der Goethe zum tätigen „Verschwörer" gegen Friedrich II. machte (vgl. oben S. 190—232), für Preußen einen anderen Sinn gehabt hätte, als vielen Tausenden von

Friedrichs mißhandelten Soldaten trotz des Dienstes in der Oper Gelegenheit zum Durchbrennen zu geben „in lichten Haufen“ und „unter den Augen des Königs“.« (Preuß IV, 334.)

Hegemann: »Ihnen scheint alles Verständnis dafür zu fehlen, daß der Geist des kriegerischen Preußen nichts mit Komödie zu tun hat.«

Manfred: »Friedrich hat verschiedentlich während des Kriegs Oper spielen, er hat sogar während des Siebenjährigen Krieges Arbeiten in den Gärten von Sanssouci ausführen lassen und dabei mehr Geld verausgabt als Maria Theresia, die auch mitten im Siebenjährigen Krieg mehr Verständnis für die theatralischen Bedürfnisse einer Großstadt hatte als Friedrich II. ein Jahr vor Beginn seines schimpflichen Kartoffelkrieges. „Es giebt schon zuviele *Spectacles* in Berlin“, sagte Friedrich II. 1777. Als dagegen in Wien 1759 die beiden deutschen Bühnen unter Geldschwierigkeiten litten, schrieb die weitsichtige Maria Theresia (auf deutsch): „*Spectacles* müssen sein, ohne dem kann man nicht hier in einer solchen großen Residenz bleiben. Beede Komödien müssen bleiben und *destiniere* ich hiezu 150 000 Gulden.“[1] Auf diesen beiden Bühnen wurden die ganz oder halb *extemporierte* „Kunstkomödie“ und das ernste deutsche Schauspiel im Geschmack Gottscheds gespielt. Da pulsierte das Leben, aus dem das deutsche Theater erwachsen ist und das Hofmannsthal zu der Behauptung berechtigt, daß Wien in den letzten hundertfünfzig Jahren neben Paris die erste Theaterstadt der Welt gewesen ist. War das nicht mehr wert als die „Siege“ von Leuthen oder Hochkirch?«

Ein Teilnehmer am Gespräch warf ein: »Wie Sie die Bedeutung dieser Dinge überschätzen!«

Manfred: »Es war Friedrich der Große, der glaubhaft zu machen versuchte, er möchte weit lieber ein gutes Theaterstück, die für Ludwig XIV. geschriebene Athalie, gedich-

tet, als die Siege des Siebenjährigen Krieges erfochten haben. Übrigens wollte ich ja nur nachweisen, daß die preußischen „Historiker", die ihrem Friedrich „dem Großen" zu Ehren überlegene Fürsten wie August den Starken, Maria Theresia oder Ludwig XIV. verächtlich machen möchten, in lächerliche Widersprüche geraten.«

Hegemann: »Sollte denn der Begriff hochfahrender, volksfeindlicher Prachtliebe, den man im deutschen Geschichtsunterricht meist mit Ludwig XIV. verbindet, gar keine Berechtigung haben?«

Manfred: »Ich höre den sittlich überlegenen Treitschke mit seinem: „Ludwigs XIV. Königtum der höfischen Pracht und Selbstvergötterung". Von Friedrichs II. „Neuem Palais" und von Friedrichs eitelem: „Haben meine Verse nicht etwas von der Leichtflüssigkeit Racines?" schweigt Treitschke.«

Hegemann: »Paßt nicht vielleicht zu Treitschkes Auffassung die schmachvolle Behandlung, die Molière, Racine und andere Geisteshelden von Ludwig XIV. erlitten haben sollen, ganz gut? War nicht vielleicht Ludwigs Geschmack in Wirklichkeit auf die Derbheiten und Schlüpfrigkeiten Scarrons eingestellt und er nahm Molière und Racine nur zufällig und vorübergehend mit in den Kauf?«

Manfred: »Man müßte wirklich wünschen, das niederträchtige Gerücht von der Mißhandlung Molières, die Ludwig genehmigt haben soll, wäre wahr! Welche romantische Erzählung von der aufrichtigen Reue und Buße Ludwigs XIV. ließe sich daran anknüpfen! Lassen Sie die Ereignisse einmal im Geiste an sich vorüberziehen. Stellen Sie sich den jugendlichen Ludwig vor, verliebt in die Bühne des Volkes und die wilden Burlesken Scarrons; dann freundet er sich mit Molière an; der nicht mehr verachtete Komödiant verdrängt den Hofnarren, den Ludwig in seiner Frühzeit, wie ein mittelalterlicher Fürst, wie der Kaiser im Faust II, noch gehabt hat; Ludwig ist entzückt von den Lust-

spielen Molières und machte ihn auf lächerliche Höflinge aufmerksam, die Molière auf Ludwigs Wunsch in seinen Schimpf- und Scherzspielen verewigt; Ludwig zeigt aller Welt seine Bewunderung für Molière; er läßt den einst verachteten Spaßmacher an seinem Tisch sitzen und ruft den staunenden Höflingen zu: „Ich bin dabei, Molière zu bedienen, dessen Gesellschaft euch nicht gut genug war"; die Höflinge wehren sich mit den tausend Waffen der Gehässigkeit und höfischen Ränke gegen den unerschöpflichen und unerbittlichen Spott Molières; der Prinz von Conti, einst Schulkamerad und dann Beschützer Molières, schreibt scharf gegen Molières „Schule der Ehemänner"; ein geistiger Zweikampf entbrennt, wie er vielleicht nie leidenschaftlicher, sicher nie auf stolzerer Bühne und von stolzeren Kämpen gefochten worden ist; Boileau kommt seinem Freunde Molière mit einem berühmten Gedicht zu Hilfe; Molière selbst bringt seine „Kritik der Schule der Frauen" auf die Bühne, in der er die Höflinge und — wie es die spätere Überlieferung wahr haben will — besonders den verwegenen Grafen de la Feuillade aufs neue und noch schärfer angreift; dann soll die berühmte Mißhandlung Molières erfolgt sein durch La Feuillade oder durch einen Prinzen (vielleicht Conti), wie ein anderer Bericht andeutet, nachdem — angeblich — der Dichter vom Könige vorher preisgegeben worden war. (Andere Berichte scheinen im Gegenteil zu beweisen, daß La Feuillades Streiche, verwegen wie sie manchmal waren, eher die Mächtigen als die Schwachen getroffen haben. Oder sah er in Molière bereits einen Mächtigen?!) Und was dann? Niemand ist vor den Streichen dieser tollen Junker sicher, das mag sein; es bleibt die Frage: Verüben sie ihre Streiche unbestraft? War der Dichter, wie Brandes es will, rechtlos und wehrlos? Nein! Denn nie hat sich jemand ausgiebiger gerächt als Molière an den *„Marquis"*, die ihm hochfahrend begegnet waren, welche Form ihr Übelwollen auch angenom-

men haben mag. Nicht Molière war wehrlos, sondern im Gegenteil, jedermann – gleichviel, ob hoch oder niedrig – war wehrlos, wenn der geistvollste Sittenprediger aller Zeiten ihn zu züchtigen für gut fand. Molière muß des Rückhaltes beim König ganz sicher gewesen sein, anders hätte er seine Rache an den mächtigen *Marquis* nicht wagen dürfen. Er brachte unverzüglich sein „*Impromptu de Versailles*" auf die Bühne: bei keiner anderen Gelegenheit hat er ganz so geradezu anzüglich, unverhüllt, niederschmetternd geschrieben. Hatte Molière vorher die Herren „*Marquis*" lächerlich gemacht, so wies er jetzt nach, daß es nichts Lächerlicheres gäbe als einen *Marquis*. – *Marquis?* Ja, was in aller Welt sollte denn aus dem Lustspiel heute werden, fragte der Dichter, wenn es keine *Marquis* gäbe, die wie dazu geboren sind, als Narren die übrige Menschheit lachen zu machen? Und das wurde nicht etwa nur auf einer Pariser Bühne, sondern zuerst vor dem König in Versailles gespielt. Man denke sich die adligen Herren, die es nach damaliger Sitte als ihr Vorrecht betrachteten, rechts und links auf der Bühne zu sitzen: die Schauspieler konnten ihnen so den Hohn recht eigentlich ins Gesicht sagen und unter dem Gelächter der Zuschauer mit dem Finger zeigen, wer jedesmal der Verspottete und was die Lächerlichkeiten seines Anzugs und Gebarens waren. Etwas Ähnliches hat es seit Aristophanes nicht mehr gegeben. Und Ludwig XIV. lachte und schützte den Dichter gegen offene Angriffe. Die Flut von heimtückischen Verleumdungen, die gegen Molière losbrach, war beispiellos; daß er die Zielscheibe beleidigender Bühnenstücke wurde, ist selbstverständlich; daß er der Vater seiner jungen Frau genannt wurde, ist vielleicht weniger schlimm, als es damals klang; denn es ist ja vielleicht wahr: Armande ist vielleicht eine Antigone. Aber man suchte Molière auch zu packen, wo er vielleicht verwundbarer war, und verschrie seine junge Frau als öffentliche Dirne, und man überbrachte dem König eine

vernichtende Anklageschrift gegen Molière. Der König und seine Schwägerin (die Vorgängerin Liselottes von der Pfalz) antworteten mit der Übernahme der Patenschaft für den gerade geborenen Sohn Molières. Der Zweikampf zwischen Dichter und Welt tobte weiter und nahm immer wildere und weltgeschichtlich bedeutsamere Formen an. Denn Molière war nicht bereit, den Hof nur friedlich zu erheitern, etwa mit tragikomischen Balletten wie „*Psyche*", wo er mit Corneille, Quinault und Lulli zusammenarbeitete – keine schlechte Gesellschaft! –, sondern er war der große Moralist des Zeitalters – vielleicht sollte ich sagen: unserer Zeit. Jedenfalls wurden damals Waffen des Witzes geschmiedet, die Friedrich II. sein Leben lang vergebens zu schwingen versuchte.

»Wenn ich Molière so hochstelle, muß ich allerdings gestehen, daß ich mich mit den Werken Ayrenhoffs noch nicht vertraut gemacht habe.«

Hegemann: »Ayrenhoff?«

Manfred: »Sie als Deutscher müßten diesen großen Wiener Nebenbuhler Molières eigentlich kennen.«

Hegemann: »Ich bin im Wiener *Lokalpatriotismus* nicht bewandert.«

Manfred: »Dieser Undank trifft nicht nur den großen Ayrenhoff, sondern auch den großen Friedrich, der in seinem tiefschürfenden Werke – Schmähschrift nennen es andere – über die deutsche Literatur den Wiener Ayrenhoff als von Molière unübertrefflich entdeckte, um sich dann, genau wie die aufmerksam lauschenden Deutschen, nicht mehr um seine große Entdeckung zu kümmern.

»So bleiben wir denn bei Molière, dessen weltgeschichtlicher Kampf um Religionsfreiheit in Paris mehr Leidenschaft aufregte als der unsterbliche Ruhm, den Friedrich der Große seinem Verfasser des „Postzuges" sichern konnte, je bei den gleichgültigen Deutschen aufgewirbelt hat. Also zu Molières Kampf:

»TARTUFFE« UND RELIGIONSFREIHEIT

»Schlag folgte auf Schlag, und der Streit entbrannte hauptsächlich um den *„Tartuffe"*, Molières große Abwehr religiöser Unduldsamkeit; ein Streit, der meiner Begeisterung im Augenblick wichtiger und geschichtlich folgenschwerer erscheint als der Dreißigjährige Krieg. Sicher handelte es sich um eine große politische Frage. Immer wieder ließ sich der König das noch unvollendete Stück vorspielen, immer wieder vermochte die sogenannte Partei der Frommen, die meist eine Partei der Unduldsamen war, den König dazu zu bewegen, die Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung zurückzuhalten. Daß der König zögerte, scheint mir nicht Feigheit, sondern sittlicher Ernst in einer furchtbar ernsten Frage. Ludwig XIV. war kein verantwortungsloser Schwätzer, dessen Religionsspöttereien man mit gleichgültiger Geduld anhörte, wie der Fürst von Ligne es als Gast Friedrichs II. tun mußte. Um die Erlaubnis der öffentlichen Aufführung des *„Tartuffe"* rang der Dichter nach außen, wie er in seinem Innern um einen würdigen, einen möglichen Abschluß seiner furchtbaren Anklageschrift kämpfte. Das Ergebnis des äußeren Kampfes mußte den Ausgang des inneren Ringens beeinflussen: als Molière endlich über die Partei der Unduldsamen gesiegt und die Aufführungserlaubnis erhalten hatte, quoll sein Dankgefühl für den König über, und er gab seinem Stück den Abschluß, den Lessing in der „Minna von Barnhelm" nachgeahmt hat: die Hand eines großen, weisen Königs entscheidet den Kampf um die gute Sache:

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude...
Il donne aux gens de bien une gloire immortelle
D'un fin discernement sa grande âme pourvue
Sur les choses toujours jette une droite vue...

»Das klang anders als später Goethes „Ich hab auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung", und seine Einladung an Knebel: „Befleißige Dich, das Kreuz auch auf Dich zu nehmen." Das war bei Molière ein Siegesgeschrei, ein Schrei der Genugtuung und des Dankes gegenüber einem Fürsten, der ihn anerkannt, erhoben und gehalten, der der großen Sache des Geistes zum Siege geholfen — und nebenbei dem Dichter wirklich „unsterblichen Ruhm" gesichert hatte. Die Nachahmung dieser frohen Lösung im letzten Aufzuge der „Minna von Barnhelm" dagegen bedeutete eine an Friedrich II. gerichtete Bitte Lessings, deren Unerfülltbleiben den Bittsteller beschämte und aus dem Lande trieb. Zu Lessing sprach kein König wie der Bühnenkönig zu Major von Tellheim: „Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer *Bravour* und Denkungsart entbehren"; und doch ist nie eine edlere Bitte von einem Edleren edler vorgetragen worden als Lessings Bitte um die Teilnahme des Königs an der Kunst seines Volkes. Nie wäre es einem, an den eine Bitte ergangen, vorteilhafter gewesen, die Bitte zu erfüllen; aber erst Jahre später durfte die *„Minna de Barnhelm"* in Friedrichs Theater auf dem *Gens d'armes*-Markt gegeben werden: übersetzt ins Französische!! Hamlet im Gewande eines preußischen *Gardeleutnants* und Goethes Iphigenie in der *Uniform* der Heils*armee* wären nicht geschmackloser.«

Hegemann: »Sie entwerfen sicherlich ein ansprechendes Bild von dem vielgeschmähten Ludwig XIV. Aber vergessen Sie nicht, daß Molières edler Kampf um die Duldsamkeit die Widerrufung des Ediktes von Nantes nicht verhindert hat?«

Manfred: »Es wäre vielleicht nie widerrufen worden, wenn nicht Molière vorher seinen Mühen erlegen, oder wenn ihm ein würdiger Nachfolger erwachsen wäre. Die Last, die ein geistreicher Mann zu tragen hat, ist unge-

heuer: Molière brach darunter zusammen, und keiner vermochte ihn zu ersetzen. Ich sagte vorhin schon, daß Molières Kampf einer der folgenschwersten der Weltgeschichte ist, und kein Preuße hat das Recht, die Widerrufung des „Ediktes von Nantes" zu beklagen! Was wäre denn aus Preußen geworden, wenn nicht die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in die geknechtete Masse etwas Würde, Adel, Geist gebracht hätten? Daß diese Franzosen als einzige Lehrmeister des kronprinzlichen Friedrich II. nicht bessere Erfolge hatten, ja, aus dem seelisch Haltlosen für immer einen Franzosennarren machten, das darf man ihnen am Hofe eines Friedrich Wilhelm I. nicht zur Unehre anrechnen.«

Hegemann: »Das deutsche Volk hat sich mit den Opfern eines dreißigjährigen Krieges religiöse Duldsamkeit erkauft, und die deutschen Fürsten, welche die aus Frankreich unduldsam Vertriebenen gastfreundlich aufnahmen,...

Manfred: »...ahnten nicht, daß die beherbergten Flüchtlinge ihrer stiefmütterlichen französischen Heimat treu bleiben und den kriegerischsten Prinzen Deutschlands zu einem der Ihren machen und ihn lebenslänglich gegen Frankreichs Feind, den deutschen Kaiser kämpfen lassen würden? »Aber auch: Dreißigjähriger Krieg und religiöse Duldsamkeit in Deutschland? Mehr als andere brauchten die Hohenzollern Siedler für ihren Sand. Sie zogen Protestanten vor, wie Ludwig XIV. Katholiken vorzog.

Hegemann: »Sicherlich gab es im Preußen Friedrichs des Großen religiöse Duldsamkeit, während Ludwig XIV. — mit oder ohne Molière — die Hugenotten aus Frankreich vertrieb.«

Manfred: »Ja, Friedrich glaubte, die Jesuiten brächten Geld, deshalb begünstigte er sie, als alle Welt sie verfolgte. Aber Religionsfreiheit? Sein Historiograph Preuß (III, 187 und 239) hält sich für verpflichtet, die „Wahrheit zu sagen", und stellt fest, „das der große König zu protestantisch, also

vielleicht gar zu religiös gewesen; indem er die Staatsämter vorzugsweise mit Evangelischen besetzt und die katholischen Landeskinder ungern im Zivilstaatsdienste gesehen". Von vielen Staatsämtern und von den akademischen Lehrämtern hat er die Katholiken ausgeschlossen. Juden vertrieb Friedrich nach Gutdünken (Preuß III, 429), aus Westpreußen auf einen Schlag 4000.« (Vgl. oben S. 472.)

»Die verbleibende religiöse „Duldsamkeit" Friedrichs II. ist die Duldsamkeit der französischen Aufklärung und Voltaires, hinter denen die Zweifler der französischen *Régence* und schließlich Molière und seine Freunde stehen. Aus Paris schrieb Liselotte 1698: „Ich bin woll Ewer Liebden Meinung, daß Ein jeder In seinem sinn *son petit religion apart soy* hart", und 1706 erzählt sie von dem Bekenntnis des Königs von Siam, das sie aus einem Bericht französischer Missionare kennen mochte: „daß man In allen religionen Könte selig werden". Wenn Friedrich II. später solche Aussprüche zur bewunderten preußischen Staatsweisheit erhob (preußische Phantasten muten diesem phantasielosesten Könige gar zu, er habe so etwas selbst erfunden), so sprach daraus nicht die buddhistische, *pantheistische* Frömmigkeit des siamesischen Königs, sondern die nackte Menschenverachtung Mazarins. Kardinal Mazarins *„Räsonniert,* aber gehorcht" wurde von Friedrich II. auf das Gebiet der Religion übertragen und lautete dann etwa: Meine Untertanen sind wehrlos, ihre Religion ist also belanglos. Die religiöse Duldsamkeit des Westfälischen Friedens ist Kardinal Richelieus Vermächtnis an die Deutschen, und der Sinn dieses Danaergeschenkes ist: Religiöse Freiheit ist gut für Deutschland, denn sie macht Deutschland politisch zerrissen und gegen Frankreich wehrlos. Wie viele französische Diplomaten haben seitdem den Deutschen die Verteidigung ihrer „germanischen Freiheiten" als heiligste Pflicht ans Herz gelegt! Und die Kurfürsten von Brandenburg haben es vermocht, als Verteidiger und Vollstrecker Richelieus und des West-

fälischen Friedens Mazarins das Deutsche Reich zu zerreißen, damit auf den Trümmern — nach dem Verlust von Elsaß, Lothringen, Flandern, Österreich, Ungarn, Böhmen und von vielem anderen, was zur deutschen Großmachtstellung nötig ist – später Friedrichs Nachfolger „deutsche" Großmacht spielen möchten: „wir äffen die Großmächte nach, ohne eine zu sein", sagte Friedrich II.[1] und spannte seine Preußen strammer in das Prokrustesbett des Militarismus, um den Affenstreich für eine Weile möglich erscheinen zu lassen. Um der friderizianischen Überlieferung treu zu sein, müßte das Deutsche Reich heute ein stehendes Heer von beinahe drei Millionen Mann unterhalten. — Wenn irgend etwas Ludwig XIV. an der Religionsfreiheit irremachen mußte, die vor 1685 in seinem Lande in höherem Maße zu finden war als im Deutschen Reiche des Westfälischen Friedens, dann war es die Rücksichtslosigkeit, mit der die deutschen Kurfürsten unter dem Schutze der von Richelieu erhaltenen „Freiheiten" „der kaiserlichen Macht die Wage hielten, indem sie Schulter an Schulter mit Frankreich kämpften", so lauten die Worte, mit denen Friedrich II. im Testament von 1752 seinem Nachfolger das französische Bündnis gegen den deutschen Kaiser empfiehlt. Gegen solche Gefahren im eigenen Lande mußte sich ein großer nationaler König wehren; zum Wesen des Staates und, seit Ludwig XIV., auch des neuzeitlichen Staates, gehört Sicherheit vor inneren Feinden.

LUDWIG XIV. UND RACINE

»Wie königlich ernst und wirklich würdig Ludwig XIV. den religiösen Fragen nachgegangen ist, zeigen nicht nur die Begebnisse mit Molières *„Tartuffe"*, sondern das steht auch auf dem Ruhmesblatt von Ludwigs Beziehungen zu Racine geschrieben. Denn Ludwig kannte ja nicht nur und beschützte nicht nur alle großen Schriftsteller seines Reichs,

sondern die vorzüglichsten unter ihnen waren seine nahen Freunde. Welche Bedeutung und auch welche grimmige weltgeschichtliche Heiterkeit weht aus den Berichten über die Freundschaft Ludwigs mit Racine! Ludwig hat den jungen Racine entdecken helfen, der König hat Stücke von ihm gegen die Stimme der unfreundlichen öffentlichen Meinung verteidigt und – *cave Canitz!* es war keine friderizianische Verteidigung — mit Recht verteidigt und gehalten. Racines *Character* wird von Neueren in Frage gezogen. Der Strom der Welt, der den *„Charakter"* des Dichters bilden soll, brauste in Versailles gewaltiger als in Weimar; doch Racine wußte sich in die große Welt zu finden wie hundert Jahre später Goethe in das Treiben des *Duodez*höfchens. Racinesche und Goethesche Stimmungen aus diesen beiden Zeitabschnitten sind verwandt: „Ich bin schon halb zum Höfling geworden, ein ziemlich langweiliges Geschäft für meinen Geschmack", schrieb Racine (1663) nach einem *„Lever"* des Königs. Als wäre es über Goethe, schrieb ein Höfling über seinen Zeitgenossen Racine: „Für einen Mann, der aus dem Nichts kommt, hat er leicht das höfische Gebaren angenommen. Die Schauspieler hatten ihm eine falsche Vorstellung davon gegeben; dem hat er abgeholfen, und er läßt sich überall sehen, sogar neben dem Bette des Königs, wo er manchmal die Ehre hat vorzulesen, was er besser kann als irgendjemand", besser vielleicht als de Prades, de Catt und andere Vorleser, denen Friedrich der Große vorlas. Im Jahre 1677, während Ludwigs XIV. zweitem Eroberungskriege, wurde *„Phèdre"* vollendet und von gehässigen Gegnern zu Falle gebracht; Racine zog sich von der Bühne zurück, kehrte zu den frommen Lehrern seiner Jugend, den bühnefeindlichen Jansenisten, zurück und heiratete eine fromme Hausfrau, die ihn glücklich machte und die (wie später die weniger fromme Christiane Vulpius) nicht einmal den Namen der sündhaften Trauerspiele ihres Gemahls kannte. Der König zahlte dem Dichter ein Jahres-

gehalt und machte ihn, als er der tragischen Muse ungetreu geworden war, zum königlichen *Historiographen*. Vorübergehend gelang es dem König und seiner Freundin, Frau von Maintenon, Racine zur Dichtkunst zurückzuführen. Auf ihre Bitten schrieb der Dichter 1689 und 1691 seine beiden geistlichen Stücke und verstummte, als das letzte, sein Meisterwerk, wieder — nicht beim König — aber bei der Partei der Frömmsten am Hofe Widerspruch fand und nur im engsten Kreise für Frau von Maintenon und den König gespielt werden konnte. Der breitere Erfolg des Stückes setzte erst 1699 ein, im Todesjahre Racines. Auch in der Würdigung dieser „Athalie", des größten Trauerspieles, ist Ludwig XIV. seiner Zeit vorangegangen, obgleich er — oder soll man sagen: weil er? — eine ähnliche religiöse Umwandlung durchmachte wie vorher Racine. Während Racine zum Jansenismus seiner Jugend zurückkehrte, wurde der König streng katholisch. Trotzdem Racine diesen Gegensatz, vielleicht mehr als nötig war, betonte, blieb die Freundschaft zwischen Dichter und König unerschüttert. Seit 1696 hatte Racine eine Wohnung im Schloß von Versailles. In der enger werdenden Vertraulichkeit zwischen den drei Sechzigjährigen — Frau von Maintenon war drei Jahre älter als der König, Racine war ein Jahr jünger — sollen sich die so lächerlichen und die so traurigen Auftritte zwischen Dichter und König abgespielt haben, von denen man so oft hört. Aber Saint-Simons Unzuverlässigkeit ist hier nachgewiesen, obgleich seine Mitteilungen über Ludwig XIV. und Racine so gut erfunden sind, daß man sie nicht gern missen möchte. Gesetzt wirklich, der König habe — wie Georg Brandes meint — sich in früheren Jahren einmal etwas gegen Molière zuschulden kommen lassen, hätte er nicht in der ausgiebigsten Weise — oder soll man sagen: in der rührendsten oder in der lächerlichsten Weise — für diese Sünde gegen den Heiligen Geist (ich spreche von Molière) Buße getan? Kann es etwas eigentümlich Scherzhafteres

geben als den Sonnenkönig, der 1685 religiös und – durch die Widerrufung des Ediktes von Nantes – einer der größten Christenverfolger aller Zeiten wurde und der im selben Jahre trotz des schimpfenden Grolles der Liselotte und trotz des erbitterten Widerspruches seiner anderen Verwandten die alte, hugenottische und vielverleumdete Witwe des Possendichters Scarron heiratete und dann dreißig Jahre lang in nie geschmälerter ehelicher Eintracht mit ihr regierte. Denn Frau von Maintenon regierte ja mit, wie sehr sie es auch mit unnachahmlichem Takt zu verheimlichen suchte, daß der große König, der vor allem keine Weiberröcke in der Politik duldete, mit ihr eine Ausnahme zu machen geruhte. Der König arbeitete acht bis neun Stunden täglich (meinte er gar: „ich habe keine Zeit – Dichter zu sein“?); alle Ministersitzungen wurden in ihrem Zimmer abgehalten. Freitags kamen keine Minister, aber statt ihrer wurde oft Racine gebeten. Da soll denn einmal der König den Dichter gefragt haben: „Wie kommt es nur, daß seit Molière keine guten Lustspiele mehr geschrieben werden?“ Und Racine soll wie ein zerstreuter Gelehrter geantwortet haben: „Was dürfte man für die französische Bühne noch hoffen, nachdem der Geschmack des Volkes durch die unanständigen Stücke Scarrons rettungslos verdorben worden ist?“ Hierauf soll die greise Königin, verwitwete Scarron (die Begräbniskosten des ersten Gemahls sind unbezahlt geblieben), errötet und Racine verlegen verstummt sein, und nach einigem Schweigen soll Ludwig den Dichter gefragt haben, ob er wirklich an diesem Abend noch arbeiten gehen wolle. Racine soll die Ungnade des Königs, der ihm künftig kein Wort mehr gegönnt hätte, nicht verwunden haben und bald darauf vor Kummer gestorben sein. Über die Ursachen dieser Ungnade gibt es noch einen anderen Bericht – Voltaire und die Schulbücher haben ihn übernommen –, der aber auch als irrig oder mindestens als sehr zweifelhaft nachgewiesen ist. Ludwig XIV.

soll in den Händen der Frau von Maintenon eine Denkschrift über die Leiden des niederen Volkes gefunden haben, die auf ihren Wunsch von Racine verfaßt war. Als der König den Namen des Verfassers – den sie zu verschweigen versprochen hatte – erfuhr, soll er gerufen haben: „Meint Racine, weil er ein großer Dichter ist, könne er auch Minister sein?“ und der Kummer über die königliche Ungnade soll Racines Tod beschleunigt haben, wie ja auch der große Vauban vor Gram gestorben sein soll, nachdem sein bedeutender Vorschlag für gerechtere Verteilung der Steuern dem König mißfallen hatte. Heute weiß man, daß die gelegentlichen Abkühlungen der Freundschaft zwischen Ludwig XIV. und Racine nur die Festigkeit oder den Eigensinn zur Ursache hatten, mit denen Racine seine religiöse jansenistische Überzeugung gegen die katholische des Königs betonte, und daß die Freundschaft trotzdem gedauert hat, und zwar bis zum Tode des Dichters, der bis zuletzt alle daraus erwachsenden Vorteile genoß. Boileau, ein anderer bedeutender Dichter aus dem Freundeskreise Ludwigs XIV., berichtet, daß der König bei der Nachricht vom Tode Racines so traurig wurde, „daß die Höflinge Lust bekämen zu sterben, wenn sie hoffen dürften, der König würde sie dann ähnlich auszeichnen“.

»Die Betrachtung der größten Zeit der französischen Literatur beweist also, daß ein König der Literatur Segen bringen kann. Wenn Friedrich II. sich rühmt, der deutschen Literatur den größten Dienst erwiesen zu haben, indem er sich geistig *expatriierte* (das heißt auf deutsch wörtlich: indem er geistig „verelendete“) und den *Absentismus*, der sich auf wirtschaftlichem Gebiete als eine der größten Gefahren erwiesen hat, auf geistigem Gebiete nachahmte, so mag das bei seiner Veranlagung und seiner mangelhaften Erziehung das Beste gewesen sein, dessen er fähig war, aber Ludwig XIV. hat Besseres vermocht.«

LUDWIG XIV. UND BERNINI

Hegemann: »Tun Sie Friedrich dem Großen nicht Unrecht, wenn Sie ihn in literarischen Dingen mit Ludwig XIV. vergleichen, der fest in der Sprache seines Volkes wurzelte, während Friedrich da doch leider ein Entwurzelter war?«

Manfred: »Gut, wenn Sie dem Preußenkönig diese Wurzellosigkeit—oder sollte man sagen Vaterlandslosigkeit?—zugute halten wollen, lassen Sie mich an Ludwigs XIV. Erlebnis mit dem großen Bernini, dem Baumeister des unvergänglichen St.-Peter-Platzes in Rom, erinnern. Da haben Sie ein würdiges Verhalten zwischen einem großen König und einem weltberühmten ausländischen Künstler. Mit diesem Verhältnis würde man gern Friedrichs II. Beziehungen zu Voltaire vergleichen. Voltaire war achtzehn Jahre älter als Friedrich II., Bernini gar vierzig Jahre älter als Ludwig XIV. Friedrich und Ludwig waren beide etwa siebenundzwanzig Jahre alt, als sie mit den heißbegehrten Ausländern, Voltaire und Bernini, zum erstenmal zusammentrafen; sie waren also damals nicht etwa in der Lage, in der sich Ludwig gegenüber Racine oder, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, auch Karl August gegenüber Goethe befanden: die königlichen Verehrer Berninis und Voltaires wählten weniger selbst, als daß sie sich der Wahl der Welt anschlossen. In Paris wie in Preußen waren der große König und der große Künstler wechselseitig voneinander entzückt. Bernini und Voltaire schrieben beide in ihre Heimat Briefe voll Rühmens über ihre königlichen Bewunderer. Aber bald zeigt sich der große Unterschied zwischen dem französischen und dem französelnden König. Während Friedrich in seiner Verachtung alles Deutschen nirgends Halt machte, duldete Ludwig, obgleich er doch den großen Italiener über die französischen Baumeister und Bildhauer stellte, keine Ver-

letzung der heimischen Würde. Bernini dachte und sprach über die französische Kunst etwa wie Voltaire über die deutsche Literatur; Friedrich suchte dabei Voltaire zu überbieten, während Ludwig – trotz aller Unterwürfigkeit unter die künstlerischen Entscheidungen des italienischen Meisters – den Franzosen die Genugtuung zuteil werden ließ, vor versammeltem Hofe zu sagen: „Eine halbstündige Unterhaltung mit dem Ritter Bernini hat mich gelehrt, in ihm einen Mann zu erkennen, der entschlossen ist, nichts Französisches gut zu finden.« Ähnlich wie Friedrich II. und Voltaire noch im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in der ganzen deutschen Sprache und Literatur wenig Gutes entdecken konnten und alles nach französischem Muster neu geschaffen wissen wollten (die *dissertation* ist die ungeschickte Vorschrift dafür), wollte Bernini die ganzen Schloßbauten, welche französische Könige um den Louvre errichtet hatten, vom Erdboden vertilgen, um seine neuen italienischen Pläne ungehemmt durchführen zu können. Diesen Absichten widersetzte sich Ludwig, und Bernini kam zu der Einsicht: „..ich würde hier größeren Ruhm erwerben“ (so schrieb er an den Herzog von Modena), „wenn ich ein großes und erhabenes Schloß bauen könnte, ohne etwas einzureißen. Mit großem Genius hat mir König Ludwig gesagt, daß es ihm nicht auf die Unkosten ankäme, aber daß es ihm mißfallen würde, zerstören zu müssen, was seine Vorfahren aufgebaut haben“. Mit dem „was die Vorfahren aufgebaut haben“ ließen sich im Falle Friedrichs II. sehr wohl die Bemühungen Luthers und Leibnizens um Sprache und Schriftwesen der Deutschen vergleichen. Als sich dann Bernini den französischen Forderungen angepaßt zu haben schien –längst nicht genug, wie sich später ergab –, wurde sein großer Plan für den neuen Louvre von Ludwig angenommen und die Ausführung begonnen. Bernini kehrte reichbelohnt in den Dienst des Papstes zurück und zog aus dem

französischen Erfolge ebensoviel Ruhm wie Voltaire aus seinem Potsdamer Mißerfolge. Aber die Folgen des Berninischen Aufenthaltes in Paris wurden unendlich viel bedeutsamer als die Besuche Voltaires in Berlin, und der Grund für diesen gewaltigen Unterschied liegt darin, daß in Paris die französischen Gegner des Italieners Bernini — an ihrer Spitze der große Perrault – das Ohr Ludwigs XIV. zu gewinnen vermochten, während in Berlin die deutschen Gegner Voltaires – an ihrer Spitze Lessing – von Friedrich II. verächtlich beiseite geschoben wurden. „Ich kann auch ohne Deutsche auskommen!" triumphierte Friedrich II., als er statt des dringend empfohlenen Lessing einen unbedeutenden französischen Geistlichen hatte kommen lassen. In Paris wurde die Ausführung des Berninischen Louvre-Planes bald wieder aufgegeben und statt dessen Perraults große Schauseite errichtet, die Berninis Plan weit zurücklassende Louvre-*Colonnade,* mit der die edle, ernste, aber nie schwerfällige Anmut der neuen französischen Baukunst ihren Siegeszug beginnt und den Sieg des Klassizismus über den Barock – schon 1667! – feiert; (ein wichtiges Ereignis, das – nebenbei gesagt – Friedrich II. auch nie begriff, ja mit seiner barocken Bibliothek zu leugnen suchte). Friedrich II. blieb „eigensinnig und unrectificierlich" während der verbleibenden dreißig Jahre seines Lebens von der *fixen Idee* besessen, im Geiste Voltaires das Allheilmittel für die Schwächen des deutschen Geisteslebens sehen zu wollen. Dabei ist die Ähnlichkeit zwischen dem befruchtenden Besuche Berninis in Paris und dem unfruchtbaren Abenteuer Voltaires in Berlin besonders groß deshalb, weil Perrault, der die französische Baukunst zum Siege über die italienische führte, doch im Grunde tief von Bernini beeinflußt ist, und weil die wesentlichen Gedanken der berühmten Schauseite seines französischen Louvre, das einfache Erdgeschoß, die darauf stehende, einheitliche, durch zwei Geschosse gehende

Säulenordnung und die Verdeckung des Daches durch *Attika,* Gesims und *Balustrade,* im Grunde nur die Weiterentwicklung der Anregungen Berninis darstellen. Ebenso ist Lessing in mancher Hinsicht ein befreiter Schüler Voltaires, wie auch der von Friedrich II. beschimpfte Verfasser des „Götz“ zugestand, daß er „einen so großen Teil seiner eigenen Bildung den Franzosen verdankte“. Wenn Lessing von Friedrich II. gefördert worden wäre, hätte sich aus der „Minna von Barnhelm“ eine preußisch-deutsche Bühne entwickeln können, auf der alles Gute gelebt hätte, was sich Deutschland von Voltaire und den Franzosen zunutze machen konnte, und Goethes „Wahn, es sei möglich, ein deutsches Theater zu bilden“ (Eckermann, 27. März 1825), wäre vielleicht kein Wahn geblieben. Der Dank, der Friedrich dem Großen dafür gebührt hätte, wäre unermeßlich, der Gewinn für die Macht des preußischen Gedankens unschätzbar gewesen. Noch heute ist das deutsche Lustspiel vielfach mit halbverstandenen und deshalb albernen, oder mit wertlosen französischen Anleihen überladen, während die großen Anregungen, die Frankreich aus der italienischen Kunst schöpfte, die Weltstellung der französischen bildenden Kunst immer großartiger gemacht haben. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß der Besuch Berninis die Gründung der bedeutsamen französischen Akademie in Rom beschleunigt und damit den italienischen Einfluß verstärkt hat. Im Gegenteil zog Frankreich aus der Berührung mit Italien, dem Mutterlande unserer Kunst, viel von der Kraft und Überlegenheit, die Goethe um so höher würdigte, je älter er wurde, die man aber im ungoetheschen Deutschland vielfach vorschnell für nachgerade ausgeglichen hält. Ich glaube im Gegenteil, daß dieses Übergewicht bei mancher geistigen Entscheidung der Zukunft noch überraschend in die Wage fallen kann, wie hoffnungslos Frankreich auch *„realpolitisch“* ins Hintertreffen geraten sein mag.«

THOMAS MANNS *ANTITHESE* VON MACHT UND GEIST

Thomas Mann: »Ich denke mit Kummer an Goethes Prophezeiung: „es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere *Cultur* eindringen und allgemein werden, daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen".«

Manfred: »Die Dankesschuld an Deutschland, zu der ich mich durch meine Abstammung mütterlicherseits und noch mehr durch Goethes Werke verbunden fühle, ist so groß, daß ich mit nicht geringerem Kummer und gleichzeitig mit teilnehmender Sorge an das Wort denke, das Nietzsche an die von Ihnen angeführten Worte Goethes geknüpft hat: „Man lebt in dem Glauben, eine echte *Cultur* zu haben... Mit dieser Art von ‚*Cultur*', die doch nur eine *phlegmatische* Gefühllosigkeit für die *Cultur* ist, kann man aber keine Feinde bezwingen, am wenigsten solche, die, wie die Franzosen, eine wirkliche *produktive Cultur,* gleichviel von welchem Werte, haben, und denen wir bisher alles, meistens noch dazu ohne Geschick, nachgeahmt haben".«

Hierauf versuchte Thomas Mann Friedrichs II. Teilnahmlosigkeit für Lessing auf eine geheimnisvolle Weise zu erklären; zurückkehrend zu einer Anregung, die er zu Anfang des Gespräches gegeben hatte (S. 297), sagte er: „Es gibt eine *spezifisch* deutsche *Antithese* von Macht und Geist: *historisch* gesehen verfehlen diese beiden, Geist und Macht, einander in Deutschland mit einem Schein von Gesetzmäßigkeit; Staatsblüte und *Kultur*blüte scheinen einander in Deutschland auszuschließen, — wodurch sich bei Künstlern und Gläubigen der *Kultur* die Überzeugung befestigen konnte und mußte, ein staatlich mächtiges Deutschland sei notwendig geist- und *kultur*widrig. Wenn Goethe Kultur als „die Vergeistigung des *Politischen* und *Militäri-*

schen“ bestimmte, so rechnete er dabei ins Große, hielt sich an eine allgemeinere *Norm* und blickte über deutsche Verhältnisse und Wirklichkeiten *souverän* hinweg. Dennoch berechtigt die höhere Gültigkeit seiner Bestimmung des *Kultur*begriffs zu der Vermutung oder Hoffnung, daß der deutsche Unglaube an die Möglichkeit einer *Synthese* von Macht und Geist ein vorurteilsvoller Unglaube ist. Vielleicht steht es nirgends geschrieben, daß es immer so sein müsse, wie es meistens war; daß Deutschland die Macht nicht wollen dürfe, wenn es den Geist wolle. Und doch! einem Volke ist die oder jene Staats- und Gesellschaftsform gemäß, oder sie ist ihm nicht gemäß. Es ist geschaffen dafür, oder es ist nicht dafür geschaffen. „Reif“ wird es niemals dafür.«

Manfred antwortete auf seine verbindliche Art, der man schwer etwas übelnehmen konnte: »Sie sprechen von *„Kultur*blüte“. Bitte nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Sie mit Friedrich dem Großen vergleiche, der zwar die preußische *Kultur* in den schwärzesten Farben malte, und der in seiner „Sklavenherrschaft“ und seinen vier Bürgerkriegen wohl kaum eine *„Kultur*blüte“ gesehen, der aber dem französischen General Bouillé verschiedentlich versichert hat, „die Franzosen seien nicht reif für freie Regierung“, und der dasselbe von seinen Preußen gesagt hat. Aus solcher Unreife folgte in Frankreich die grauenhafte Notwendigkeit der *Revolution*. Und wenn in Deutschland jemand aus dieser Unreife die Pflicht ableiten wollte, das, was Sie „Geist- und *Kultur*widrigkeit“ nennen, als bleibende deutsche Staats- und Gesellschaftsform anerkennen und erhalten helfen zu müssen, dem könnte man mit dem *konservativen* Grillparzer antworten: „Besser der furchtbarste *Demokratismus*, als der Geist unterliegt und die edelsten Bedürfnisse des Menschen werden einem scheußlichen *Stabilitätssystem* zum Opfer gebracht.“ Sie sagten zu Anfang dieser Unterhaltung: „Das Dasein Friedrichs II. bildete

einen lastenden entwürdigenden Druck für alle Welt". Vielleicht sollte man fragen: war es im Grunde viel anderes als dieser „lastende, entwürdigende Druck", der Krückstock und die Prügelstrafe, mit denen die Brandenburgischen Herren und ihre kaum geistvolleren fürstlichen Nachahmer im Reich dem deutschen Volke die Staatsform der „Geist- und *Kultur*widrigkeit" aufgezwungen haben, die Sie andeuten? Ob es sich für die Prügelknaben heute noch lohnt und ob sie noch die Kraft haben, ihre Prügelherren jemals los zu werden, das ist eine Frage aus dem Gebiete der Haupt- und Staats-*Actionen,* deren Lösung nur in München eine Lola Montez entscheidet.«

DRYDEN

Als dieser halb*rhetorischen* Frage ein nachdenkliches Schweigen folgte, warf ich ein:

»Erlauben Sie mir noch einmal zu den geprügelten Dichtern zurückzukehren, von denen wir uns vorhin unterhielten. Georg Brandes erwähnte gestern auch den berühmten englischen Dichter Dryden, den Verfasser des „Alexander-Festes", als ein Opfer junkerlichen Übermutes; ein Graf von Rochester habe ihn von seinem Neger durchprügeln lassen. Als Deutschem ist es mir, wie Sie begreifen werden, lieber, wenn die Diener des Geistes auch in anderen Ländern mißhandelt worden sind, als annehmen zu müssen, daß diese geistesfeindliche Aufmerksamkeit hauptsächlich in Deutschland zu Hause sei.«

Manfred: »Wenn Ihnen die Weltherrschaft und *Internationalität* der Geistesfeinde Trost bringt, brauchen Sie nur an die öffentliche Mißhandlung zu denken, mit der die vornehme Partei der *Nationalisten* Zola noch vor kurzem in Paris zu demütigen versuchte. Aber den Grafen von Rochester oder den Herzog von Buckingham, der ebenfalls den Dichter Dryden geprügelt haben soll, würden Sie wirk-

lich beleidigen, wenn Sie diese beiden etwa vergleichen wollten mit Friedrich II. oder seinen Vertretern; pfui, Prügelknechten, die „Minna von Barnhelm" zu verbieten suchten, die den geistreichen Verfasser der *„Matinees du roi de Prusse"* lebenslänglich ins Gefängnis steckten (vgl. *Oeuvres, Table chronologique* S. 154) oder preußenfeindliche Zeitungsschreiber in Köln und Erlangen auf königliches Geheiß prügelten. Auch den Herzog von Württemberg, der J. J. Moser und Schubart mißhandelte, würden die beiden Lords wahrscheinlich in der Redeweise der normannischen Barone Walter Scotts ein „sächsisches Schwein" genannt und den Vergleich mit ihm sich ebenso verbeten haben, wie sich der Reichsfreiherr von Stein verbat, daß man ihn mit Vertretern des brandenburgischen oder hinterpommerschen Adels vergliche. Auch dürfen die Gläubigen des deutschen Fortschrittes nicht vergessen, daß die schlechte Aufführung des Württembergers sich fast hundert Jahre nach Drydens Unfall ereignete. Die Erzählung, der Herzog von Buckingham habe Dryden „für seine Unverschämtheit" geprügelt und ihm dann „für seinen Geist" einen Beutel Goldes gegeben, ist als unwahr nachgewiesen. Wahr ist aber, daß Buckingham, der selbst ein Dichter und ein Mann von Geist war, Dryden mit seinen eigenen Waffen bekämpft und eine gute Spottschrift gegen ihn geschrieben hat. Dryden, der große Meister der englischen Sprache, war von geistiger Einseitigkeit ungewöhnlich frei und war so unfähig, in wichtigen geistigen Entscheidungen ausschließlich eine Partei der Kämpfenden mit der Übermacht seines Wortes zu unterstützen, daß ihm vielfach geistige Würdelosigkeit vorgeworfen wird. Er gehörte nicht zu jenen Dummköpfen, vor denen Emerson warnt, weil sie nie etwas hinzulernen und deshalb alle Tage dieselbe Meinung haben. Sein Gemüt war unendlich empfänglich; vielleicht nicht nur sein Gemüt. Er verstand es so sehr wie ein guter Rechtsanwalt, die schwierigsten und widersprechendsten Streit-

sachen zu verteidigen, daß man vielleicht von seiner Verletzung der „*Konvenienz*“ sprechen muß. Für die gewaltigen Entscheidungen des englischen Glaubens und der englischen Staatsverfassung wurde schon zu seiner Zeit viel weniger mit dem Krückstock als mit den Waffen des Geistes gekämpft, und Dryden fand sich, in heute geradezu für unschicklich geltender Weise, bald auf dieser, bald auf jener Seite der Kämpfenden. Einmal schrieb er für Cromwell, dann schrieb er für den König; erst war er protestantisch, dann – *cujus regio, eius religio* – wurde er freiwillig katholisch; er strebte mit Macht nach den Gipfeln geistigen Lebens, und es gelang diesem Nachfolger und Nachdichter Shakespeares die geistvollste Anlehnung an die Erhabenheit französischer Vorbilder; aber dieser königliche Hofdichter hat auch das Volk von London mit Stücken ergötzt, die – weit anstößiger als die von Friedrich II. verachteten „Plattheiten“ Shakespeares und Goethes – bereits die Schlüpfrigkeiten der von Friedrich II. bewunderten „*Pucelle*“ vorwegnehmen und als Kaviar vor das Volk werfen, also zu einer Zeit, wo man in Preußen derartiges Zeug noch ausschließlich für den König und seine nächste Umgebung vorbehielt, um sich desto lauter über die *Corruption* des englischen Volkes entrüsten zu können.

»Dryden führte eine scharfe Feder und ließ sich bald vom Grafen Rochester beschützen, bald vom Herzoge von Buckingham; in dem ziemlich romantischen Kriege, den die beiden Lords gegeneinander führten, scheint Dryden wirklich einmal von einem Haufen der Rochesterleute durchgeprügelt worden zu sein. Jedenfalls findet sich in Graf Rochesters Nachahmung einer Satire des Juvenal die Frage:

Who'd be a wit in Dryden's cudgelled skin?
(Wen juckt es noch, Witzbold zu sein in Drydens verprügeltem Fell?)

»Wenn das ein dreistes Schuldgeständnis des dichtenden

Grafen war, dann hat er mit seinem Tode, der gleich darauf erfolgt ist, gebüßt. Er starb dreiunddreißigjährig als ein seelisch und körperlich vernichteter Mann, und was immer seine Schuld in dem Zwischenfalle mit Dryden gewesen sein mag, das Leben dieses Earls von Rochester hat genug Tragisches, Glänzendes, ja Herzgewinnendes, um fast wünschen zu machen, jedes Land, auch Deutschland, hätte manchmal solche Edelleute. In erstaunlicher Frühreife vollendete er seine Hochschulstudien fast als Kind, reiste drei Jahre lang in Frankreich und Italien und zeichnete sich 1655 als Achtzehnjähriger durch seine Tapferkeit in einer Seeschlacht gegen die Holländer aus. Dann wurde der Jugendliche königlicher Vertrauter am glänzenden Hofe Karls II., wo ihm seine Spottgedichte auf den König und auf die Geliebten des Königs fast jährlich einmal die königliche Ungnade eintrugen. Gerade das Vergehen, das Schubart zehn Jahre lang in den Kerker brachte, war die Lieblingsbeschäftigung dieses geistreichen Höflings. Er hat auch sehr gute Liebesgedichte gemacht. Einmal überfiel er den Wagen eines reiches Edelfräuleins, das ihm einen Korb gegeben hatte, und versuchte eine verwegene Entführung; der König sandte ihn in den *Tower;* das Edelfräulein besann sich und heiratete den Verwegenen. Aber besser noch als seine Liebesgedichte sind seine Spottgedichte auf seinen Freund, den König, auf die Schwäche und Undankbarkeit des Königs und auf den übergroßen Einfluß der königlichen Geliebten. Die Nachsicht, mit welcher der König diese Angriffe duldete, erregte den ernstlichen Unwillen der Royalisten; aber der König wollte den Freund nicht auf die Dauer entbehren und seine Ungnade fand stets ein rasches Ende. Doch das Leben eines Höflings befriedigte den geistreichen Grafen nicht, selbst nicht am geistreichen Hofe Karls II. Es steckt etwas von Bolingbroke und Byron in manchem dieser englischen Lords. In Deutschland scheint diese Rasse ausgestorben zu sein; viel-

leicht hat Ulrich von Hutten dazu gehört. Schubarts Herzog von Württemberg gehörte nicht zu ihr, und in Preußen war auch kein Platz für sie. Hätte es in Preußen ein öffentliches Leben gegeben, das strebsame Revolutionäre in Zucht nehmen konnte, dann hätte sich aus Friedrich II. vielleicht ein brauchbarer Lord ziehen lassen. Als einem *nobeln Rebellen* hätte ihm mancher dann vielleicht sogar das Durchprügeln eines wankelmütigen Schriftstellers verzeihen können. Bei einem Könige, und gar einem „aufgeklärten", ist das unverzeihlich. Aber zum „Könige", einem Geschäfte, für das er meines Erachtens keine Begabung hatte, wurde Friedrich nun einmal durch die Mängel der deutschen Staatsverfassung aufgebauscht. Mancher englische Lord, der sich seinem Staate weniger störend eingliederte, macht allzu bescheiden heute Anspruch auf Ebenbürtigkeit mit den „Königen" der Provinzen oder Kleinstaaten Deutschlands.

SCHUBART ALS HOFDICHTER

»Aber nicht nur die „hohen Personen" Deutschlands sind ungezogener oder haben vielleicht dickeres Blut als die normannisch-französischen Barone, sondern auch die deutschen Dichter scheinen durch etwas wie Bequemlichkeit gehemmt gewesen zu sein, die Fürsten und den Adel, den Gott ihnen gab, völlig zu würdigen. Schiller gab offen zu, vor der „Riesenarbeit der Idealisierung Friedrichs II." zurückzuschrecken. Selbst Heines Dichterkraft versagte vor diesen „wahren Meisterstücken des lieben Gottes", wie er sie nannte, und er vermochte nur andächtig zu versichern: „Diese Fürsten macht dem deutschen Volke keiner nach, kein Shakespeare und kein Raupach: da sehen wir den Finger Gottes." So haben die Deutschen noch nicht einmal eine hinreichende dichterische Würdigung ihres großen Friedrich. Es sei denn, daß man Schubarts „Hymnus" für hinreichend hielte.

»Im Großen gesehen scheint mir Schubarts Los wie ein Sinnbild für die Haltung und das Geschick der deutschen Dichter. Schubart machte sich zwar schuldig, durch seine Schriften gekrönte Häupter „auf das Freventlichste angetastet" zu haben, wie es in seinem Haftbefehl lautete, aber nachdem er ohne Rechtsverfahren in den Kerker geworfen war, durfte er, nach nur einem Jahre engster Haft, Besucher empfangen, wie z. B. Schiller, der stark von Schubart beeinflußt ist. Auch durfte Schubart im Gefängnis für die Hofbühne seines Herzogs Karl Eugen dichten. Die Fürbitte von Fürsten und angesehenen Schriftstellern befreite zwar Schubart aus der Kerkerhaft ebensowenig wie die Verwendung der Heidelberger Universität; aber als Schubart seinen unvergänglichen „Hymnus" auf den Tod Friedrichs des Großen geschrieben hatte, wurde ihm auf Bitte des preußischen Staates die Befreiung zugesagt. Fünf Monate später wurde ihm diese Zusage aus dem Munde derselben morganatischen Herzogin, unter deren Augen er zehn Jahre vorher eingekerkert worden war, auch bestätigt. Es dauerte dann nur noch eine Woche und der Überglückliche wurde wirklich frei; er kehrte zur *Residenz* seines Peinigers zurück und beräucherte ihn, als Hofdichter, für den Rest seines Lebens mit dichterischem Weihrauch. Mit Recht! wenn's aufs „Durchhalten" ankäme, dann hätte dieser Herzog Karl Eugen sogar Friedrich den Großen überboten. Er hat nämlich nicht nur 46, sondern 56 Jahre lang geherrscht. Welch patriarchalischer Segen! welche Erleuchtung des Volkes! Seine Ausschweifungen, unendlich viel harmloser als die des kriegerischen Friedrich II., haben Schiller und viele andere Dichter mit schäumendem Tyrannenhasse erfüllt. Der von diesem Herzoge mißhandelte Schubart, der ihn dichterisch feierte, war nebenbei einer der angesehensten und leidenschaftlichsten Vorkämpfer deutscher Größe.«

Hegemann: »Spotten Sie etwa? Sie dürfen aber wirklich nicht andeuten, Friedrich der Große, mag er auch der Vor-

mund des Herzogs Karl Eugen gewesen sein, könne ohne weiteres für Schubarts zehnjähriges Gefängnis verantwortlich gehalten werden.«

Manfred: »Friedrich II. hatte vorher mit der achtzehnjährigen Einkerkerung des angeblichen Liebhabers seiner Schwester das Beispiel für jede beliebige Willkür gegeben. Die Einzelheiten dieses friderizianischen Gefängnisses sind so widerlich, daß ich es immer für selbstverständlich ansah, es müsse sich hier um böswilligen Hintertreppenschwindel handeln, bis ich vor kurzem entdeckte, daß Bismarck unter den „Übertreibungen des Selbstvertrauens", die man dem „Geist und Mut" Friedrichs II. zugute halten müsse, auch diese „Mißhandlung Trencks" aufzuzählen für nötig befindet.«[1]

Hegemann: »Ich habe noch nie etwas davon gehört.«

Manfred: »Vielleicht hat Bismarck da unbesonnen und unstaatsmännisch geplaudert? Vielleicht handelt es sich nur darum, die Wahrheit zu verschweigen, und auch Friedrich II. wird schließlich, von allem Irdischen und Unterirdischen gereinigt, als „Großer" am preußischen Himmel leuchten können. Dann wird Mephistopheles wieder aus dem *Souffleur*loche auftauchen und wird dem Verfasser der *dissertation sur la littérature allemande* folgende Verse aus Schubarts „Hymnus: Friedrich der Große" einblasen:

Liebt euer Vaterland!
Sprecht eure Heldensprache stark und rein!
Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte
Erzne Knochen nicht zu Marzipan!

»Diesen Befehl erteilt den gefügigen Berlinern ihr großer König, weil er selbsr vorzog, „Ausländertöne nachzustammeln" (wie Klopstock es bezeichnete) und weil er nach eigenem Geständnis Deutsch „wie ein Kutscher" sprach; er erteilt diesen Befehl in Schubarts zuverlässigem Hymnus, und dieser Hymnus ist so zuverlässig, daß er von Koser selbst

oder von jedem preußischen „Historiker“ gedichtet sein könnte. Und weil dieser Hymnus zuverlässig ist, trifft auch zu, was darin Schubart der Herrschaft Friedrichs des Großen nachsagt:

Die Musen sonnten sich wieder in Friedrichs Strahl.
Er selber war noch immer ihr Liebling.
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnen flockten;
So stiegen Weise und Künstler empor,
Und der Städte Fürstin ward Berlin.

»Es droht keinerlei Gefahr von dem Kammerherrn Goethe mit seinem Schlüssel; er mied und meidet Berlin. Es wird nicht wieder heißen: „*Explosion*. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf.“

»Nein, Schubart hat die Wahrheit genau getroffen, denn schon am 3. Oktober 1752 machte die „Lieblingsschwester“ Wilhelmine als Augenzeugin eine ganz ähnliche Schilderung wie Schubart in seinem Gefängnis. Sie schrieb an ihren großen Bruder:

»„Du erholst Dich jetzt von den Mühen des Mars in den Armen der Musen, lauter Geliebten, die Dir ihre Gunst schenken und um die Deine buhlen. Du führst den Vorsitz unter ihnen wie der Sultan im Serail. Kaum ist das Taschentuch geworfen, so begeistern sie Dich mit ihrem himmlischen Feuer. Jede kommt der Reihe nach daran, Philosophie, Poesie, Musik. Die letztere wird Dir neue Opern eingeben. Warum schenken uns die andern nicht die Fortsetzung der ‚Werke des Philosophen von Sanssouci‘, die den Vorzug vor allen Opern der Welt verdienen?“« (Deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski.)

Hegemann: »Sie dürfen nicht glauben, unser großer König werde dadurch lächerlich, daß Sie ihn für die Geschmacklosigkeiten seiner Schwester verantwortlich machen.«

Manfred: »Erschrecken Sie nicht, es handelt sich bei Wil-

helminens Schilderung nicht um ein Bordell. Friedrich tat diesen „Geliebten“ ebensowenig zuleide wie irgendwelchen anderen. Er schrieb, aus dem Lager von Kuttenberg am 10. Juni 1742, mit rührender Bescheidenheit:

J'étois né pour les arts, nourrisson des neuf sœurs.

Aber in weniger schwachen Stunden hat Friedrich der Große das „Sultan im Serail“-Gemälde seiner Schwester eigenhändigst noch überboten. An seinen Freund Jordan schrieb er aus dem Feldzuge:

„Ich bin im Begriff, an den König von Frankreich zu schreiben, ein Solo zu *komponieren,* Verse an Voltaire zu dichten, die *Reglements* der *Armee* zu ändern und hundert andere Dinge dieser Art.“* Er hatte nicht nur neun, sondern hundert Musen im Stall, denen er sein „Taschentuch warf“ und den reichlich genossenen Schnupftaback in die Augen streute.

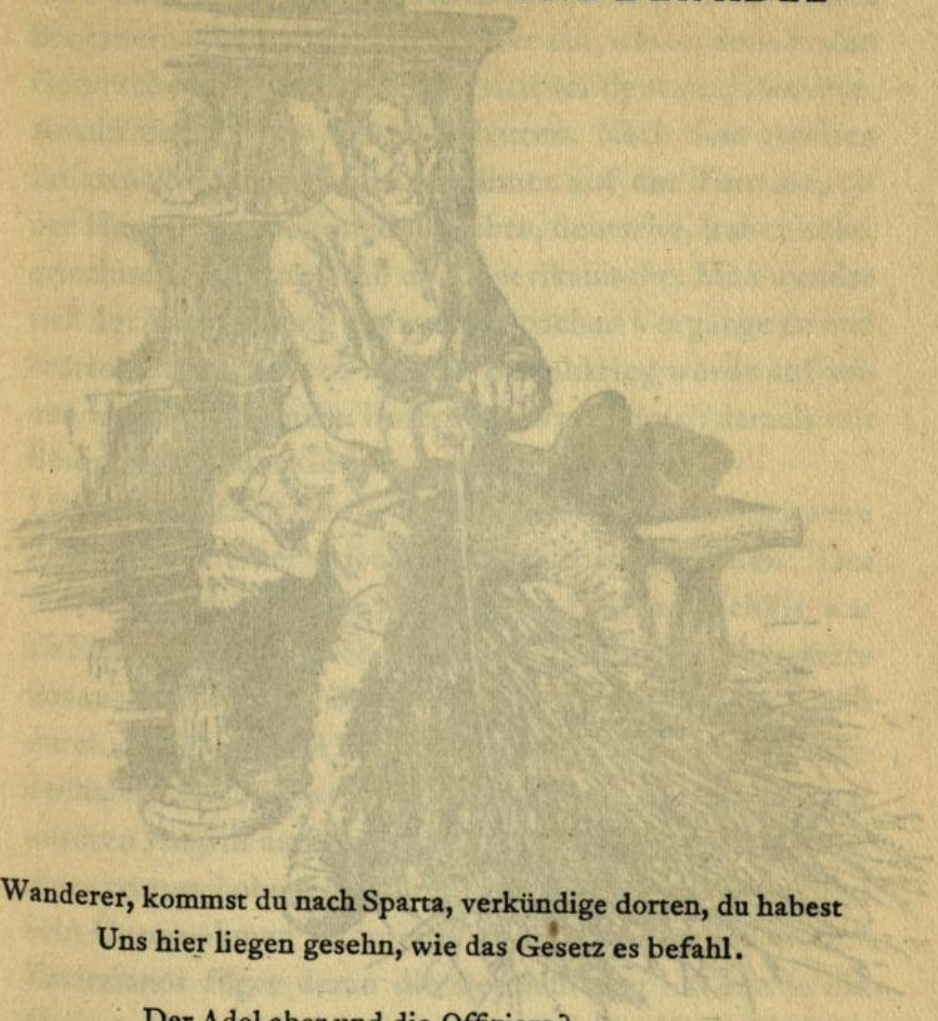
»Können Sie da noch zweifeln, daß auch Friedrich der Große ein Herr war, „dem Nix und Nöck sich beugt“?

---

* Die hier gegebene, im Schlußsatze fehlerhafte Übersetzung (vgl. das französische Original, oben S. 296) wurde gewählt, weil sie dem volkstümlichen und im Kupfertiefdruck verbreiteten Buche: »Friedrich der Große — Potsdam« von »Prof. Dr. Hans Kania« 1923 in besonders großem Druck motto-artig beigegeben ist. Sie ist dort durchaus nicht als Spott auf den großen König aufzufassen. Im Gegenteil ist sie ergänzt durch ein Bild der Flöte des Königs und durch die Sätze: »Friedrichs Kompositionen bestehen aus vier Flötenkonzerten und 121 Flötensonaten«, und »„Ich bin ein ‚Dilettante‘ in jeder Beziehung“ Friedrich an Voltaire den 1. Mai 1760.«

DAS SECHSTE GESPRÄCH

TOD FÜRS VATERLAND UND DER ADEL



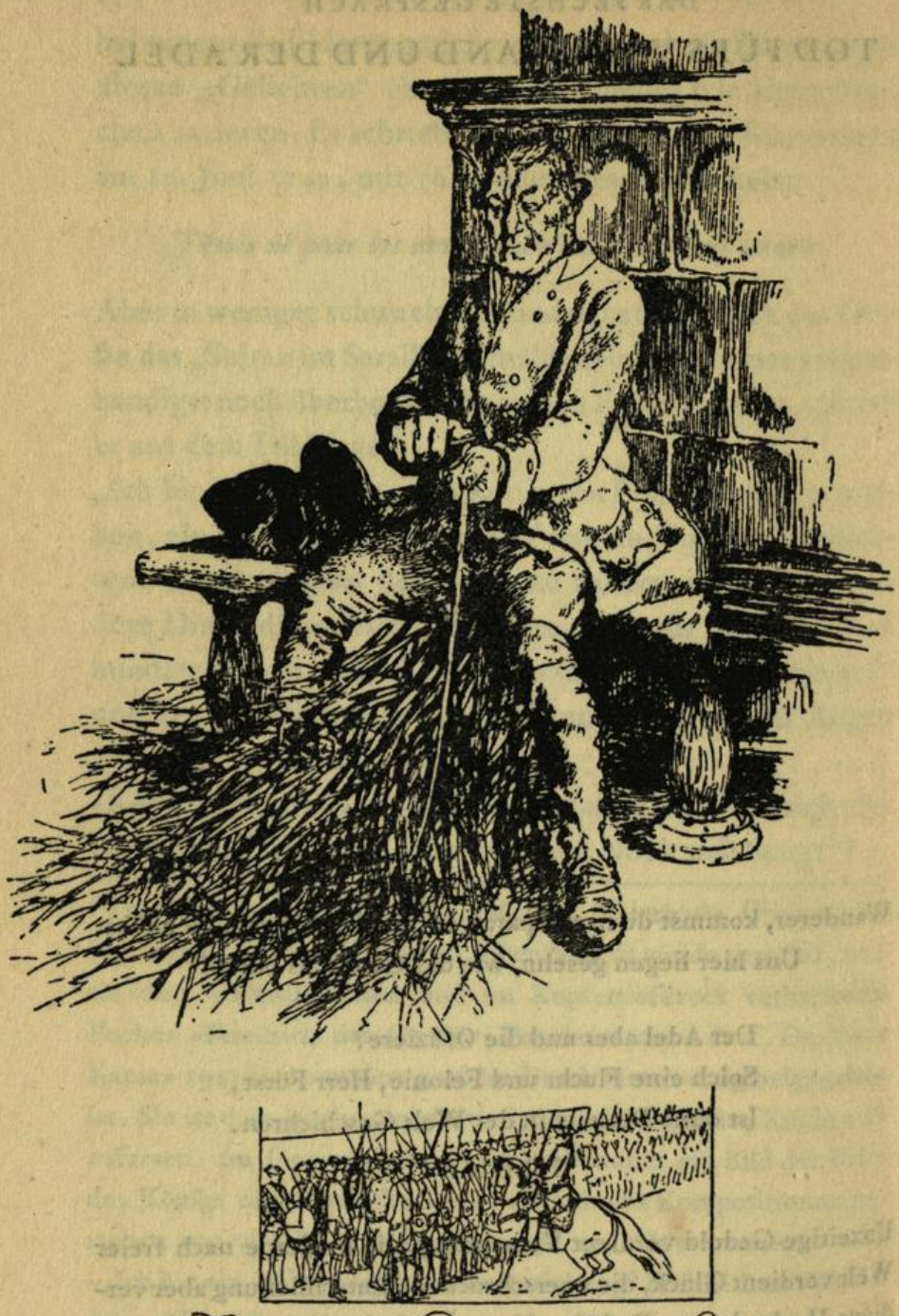
Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

Der Adel aber und die Offiziere?
Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
Ist ohne Beispiel in der Welt Geschichten.

Schiller

Unzeitige Geduld verdient Verachtung, die Begierde nach freier Welt verdient Glück, die unerschrockene Entschließung aber verdient Hochachtung. Daß aber Notzwang keine Verwegenheit, edle Begierde eine Tugend, Freiheit suchen, wo man kein Recht finden kann, hingegen kein Trotz noch Eigensinn zu nennen sei, ist in großdenkender Welt eine ausgemachte Sache.

Aus Freiherrn Friedrichs von der Trenck 1759 mit Blut (auf deutsch) in eine Bibel geschriebener Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg.



Durchzeichnung eines von Chodowiecki radirten Blättchens aus Basedows „Elementarbuch für die Jugend ihre Eltern und Freunde ingesitteten Ständen." (!) erschienen 1770.

Adolf von Menzel: Der Profos (aus dem Armeewerk)

„Der Soldat muß seine Offiziere mehr fürchten als den Tod."
(Testament Friedrichs II.; 1768)

AM FOLGENDEN TAGE FANDEN SICH IN DER VILLA Boccanera einige der Gäste wieder ein, die an dem ersten Gespräche teilgenommen und sich seitdem nach Sorrent, Amalfi und Pästum zerstreut hatten. Nach dem zweiten Frühstück saßen mehrere von ihnen auf der Terrasse, als der Hausdiener Zeitungen brachte, deutsche, italienische, griechische, französische und amerikanische. Man wandte sich der Besprechung der weltpolitischen Vorgänge zu und erörterte die Frage, ob sich der Balkankrieg werde auf seinen Herd beschränken lassen. Manfred sprach damals mit Besorgnis von der Gefahr eines Weltkrieges.

Lièvre und Zavitzianos hatten eine besonders schwere Nachricht in einer griechischen Zeitung gefunden. Der ihnen freundschaftlich verbundene Dichter Mabilis war als Führer seiner Freischar gefallen. Zavitzianos übersetzte uns aus dem Berichte der griechischen Zeitung: „Ein Schuß durch den Mund und einer durch die Kehle haben den heldenhaften Dichter weggerafft, als er mit seiner Freischar unseren Angriff auf Janina durch die tollkühne Besetzung einer vorgeschobenen Stellung zu unterstützen versuchte: Sein Unternehmen ist infolge seines Todes gescheitert.“ Zavitzianos fügte daran die Betrachtung: »Wenn je ein Opfertod freiwillig war, dann ist es sicher dieser Tod des Mabilis gewesen. Ich kannte diesen Mann. Er war ganz patriotische Leidenschaft. Ich bin sicher, er hat den Tod gesucht, weil er glaubte, damit ein segensreiches Beispiel zu geben.«

Ein deutscher Gast: »Auch Theodor Körner fiel in einem belanglosen Vorpostengefecht. Glauben Sie nicht, daß sein heldenhaftes Beispiel, gesteigert durch seine Lieder, seinem Volke unendlichen Segen gebracht hat? Glauben Sie nicht, daß er Größeres gewirkt hat als Goethes Sohn, dessen Leben der Vater sicherstellte, indem er es ihm unmöglich machte, wie Körner als Freiwilliger auszuziehen?«

Manfred: »Was Goethe tat, verdient immer Nachdenken.

Mit welcher Leidenschaft haben sich die schottischen Clane einst untereinander befehdet, mit welcher Erbitterung sich später Schotten und Engländer bekriegt! Hat der Opfermut, mit dem sie sich schlachteten und abschlachten ließen, ihr Vaterland gestärkt oder geschwächt, hat er der Sache Großbritanniens mehr geschadet oder genützt? Es ist schwer zu entscheiden. Glauben Sie, Zavitzianos, daß Ihr Vaterland vom Tode Ihres Freundes, des Dichters Mabilis, so großen, heiligen Nutzen ziehen wird, daß der Verlust, den sein Tod für das geistige Leben Ihres Volkes bedeutet, dadurch aufgewogen wird?«

Zavitzianos: »Es ist schwer zu entscheiden. Ich glaube, dieser Krieg zwischen Griechen und Türken ist ebenso unselig wie die nimmer endenden Zwistigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen; und wie die glücklich beendeten Streitigkeiten zwischen Schotten und Engländern es waren. In diesen drei Fällen sehen wir Völker, die hundert Gründe der Vernunft und des Herzens verbrüdern sollten, die von Natur aufeinander angewiesen sind, sich zerfleischen und furchtbare Opfer bringen. Wem werden diese Opfer gebracht?«

Manfred, der die Enttäuschung nicht verwinden konnte, die ihm Borchardts „Über Alkestis" bedeutete, antwortete schnell mit einem Worte aus Borchardts Schrift: »Dem „religiösen Bangen im todbereiten Stamme". Bangen und Todbereitschaft und Schriftsteller, die ihnen das Wort reden, scheinen in unbegrenzten Mengen überall zu gedeihen. Was nicht gedeiht, sind fromme Furchtlosigkeit und Lebenswille, Einsicht und Kraft, das Verbindende zu sehen und das Trennende um des Verbindenden willen zu vergessen. Da fehlen die Führer; nicht auf dem Schlachtfeld. Edler Lebenswille, der Einsicht und Kraft genug hat, sich durchzusetzen trotz des Hetzens und Drohens der Schwarzseher. Wie sagt doch Borchardt in seinem Lobliede auf äolische Urtümlichkeit? „Der Seher aber stand

auf und sprach dräuende Worte gegen die Feigen und Laschen" und „da krachte ein heller Donner vom Meere". Damit war dann erwiesen, daß die junge Mannschaft fallen muß „zu Sühne und Gelübde, zu Zwang und Eid, zu Gewähr und Sieg". Das ist genau so berechtigt wie das Abschlachten der Iphigenie am Altare. Sagen Sie mir doch, Lièvre, der Sie Ihr Trauerspiel doch ganz aus der Anschauung eines wirklichen Krieges geschöpft haben, warum wollen Sie eigentlich Ihre Iphigenie am Altar bluten lassen? Warum muß sie sterben?«

Lièvre: »Ah, ich will nicht, daß sie stirbt, ich kann nichts dafür, daß sie sterben muß, die Notwendigkeit ihres Todes ist eine Tatsache, die den griechischen Tragikern von ihren Vorfahren mitgeteilt wurde und die sie dann uns mitgeteilt haben. Ich wünsche den Tod der Iphigenie ebensowenig wie ich Sklaverei oder Krieg wünsche. Ich kann nicht sagen, es ist, es war, es wird notwendig sein, Krieg zu führen, aber es ist eine Tatsache, daß man sie führt und geführt hat und daß man sie führen wird.«

Manfred: »Ja, man wird sie führen, solange wir uns über ihre Notwendigkeit von den Vorfahren der griechischen Tragiker belehren lassen; es sei denn, daß der Balkankrieg, dessen Blitze eben den Dichter Mabilis erschlugen, einen Weltkrieg heraufbeschwört, dessen Wirkungen furchtbarer sind, als der peloponnesische Krieg es für Griechenland gewesen ist.«

Das Gespräch wandte sich der Politik zu, bis es sich verlor im allgemeinen Aufbruch der Freunde, die den schönen Nachmittag für Ausflüge nutzen wollten.

Am Spätnachmittag traf ich Manfred Ellis und Pastor Hans Dietrich* allein im Bücherzimmer. Die beiden Herren waren Jugendbekannte, die sich seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatten. Indem ich im folgenden das Gespräch der

*Hans Dietrich ist ein Deckname; der wirkliche Name wurde auf Bitte seines berühmten Trägers unterdrückt.

Beiden auszugsweise wiedergebe und dabei die Äußerungen Pfarrer Dietrichs mehr als die Worte Manfreds, auf die es mir hier besonders ankommt, verkürze, bringe ich den Geistlichen in den Verdacht, übertrieben lakonisch gewesen zu sein; ich versichere deswegen, daß dieser Verdacht unbegründet ist.

Im Laufe des Gespräches sagte der berühmte Geistliche: »Hören Sie, Manfred, in der Art, wie Sie heute nach Tisch über den Krieg und über den Tod für das Vaterland sprachen, lag etwas, das mich beinahe zum Widerspruch reizte. Wollten Sie sagen, es könne etwas Rühmlicheres geben als sein Leben bei der Verteidigung des Vaterlandes zu opfern?«

Manfred: »Verteidigung, das ist ein weiter Begriff. Während der Perserkriege haben die Griechen die Poesie der Verteidigung entwickelt, um sie nachher in nimmer endenden Bürgerkriegen zur eigenen Zerfleischung zu verwerten.«

Pfarrer Dietrich: »Nennen Sie meinetwegen die Kriege unseres großen Friedrich Angriffskriege; haben sie nicht der Nation und ihrem Wohle im höchsten Sinne gedient, und muß das Vaterland darum nicht auch dem geringsten Grenadier dankbar sein, der sein Leben damals opfern durfte?«

Manfred: »Gleichviel, ob er durfte oder mußte: sein Andenken sei mir heilig. Ich gestehe, über die Seelenverfassung dieser tapferen Soldaten habe ich oft nachdenken müssen. — Wie ist es, lassen Sie Voltaires Zeugnis gelten?«

Pfarrer Dietrich: »Es kommt darauf an, was er sagt.«

Manfred: »In seinen Werken findet sich ein Gedicht, mit dem er einmal seinen königlichen Schüler – es war bald nach dessen Tronbesteigung — bewog, einen Zwangsarbeit verrichtenden Fahnenflüchtling ins Spital überführen zu lassen. Es handelte sich um einen sechs Fuß hohen Franzosen, obendrein einen Edelmann, den Friedrich Wilhelm I. unter die „langen Kerle“ gepreßt hatte; ihm waren zur

Strafe für den Fluchtversuch Ohren und Nase abgeschnitten worden, und man hatte ihn sechsunddreißigmal Spießruten laufen lassen.«

Pfarrer Dietrich: »Es spricht für Voltaire, daß er Friedrichs mildere Herrschaft ins rechte Licht rückt; in der Tat, für nichts muß man Friedrich dem Großen dankbarer sein als für den Geist der Milde und Aufklärung, den er als erster in Rechtspflege und Heeresverwaltung einführte zu einer Zeit, als in anderen Ländern noch mittelalterliche Barbarei auf diesen Gebieten herrschte. Bedenken Sie, mit welcher unerbittlichen Härte man noch lange in England Unfreiwillige in die Marine „preßte".«

Manfred: »Ja, man muß Friedrich II. dankbar sein, daß er seine Anhängerschaft für die aus England mitgebrachten Lehren Voltaires gleich nach Regierungsantritt durch die Abschaffung der Folter kund tat. Allerdings machen sich viele eine falsche Vorstellung von dieser „Abschaffung der Folter". Es war nämlich schon vorher nur in seltenen Fällen gefoltert worden, und es wurde auch nachher gefoltert — wenn es dem großen Könige paßte. So hat Friedrich II. z. B. 1748 die Folter gegen den General Walrave freigegeben,[1] mitten im Frieden, weil er diesen alten hochverdienten Offizier unerlaubter Beziehungen zum Kaiser verdächtigte (Preuß, III, 326). Man irrt sich, wenn man glaubt, Friedrich II. hätte sich den Lehren der französischen Aufklärung nicht ohne Mühe entzogen, wo sie seinen Neigungen widersprachen. Es war ebenfalls im Frieden, als er den Geheimrat Ferber enthaupten und nach Tartarenart seinen Kopf auf einen Pfahl stecken ließ; dem wehklagenden Vater seines Opfers schrieb er: „Sie können garnicht glauben, welcher grauenhaften und unerhörten Verbrechen Ihr Sohn sich gegen mich schuldig gemacht hat." (Preuß, I, 222 f.) Ebenso schwer zu glauben wäre es, wenn man Friedrich II. Herrscher eines Rechtsstaates nennen wollte, oder wenn man behauptete, daß die Milde, von der er gerne redete,

etwa dem Heere, dem Werbe- und Prügelunwesen, zugute gekommen sei. Voltaire war nicht damit zufrieden, daß sein königlicher Schüler, nach dem Mittagessen und dem anschließenden berühmten und viel bezweifelten Schäferstündchen, vom Fenster seines Schlosses das Spießrutenlaufen zu überwachen pflegte, mit dem auch unter seiner Herrschaft militärische Vergehen noch bestraft wurden.«
Pfarrer Dietrich: »Ich glaube, daß manche der Mitteilungen, die Voltaire über Friedrich den Großen gemacht hat, übelwollende Entstellungen enthalten.«
Manfred: »Wenn Sie dem Franzosen Voltaire nicht trauen wollen, überzeugt Sie vielleicht der Engländer Malmesbury und, wenn auch der Ihren Beifall nicht findet, schenken Sie vielleicht Friedrichs eigenen Worten Glauben. Es war im Jahre 1768, daß Friedrich II. in seinem Testament seinem Nachfolger einschärfte, daß die preußischen Soldaten ihre Offiziere mehr fürchten müssen als den Tod, weil nur die Furcht vor den eigenen Offizieren die preußischen Soldaten zwingen kann, großen Gefahren ins Auge zu sehen.« (Vgl. oben S. 532.) »Klingt es angesichts dieses königlichen Zeugnisses unglaublich, wenn ein Jahr vorher James Harris, der spätere Lord Malmesbury, ein Mann, der tiefen und segensreichen Einfluß in der politischen Geschichte Englands gewonnen hat, in sein Berliner Tagebuch schrieb: „Es gibt für einen Offizier kein besseres Mittel, des Königs Wohlgefallen zu erregen, als die vom Könige verhängten Strafen der Soldaten zu verschärfen und fünfhundert Schläge zu geben, wo der Befehl auf vierhundert lautete. Die grausamsten Offiziere sind sicher, befördert zu werden“?
»Gustav Freytag hat übrigens hier in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ den Bericht eines Augenzeugen, eines in preußische Dienste gepreßten Schweizers, veröffentlicht.«
Manfred las vor: »„Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten *Deser-*

teurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute, oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt, und dergleichen, dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch zweihundert Mann, achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken – und des folgenden Tags aufs neue dran mußten, die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wieder frisch drauflosgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über ihre Hosen hinabhingen. Dann sahen mein Landsmann und ich einander zitternd und todblaß an, und flüsterten einander in die Ohren: ‚Die verdammten Barbaren!' Was hiernächst auch auf dem *Exercir*platz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des *Lamentirens* der Geprügelten kein Ende."

»Für seine nichtmilitärischen Sklaven hielt Friedrich, gegen die Wünsche der Aufklärungszeit, an der ebenso grauenhaften Hinrichtung durch das Rad fest. Allerdings schrieb er sehr menschenfreundlich: „Die eigentliche Absicht gehet darunter dahin, daß nicht sowohl die *Delinquente* gemartert werden, als daß vielmehr an ihnen ein *affreuses Exempel,* andern zum Abscheu geschehen solle." (*Acta Borussica* VIII, S. 620.)

»Erscheint es nach derartiger Abschaffung der Folter durch Friedrich den Großen nicht durchaus glaublich, daß Friedrich über seine Truppen gesagt haben soll: „Das Wunderbarste für mich ist, daß ich unter diesen Leuten in Sicherheit bin; jeder von ihnen ist mein unversöhnlicher Feind, und doch hält sie die Heereszucht in Schranken." Diese Zucht war so scharf, daß die Soldaten nicht einmal Zeit fanden zu der einsichtigen Frage, die uns die Pfälzerin Liselotte vom Erzherzog Karl aufbewahrt hat: „Sind wir nicht rechte Dummköpfe, uns für diese albernen Könige totzu-

schlagen"; und doch war Erzherzog Karl, als ihn der Kaiser in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelte, nicht nur Kanonenfutter wie die meisten anderen „Dummköpfe", die damals, oder in späteren Kriegen, aufeinander einhieben, sondern der Kaiser wollte ihn selbst zum Könige von Spanien machen; der Krieg wurde also in gewissem Sinne für ihn geführt.«

Pfarrer Dietrich: »Sie beurteilen da soziale Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts mit den allzu empfindsamen Augen eines modernen Menschen. Gewiß gab es auf den preußischen Kasernenhöfen damals allerlei, was wir heute nicht mehr billigen können, aber derartige Dinge erklären sich aus den Anschauungen des Zeitalters; sie waren international und dürfen nicht *sentimental* mit heutigen Maßstäben gemessen werden.«

Manfred: »Waren sie international? Warum schrieb dann 1808 der Generalfeldmarschall Hermann von Boyen, als er zusammen mit Gneisenau für „die Freiheit des Rücken", das heißt also für die Abschaffung der Prügelstrafen im preußischen Heere eintrat: „Soll denn das preußische Volk das einzige sein, welches im traurigen Abstande zu den Nachbarn einer gerechteren und edleren Behandlung des Soldaten unfähig wäre?" War der Herr Feldmarschall zu gefühlsselig, zimperlich und *sentimental,* oder war die schauderhafte friderizianische Prügelwirtschaft etwa wirklich *spezifisch* preußisch? Konnte sie nach der Zeit Friedrichs II. ganz aus den preußischen Kasernenhöfen ausgerottet werden? Warum klagte nach 1806 der Bericht der Königlich Preußischen *Reorganisationskommission,* daß „die Offiziere in ihrer Bildung gegen alle übrigen Stände so weit zurück seien"? Bin ich etwa empfindsam? Der junge Bismarck hat seinen Überdruß darüber geäußert, sich „mit der Rekruten *dressierenden* Fuchtelklinge zu *amüsieren*". Daß das nicht etwa sinnbildlich zu verstehen ist, wurde mir erst vor kurzem klar, als ich mich mit Hans Delbrück unterhielt. Die-

ser vielgenannte preußische Professor versicherte mir, daß schon im achtzehnten Jahrhundert sich die französischen Soldaten nicht prügeln ließen und daß es „in der Napoleonischen Armee keine Stockschläge und kein Spießrutenlaufen gab“. Ich bedauerte, daß die Soldaten Friedrichs II. und nach friderizianischem Muster alle Deutschen vor der Erlösung durch Napoleon und den Freiherrn vom Stein noch so viel weniger menschlich behandelt worden seien. Aber Herr Hans Delbrück meinte: „Das Prügeln ist nicht so schlimm; ich habe selbst in meiner Militärzeit noch Rekruten geprügelt.“ In seiner Schrift: „Über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons“ macht Delbrück aber doch weitgehende Zugeständnisse.«

Manfred hatte Delbrücks Schrift zur Hand und las daraus vor: »„Als Friedrich in der Schlacht bei Zorndorf mit seiner Infanterie unzufrieden gewesen war, schrieb er an den Prinzen Heinrich: ‚Lehren Sie Ihre Infanterie den Stock *respektieren*‘; Delbrück fährt fort: „Nach dieser Anschauung war es allerdings ziemlich gleichgültig, ob ein Bataillon aus märkischen und pommerschen Bauernsöhnen, oder aus heimatlosen Vagabunden oder aus gefangenen Österreichern und Sachsen zusammengesetzt war. In drei Gliedern, Schulter an Schulter, in gleichmäßigem Tritt, rechts und links die Pelotonführer, hinten die schließenden Offiziere, wird vorgerückt, auf Kommando die Salve abgegeben und weiter vorgerückt durch das feindliche Feuer, bis wieder das Kommando ‚Halt‘ ertönt. Da gibt es kein Zaudern, kein Ausweichen und keinen guten Willen“... „Die preußische Disziplin mußte dazu kommen, einzig und allein die Furcht als das *agens* in der kriegerischen Leistung des gemeinen Mannes anzusehen“... „Wenn man durch einen Wald marschiere, schreibt der König seinen Generälen vor, so sollen Kavallerie*patrouillen* durch das Gehölz neben der Infanterie hergehen; um das Lager soll in der Nacht eine *Chaine* von *Vedetten* gestellt werden; man soll

nachts die Zelte der Soldaten *revidieren;* zum Holz- und Wasserholen soll die Mannschaft in Reih und Glied durch die Offiziere geführt werden, und so vierzehn verschiedene Regeln—alles, damit keine Gelegenheit zum *Desertieren* gegeben werde". Preußische Soldaten durften im Felde also nur unter Aufsicht, reihenweise und auf Kommando ihre Notdurft verrichten; so wollte es ihr großer König.

»Delbrück fährt fort: „Aus der bloßen Schießmaschine, wozu, wenn man es scharf ausdrücken will, die *Lineartaktik* den Soldaten stempelte, war durch die Revolution ein selbstwollend fechtendes *Individuum* geworden. Damit und erst damit war die Möglichkeit gegeben zur Einführung des *Tirailleur*gefechts."

»Hier schickt mir mein Buchhändler das im Jahre 1851 veröffentlichte Buch Hauptmann von Witzlebens: „Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrich des Großen", ein Büchlein, das meine Aufmerksamkeit und mein Erstaunen erregte. Hauptmann von Witzleben wenigstens ist sicher nicht „empfindsam"; im Gegenteil scheinen die Ereignisse von 1848 ihn die Abschaffung „dieser einfachen, aber vorzüglichen *Disziplinarmaschine*", wie er den friderizianischen Stock nennt, bedauern zu lassen. Die Schrift des Hauptmanns von Witzleben besteht im wesentlichen aus Auszügen aus den zufällig erhaltenen Parolebüchern eines Berliner Grenadier-Regimentes. Diese Parolebücher stammen aus den Jahren 1750—54 und 1780—83. Der Herausgeber hat seine Auszüge mit liebevoller Sachkunde und Bewunderung erläutert.«

Da keiner der Anwesenden den Inhalt des von Witzlebenschen Buches kannte, machte uns Manfred auf unsere Bitte folgende Mitteilungen:

Manfred: »Hauptmann von Witzleben belehrt die bewundernde Nachwelt über die Beschaffenheit derjenigen Folterwerkzeuge, welche Friedrich der Große nicht abschaffte, sondern zur Anstachelung des Mutes seiner Soldaten ver-

schärfte. von Witzleben unterscheidet: Stock, Fuchtelklinge, Krummschließen und Spießruten- oder Gassenlaufen und erklärt: „Die Unteroffiziere waren die würdigen Handhaber des Stocks, dieser einfachen, aber vorzüglichen *Disziplinarmaschine*, und wandten sie schon bei kleinen Unaufmerksamkeiten im Dienste gern an, weshalb sie auch stets in und außer demselben mit einem Stocke versehen waren. Während sie aber bei den Gemeinen die *Disziplin* mit starkem Arme aufrechterhielten, mußten sie selbst nicht selten ihren Rücken den Fuchtelklingen der Adjutanten beugen und teilten dieses Schicksal mit den Gefreiten-Korporalen, welche etwa den Rang unserer heutigen Fähnriche einnahmen.

»„Außer dem Stocke und der Fuchtel war für Unteroffiziere und Gemeine das Krummschließen eine gefürchtete Strafe, denn hierbei wurde der rechte Arm und der linke Fuß oder der linke Arm und der rechte Fuß, oder gar beide zugleich in so enge Verbindung gebracht, daß die hieraus hervorgehende Lage eine wenig beneidenswerte gewesen sein muß, da noch heute der Soldat mit der Bezeichnung ‚Krummliegen' figürlich die traurigsten finanziellen Verhältnisse bezeichnet.

»„Die härteste körperliche Strafe aber war das Spießruten- oder Gassenlaufen. Hiermit wurden nur Gemeine wegen *Desertion*, Trunkenheit und *Insubordination* etc. bestraft. Der Schuldige mußte mit entblößtem Rücken durch die aufgestellte Gasse seiner Kameraden gehen, deren jeder, mit einer Rute versehen, dem Vorübergehenden einen Hieb gab. Die *Exekution* geschah, um den Schmerzensschrei des *Inkulpaten* zu übertönen, bei Trommel- und Pfeifenklang, dessen Melodie die Soldaten den Text untergelegt hatten:

„Warum bist du fortgelaufen?
Darum mußt du Gassen laufen,
Darum bist du hier!"

»„Die Strafe erhöhte sich und verminderte sich nach der Zahl der aufgestellten Mannschaften, und je nachdem der zu Bestrafende die Gasse mehr oder weniger Male zu durchlaufen hatte. Hinter der Gasse gingen auf beiden Seiten Korporale, welche mit derben Rohrstöcken darüber wachten, daß die Leute sich nicht aus Sympathie für das Vergehen oder aus Mitleiden für den Verbrecher hinreißen ließen, die Stärke der Strafe durch gemilderte Schläge zu schwächen." Prügelnd geprügelt!

»Der frühere Besitzer meines antiquarischen Exemplares des Witzlebenschen Buches, bezeichnenderweise ein Herr von Kleist, scheint mit dieser Frage sehr vertraut gewesen zu sein. Er hat hier am Rande mit feiner Feder folgende lange Glosse gemacht:

»„Dreihundert Soldaten, selten weniger, standen sich in zwei Reihen gegenüber und bildeten eine sechs bis sieben Fuß breite Gasse; alle waren mit sechsviertel Ellen langen und einhalb bis dreiviertel Zoll dicken Haselstöcken bewaffnet. Durch diese Gasse mußte nun der Verurteilte mit entblößtem Körper ganz langsam drei- bis sechsmal, oft aber noch mehr hindurchgehen, wobei ihm die Hände auf der Brust zusammengebunden waren und ein ihn führender Unteroffizier dafür sorgte, daß er nicht zu schnelle Schritte machen konnte. Rechts und links erhielt er allemal von jedem der aufgestellten Soldaten einen kräftigen Hieb, also bei sechsmaligem Durchgange, was das gewöhnliche war, $6 \times 300 = 1800$ Hiebe auf den entblößten Körper. Dieser wurde dabei natürlich furchtbar zerfleischt. War er zuletzt durch Blutverlust so entkräftet, daß er nicht mehr gehen konnte, so wurden ihm die noch fehlenden Hiebe liegend gegeben, indem man die Soldaten reihenweise an ihm vorbeiziehen ließ. Oft ließ der König durch persönlichen Befehl einen Schuldigen statt sechsmal, sogar zwölf- und vierundzwanzigmal durch 300 Mann laufen; mit der Beifügung, wenn derselbe dem Tode nahe sei, solle

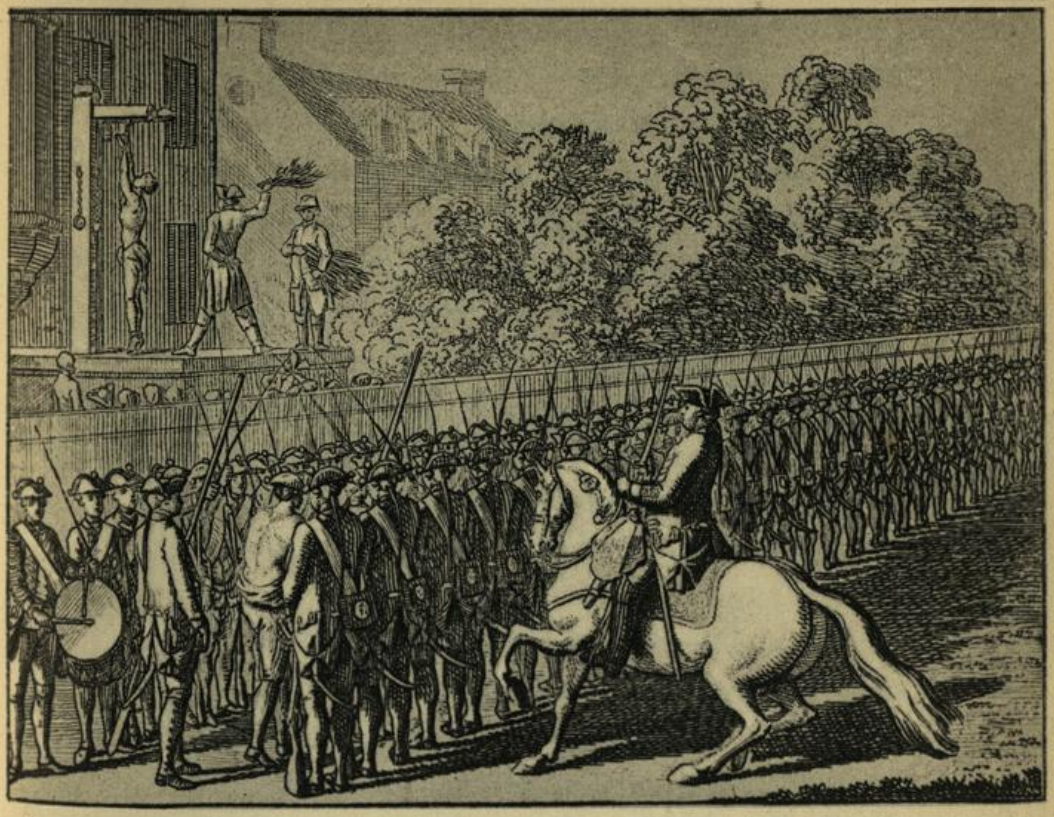
man den noch übrigen Teil der Strafe aussetzen, bis der Mann etwas geheilt worden, und dann von neuem wieder anfangen. Die Unterbrechung solle so oft wiederholt werden, als nötig sei, damit nur keiner sterbe, ehe er seine volle Strafe empfangen. So dauerten die Leiden mancher Verurteilter jahrelang."

»Preuß (XIV, 334) berichtet über den Grenadier Marufski, den Friedrich II. in seinen Dienst gepreßt hatte und der „aus gröster *Melancholie*" sich zwei Finger der rechten Hand abhackte, um loszukommen. Friedrich der Große *„konfirmierte* allergnädigst die *Sentenz*": „Der Kerl soll vierundzwanzigmal Spießruten laufen, und wenn er dann noch lebt, zwei Jahre lang zur Festungsarbeit verurteilt sein." Da der Kerl „noch nicht völlig *curiret*" und „da sowohl viele Geistliche als weltliche Personen für ihn *intercedieren* und sein achtzigjährig alter Vater auch einen anderen schönen Kerl von eben der Größe der *Compagnie* zu verschaffen sich *obligiret*", fragte der Regiments*kommandeur*, „ob der König die *dictierte* Strafe allergnädigst zu erlassen geruhen wollen." Auf dieses Gesuch schrieb der König auf französisch: „Welche Schwäche! Man muß die Gesetze vollstrecken. Nicht weich werden."

»Auch aus den Parolebefehlen geht hervor, daß die furchtbarste der friderizianischen Foltern, das Spießrutenlaufen, nicht entfernt etwa nur gegen Fahnenflüchtige angewendet wurde (was übrigens genügt hätte, um sie zu einer täglichen Erscheinung zu machen), sondern daß sie auch für kleine und kleinste Vergehen verhängt wurde. Am häufigsten scheint mit dieser grauenhaften Folter das Laster des Trunks bestraft worden zu sein. Wer es etwa für möglich hält, daß eine so bestialiche Heeresverfassung wie die friderizianische nicht als Beförderung oder Erzwingung der Trunksucht wirken mußte, kann hier im Buche des Hauptmanns von Witzleben lesen: „fast zu jedem Exerzieren, zu jeder Wachtparade wurde im Parolebefehl erinnert,

‚daß die Kerls nicht besoffen kommen sollten', und ‚sollte sich aber dennoch einer besoffen finden lassen, so soll derselbe sogleich auf der Stelle Gasse laufen, deswegen der Profoß Ruten mit herausnehmen soll'. Hauptmann von Witzleben erklärt dazu: „Daß die Strafe nicht bloß angedroht, sondern auch häufig vollzogen wurde, bezeugen viele vorhandene Befehle. — Aber nicht allein wegen Trunkenheit, auch wegen geringer Wachvergehen, schlechten Anzuges, Lotterei beim Exerzieren wurde Spießrutenstrafe angedroht und verhängt."

Da Friedrich der Große so oft in der Jugend und in reifen Mannesjahren mit Selbstmord gedroht hat, erscheinen folgende Worte des preußischen Edelmannes, Hauptmanns von Witzleben und der sich anschließende Parolebefehl bedeutsam. von Witzleben erläutert: „Wenn diese und viele andere Befehle bezeugen, wie sehr man für die Aufrechterhaltung eines nach allen Richtungen hin strengen Dienstes tätig war, so finden wir doch auch in dem folgenden Befehle vom 31. Januar 1781 eine strenge, aber väterliche Fürsorge für das körperliche Wohl des einzelnen Mannes: ‚Morgen ist *Exekution* über den Grenadier Muska, weil er sich hat den Hals abschneiden wollen. Er läuft sechzehnmal Spießruten in zwei Tagen', wodurch dem Lebensmüden (so fährt Hauptmann von Witzleben fort) die Hoffnung blieb, auf weniger schuldbeladene Weise das Zeitliche zu segnen." Hauptmann von Witzleben hat sicher recht: der Grenadier Muska ist zu Tode gefoltert worden. Warum? Weil er „seinen König" nachgeahmt und daran gedacht hatte, die Schmach preußischen Lebens abzuwerfen. Sicher ist Grenadier Muska mit „väterlicher Fürsorge" behandelt worden, wie Hauptmann von Witzleben rühmt; wäre er nämlich nicht zu Tode gefoltert worden, dann wäre er dem Schicksal verfallen, welches der Königliche Befehl vom 21. Januar 1754 schildert: „Wenn die Regimenter Leute wegjagen, so sie ein S auf die Hand



Spießrutenlaufen
nach einer Radierung Chodowieckis

brennen lassen, so soll solches tief eingeschlagen werden, und dann sollen sie noch einige Tage sitzen bleiben, damit sie es nicht können wieder ausmachen".«

Pfarrer Dietrich: »Sie meinen wirklich, die anderen Kriegsvölker seien damals ohne Stockprügel ausgekommen?«

Manfred lachte auf seine schwer entzifferbare Art und antwortete: »Es scheint allerdings, daß eigentlich nur die Kosaken – mehr Ehrgefühl hatten als die Preußen. Wenigstens schreibt von Archenholtz über die Kosaken: „Auch kriegerische Ehre herrscht bei dieser Völkerschaft, daher sich kein Kosak mit Stockprügeln bestrafen läßt, dagegen aber Peitschenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt."«

Pfarrer Dietrich überhörte Manfreds Spott und sagte: »Sie geben also zu, daß die anderen Völker sich ebenso prügeln ließen wie die Preußen?«

Manfred: »Nicht ebenso! etwas anders. Hören Sie, was Archenholtz über die verachteten Franzosen von Roßbach schreibt: „Bey keiner Armee herrschte solche Fröhlichkeit... In Ermangelung anderer Schauspiele entblößte man liederliche Weibsbilder bis auf den Gürtel und ließ sie Spießruten laufen; eine Strafe, die zur Belustigung diente und desto sonderbarer war, da die französischen Soldaten selbst nie, weder auf diese noch auf eine andere Art, fühlbar gezüchtigt wurden." „Sonderbar" fand der brave von Archenholtz die Verspottung des preußischen Spießrutenlaufens im französischen Lager. Hätte, statt Archenholtz, Wedekind diese verwegenen Liebkosungen der Lagerdirnen geschildert, dann hätte er geschrieben: „Weib, jetzt bist du eingeheizt!"«

Herrn Pastor Dietrich war dieser Gegenstand unbehaglich. Er lenkte ab mit den Worten: »Aber bei den Österreichern wurde doch geprügelt?«

Manfred: »Den preußischen Soldaten gefiel es namentlich 1778/79 soviel besser bei den Österreichern als bei ihrem

großen König, daß dieser einsichtige Mann das Überlaufen seiner Getreuen „in lichten Haufen“ durch folgendes Schreiben einzudämmen versuchte:
»„Mein lieber General der Infanterie v. Tauentzien. Ich trage Euch hiedurch auf, durch die *Officiers* unter die Regimenter ausbringen zu lassen, die Österreichische *Deserteurs* hätten hier ausgesagt, daß kein Tag vorbei ginge, wo die Österreicher nicht 10 bis 12 Kerls alle Tage todt prügelten und die sie kaum mahl begrüben: Imgleichen hätten sie von den *Deserteurs,* die von uns herüber gekommen, ein hauffen, die sie in Frankfurt am Main angeworben, und die sie wieder erkannt, weil sie nicht bei ihnen Dienste genommen hätten, aufhängen lassen. Ihr habt demnach dieses so anzustellen, daß die *Officiers* davon unter sich öffentlich sprechen, daß die Bursche solches hören, und sie von der *Desertion* ein Bisgen abgeschreckt werden. Ich bin etc. Im Lager bei Lauterwasser, den 1. September 1778.“
»Sie sehen, Friedrich war verschlagen: *trompeur et demi!*«
Hierauf wandte sich Manfred plötzlich mit besonderer Teilnahme an Pfarrer Dietrich und fragte: »Herr Pfarrer, was halten Sie eigentlich von der Angelegenheit Ihres Kollegen, des Pfarrers Faulhaber?«
Als Pfarrer Dietrich sich dieser Angelegenheit nicht erinnerte, las Manfred einige Sätze von Preuß (III, 236) vor, aus denen sich ergab, daß der Geistliche von einem wiedereingefangenen *Deserteur* beschuldigt wurde, er habe auf Befragen in der Beichte gesagt, Fahnenflucht sei zwar eine große Sünde, könne einem reuigen Sünder aber von Gott dennoch vergeben werden. Hierauf erließ Friedrich II. einen französischen „Kabinetsbefehl“, der so anfing: „Mein Lieutenant-Colonel, Sie müssen den Pater Faulhaber hängen, ohne ihm vorher den Empfang der Sakramente zu gestatten.“ Der Geistliche „wurde darauf nicht bloß an den Spionengalgen, sondern sogar neben einen, schon seit einem halben Jahr aufgeknüpften Spion gehenkt“.

Pfarrer Dietrich entgegnete, daß Friedrich der Große im allgemeinen doch besser als irgendein anderer für seine Soldaten gesorgt hätte. Manfred antwortete: »Da haben Sie vielleicht recht. Hören Sie zum Beispiel folgende Proben der friderizianischen Soldatenfürsorge, wie sie aus den alten Parolebefehlen spricht. Hier zum Beispiel heißt es am 2. Mai 1780: „Bei der morgenden Besichtigung müssen die Burschen ordentlich gepudert sein, Ohren recht rein gewaschen, ingleichen die Zöpfe nicht voll Puder. Die Burschen, so Bärte haben, müssen selbe gut aufsetzen, und daß ja keiner betrunken kommt, auch keine Branntweinpulle bei sich hat. Wenn künftig ein Unteroffizier einen andern Stock noch als den seinigen angehängt hat, bekommt er auf der Stelle dreißig Fuchteln."

»Oder hier am 10. Januar 1781: „Die Zöpfe sollen nicht zu hoch und nicht zu niedrig gefaßt sein. Die Hakens sollen unter dem Achselband sitzen, daß keine zu sehen. Auf die Frisur soll besser gesehen werden, daß jeder Kerl drei gehörige Locken hat, es sei denn, daß er zu wenig Haare, so muß er doch zwei haben."«

Pfarrer Dietrich wehrte ab mit den Worten: »Sie dürfen sich nicht an solchen Alterserscheinungen stoßen. Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges war das alles anders.«

Manfred: »Gut, so hören Sie dies vom 20. Juli 1751, also kurz vor dem Siebenjährigen Krieg: „Das Lederzeug soll gut angestrichen und die Haare sehr weiß gepudert sein, müssen auch Puder mitnehmen, damit sie sich vor Potsdam von neuem pudern können."

»Dazu bemerkt Hauptmann von Witzleben: „In welchem Maße übrigens der Puder verbraucht wurde, ergibt der Befehl vom 25. Juli 1753, worin befohlen war, daß die Kompagnien zu einer Revue bei Spandau einen halben Zentner Puder und Kreide mit ins Lager nehmen sollten."«

Als Pfarrer Dietrich sich mit diesen Belegen unzufrieden bezeigte, entgegnete ihm Manfred: »Aha, das ist Ihnen

alles noch nicht kriegerisch genug. Sie wünschen etwas mitten aus dem Siebenjährigen Kriege. Gut. Der friedrichbegeisterte Hauptmann J.W. von Archenholtz gibt uns als Augenzeuge folgende Schilderung der väterlichen Soldatenfürsorge seines großen Königs.

»Archenholtz schreibt über den Winter 1759–1760: „Nun folgte ein sonderbarer Winterfeldzug, der eine sehr große Zahl Menschen wegraffte... Das Holzholen dauerte wegen der entsetzlichen Kälte den ganzen Tag... Der Soldat verschonte weder Ställe, Scheunen, noch Häuser. Die Spanier suchten in dem neu entdeckten Amerika nicht eifriger nach Gold als jetzt die Preußen nach Holz... Die Zelte waren eingefroren und die Leinwand den Brettern ähnlich... Täglich erfroren den schlecht bekleideten Soldaten die Glieder. Im Lager waren keine Brandhütten, die Feldwachen hatten nur brennende Holzhaufen, wenn es nicht auch an diesem so nötigen Bedürfnis ganz fehlte, welches oft geschah, und für die Offiziere waren bretterne Häuschen gebaut. Die gemeinen Soldaten, um ihr von der Kälte erstarrtes Blut flüssig zu machen, liefen entweder wie die Unsinnigen im Lager herum, oder uneingedenk des Kochens verkrochen sie sich in ihren Zelten, wo sie aufeinander lagen, um wenigstens einige Teile ihres Körpers an den Leibern ihrer Kriegsgefährten zu erwärmen... oder... der Soldat lag der Länge nach in der Asche, um seinen Körper zu braten. Wenn das Feuer den Vorderteil des leicht bekleideten Leibes fast verzehrte, so erstarrte der Hinterteil vor Frost... Die Lebensmittel waren gar nicht im Überfluß und der Soldat auf sein Kommißbrot eingeschränkt, womit er unaufhörlich Wassersuppen machte... In dieser Lage war Angriff und Verteidigung gleich unmöglich, und nie kehrte ein Regiment aus diesem Lager in die elenden Winterwohnungen zurück, ohne die Zahl seiner Kranken zu vermehren. Scharenweise wurden sie zu Grabe getragen... Die Österreicher waren durch dies Beispiel gezwun-

gen, ein Gleiches zu tun. Beide Heere also zeigten der Welt eine noch nie in den Jahrbüchern nordischer Kriege aufgezeichnete Handlung... Diese elenden Kantonierungsquartiere waren das Grab mehrerer Tausende von Theresiens Kriegern; es rissen Seuchen unter ihnen ein, so daß im Januar in sechzehn Tagen 4000 Mann starben... Da es der Geschichte unwürdig ist, bei jedem Fehler, bei jedem Eigensinn, bei jeder Laune eines großen Mannes reiflich erwogene Pläne und Weisheitsgründe vorauszusetzen, so mag es erlaubt sein, an der Nutzbarkeit dieses Eislagers zu zweifeln, dessen Fortdauer wahrscheinlich mehr durch Laune als durch Absichten bestimmt wurde, weil man damit nicht das geringste gewann, noch je gewinnen konnte, da die menschlichen Kräfte in diesem Lager wie tot waren... Dieser einzige Winterfeldzug kostete dem König mehr Menschen, als zwei große Schlachten getan haben würden. Der Verlust war indessen minder merkbar, weil der Abgang beständig durch Neulinge ersetzt wurde... Dieser Umstand erregte gewaltiges Aufsehen in Wien.“«

Manfred fuhr fort:

»Da findet sich, neben dem grauenhaften friderizianischen Prügelwesen, ein anderes wichtiges Geheimnis seiner kriegerischen Erfolge: die skrupellose Gewalt, mit der er immer neue Sklaven für seine Heere einfing. Auf diese bis dahin unbekannte Fähigkeit, stets neue Menschen-Herden an die Schlachtbank zu liefern, müßte mehr als auf alles andere das Wort angewendet werden, das der französische Militär*attaché* Montazet nach Friedrichs Niederlage bei Hochkirch an den Kriegsminister Belle-Isle schrieb: „Nicht daß ich den König von Preußen für einen viel besseren Feldherrn als andere hielte. Es ist sehr leicht, ihn zu kritisieren; aber er hat ein Heer, das ihm gestattet, Fehler auf Fehler zu machen, weil es immer bereit ist, begangene Fehler wieder ins gleiche zu bringen.“[1]

»Diese eigenartigste Überlegenheit erwarb Friedrich II.

erst nach sehr eigenartigen Erfahrungen. Darüber berichtet von Archenholtz: „Die Handlung Friedrichs, das ganze sächsische Heer zu zwingen, daß es dem Eroberer in geschlossenen Kriegsschaaren diente, ist in der Weltgeschichte ohne Beispiel ... Man achtete nicht auf die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem Fürsten. Diese zeigte sich jedoch bald zu Friedrichs Verwunderung ... Die meisten zogen regelmäßig, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt oder erschossen hatten, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ab ... ja bei manchen Gefechten gingen ganze *Compagnien* Sachsen selbst auf dem Kampfplatz zu den Oesterreichern über und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen." Glaubt man nicht erfrischende Berichte über die Auflehnung gegen Napoleonische Bedrückung zu lesen?

»Archenholtz berichtet weiter: „Der Abgang bei Friedrichs Heeren war wegen der Menge von Überläufern zu groß, um ihn durch angeworbene Sachsen und eigne Untertanen zu ersetzen. Dies erzeugte ein Werbungs-*System*, das seiner Natur und Ausdehnung nach nie auf Erden seinesgleichen gehabt hat. Gefangene Soldaten feindlicher Heere wurden mit Gewalt zu preußischen gemacht. Man fragte nicht, ob sie dienen wollten; sie wurden zu den preußischen Fahnen geschleppt, mußten Treue schwören und so gegen ihre Landsleute fechten. Das ganze Deutsche Reich wurde mit heimlichen preußischen Werbern überschwemmt. Der größte Teil derselben waren keine wirklichen Offiziere, sondern gedungene Abenteurer, die sich alle nur ersinnlichen Künste erlaubten, um Menschen zu erhaschen. Der Preußische Oberst Colignon war ihr Befehlshaber und belehrte sie durch sein Beispiel. Er reiste in allerhand Kleidungen und Gestalten umher ... er versprach nicht allein, sondern er gab sogar offene Schreiben, worin er junge Laffen zu *Lieutenants* und *Capitains* der Preußischen Armee ernannte. Der Ruhm der preußischen Waffen war

so groß und mit dem Gedanken an reiche Beute verbunden, daß Colignons Patenten-Fabrik unaufhörlich beschäftigt war. Die Werblinge eilten mit ihren Patenten nach Magdeburg, wo man sie als gemeine Rekruten in Empfang nahm und mit Gewalt unter die Regimenter steckte. Hier galt kein Widerstreben; der Stock wurde so lange gebraucht, bis eine vollkommene Unterwürfigkeit erfolgte. Auf diese und andere Weise verschaffte Colignon nebst seinen Helfern dem Könige in dem Laufe des Krieges 60 000 neugeworbene Streiter."

»Aber Friedrich der Große hatte noch einfachere und wirksamere Mittel, sich begeisterte Mitstreiter zu verschaffen und die Menschenherden, die er an die Schlachtbank lieferte, vollzählig zu machen. Archenholtz gibt unter anderen folgendes Beispiel: „Keine von allen Provinzen, wo die Preußen ihre feindlichen Fahnen wehen ließen, wurde von ihnen so grausam behandelt, als das ... Herzogtum Mecklenburg, aus welchem die Menschen zu Hunderten Städte und Dörfer verließen ... Unter andern mußte dies Land, in den sieben durch Verheerung bezeichneten Jahren, außer der großen Menge Futter und Vieh, 16 000 Ersatzkrieger und zweiundvierzig Millionen Thaler Brandschatzung liefern. Alles dies wurde mit einer empörenden Strenge eingetrieben. Man setzte die obrigkeitlichen Personen bei Wasser und Brot gefangen. In Güstrow diente die Pfarrkirche zum Kerker für die zusammengeschleppten neuen Soldaten, wo sie immer viele Wochen lang eingesperrt lagen, bis man sie zum Heere abführte ... Man zerstörte, was man nicht fortbringen konnte; selbst die Betten der armen Einwohner wurden aufgeschnitten, die Federn in die Luft gestreut und den Winden übergeben."

»Sie vergessen nicht, alles was ich Ihnen da vorlese, stammt nicht aus einer Anklageschrift gegen den Wüterich Friedrich II., sondern aus einer Verherrlichung der „moralischen Größe des preußischen Volkes und der erhabenen Tugen-

den eines höchst seltenen Regenten", wie Archenholtz im Vorbericht zu seinem Buche schreibt.

Pfarrer Dietrich: »Sie dürfen nicht die Zeiten furchtbarster Not und ihre Folgen in Feindesland als bezeichnend für Wirken und Wesen Friedrichs des Großen annehmen wollen.«

Manfred: »Aha, Sie möchten doch lieber zu weniger grauenhaften Zeiten zurückkehren. Ich schlage Ihnen das Jahr 1778 vor. Damals hatte der geläuterte Friedrich II. sich fünfzehn Jahre lang auf seinen neuen Krieg gegen den deutschen Kaiser vorbereitet und hatte sich, wenn man seinen Lobrednern glauben dürfte, die Herzen seiner Untertanen durch treue Friedensarbeit gewonnen. Wie rief er sie damals zu den Fahnen?«

Manfred griff nach dem vierten Band des Urkundenbuches von Preuß und las aus Friedrichs Schreiben vom 4. Februar 1778 an den General von Tauentzien folgendes vor: „Ich erteile Euch ... wegen *Complettierung* der Regimenter ... hierdurch zur Antwort, daß ... man der Sache eine andere *Tournure* geben muss, man kann nehmlich die Leute unterm *praetext,* daß sie bei Brieg an der Festung arbeiten sollen, einholen und ... wenn man sie da hat, so werden sie statt an der Festung zu arbeiten, dorten *exerci*ret: Auf solche Weise muß man es anfangen, umb die Leute ... zusammen zu kriegen." So machte das der schlaue Alte Fritz, und genau so wurde es einst in Afrika bei den Sklavenjagden gemacht, und beinahe genau so macht man es noch heute auf den Inseln der Südsee, wenn man Eingeborene zu Diensten pressen will, zu denen sie keinerlei Neigung verspüren. Der alte friesische Geschichtschreiber Wiarda gibt in seiner Ostfriesischen Geschichte (IX, 151) einen Bericht über Friedrichs Soldatenfang im eigenen Lande, der noch genauer an den Negerfang der guten alten Zeit erinnert. Bei der Erwerbung Ostfrieslands hatte Friedrich II. ausdrücklich das Versprechen der Militärfreiheit gegeben.

1778 ließ der König das Gerücht verbreiten, er wolle allerlei Arbeiten in Emden vornehmen lassen. Sechshundert Mann boten ihre Dienste an. Sie wurden plötzlich von Bewaffneten umstellt, auf Schiffe gebracht und verschleppt. Beim Bekanntwerden dieser Tat verwandelte sich jeder junge Ostfriese in einen Nettelbeck (vgl. S. 420 und 605): alle flohen über die Grenze. Ackerbau und Gewerbe blieben liegen. Die Entflohenen kamen nur allmählich wieder zurück, nachdem die preußischen Truppen abgezogen waren.

»Als einer der besten Beurteiler des friderizianischen Heeres und seiner Taktik wird Berenhorst vom Freiherrn von der Goltz in „Roßbach und Jena“ besonders gelobt: „Berenhorsts ‚Betrachtungen über die Kriegskunst‘ wirkten epochemachend ... Niemals hat ein ernster Spötter lehrreichere Bemerkungen gemacht als er ... Berenhorst und Bülow sind die Propheten der kommenden Zeit.“ Dieser Berenhorst schrieb: „Den zweiten Teil der Kultur, den, welcher der Taktik allein Leben gibt und geben kann, vernachlässigte der König (Friedrich II.). Ich vermag nicht zu entscheiden, ob Ursachen ihn davon abhielten, oder ob königliche Fahrlässigkeit und Geringschätzung daran schuld waren; aber es leuchtet hervor, daß Mut und Geist, der innere Wert ohne gesunde Pflege blieben; denn Schauspielerstücklein und Flitterfedern können wir nicht in Anschlag bringen. Er (Friedrich II.) untergrub vielmehr durch widerwärtige oder fremdartige Sitten eine Volksbeschaffenheit, welche besser auszubilden sein Jahrhundert ihn aufforderte.“ Ist es denkbar, vernichtender über einen König zu urteilen, der als „groß“ bewundert werden soll? Und trifft nicht alles, was der „Prophet der kommenden Zeit“ Berenhorst über Friedrichs II. Verhältnis zum Heere sagt, genau auch auf Friedrichs Verhältnis zur deutschen Kultur zu?«

Pfarrer Dietrich: »Sie lassen sich da von den Wehklagen irreführen, die nach der Schlacht von Jena angestimmt

wurden, die aber nie der Größe unseres Friedrich etwas anhaben können.«

Manfred: »Aber wieso denn? Berenhorst war ein leiblicher Sohn des alten Dessauers; er war im Siebenjährigen Krieg Adjutant seines großen Königs, und seine „Betrachtungen über die Kriegskunst" erschienen schon 1798 in der zweiten Auflage.

»Aber ich sehe, jede Annäherung an ein Urteil aus kriegerischer Zeit, gleichviel ob 1760 oder 1778 oder 1806, ist Ihnen peinlich. Also lassen Sie mich mitten in den Frieden des gereiftesten Friedrich zurückkehren.

»Besondere Liebe scheint Friedrich der Große damals den Bärten seiner teuren Soldaten gewidmet zu haben. 1780 heißt es in den Parolebüchern, die Hauptmann von Witzleben veröffentlichte: „Die Kompagnien sollen *absolut* darauf halten, daß kein Wachs in den Bärten, sondern solche natürlich aufsetzen, widrigenfalls es nicht geschieht, kommt der *Commandeur* der *Compagnie* in Arrest."

»Aus dieser letzten Bemerkung geht übrigens hervor, daß nicht nur die Gemeinen scharf hergenommen wurden; und, in der Tat, man versteht schwer, wie unter den preußischen Offizieren, die in diesem Betriebe drinsteckten, etwas wie ritterlicher Geist überleben konnte.

»Da fallen mir zwei bezeichnende Berichte ein, die Professor Hans Delbrück in seine „Geschichte der Kriegskunst" (IV, 293, 298) aufnahm, weil er sie für glaubwürdig hält. Nachdem sich Friedrich der Große aus der wankenden Schlacht von Mollwitz gerettet und sein Heer hinter seinem Rücken den Sieg erfochten hatte, war er begreiflicherweise sehr ungehalten über seine Offiziere, „namentlich in der Kavallerie", und ließ sie es merken. „Dabei ging der junge König", so berichtet Delbrück, „mit solcher Schärfe vor, daß über 400 Offiziere den Abschied erbeten haben sollen." Die weniger empfindlichen Offiziere, die sich die neue Behandlung gefallen ließen und blieben, scheinen Infante-

risten gewesen zu sein. Wenigstens schreibt Delbrück in seiner Schilderung des geistigen Tiefstandes im friderizianischen Offizier*corps:* „Kein Wunder, wenn Berenhorst schreiben konnte: als 1741 etwas von *Kolonnen* befohlen worden sei, hätten die Herren sich untereinander gefragt: ‚Wat is denn nu Kolunnige? Eh wat, ick folge min Voddermann, wo deh hinmarschiert, ick och.‘ Noch bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat es bei uns Stabsoffiziere und Generale gegeben, die als ursprünglich Plattdeutsche mit *Dativ* und *Akkusativ* nicht fertig zu werden wußten.“ Also ganz wie ihr großer König! Die Erklärung dafür, wenigstens für Friedrich II. und seine Zeit, gibt Delbrück folgendermaßen: „Immer wieder kommt Friedrich in seinen Schriften darauf zurück, daß Bürgerliche zu Offizieren nicht geeignet seien... Friedrich Wilhelm I. ließ gewaltsam durch Landreiter zur Verzweiflung der Eltern die Knaben von den adligen Gutshöfen abholen und in die Kadettenkorps bringen... Auch Friedrich II. hat in Schlesien die Junker auf diese Weise ausheben lassen... Die Bildung, die die Kadetten*korps* gaben, kam über eine Volksschule kaum hinaus, und Männer wirklich höherer Bildung waren im preußischen Offizier*korps* sehr selten... Friedrich selbst suchte seinen Umgang unter Franzosen.“ Das tat er bis zum Tod, obgleich er auf der Minister*revue* 1770 sagte: „Es macht mir jetzt besonders viel Freude, daß mein Adel anfängt gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden.“ Seit 1779 ließ er feststellen, „ob der *Officier* ein Säuffer ist, ob er guten Verstand hat, oder ob er dumm ist“. (Preuß I, 383; III, 147.)«

Pfarrer Dietrich: »Da haben Sie es. Friedrich hat eben alles getan, die Bildung seines Adels zu heben. Er hat darum gesagt: „In meinen Staaten gilt ein Leutnant mehr als ein Kammerherr.“ Ein Leutnant war ohne weiteres hoffähig.«

Manfred blätterte in seinem „Aus alten Parolebüchern“ und antwortete: »Sie haben wieder recht. Hier lese ich

den Befehl vom 17. Januar 1781: „Morgen Abend ist Ball bei der Königin. Die Herrn Offiziers kommen in *Mundirung* dahin. Der Herr General lassen zum letztenmal befehlen, daß die Herrn Offiziers sich hierbei probemäßig und auf die größte *Accuratesse* kleiden, widrigenfalls sie vom Platz aus *exemplarisch* bestraft werden sollen." Und am 22. Januar 1782 heißt es: „Morgen ist der Ball beim französischen Gesandten, das Regiment gibt zur Wacht hierzu einen Unteroffizier und fünf Gemeine, so Franzosen sein müssen. Die Herrn Offiziers, so dahin gehen, sollen sich gut *conduisieren* und es soll sich kein Soldat als Zuschauer sehen lassen."«

Manfred wiederholte lachend: »„So Franzosen sein müssen" und „vom Platz aus *exemplarisch* bestraft", das sagt genug. Es fehlt nur noch, daß er die adligen Herren Leutnants, so nicht Franzosen, sondern Preußen waren, vor den Augen der Königin und zu ihrer Erheiterung *„exemplarisch"* durchprügeln ließ, wie ja Ähnliches in gewissen Negerreichen vorkommen soll. Die preußischen Offiziere wurden auch zum Königlichen Theater zugelassen. Hier lese ich einen Befehl vom 26. November 1752: „Es ist beim Buchhändler Hauden ein gedruckter Zettel zu haben, wie sich die Offiziers in der Komödie aufführen sollen." Oder vom 22. Dezember 1754: „Es soll denen Herrn Offiziers gesagt werden, daß sie sich in der Oper auf ihre angewiesenen Plätze setzen und an keinen andern Ort und daselbst Unordnung verursachen, sonst werden Ihro Majestät der König solchen in Arrest schicken." Oder am 2. Januar 1781: „Heute ist *Redoute,* die Herren Offiziers sollen sich ordentlich darin verhalten." Und am 31. Oktober 1781: „Die Herrn Offiziers sollen sich in der Komödie mit dem Auspfeifen nicht abgeben, widrigenfalls sie den härtesten Arrest zu erwarten haben."

»Der friderizianische Geist scheint vom obersten bis zum untersten Mann durchgegriffen zu haben. Die untersten

Soldaten hatten noch Lust, die Nichtsoldaten zu mißhandeln, wie die Parolebücher nachweisen. Der grauenhafteste dieser Befehle ist vielleicht dieser, der sich an die gewerbetreibenden Grenadiere wendet mit den Worten: „Die Soldaten, so Spinnereien haben, sollen die Leute nicht so sklavisch halten und sie des Nachts anschließen."«

Manfred fuhr fort: »Ich kann mich der Bewunderung der friderizianischen *Disziplin* und ihrer Folgen nicht anschließen. Zu sagen, daß diese Bestialität aus den normalen geschichtlichen preußischen Rückständigkeiten oder gar aus den allgemeinen Zeitverhältnissen und nicht aus einer beispiellosen und eigentümlichen Barbarei der preußischen Könige zu erklären sei, scheint mir eine allzu kecke Verschleierung der Tatsache, daß die preußischen Scheußlichkeiten schon zur Zeit Friedrichs II. als „Barbarei" gebrandmarkt worden sind, und zwar nicht nur von dem Schweizer und Engländer, von denen ich vorhin sprach, sondern auch von französischen militärischen Beobachtern, auch von Deutschen, ja sogar von Preußen. Warum wären denn Gottsched und Nettelbeck und tausend andere Preußen vor preußischen Werbern geflohen? Warum hätte Winkelmann Friedrich II. „Schinder der Völker" genannt? Warum hätte sich Goethe so nachhaltig über die Ankunft preußischer Werber aufgeregt? Warum hätte Lessing denn Preußen das „sklavischste Land" genannt? Nein, was heute Barbarei ist, war auch im achtzehnten Jahrhundert schon Barbarei. Nur eins bleibt rätselhaft: wie kommt es, daß Kant es in Preußen aushalten konnte?«

Pfarrer Dietrich: »Ihnen fehlt der Sinn für den *„kategorischen Imperativ"*, der diesen größten Philosophen beherrschte!«

Manfred: »Ihre Deutung des *„kategorischen Imperativs"* ist völlig überzeugend; er scheint in der Tat das einzige Mittel gewesen zu sein, um als gebildeter Mensch in Preußen auszuhalten. Nebenbei, denke ich mir, war Kant im

fernen Königsberg etwas abseits von Berlin und vom bösen Friedrich. Kant scheint die Fähigkeit besessen zu haben, wie in einer nichtfriderizianischen Welt zu leben. Noch heute findet man bei Ostpreußen manchmal etwas Adlig-Liebenswürdiges, das viel mehr an die baltischen Deutschen als an die Berliner erinnert. In seinem Testament von 1768 nennt Friedrich auch die Bewohner der Königsberger Umgebung wegen „ihrer weichen und weibischen Erziehung" *kategorisch* „Nichtstuer" und wirft den ostpreußischen Adeligen vor, im Kriege „mehr Russen als Preußen gewesen zu sein".«

Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagte Manfred, halb im Scherz: »Als Sie vorhin von dem Danke sprachen, den das Vaterland auch dem geringsten Soldaten schuldet, der sein Leben in den vielbewunderten Kämpfen Friedrichs II. opfern durfte, versäumten Sie klarzumachen, ob Sie diesen Dank auf die für Preußen Gefallenen beschränken wollen, oder ob auch die Tapferen, die ihr Leben für den deutschen Kaiser und das Deutsche Reich – das heißt also gegen Friedrich II. – in die Schanze schlugen, durch den Dank der Deutschen geehrt werden dürfen, oder ob eigentlich damals Pflicht jedes Deutschen war, gegen den deutschen Kaiser zu meutern?«

Pfarrer Dietrich: »Auf Ihre neckende Frage kann ich Ihnen, glaube ich, einen sehr treffenden Bescheid geben. Lassen Sie mich Ihnen antworten mit den Worten des großen preußischen Historikers Dietrich Schäfer, dessen »Weltgeschichte der Neuzeit« Sie dort im Schrank stehen haben und der im ersten Bande auf Seite 31 also spricht« – Pfarrer Dietrich, der das Buch nicht ohne Feierlichkeit hervorgezogen hatte, las vor: »„Der Hubertusburger Friede bestätigte nur, was schon achtzehn Jahre früher zu Dresden entschieden war. Kein Dorf wechselte seinen Besitzer. Wohl nie ist heftiger um nichts gekämpft worden. Es war der erste, doch völlig ergebnislose Versuch, zu einer end-

gültigen Entscheidung zu gelangen zwischen den beiden Mächten, von deren Geschick eben in Friedrichs Tagen Deutschlands Zukunft abhängig geworden war, und von denen eine zum vollen Siege gelangen mußte, wenn es je wieder eine deutsche Einheit, ein lebensfähiges Deutsches Reich geben sollte. Daß dieser Versuch nicht in österreichischem Sinne ausfiel, wird die Geschichte stets als einen Erfolg ansehen, für den das Blut der Gebliebenen nicht umsonst vergossen war.“« Pfarrer Dietrich schloß:

»In diesem Sinne antworte ich Ihnen: Jeder, der seine Pflicht getan hat, gleichviel ob er für oder gegen Preußen sein Blut vergoß, verdient den Dank des Vaterlandes.«

Manfred: »„Für oder gegen; gleichviel“! Sie gehen mit dem „Blut der Gebliebenen“ leichtsinnig um. Ich persönlich bin überzeugt, daß mit dem Siege Maria Theresias und Josephs II. der großen deutschen Sache und damit der Menschheit sehr viel besser gedient worden wäre als durch den Sieg Friedrichs II., Friedrich Wilhelms II. und der preußisch-kleindeutschen Bestrebungen. Mit dem Sturze Wiens hat Deutschland seine einzige Hoffnung auf eine geistige Hauptstadt im Sinne von Paris und London verloren. Wenn aus der Berliner Kaserne eine Hauptstadt werden soll, müssen noch geistige Anstrengungen gemacht werden, die über die Fassungskraft aller Friedrichbewunderer hinausgehen.

»Ich verstehe: das Vaterland muß verteidigt werden; daran zu zweifeln erscheint mir unmöglich. Aber hier ist eine Frage, zu der man beim Forschen in der europäischen und besonders in der deutschen Geschichte immer wieder angeregt wird: Was heißt in Europa Vaterland? was ist z. B. des Deutschen Vaterland? Was ist heute das Vaterland eines Mannes, der nach einer Bildung ringt, wie sie Goethe – vielleicht sein größtes Vermächtnis – verheißen hat? und was ist in Wahrheit die Pflicht gegen dieses Vaterland? Ich denke selbstverständlich an die Worte Goethes: „Es gibt eine Stufe, wo der Nationalhaß ganz verschwindet

und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.“«

Pfarrer Dietrich: »Das sind leider auch heute noch *utopistische* Schwärmereien, die zwar einem gebildeten Deutschen sehr gemäß sind, die aber von den bösen Nachbarn nicht gewürdigt werden. Vielleicht ist es einem Amerikaner aber unmöglich, den europäischen Nationalitäten-Fragen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

Manfred: »Lieber Herr Pfarrer, entsinnen Sie sich nicht mehr des scherzhaften kleinen Auftrittes vor etwa zwanzig Jahren, wo Sie mir einmal etwas Ähnliches sagen mußten? Wir waren Schulkameraden, und Th..... V.., dessen Vater der Erzieher der Kaiserin gewesen sein soll, erzählte uns mit Stolz, diese höchste Dame des deutschen Landes lasse ihre Kleider aus Paris kommen; und ich wagte, diesen Bericht zu bezweifeln und Flunkerei zu nennen, und sagte: „Das tun ja nur die Geliebten jener emporgekommenen Industriesöhne vom Rhein oder Berlin, die sich zur eigenen Erziehung abgelegte Kammerdiener aus den Kreisen des englischen Adels kommen lassen.“ Und Th... V... wurde ärgerlich und versicherte, er sage die Wahrheit; und ich antwortete: „Um so schlimmer, wenn man sich in Berlin noch nicht anziehen könnte“; da hätten Sie mich gerne gesteinigt und sagten mir: „Sie können als Amerikaner die europäischen Verhältnisse nicht verstehen.“ Ich kann es in der Tat nicht, und ich möchte mir darum auch kein Urteil über die europäischen Abhängigkeits- und Unabhängigkeitsgelüste gegenüber Paris und London und die daraus entstehenden „National“-Kriege anmaßen. In Mittel- und Süd-Amerika haben wir auch viele National-, Grenz-, Handels- und Bürgerkriege. In den „vereinigten“ Staaten Nord-

amerikas, die übrigens nach Zahl und Größe kaum hinter den „feindlichen" Staaten Europas zurückstehen, haben wir noch in den sechziger Jahren einen *Sezessions*krieg gehabt, der sich von den preußischen Bürgerkriegen, der preußischen *„Scission"* (wie Arndt es nannte), nur dadurch zu unterscheiden scheint, daß in den Vereinigten Staaten die *Sezessionisten* die bessere Sache vertraten, daß sie aber trotzdem unterlagen — die Gleichstellung der Neger mit den Weißen erscheint mir als ein Unheil — und daß trotzalledem die Vereinigten Staaten über die Maßen gedeihen; während in Deutschland die kurzsichtigen *Sezessions*gelüste der Preußen gesiegt haben, so daß Deutschland infolgedessen endgültig aus der Zahl der Großmächte ersten Ranges ausgeschieden ist.* Trotzdem wird diese preußische *Sezession* wie ein Triumph verherrlicht, und nach der Art, wie Bismarck die „Leichtigkeit *anti*deutscher *Coalitionen*" betont hat, sieht es so aus, als sollten zwischen dem durch Friedrich II. geschwächten und verkleinerten Deutschland und den anderen Staaten Europas noch viele Kriege geführt werden.«

Pfarrer Dietrich: »Es ist wirklich ein Jammer, daß Sie, der unseren Goethe so warm verehrt, unseren großen König gar nicht zu würdigen verstehen. Sagen Sie mir, wie kommen Sie eigentlich zu Ihrer Abneigung gegen Friedrich den Großen?«

Manfred: »Meine deutsche Mutter hat mir schon früh tiefes Mitgefühl für die Leiden ihres ersten Vaterlandes und Europas vermittelt. Sie können mir glauben, daß mir schon als Knabe das Herz kochte, wenn ich über Friedrich II. las. Sie kennen vielleicht nicht unseren *„Federalist"*, ein Buch, das wir in Amerika sehr hochschätzen; es ist die erstaunliche Denkschrift edelster Staatsweisheit, mit der vor hun-

* Um diese eigentümliche Auffassung Manfreds zu verstehen, muß man sich der Begründung erinnern, die er bei früherer Gelegenheit gab. Vgl. S. 232 und 426 ff.

dertfünfundzwanzig Jahren Madison und der große Hamilton die amerikanische Verfassung begründeten. Es gibt darin eine Stelle, wo die Notwendigkeit des amerikanischen Staatenbundes mit starker *Zentral*gewalt durch einen Hinweis auf den damals gerade verstorbenen Friedrich II. begründet wird, „der mehr als einmal gegen seinen kaiserlichen Oberherrn aufstand und ihm meist überlegen war". Da heißt es auch: „die deutsche Geschichte ist eine Geschichte von Kriegen zwischen den Kaisern und Fürsten, von der Zügellosigkeit der Starken und der Unterdrückung des Schwachen; von fremden Einfällen, von fremden Ränken; von allgemeiner Dummheit, Verwirrung und Elend."« Pfarrer Dietrich: »Da haben Sie ja auch gleich die Erklärung: fremde Einfälle und fremde Ränke. Es ist leicht die allgemeine Dummheit verantwortlich zu machen, wenn die Verwirrung, von der Sie mit Recht sprechen, durch fremde Einfälle noch immer furchtbarer gemacht wurde. Unter diesen Umständen hat Friedrich der Große eben das einzig Richtige getan ...« Manfred: »... hat mit den fremden Einfällen gemeinsame Sache gemacht ...« Pfarrer Dietrich: »Nein, hat mit eiserner Hand durchgegriffen, innen und außen, und hat so die heutige Größe des Deutschen Reiches vorbereitet. Er hat sich so als einer der genialsten und weitsichtigsten Herrscher aller Zeiten bewährt. Die Entscheidungen, die er zu treffen hatte, waren oft schwierig, Gut und Böse, Richtig und Falsch waren selten klar getrennt. Er hat jedesmal nach bestem Ermessen gehandelt; das ist eben das Wesen der Realpolitik; nachher ist es leicht für den Fernstehenden, zu tadeln und mehr zu fordern. Gott verläßt seine Deutschen nicht. Unter der richtigen Führung wird Deutschland die ihm drohenden Gefahren auch in Zukunft überwinden.«

Manfred: »Zur „richtigen Führung" gehört bei einer gedrängt wohnenden Bevölkerung von fünfundsechzig Millionen eine weite Verbreitung staatlicher Bildung. Diese

politische Erziehung des Volkes ist etwas, wofür wir in den Vereinigten Staaten verzweifelte, aber wenig erfolgreiche Anstrengungen machen.«

Pfarrer Dietrich: »Lassen Sie mich Ihnen mit einem schönen Worte Heinrich von Treitschkes antworten: „Ein freies Volk unter einem freien König — das nennen wir Preußen Freiheit.“«

Manfred: »Das erinnert auffällig an das Wort, mit dem der Franzose Regnaud 1779 seine *„Mémoires parlementaires“* schloß: „Der Franzose ist seinem Könige untertan; der König ist dem Gesetze untertan. Das ist unser Wahlspruch.“ Dreizehn Jahre später schnitten die allzu vertrauenseligen Franzosen diesem Könige den Hals ab. Als ob damit irgend etwas gebessert werden könnte.«

Pfarrer Dietrich: »Diese Gefahr droht bei uns nicht. Wir haben glücklicherweise einen hochgebildeten, opferfreudigen Beamtenstand und einen gesunden *konservativen* Adel.«

Manfred: »Ich habe mich oft gefragt, wie es in den Herzen der deutschen Edelleute ausgesehen haben mag, die in den friderizianischen Bürgerkriegen für und gegen die deutsche Kaiserin das Opfer ihres Lebens doch nicht, wie viele Gemeine, nur halb freiwillig darbrachten. Es wurden damals öfters „Gespräche im Reiche derer Todten“[1] veröffentlicht; im Hades, so meinten die Verfasser, vertragen sich die preußischen und österreichischen Offiziere wieder. Nachdem sie sich gegenseitig voll Todesmut umgebracht, unterhalten sich die Helden freundschaftlich von ihren Ruhmestaten im Dienste ihrer Könige. Ich erinnere mich eines preußischen Generalleutnants von der Schulenburg, der sich dort drunten etwa folgendermaßen rechtfertigt: „Uns als *Militär*-Bedienten hat allein obgelegen, den *ordres* unseres Herren ein Genügen zu thun, und lauft gar nicht in unsere *Function*, die Gerechtigkeiten derer *ordres* zu ergründen.“ Sicher für einen Soldaten eine sehr ehrenwerte Auffassung. Aber es ist wahrscheinlich, daß es die einzige Auffassung

war, die es in Preußen gab. Gab es im friderizianischen Preußen eine gebildete Oberschicht? gab es neben den blindgehorchenden „Militärbedienten" Edelleute mit selbständigem Verantwortungsgefühl und mit einem deutschen Herzen?«

Pfarrer Dietrich: »Sehen Sie, Sie können es eben gar nicht fassen, daß es kein deutsches Herz mehr gab damals, daß der deutsche Gedanke im Dreißigjährigen Kriege vernichtet worden war und erst von den Hohenzollern wieder neu erweckt werden mußte.«

Manfred: »In den Ländern der Hohenzollern mag er vernichtet gewesen oder totgeprügelt worden sein. Aber doch nicht im Reich. Denken Sie an deutsche Edelleute wie von Boineburg und von Schönborn, die Freunde Leibnizens, denken Sie an die deutsche Begeisterung von Leibniz selbst, oder an Justus Möser und Klopstock; bei allen lodert deutsches Feuer sehr unabhängig von hohenzollerischer Erwekkung. Denken Sie an die gut deutsch gesonnene und gut deutsch sprechende sächsische Gelehrtenfamilie Mencke, aus der später Bismarck hervorging. Denken Sie an Thomasius' und Wolfs geistvolles Eintreten für die deutsche Sprache.«

Pfarrer Dietrich entgegnete, Wolf sei erst kurz vor dem Tode Friedrichs des Großen berühmt geworden.

Manfred: »Ich spreche nicht von dem großen deutschen Altertumsforscher Friedrich August Wolf. Ich spreche auch nicht von dem großen deutschen Physiologen Kaspar Friedrich Wolff, dem Begründer der neueren Entwicklungsgeschichte, der als Arzt in den preußischen Lazaretten wirkte und dem Friedrich II. so hartnäckig die Erlaubnis zu öffentlichen Vorlesungen verweigerte, daß der Gelehrte schließlich in das verständnisvollere Rußland der großen Katharina auswanderte. Sondern ich spreche von dem großen deutschen Philosophen Christian Wolf, der Preußen 1723 unter Androhung des Galgens in achtund-

vierzig Stunden verlassen mußte, dessen Ruhm im Ausland aber so groß wurde, daß Friedrich II., der stets dem Auslande diente, ihn nach Preußen zurückrief und an seinem Ruhme teilzunehmen versuchte, ohne sich aber je von ihm über den Wert der deutschen Sprache belehren zu lassen. Es ist, als ob jeder Deutsche damals groß und deutsch gewesen wäre. Nur Friedrich II. und seine „Historiker“ wollen nichts davon wissen. Sie glauben fest nur an die Deutschheit und Größe ihrer Hohenzollern, von denen nicht nur Joachim I. 1519, sondern auch 1679 Friedrich Wilhelm, der deshalb „der große Kurfürst“ genannt wird, sich vertraglich verpflichteten, — *„dans un extrême secrèt“* — den König von Frankreich oder den Dauphin oder den vom französischen Könige Bestimmten zum deutschen Kaiser zu wählen. Der „Große“ Kurfürst bekam dafür jährlich 100 000 Franken.* Friedrich der Große hat bei der Wahl „Kaiser“ Karls VII. diesen Vertrag genau erfüllt. Aber wohl nur ein Ludwig XIV. auf dem deutschen Kaiserthrone hätte die preußischen „Historiker“ ganz befriedigt und Deutschland endgültig von der „Tyrannei des Hauses Österreich“ befreit, vor der Friedrich II. sein Leben lang warnte.«

Dem Pfarrer Dietrich schienen diese Dinge wenig vertraut zu sein. Er beharrte darauf, daß der Begriff des deutschen Vaterlandes erst durch die Schlacht von Roßbach zu neuem Leben erweckt worden sei.

Manfred: »Kennen Sie die flammende Schrift „Von dem deutschen National-Geist“, die Friedrich Karl Moser im Jahre 1765 gegen Friedrich II. und seine kindliche Behauptung einer preußischen *„nation“* schrieb? Diese vornehme Schrift gegen Friedrich ist sicher nicht von Roßbach eingegeben; und ist sie nicht herrliches, flammendes Deutsch? Sie beginnt:

»„Wir sind Ein Volck, von Einem Nahmen und Sprache, unter einem gemeinsamen Oberhaupt, unter einerley un-

* Vgl. J. G. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, III, 3, 458.

sere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesezen, zu Einem gemeinschaftlichen großen *Interesse* der Freyheit verbunden, auf Einer mehr als hundertjährigen national-Versammlung zu diesem wichtigen Zweck vereinigt, als innerer Macht und Stärcke das erste Reich in Europa."

»Und Mosers Schrift enthält Warnungen vor Friedrich II. und seiner Militärsklaverei wie diese:

»„Der militärische Geist unserer Zeit hat alle Sorgen dieser Art verdrungen und verschlungen; sein Vaterland zu lieben ist keine Ehre mehr, es zu verheeren und zu verwüsten, ist der einzige, der große Beruf auf der zum Tempel des Ruhms leitenden Bahn der Helden; der Heldenglaube unserer Zeit, mit dem Schwerdt an der Seite, hat sehr wenige Gebote:... Auf Seiten der Unterthanen, welche ihren Herren über alles Gesez erhaben zu seyn glauben, wird ein blinder, dummer und knechtischer Gehorsam gefordert und geleistet."

»Ist das deutsch oder nicht? Und wirken nicht Rabeners „Satyrische Briefe" aus dem Jahre 1752 schon wie Hohn auf die Entschuldigungen, die später für die mangelnde Deutschheit Friedrichs II. vorgebracht wurden. Sechs Jahre vor Roßbach schrieb Rabener: „Es ist ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, sondern auch von dem Adel zu verlangen, daß sie Deutsch lernen sollen. Als wenn ein Deutscher nöthig hätte Deutsch zu lernen!" Kann man heute besseres Deutsch schreiben in besserer Laune, Rechtschreibung oder *Grammatik*?

Da nahm die Unterhaltung eine neue Wendung durch das Eingreifen des Straßburger (heute Berliner) Professors Karl Stählin, des verdienten Verfassers der „Geschichte Elsaß-Lothringens". Stählin wies mit berechtigtem Stolze auf seinen Vorfahren Jacob Stählin hin, der etwas älter als Friedrich II., ein Schüler Gottscheds war und seine deutsche Vaterlandsliebe auch an der St. Petersburger Akademie,

wo er von 1735—85 tätig war, nie verleugnete. Jacob Stählin machte 1744 seinem Unwillen über Friedrichs II. Verrat an der deutschen Sache in einer Denkschrift Luft, die an deutscher Vaterlandsliebe nichts zu wünschen übrig läßt. Zum Beweise zitierte Professor Stählin „aus der Denkschrift von 1744" Jacob Stählins kraftvolle Hinweise darauf, daß gemäß „dem alten Vorschlag der klügsten deutschen Publicisten" und dem „Wunsch aller getreuen Patrioten des Vaterlandes" sich dank des österreichischen Vordringens im Elsaß die schönste Gelegenheit geboten habe, „vermittelst einer patriotischen Eintracht zum allgemeinen Besten, einmal der französischen Vermessenheit Ziel und Maße in Deutschlands zu setzen" und „mit Beystand der Ungarischen Macht und Verfolg ihrer Siege im Elsaß, die meisten so schändlich dem Reich entrissene Provinzen mit leichtester Mühe wieder zu erobern". Jacob Stählin spottete über Friedrichs Anmaßung, er wolle *„rendre la liberté à l'Empire"*. Jacob Stählin erklärt treffend: „Am sichersten, geschwindsten und vollkommensten würde dieser Endzweck erreicht, wenn Seine Königliche Majestät von Preußen zum Unsterblichen Ruhm und Verdienst um Deutschland und das meiste Europa die allzu flüchtig ergriffenen Waffen auf einmal umkehren und mit der Königin von Ungarn und dero Allierten wider die Erbfeinde Deutschlands und Friedensstörer in Europa, die Franzosen, mit Macht und Nachdruck zu wenden und die Wohlfahrt und Ruhe in ganz Europa nunmehr auf die leichteste Art befördern zu helfen geruhen wollte."«

Manfred, dem die alte Stählinsche Denkschrift unbekannt gewesen war, schien entzückt über diesen „Beweis deutscher Vaterlandsliebe und deutschen Mutterwitzes", wie er sie nannte. Er fuhr fort: »Wirklich, die preußischen, antideutschen Behauptungen sind nicht nur ehrenrührig und für einen Deutschen unerträglich, sondern sie widersprechen allen Tatsachen. Jacob Stählin stand mit seiner

deutschen Vaterlandsliebe durchaus nicht etwa allein, noch schrieb er, wie preußische „Historiker" wahrscheinlich schnell und verständnisinnig erklären werden, etwa unter russischem Einfluß.[1] Nein, Stählin drückte nur die allgemeine Stimmung im Deutschen Reiche aus. Über diese selbe Stimmung jammerte Friedrichs II. Freund Jordan, er könne sich gar nicht erklären, warum die Zeitungsberichte im Reich niemals günstig für Preußen lauteten. Friedrich versuchte dem abzuhelfen, indem er einige führende *Journalisten* überfallen und durchprügeln ließ (vgl. oben S. 136f.). Die „Lieblingsschwester" Wilhelmine erhielt 1744—46 von Friedrich II. immer neue Vorwürfe über „Deine Vorliebe für diese Fürstin", „meine Todfeindin,[2] die Königin von Ungarn", „die Österreicher, Deine Kaiserlichen, wie Du sie nennen willst". Und immer wieder kehrt in Friedrichs Briefen der Groll über „den Erlanger Zeitungsschreiber, der die Stirn hat, gekrönte Häupter so frech zu beleidigen"; „Du hast es geduldet, daß ein schuftiger Zeitungsschreiber in Erlangen mich wöchentlich zweimal zerpflückte".[3] Aber die preußischen „Historiker" behaupten lustig weiter, daß der Reichsgedanke tot gewesen und deshalb vom großen Friedrich zu Recht mit Füßen getreten worden sei.« (Vgl. auch den Reichspatriotismus Württembergs, oben S. 362.)

Pfarrer Dietrich: »Ich entsinne mich aber, daß auch Friedrich von Schlegel erklärte, Klopstock habe mit seinem hohen Nationalgefühl in der damaligen deutschen Welt ganz einsam dagestanden. Und Schlegel ist weder als Borusse, noch wegen mangelnden Nationalgefühls verdächtig. Denn er hielt seine berühmten Vorlesungen 1812 in Wien, und er ist es gewesen, der 1809 die österreichischen *Proklamationen* gegen Napoleon verfaßte, die zur ersten Niederlage Napoleons und den Freiheitskriegen führten.« (Vgl. unten S. 638.)

Manfred war sehr begierig, die einschlägigen Worte Schle-

gels schwarz auf weiß zu sehen. Da die Werke Schlegels in seiner Bücherei fehlten, sprach er durch die altmodische Sprachröhre, die statt Telephons noch in der Villa lag, in sein Arbeitszimmer hinauf und bat, man möchte die Buchhandlungen und Büchereien Neapels nach Schlegels Werken absuchen. Unterdessen ging die Unterhaltung weiter.

Karl Stählin: »Wie sehr ich mich übrigens über die patriotische Denkschrift meines Vorfahren Jacob Stählin freue, so deutlich muß ich doch erklären, daß ich seinen Reichspatriotismus und sein mangelndes Verständnis für Friedrichs Größe für eine Verirrung halte. Die Zukunft erst hat entschieden, die gar nicht selten aus einem formalen Unrecht ein reales Recht schafft – ein Problem, über das sich bekanntlich der Kreis um Julius Stahl und den jungen Bismarck die Köpfe zerbrach. Unsere deutsche Geschichte ist wohl eine der wunderbarsten und zugleich leidenreichsten in aller Welt. Sie ist für einen Ausländer überhaupt nicht zu verstehen ...«

Manfred: »Überhaupt nicht! Zugegeben.«

Karl Stählin: »Auf verschlungenen Pfaden führt uns unser Schicksal hinab und empor und ...«

Manfred: »... hoffentlich nie wieder hinab. Denn dies Hinab würde nach Ihrer eben vertretenen Geschichtsauffassung auch verhängnisvolle Folgen für die Größe Ihres Friedrich II. haben. „Die Zukunft erst hat entschieden“, also der Erfolg, nach dem die Geschichtschreiber ihr Mäntelchen hängen müßten? Da befinden Sie sich also im Widerspruch zu Ihrem großen Könige (ich gebe zu, das empfiehlt mir Ihre Auffassung!), der seinen durch Österreich vereitelten Versuch, Ludwig XV. zum Schiedsrichter Deutschlands zu machen, mit den Worten entschuldigte: „Sicher hätte Frankreich nach der Rolle, die es beim Westfälischen Frieden gespielt hat, keine schönere und größere spielen können. Aber darf man Ludwig XV. anklagen, weil eine Reihe von Ereignissen diesen Plänen nicht günstig

waren? Darf ein Philosoph Entwürfe bloß nach dem Erfolge beurteilen?“ (*Oeuvres* IX, 145.) Da aber das meiste, was dieser philosophische König geschrieben hat, *Plagiat* nach irgendeinem besseren Schriftsteller ist, scheue ich mich diesmal nicht, die Meinung Ihres Friedrich zu teilen. Ja, ich glaube an geschichtliche Werte, die auch von Erfolg und Mißerfolg unantastbar bleiben. Ein gutes Beispiel gaben Sie selbst. Sie nannten den Reichspatriotismus eine „Verirrung“. Mir scheint dagegen nachgewiesen, daß vor allem dieser „irrige“ Reichspatriotismus gerade und ausdrücklich im Freiherrn vom Stein (vgl. oben S. 201 und 403) und in der Begeisterung der „Freiheits“-Kriege gelebt hat. Wenn Sie zweifeln, bitte was sagen Sie zu folgenden gesalzenen Sätzen aus dem 1805 geschriebenen, 1806 veröffentlichten „Geist der Zeit“ von Ernst Moritz Arndt:

»„Und welchen Sinn hatte die Monarchie Friedrichs des Einzigen? Doch wohl einen sehr nationalen? Denn er hieß ja so gern der Schützer und Beschirmer der teutschen Freiheit, und seine Zeitgenossen riefen es so gern vor ganz Europa aus, daß Friedrich, der Preußenkönig, ein Teutscher war. Leere Klänge, womit man immer gespielt hat... Der angestrengteste und despotischste Soldatenstaat voll der unleidlichsten monarchischen Aristokratie hieß das Werk des Weisen und Guten und das glücklichste Land Europas. Fremd war der Sinn dieser Monarchie allem, was teutsch heißt, und ist es noch... Der König gewann seinen Zweck, Österreich verdächtig und schwächer zu machen, aber notwendig gewann er auch den, welchen er wohl nicht wollte, Teutschland für immer zu lähmen. Es folgte dies teils auseinander, teils aus dem Geist, der durch ihn der herrschende war. In allen Staaten und Völkern gibt es etwas Dunkles und Geheimes, das ihrem innersten Leben gleich ist, und woran das Ganze wie an unsichtbaren Banden gehalten wird; die letzte Religion, das innigste Notwendigkeitsgefühl, das unerklärlich zieht und hält. Solch eine Vesta-

flamme hat der Aberglaube aller Nationen und Zeiten geheiligt. In Teutschland war diese letzte allgemeine Religion der Name Kaiser und Reich, freilich seit dem Westfälischen Frieden fast bloßer Name, der aber mehr wirkte, als kalte Gesetze und Verhandlungen dagegen vermochten. Durch Friedrich ist diese Religion zerstört, und er hat die dunkle Ehrfurcht alter Namen zuerst lächerlich gemacht. Töricht lachten die Teutschen über die väterliche Dummheit, die sie durch alten Aberglauben band, und Friedrich ward auch hier als der Befreier gepriesen. Doch mehr als alles andere bewies des Königs Regierung und Leben, die mehr als man denkt in die Orgien der neusten Revolution eingreift... Welch ein Staat! und welch ein Regent! schrie man überlaut. Alles Weisheit, Gerechtigkeit, lebendige Beweglichkeit! Und doch alles nur Maschine! Ja, Maschine!... Aus dem Toten wird nur Totes geboren, und hohl und gespenstisch mit dem Abscheu der Zukunft wird das Kunstgerüst zusammenbrechen... Gerechtigkeit, die ewige Königin des Königs und des Bettlers, milde Schonung des Menschengeschlechts, zarte Behandlung des Nationalsinns sucht der menschliche Forscher in den herkulischen Arbeiten des großen Königs vergebens. Der strengste Eigensinn, der wildeste Despotismus, das erbarmungsloseste Zertreten der zarten Keime der menschlichsten Gefühle ist allenthalben... Der Ruhm seines Namens, der auf alle zurückfiel, ließ oft vergessen, daß man in einem angespannten, knechtischen und atemlosen Zustande war. Wann sind die unglücklichen Menschen nicht durch Scheine und Klänge betört?" So dachte Ernst Moritz Arndt über Friedrich II. und über „Kaiser und Reich", als das „Geheime, woran das Ganze wie an unsichtbaren Banden gehalten wurde" auch zur Zeit Friedrichs II. Ja, noch zur Zeit Bismarcks! denn was war es denn sonst als „irrender Reichspatriotismus", den der junge preußische Edelmann auf der unpreußischen Universität Göttingen einsog und später gegen die eng-preu-

ßischen Bestrebungen seiner Standesgenossen und seines Königs in große reichsneubegründende Taten umsetzte. Wenn Bismarck noch als alter Mann fleißig an der langen Pfeife seiner unpreußischen Studententage sog, so hat das tiefen Sinn. Aus den Wolken der reichspatriotischen Studentenpfeife, nicht aus der reichsfeindlichen Schnupftabaksdose Friedrichs II. stieg der romantisch verspätete Traum, die von Friedrich zertrümmerte deutsche Reichsmacht neu zu begründen – ein Traum, der hoffentlich nicht in Rauch aufgeht.«

Auf Pfarrer Dietrich machte nichts von allem, was vorgebracht wurde, den mindesten Eindruck. Er blieb unerschütterlich bei der Auffassung, die großen Preußenkönige hätten den deutschen Geist erweckt.

Manfred fragte lachend: »Haben nicht gerade die Herren von Brandenburg, als sie ihre *souveraineté établierten,* den deutschen Geist und seine Träger zugrunde gerichtet? Wie sagt doch Bismarck?: „Friedrich Wilhelm I. schickte den, der ihm widersprach, in die ‚Karre' oder ließ ihn hängen, und Friedrich II. schickte das Kammergericht nach Spandau." Bismarck hätte hinzufügen können: der Große Kurfürst ließ den widerstrebenden Freiherrn von Kalckstein foltern; ein jedem Begriff von Adel widersprechendes, rechtloses Verfahren. Unter solchen Verhältnissen ist eine gebildete Oberschicht unmöglich. Der Begriff Adel im guten Sinne des Wortes, als eine zur Führung berufene und befähigte Oberschicht, kann sich da nicht entwickeln. Ist Ihnen die Geschichte von Großkanzler von Jariges in Erinnerung?«

Pfarrer Dietrich: »Ich erinnere mich im Augenblick nicht.«

Manfred: »Der *Chef* der *Justiz,* Großkanzler von Jariges, der Friedrichs II. besonderes Vertrauen genoß, empfahl eine Untersuchung der Ursachen des Verfalls von Handel und Industrie. Es war bald nachdem der König seine Verachtung der Fähigkeiten und sein Mißtrauen in die Ehrlichkeit

deutscher Beamten so weit getrieben hatte, daß er Preußen einer französischen Regie unterstellte. Der preußische Geschichtschreiber Koser erzählt ausführlich davon: „der König forderte vom Generaldirektorium einen eingehenden Bericht, wie ihn der Großkanzler wünschte. Diesen Auftrag nun benutzten die Minister zu einem schonungslosen Vorstoß gegen das ganze Gefüge der neuen Veranstaltungen. Der König war über ihre ‚*impertinente Relation*‘ entrüstet, er argwöhnte eine Bestechung. Mit Hohn erklärte er, die Minister, die den Bericht unterzeichnet hatten, ‚mit ihrer *Ignoranz*‘ entschuldigen zu wollen; aber die ‚*Malice und Korruption*‘ des *Konzipienten* müsse *exemplarisch* bestraft werden: ‚sonsten bringe ich die *Kanaillen* niemals in die *Subordination*‘. Der Verfasser, ein Geheimer Finanzrat Ursinus ... wurde zu einjähriger Festungshaft verurteilt. Seitdem legten sich die Minister ... große Vorsicht auf.“

»Der Ton, in dem hier der große König seine Minister abfertigte, war ganz der altpreußische Ton, in dem sein Vater aber wenigstens meist nur das gemeine Volk zur preußischen Kultur erzog; wenn er sich zum Beispiel zu derselben Steuerfrage in seiner eigenhändigen *Ordre* von Wusterhausen am 28. August 1716 folgendermaßen äußerte: „Ich *declariere* hiermit, das alle die gegen *accis* gesprochen, geschrieben, absonderlich gegen *votieret,* vor schelm, hundesfötter, *Ingoranten,* Benhasen, Dachdiebe, unnütze Brohtfreßer halte.“

„Wenn derartiger königlicher Einfluß jahrhundertelang wirkt, wie in Preußen, dann müssen die Wirkungen schließlich sichtbar werden.

„Friedrich der Große blies nicht nur beliebige Nörgler so königlich mit seinem genialen Odem an, sondern seine durch königliches Vertrauen ausgezeichneten, als die Tüchtigsten erwählten Minister. Koser erwähnt dann selbst das Testament von 1768, in dem Friedrich der Große sich beklagt hat: „Die Menschen (so schwindelt Koser; Friedrichs

Testament spricht von *„cette nation“* und meint die Preußen) bewegen sich, wenn man sie antreibt, und halten still, sobald man einen Augenblick aufhört sie zu stoßen... Sie lesen wenig, haben keine Lust, sich darüber zu unterrichten, wie man etwas anders machen kann...“

»Was soll man dazu sagen? Ja, für einen Preußenschwärmer wie Koser zeugt das alles nur von der unvergänglichen Größe seines Helden Friedrich. Ohne irre zu werden, rühmt er gar noch (wenn er nicht etwa pfiffig darüber spottet?) die Zähigkeit der preußischen Unsitten; er sagt: „So hat sich auch die Reform der Verwaltung, die Umgestaltung der Behörden im neunzehnten Jahrhundert ohne schroffen Bruch mit der Vergangenheit, ohne schroffe Preisgabe der Überlieferungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. vollzogen, und noch heute treten uns in der preußischen Verwaltung auf Schritt und Tritt Spuren jenes alten Systems entgegen, die ... die Wandlungen von 1807 und 1848 überdauert haben. Diese Zähigkeit der alten Lebenskräfte, diese Widerstandsfähigkeit des im Heer und im Beamtentume eingewurzelten Geistes hat einst den Freiherrn von Stein zu der Anklage gegen die Brandenburger hingerissen, daß sie doch eigentlich nur zu Korporals und Kalkulatoren gemacht seien.“ So schreibt Koser über die „Widerstandsfähigkeit des eingewurzelten Geistes“ der preußischen *„nation lourde et paresseuse“*, wie sie die Hohenzollern schufen. Steins Urteil klingt scharf; aber hat nicht Bismarck manchmal noch schärfer geurteilt?«

Hegemann: »Ich denke immer mit herzlicher Freude an die ganz vorzüglichen Männer, vielfach Adelige, die ich unter den Offizieren des preußischen Heeres kennen zu lernen die Ehre hatte; was Friedrich II. oder Bismarck oder von Stein oder andere große Erzieher der Deutschen ihren lieben Landsleuten auch in einem ärgerlichen Augenblicke vorgeworfen haben mögen, auf die tüchtigen preußischen Offiziere dürfen Sie das doch nicht anwenden.«

Manfred: »Sie haben sicher recht: es muß auch zu Friedrichs II. Zeiten Männer unter den Offizieren gegeben haben, die sich vor dem verheerenden friderizianischen Einfluß zu schützen versuchten. Ein Bericht meldet z. B. von einem Rittmeister, dem einmal die Galle überlief. Der König hatte im Zorne dem Pferde des Rittmeisters mit dem Krückstock über den Kopf geschlagen. Ich weiß nicht, ob es eines der hochrassigen Pferde war, bei denen gute Pferdeknechte derartiges vermeiden; jedenfalls stieg der Rittmeister ab, zog die Pistole und erschoß — nicht den König, aber das Pferd. Friedrich der Große soll verstanden und dem Rittmeister ein neues Pferd bezahlt haben. Aber Pferde waren damals ja billig; es wird von keinem Offizier gemeldet, der es gewagt hätte, für seine Untergebenen ebensoviel Ehrgefühl zu empfinden wie dieser Rittmeister für sein Pferd. Es würde einfach zu teuer geworden sein, wenn jeder vom König oder von „prügelsüchtigen Jünkerlins" entehrte Soldat von ehrliebenden Rittmeistern erschossen worden wäre. Friedrich Wilhelm I. hat bis zu 1300 Pfund Sterling für ganz lange Irländer gezahlt, und selbst im Siebenjährigen Krieg, als der preußische Menschenhandel auf die größten Umsätze zugeschnitten wurde, soll der Preis für gewöhnliche Ware nicht unter fünfzehn Taler für das Stück heruntergegangen sein. Kein Wunder also, daß der sparsame Friedrich II. einen Offizier, der einen Soldaten erschoß, zur Strafe in ein anderes Regiment versetzte.«

Pfarrer Dietrich: »Was sind das für Unerfreulichkeiten, an denen Sie sich da festklammern. Das ist alles längst vergeben und vergessen. Denken Sie an das herrliche *Offizierkorps* der heutigen *Armee* und an die unvergleichliche preußische Beamtenschaft.«

Manfred: »Bismarck scheint mit der preußischen Entwicklung auf diesen Gebieten nicht ganz zufrieden gewesen sein. Erinnern Sie sich nur, wie er die *Diplomaten* preußischer Abkunft behandelt und wie er spricht von ihrem

„Mangel an Bereitwilligkeit zur Übernahme eigner Verantwortlichkeit bei fehlender Deckung durch zweifellose *Instruction,* ähnlich wie im *Militär* 1806 bei der alten Schule aus friderizianischer Zeit. Wir züchteten schon damals das *Offiziersmaterial* bis zum *Regiments-Commandeur* in einer Vollkommenheit wie kein andrer Staat, aber darüber hinaus war das eingeborne preußische Blut nicht mehr fruchtbar an Begabungen wie zur Zeit Friedrichs des Großen selbst. Unsere erfolgreichsten Feldherren, Blücher, Gneisenau, Moltke, Goeben, waren keine preußischen Ur*producte*, ebensowenig im *Civil*dienste Stein, Hardenberg, Motz und Grolman“ ... „Was in Österreich die Beichtväter, das haben in Preußen *Cabinets*räte und ehrliche, aber beschränkte *General-Adjutanten* an versäumten Gelegenheiten zu Stande gebracht.“ Was sagt denn Bismarck mit seiner Bemerkung über die preußischen *Diplomaten* anderes, als daß Friedrichs des Großen dünkelhafter Wunsch, seine Gesandten sollten nur seine „Briefträger“ sein, in überraschende Erfüllung gegangen ist? Ich habe seit meiner frühesten Jugend eine geradezu ehrfurchtsvolle Zuneigung zu treuen Briefträgern empfunden, namentlich als sie mir noch pünktlich den väterlichen Wechsel brachten; trotzdem ist mir der eigentümliche Stolz gebildeter Preußen auf die Briefträgertugenden ihres höheren Beamtenstandes immer lächerlich vorgekommen. Ich habe nämlich – im Vertrauen gesagt – gefunden, daß es treue Briefträger überall in der Welt gibt, ja, gerade auch hier in Neapel, und daß überall, sei es in Tokio oder in Lissabon, die Halbgebildeten die Überlegenheit ihrer vaterländischen Hoffnungen mit geheimem Stolz auf ihre Briefträgertugenden gründen; das heißt dann: preußische oder portugiesische „Tüchtigkeit und treue Pflichterfüllung“, die selbstverständlich immer durchaus einzig in ihrer Art sind, weil sie eben von dem *National*helden Heinrich dem Seefahrer oder Friedrich dem Großen eigens für das betreffende Land, und von Otto dem Faulen eigens

für die Gebildeten geschaffen wurden. Die Menschen, die nach Briefträgertugenden dürsten, sind die geborenen *Subalternen*, sie leiden am „Mangel an Bereitwilligkeit zur Übernahme eigener Verantwortlichkeit" (und, was schlimmer ist, an der Fähigkeit dazu), wie Bismarck das bei seinen preußischen Standesgenossen in besonders starkem Maße bemerkte. Könnte etwas Vernichtenderes gesagt werden? Wie soll man diese Entartung erklären? Klingt da die Begründung, die Lord Malmesbury zu Anfang des letzten Jahrzehntes der friderizianischen Regierung versuchte, nicht annehmbar? Aus Malmesburys Nachlaß sind sechs starke Bände, Briefe und Tagebücher, veröffentlicht; man lernt ihn und seine Familie darin kennen, wie sie geruhig im englischen Leben vornehmster Haltung standen. Malmesburys Betrachtungen über den preußischen Adel wären beachtenswert, selbst wenn sie nicht so eigentümlich durch gewisse Aussprüche Friedrichs II., von Steins und Bismarcks bestätigt würden. Malmesbury schrieb 1776:

»„Friedrichs Untertanen sind meist arm, eitel, unwissend und ohne Grundsätze. Wären sie reich, dann hätte der König seinen Adel nimmer dazu vermocht, mit Eifer und Leidenschaft als *Subaltern-Offiziere* zu dienen." Malmesbury hatte jahrelang jenen *subalternen* Eifer mit angesehen, den der von Gustav Freytag gewürdigte Augenzeuge beschrieb: „Auf dem *Exerzier*-Platz war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des *Lamentierens* der Geprügelten kein Ende." Malmesbury urteilt weiter über diese Adligen Friedrichs II.: „Ihre Unwissenheit erstickt in ihnen jede Vorstellung von Freiheit und Widerspruch, und ihre Grundsatzlosigkeit macht sie zu willigen Werkzeugen, die jeden beliebigen Befehl ausführen, ohne zu überlegen, ob der Befehl sich rechtfertigen läßt oder nicht. Der König hat wohl verstanden, aus dieser Geistesverfassung Vorteil zu ziehen, indem er auch die Adligen in strenger Entfernung von sich und

in ehrfurchtsvollstem Schauder hält." Die Herren glaubten vielleicht, weil der große König Französisch sprach und mit seinem Kammerdiener in Potsdam und Berlin in kostspieligen *Laboratorien* Gold zu machen versuchte, müsse er ein Hexenmeister oder, wie Thomas Mann sagt, gar ein Kobold sein. Malmesbury fährt fort: „Sie betrachten ein Wort oder ein Lächeln von ihm als ein Geschenk; ... und obgleich sie die eiserne Härte fühlen, mit der sie beherrscht werden, wagt keiner aufzumucken." So Lord Malmesbury.

»Solchen Leuten gegenüber hatte Friedrich recht, als er in seinem „Antimachiavel" schrieb: „Die Mode des Aufruhrs und der Revolution scheint heutzutage ganz vorüber zu sein." Und er hatte beinahe recht, wenn er fortfuhr, „Es gibt kein Königreich, außer England, wo der König von seinen Völkern das geringste zu fürchten hat; und sogar in England hat der König nichts zu fürchten, wenn er nicht etwa selbst den Sturm entfesselt." Und wie recht hat dann auch beinahe der verwegene *Euphemist* und *Fumiste* Heinrich von Treitschke, als er in Friedrichs „Antimachiavel" nicht etwa nur „jugendliche *Rhetorik* und *moralische* Gemeinplätze" fand, sondern die *„publizistische* Meisterschaft" eines „reifen und fertigen *Diplomaten*", bewunderte, dessen „früh geklärtes Urteil" „scharf und streng lautet"! Voltaire, weniger bewunderungslustig, hat das *„publicistische* Meister"-Stück von 135 auf 100 Seiten zusammengestrichen und beinahe lesbar gemacht. Es ist noch immer um die Hälfte länger als das Buch Machiavels, den Friedrich schriftlich mit hundert Schimpfworten belegte, bevor er ihn durch Taten überbot.

»In dem von Treitschke bewunderten „Antimachiavel" hat Friedrich der Große „die englische Verfassung als Muster der Weisheit" zur Nachahmung empfohlen.« (Vgl. oben S. 145.) »Es ist demnach kaum möglich, zu zweifeln, daß der große Friedrich, seinen eigenen Ratschlägen folgend und seinem Volke das Beste gönnend, pflichtmäßig

die englische Verfassung in Preußen eingeführt hätte, wenn er nicht nachträglich seine Untertanen einmal angeschaut und eine überraschende Entdeckung gemacht hätte – wenigstens erklärt Friedrichs Anwalt Koser damit die erstaunliche königliche Versäumnis; Koser berichtet: „Es sind Brandenburger", rief der König später aus, „und keine Engländer"!«

Pfarrer Dietrich: »Da sehen Sie wieder den *praktischen* Staatsmann. Die Erkenntnis der besten Staatsform ist noch kein zulänglicher Grund zu ihrer Einführung.«

Manfred: »Genau dasselbe sagt Reinhold Koser. Wissen Sie, daß Bismarck sich auch einmal den Kopf darüber zerbrochen hat, warum die englische Verfassung nicht in Preußen eingeführt werden könne? Er kam schließlich zu folgender Antwort: „Uns fehlt der ganze Stand, der in England die Politik macht, der Stand der wohlhabenden und deshalb *conservativen,* von *materiellen Interessen* unabhängigen *Gentlemen,* deren ganze Erziehung dahin gerichtet ist, daß sie englische Staatsmänner werden, und deren ganzer Lebenszweck ist, sich an dem Gemeinwesen von England zu beteiligen; die Gebildeten bei uns sind mit weniger Ausnahme so an den *Materialismus* des *Privat*lebens, an ihre Häuslichkeit gebunden, daß es den meisten schwer erträglich sein wird, sich an den *parlamentarischen* Geschäften auf die Dauer zu beteiligen."

»Bismarcks Bewunderung für den *Idealismus* des englischen Adels oder wenigstens für seine Unabhängigkeit von *materiellen Interessen* mag scherzhaft klingen.

„Ob aber etwa Friedrichs II. scharfes und strenges Mißtrauen gegen seine preußischen – im Gegensatz zu seinen französischen — Beamten gerechtfertigt war?, er sagte, unter hundert seiner Kriegsräte seien neunundneunzig Spitzbuben. War es, weil er sie so schlecht bezahlte? oder war es einfach die Folge seines verblödenden *Despoten*tums, daß Bildung und adelige Tugenden, oder wie man sonst

die Blüte der oberen Gesellschaftsschicht nun nennen mag, in Preußen damals unmöglich wurden?«

Pfarrer Dietrich: »Wirklich, mir scheint, Sie übertreiben. Hat je eine Gesellschaftsklasse mehr die Auszeichnung „Adel" verdient als die, aus der Bismarck hervorging und aus der die prächtigen *Originale* erwuchsen, die Fontane verherrlichte?«

Manfred: »Sie haben recht. Selbst wenn Fontane etwas zu liebenswürdig von diesen Herren gesprochen hätte, weil er in ihnen geistvoll sein eigenes Spießertum verherrlichte — er selbst war das *Original* —, so bleibt doch unverkennbar die gewaltige Erscheinung Bismarcks. Seine Mutter stammt zwar aus einer bürgerlichen und nichtpreußischen Gelehrten- und Dichterfamilie; immerhin: da ist ein ein Stück wirklichen Adels.«

Pfarrer Dietrich: »Nun gut, da haben Sie also einen wahren preußischen Adligen und einen, der sicher an der *Legitimität* der friderizianischen Kriege, die Sie Bürgerkriege nennen, nicht gezweifelt hat.«

Manfred: »Sind Sie so ganz sicher? Mich berührt es im Gegenteil ganz besonders angenehm bei Bismarck, daß er sich — vielleicht in seinen besten Stunden? — nicht als preußischer, sondern mit Stolz als deutscher Edelmann fühlte. Oder wie wollen Sie manche Stellen in seinen Gedanken und Erinnerungen anders verstehen?«

Manfred holte das Testament des Eisernen Kanzlers und las nach kurzem Blättern mehrere Stellen vor. »„Auch der preußische *Partikularismus* ist entstanden in Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesamtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren." Und dann: „Die *territoriale Souveränität* der einzelnen Fürsten hatte sich im Laufe der deutschen Geschichte zu einer unnatürlichen Höhe entwickelt; die

einzelnen *Dynastien,* Preußen nicht ausgenommen, hatten an sich dem deutschen Volke gegenüber auf Zerstückelung des letztern für ihren Privatbesitz, auf den *souveränen* Anteil am Leibe des Volkes niemals ein höheres *historisches* Recht, als unter den Hohenstaufen und unter Karl V. in ihrem Besitz war. Die unbeschränkte Staats*souveränität* der *Dynastien,* der Reichsritter, der Reichsstädte und Reichsdörfer war eine *revolutionäre* Errungenschaft auf Kosten der *Nation* und ihrer Einheit. Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Tatsache gehabt, ... daß friedliche und gleichartige, im *Connubium* verkehrende Bauern, ... der eine für welfisch-habsburgische, der andere für hohenzollernsche *Interessen* aufeinander schießen sollten."

»Das sind Worte eines deutschen Edelmannes; und das sind Worte Bismarcks!

»Ist es nicht gerade, als ob da bei Bismarck, lange nach Friedrichs II. „Auflehnung gegen Kaiser und Reich", noch etwas wie Schauder vor der verruchten Tat nachzittere, etwas von dem geheimen Widerwillen, mit dem der anständige schwedische Oberst zu dem Verräter Wallenstein sagte:

Der Adel aber und die Offiziere?
Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
Ist ohne Beispiel in der Welt Geschichten.

»Wie richtig auch Hebbels Verurteilung der „völligen *Ideen*losigkeit" des Schillerschen „Wallenstein" sein mag, an dieser Stelle hat doch Schiller geschichtlich Großes angerührt.«

Pfarrer Dietrich: »„Wallenstein" *ideen*los?«

Manfred: »Hebbel sagt, „daß das zur Anschauung gebrachte *Problem,* welches in dem Mißverhältnis zwischen der bestehenden Staatsform und dem darüber hinaus gewachsenen großen *Individuum* zu suchen sei, nur durch eine in eben diesem *Individuum* aufdämmernde höhere

Staatsform zu lösen gewesen wäre, daß Schiller es aber nicht allein nicht gelöst, sondern es nicht einmal rein ausgesprochen habe." Schiller erschöpft sich sozusagen in einer Rang- und *Etiketten*frage: strebte Wallenstein nach der Krone oder nicht? Dagegen hat im Kopfe des geschichtlichen Wallenstein die Vorstellung von der höheren Staatsform wirklich gelebt: er wollte statt der religiösen Bürgerkriege ein mächtiges Deutsches Reich und einen Frieden, der — wie der geschichtliche Wallenstein selbst sagte — dienen solle „zur allgemeinen Wohlfahrt, nicht nur einem oder dem anderen Teil, sondern allen und jeden, sowohl den Evangelischen als den Katholischen und den Katholischen sowohl als den Evangelischen zum Besten, mit einerlei Recht und Gerechtigkeiten". Und gestützt auf das Heer durfte Wallenstein hinzufügen: „Sind wir nicht Ertzlappen, daß wir einander die Köpfe zerschmeißen umb anderer Willen, da wir uns doch den gewünschten Frieden, indem wir die Armeen in unserer Macht haben, machen könnten." „Sind wir nicht Ertzlappen?"; der Erzherzog, von dem Liselotte schrieb, fragte: *„Ne sommes nous tous pas bien sots, de nous tuer pour ces deux benets de Roy?"* Es ist, als drängte sich dieselbe Frage jedem auf, der unvorsichtig genug ist nachzudenken. Nicht länger mehr Erznarren sein!, wie belanglos, wie schwächlich ist, damit verglichen, die von Schiller zur Hauptsache gemachte Frage:

War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?

»Wenn Wallenstein oder Friedrich II. den Deutschen Frieden und Einheit oder auch nur die klare Vorstellung davon gegeben hätten, wer würde ihnen da wegen „königlicher Hoffnungen" grollen?

»Friedrich II. verstand und bekannte, nach seinen drei Schlesischen Kriegen, daß seine Soldaten nur aus Furcht vor ihren Offizieren kämpften; wenn er auch verstanden

hätte, was vor ihm Cromwell und nach ihm Napoleon wußten, daß es leichter und vielleicht anständiger ist, Soldaten, statt durch Prügel, durch Gedanken zum Kampfe zu begeistern, wenn Friedrich II. das zu verstehen vermocht hätte, dann wäre vielleicht das Zeug zu einem großen Könige in ihm gewesen, dann hätte er vielleicht vermocht, die Deutschen wieder zum Kampfe um die im Dreißigjährigen Kriege geschwächte Macht des Reiches zu einigen, statt als Verteidiger des westfälischen Schmach- und Gewaltfriedens durch seine aus Ruhmsucht begonnenen Bürgerkriege den gefährdete Wiederaufbau Prinz Eugens zu zerstören.«

Pfarrer Dietrich: »Soldaten durch Gedanken zum Kampfe begeistern? Sie scheinen Friedrichs Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen nicht zu kennen. Nie hat ein König wirkungsvoller zu seinen Generalen gesprochen.«

Manfred: »Kennen Sie auch die Art, wie Friedrich selbst sich über diese berühmte Ansprache geäußert hat? Wie Friedrich II. versagte oder in kümmerlichen Anfängen stecken blieb, wo es darauf ankam, sich die niederen Offiziere, den Soldaten, den gemeinen Mann, den deutschen Mann zu verpflichten, nicht durch Prügel, sondern durch das seelische Feuer, das Starke und Schwache, Große und Geringe, zum Siege zusammenschweißt, das zeigt grell die Äußerung, die er beim Scheitern seiner Belagerung Dresdens (1760) tat, als er wieder einmal die ihm seit drei Jahren geläufige Drohung wiederholte, „den Purzelbaum zu schlagen“, was seine erhaben dichterische Umschreibung des Selbstmordes ist. Die Äußerung Friedrichs II., an die ich denke, leitet de Catt in seinem Tagebuch mit der Betrachtung ein: „Niemand hat die Menschen besser zu kennen gemeint als der König, und niemand, glaube ich, ist öfter von ihnen getäuscht worden.“ Dann berichtet de Catt folgende Worte Friedrichs II.: „Sollten wir zu einem Gefechte kommen, so werde ich mit gutem Beispiele voran-

gehen; ich werde zur Anfeuerung meiner Offiziere meine deutsche Redekunst in Anwendung bringen. Ich bin nicht stark im Deutschen; es wird aber gehen. In Parchwitz hielt ich eine Ansprache an sie, bevor es nach Leuthen ging, und sie waren ergriffen." Dann sprach der König von Voltaire und führte den Satz La Rochefoucaulds an: „Eine glückliche Selbsttäuschung ist besser als eine traurige Wahrheit", und schloß bald darauf mit den Worten: „Für die armen Soldaten fällt sehr wenig Ehre ab, denn von Anfang an bekommen sie mehr Prügel als Brod."

»Sollte der vom Könige angeführte Satz über die „glückliche Selbsttäuschung" auch auf die eigentümliche seelische Farbenblindheit Heinrich von Treitschkes zutreffen, der angesichts solcher und ähnlicher Bekenntnisse Friedrichs des Großen folgendes zu schreiben wagte: „Unser Soldat will noch heute, wie zu Friedrichs Zeiten, in seinem Könige nicht bloß den Kriegsherrn ehren, sondern auch den ersten und treuesten Kameraden lieben, der mit dem gemeinen Kriegsmanne Freud und Leid des Kampfes teilt. Das friderizianische *payer de sa personne* werden die Preußen ihren Königen nie erlassen; sie wollen in den Tagen der Not und des Zweifels die helle Stimme ihres Königes hören"? Die „helle Stimme ihres Königes" zwang die „Kameraden" um „sehr wenig Ehre" und „mehr Prügel als Brod" „für hohenzollernsche *Interessen* auf ihre Stammesgenossen zu schießen". Königliche Weisheit aus – *sans souci!*«

Pfarrer Dietrich: »Sie müssen zugeben, daß unser König immer treu bei seinen Soldaten ausgeharrt und Freud und Leid mit ihnen geteilt hat.«

Manfred: »Nach Friedrichs eigenen Worten: die Prügel für die Soldaten, die Ehre für den König! Was das Ausharren bei dem Heere anbetrifft, dürfen Sie nicht vergessen, daß für einen Königlichen Brandstifter, der seine eigene Hauptstadt nicht verteidigen konnte, bei seinem mächtigen Heere das einzige sichere Plätzchen in der Welt

war. An jedem andern Platze wäre er aufgehoben und gehängt worden. In dem Briefe, den Friedrich nach der Einnahme von Schweidnitz an Frau von Camas schrieb, bekannte er mit rührender Offenheit: „Urteilen Sie selbst, ob es gut wäre, nach Berlin zurückzukehren, da man Gefahr läuft, beim ersten Lärmen nach Spandau zu flüchten.“ Schon als er bei Mollwitz wo anders als beim Heere Sicherheit suchte, wurde er ums Haar von den Österreichern abgefaßt. Solche Unbesonnenheiten vermied er künftig.

»Nun sagen Sie und Herr von Treitschke, Friedrich II. habe mit seinen Soldaten Freud und Leid treulich geteilt. Das bedeutet mir nur dann etwas, wenn es durch Beispiele bewiesen werden kann. Ich las Ihnen eben die Schilderung des grauenhaften Winterfeldzuges 1759–60 vor, die der Augenzeuge von Archenholtz gemacht hat.« (Oben S. 596.)

»Sie sahen die schlecht bekleideten und schlecht ernährten Soldaten ohne Feuer, wie sie zwecklos erfroren und sich vorher „in ihren Zelten verkrochen, wo sie aufeinander lagen, um wenigstens einige Teile ihres Körpers an den Leibern ihrer Kriegsgefährten zu erwärmen“. Was berechtigt Sie zu dem Verdachte, Friedrich II. sei einer dieser Kriegsgefährten gewesen? Nehmen wir doch einmal eine zuverlässige Schilderung der gleichzeitig vollbrachten königlichen Taten. In seinem Tagebuch schrieb de Catt über Friedrichs II. Winterquartier 1759 – 60 in der Stadt Freiberg:

»„Während des Winters ist der König nicht ausgegangen. Er war immer beim Lesen und immer darauf bedacht, daß er *multum* lese. Er hatte Konzerte.“« Dann blätterte Manfred in Rödenbecks „Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben“, in dem sich des Königs tägliche Beschäftigungen sowie Auszüge aus seinen täglichen Briefen und Gedichten verzeichnet finden. Dann fuhr Manfred fort:

»Also nicht ein einziges Mal hat der König das Lager sei-

ner erfrierenden Soldaten besucht. Seine Sorge galt nicht seinen im Frost verderbenden Waffenbrüdern. Aber er hatte ein warmes Herz. Am 29. November schrieb er an seinen französischen Freund d'Argens: „Es steht ein Zimmer zu Ihrer Aufnahme bereit, ohne Zugwind, gut geheizt, ganz nahe dem meinigen, das Sie ohne Überrock und ohne Tuch vor dem Munde werden erreichen können." Aber d'Argens zog vor, seine Pension ungestört in Berlin zu verzehren. Daß die schlecht bekleideten deutschen Soldaten zu Tausenden erfroren, veranlaßte den König zu keiner wirksamen Gegenmaßnahme. Aber am 13. Dezember bettelte er wieder bei seinem französischen Freunde d'Argens: „Ich werde Ihnen jemand zuschicken, der sie geleitet... wir wollen alle Zugwinde verbannen, ich werde Baumwolle, Pelze, Überröcke, kurz alles bereit halten, um sie wohl einzupacken." Aber der Marquis hütete sich, die stachlige Nähe des eiteln Dichters aufzusuchen. Die Soldaten im Eislager wurden ohne Zweck ein Opfer furchtbarer Seuchen. Unterdessen verherrlichte ihr König in seiner über 20 Druckseiten langen, gereimten Epistel an Schwester Amalie den „Zufall" *(Hasard)*, dessen unberechenbare Willkür gerade ihn, den Anstifter des furchtbaren Krieges, ins warme Zimmer und Zehntausende von Soldaten ins tödliche Eislager lieferte, obgleich sie am Kriege völlig unschuldig waren, ja, gegen ihren Willen mit Prügeln in den ihnen verhaßten Krieg gepreßt wurden. Diese dichterische Leistung Friedrichs mag der meist giftspeienden Schmähsucht Schwester Amaliens Erleichterung geschafft haben. Der König dichtete außerdem noch Papierkörbe voll ebenso unlesbarer Makulatur und behauptete am 7. Januar 1760 in einem Briefe an seinen Marquis d'Argens: „Ein Narr findet immer einen größeren Narr, der ihn bewundert." Als d'Argens vorzog, diesen größeren Narren nur aus sicherer Entfernung brieflich zu spielen, tröstete sich der König in seinem Versteck hinterm Ofen mit den Worten:

Und so erhält der Weise, wenn der Sturm
Schon braust, den tiefen Frieden seiner Brust.

Diese und hundert ähnliche Worte des Königs werden zusammen mit seinen hundertfachen Versicherungen des Gegenteils (z. B.: „Ich wünsche mir hundertmal den Tod" 7. I. 1760; „das Leben wird ganz unerträglich, wenn man es in Kummer und tödlichen Sorgen verleben muß" 15. I. 1760) noch heute von vielen bewundert, die Lust haben, den „größeren Narren" zu spielen, auf dessen allzeitig dienstfertiges Vorhandensein die schlaue Narrheit Friedrichs II. rechnete. Da ich nicht wie Marquis d'Argens eine preußische Pension beziehe, werden Sie mir mein Fernbleiben leichter verzeihen als ihm.«

Später sagte Manfred: »Ähnliches Unrecht übrigens, wie Schiller es an Wallenstein verübte, tut die deutsche Geschichtschreibung an Gustav Adolf: sie stellt ihn als fremden Eroberer dar, dessen früher Tod die Deutschen vor der Fremdherrschaft gerettet habe. Die Deutschen in ihrer „seltsamen Bescheidenheit", wie Bismarck einmal sagte (vgl. oben S. 156), übersehen ganz, daß Schweden damals noch deutsches Siedlungsgebiet war. Im siebzehnten Jahrhundert war der Einfluß der deutschen Hansa und der deutschen *Reformation* dort noch so mächtig, daß das Deutsche die Sprache der Gebildeten, der Gesetzgebung* und des Königs von Schweden war. Wenn Gustav Adolf Deutschland erobert und sich zum Kaiser gemacht hätte, dann wäre

* Aus meinem eigenen Gesichtskreis kann ich feststellen, daß die aus dem Jahre 1607 stammenden umfangreichen Privilegien, die König Karl IX. der Stadt Gothenburg gab, ursprünglich in deutscher Sprache abgefaßt sind. Auch die Briefe, die der König von Norwegen und Dänemark im Jahre 1681 über den Wiederaufbau von Drontheim mit seinem General, dem Lothringer Cicignon, austauschte, wurden, wie Professor Sverre Pedersen-Drontheim mir mitteilte, in deutscher Sprache geschrieben. W. H.

allerdings Deutschland wohl protestantisch geworden – die Duldsamkeit, die Wallenstein oder später die Voltairesche Aufklärung und Kaiser Joseph II. wollten, hätte gefehlt –, aber zu sagen, Deutschland wäre dann schwedisch geworden, scheint mir gerade so lächerlich wie zu sagen: der Schwanz hätte mit dem Hund gewedelt. Der Tod Gustav Adolfs bedeutet nicht die Rettung Deutschlands vor der Schwedenherrschaft, sondern den Verlust Schwedens als deutsche Provinz.«

Als die Unterhaltung zu Wallenstein zurückkehrte, sagte Manfred: »Friedrich II. ist nicht wie Wallenstein für eine höhere Staatsform eingetreten, im Gegenteil, bei seiner „Auflehnung des preußischen *Partikularismus* gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen" kämpfte er, namentlich zur Zeit des duldsamen Joseph II., für die niedere Staatsform. In Deutschland sterben zu oft die verkehrten Leute, und man kommt in der deutschen Geschichte nie darüber hinaus zu fragen: was wäre geschehen, wenn, wenn, ja wenn der Richtige gestorben wäre. Wäre Wallenstein am Leben geblieben, dann hätte es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein mächtiges Deutschland gegeben; hätte Joseph II. den aufsässigen Preußenkönig behandelt wie der Kaiser Ferdinand den verdächtigen Wallenstein, dann wäre die Schlacht von Valmy nicht durch deutsche Zwistigkeiten verloren worden und der österreichische Plan, Elsaß und Lothringen bis zur Maas zurückzuerobern, den Herzog Karl August 1793 in einem Briefe an Goethe auseinandersetzte, wäre nicht durch preußischen Verrat gescheitert.«

FRIEDRICH II. UND CÄSAR ALS PATRIOTEN

Pfarrer Dietrich: »Friedrich den Großen behandeln wie Wallenstein! Was machen Sie sich für hochverräterische Gedanken!«

Hegemann: »Dieser tolle Einfall macht mich lachen. Die Nürnberger hängen keinen, sie haben ihn denn.«

Manfred: »Friedrichs Vorleser de Catt erzählt, wie 1760 ein österreichischer Anschlag, den König aufzuheben, beinahe glückte. Im Jahre 1770 hatten ihn die Österreicher zu Besuch in ihrem Lager von Neustadt in Mähren. Cäsar hat ähnliche Gelegenheiten kühl ausgenutzt und viel Ruhm geerntet. Der Österreicher, der 1760 den Plan verriet, und Kaiser Joseph der Zweite, 1770, waren gutmütiger als Cäsar; sie verdienen Ehrenplätze im Preußenhimmel. Der Große Kurfürst war weniger gutmütig, als er den ostpreußischen Edelmann, Herrn von Kalckstein, auf polnischem Gebiete aufheben, nach Preußen schaffen, foltern und köpfen ließ, weil Kalckstein dem früheren, dem polnischen Lehnsherrn, treu bleiben wollte. Ob Friedrich II., als er die Folter abschaffte, etwa an seine eigene, nahe bevorstehende Auflehnung gegen den Kaiser dachte, die schwerer entschuldbar war als die Unbotmäßigkeit des Herrn von Kalckstein?

Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
Ist ohne Beispiel in der Welt Geschichten.

Da brachte ein Radler Schlegels „Geschichte der alten und neuen Literatur“ (vgl. oben S. 616), die – wenn ich mich recht erinnere – aus der unerschöpflichen Bücherei des hilfsbereiten Gelehrten Benedetto Croces beschafft worden war. Manfred blätterte begierig und rief nach wenigen Augenblicken: »Hier macht Schlegel einen höchst beachtenswerten Vergleich zwischen der „ausländischen Bildungsbarbarei“ in Preußen auf der einen und – Ungarn auf der anderen Seite: „Matthias Corvin wollte seine Ungarn mit einem Male ganz lateinisch und italienisch umwandeln, worüber denn die Landessprache, wie natürlich, vernachlässigt ward... So ging es den Ungarn im fünfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutschen im achtzehnten

ergangen sein würde, wenn ein großer König dieser Zeit, der wie Matthias Corvin nur ausländische Geistesbildung ehrte und kannte, ebenso unumschränkt über das gesamte Deutschland geherrscht hätte wie Corvin in Ungarn.“ So hätte also Deutschland das Schicksal Ungarns gehabt, wenn Friedrich II. so mächtig geworden wäre wie Corvin in Ungarn? Und Friedrich II. müßte in Preußen, viel mehr als Gustav Adolf in Deutschland, ein Vorkämpfer fremder Geistesmacht, ja ein fremdländischer Eroberer genannt werden?

»Aber hier finde ich die gesuchte Stelle von der Einsamkeit des hohen Klopstockschen Nationalgefühls. Bitte hören Sie sie in ihrem Zusammenhang.« Manfred las folgende Sätze von Friedrich von Schlegel vor:

»„Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friedrich II. erwartete. Man pflegt in den neuesten Zeiten diesen König von Preußen wohl damit zu entschuldigen, daß man sagt, die deutsche Sprache und Gelehrsamkeit seien, wie er auf den Thron kam, in einem solchen Zustande gewesen, daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn ein so geistvoller Monarch sich mit Ekel und Geringschätzung davon weggewandt habe. Im allgemeinen aber ist dies nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutsche Sprache und Geistesbildung zu tun, zu dessen Zeit Klopstock, Winckelmann, Kant, Lessing und neben diesen Geistern von erster Größe, so manche andere verdienstvolle Männer, zum Teil in seinen eignen Staaten geboren, der Wissenschaft und der Kunst lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von solcher Größe auf einmal finden, um einen Gelehrtenverein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab, den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein La Metrie, gewiß eben nicht die auserlesensten der französischen Literatur. Man darf es daher Klopstocken nicht verargen, wenn

er mit einem Selbstgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachlässigung deutscher Kunst und Sprache sich selbst sozusagen, persönlich beleidigt fand. Er hat dies bitter empfunden und oft geahndet, indem er, freilich sehr zu des Königs Nachteil, denselben in dieser Beziehung mit Cäsar zusammenstellt. Zu dessen Zeit ward auch in Rom mehr Griechisch, schlecht oder gut geredet und geschrieben, als nur irgend Französisch im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Klassische Geisteswerke hatte die römische Sprache, einige wenig bekannte Altertümer ausgenommen, damals auch ebensowenig, oder doch nicht besser aufzuweisen, als die neuere deutsche Literatur vor 1750. Gleichwohl hielt Cäsar es der Mühe wert, seiner Sprache die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, ja selbst Forscher und Sprachlehrer in ihr zu sein. Dadurch ward er der erste Redner seiner Zeit und einer der ersten Schriftsteller in seiner Sprache, was in einer fremden in dem Maß zu sein noch niemandem gelungen ist... Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entschuldigung Friedrichs II. ausgeht, ist nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünstigung der Wissenschaften überall warten wollen, bis es Schriftsteller in Menge gibt, bis diese durch sich selbst hinlänglich berühmt, und vielleicht schon in ihrer Kraft erschöpft und abgelegt sind; so bleibt ihnen freilich nichts übrig, als die erprobtesten unter den Schriftstellern, die unschädlichsten und *invalidesten* in einer Art von Verpflegungsanstalt, unter dem Namen einer Akademie der Wissenschaften zusammenzutun. Wollte man aber den Geist einer Nation wahrhaft bilden und leiten, so müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente sich bemeistern, ihnen freien Spielraum gönnen und reichliche Hilfsmittel der Entwickelung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopstocken ist für seine Person jenes Gefühl um

so eher zu verzeihen, da er unstreitig fähig gewesen wäre, nicht bloß in der Dichtkunst, sondern in allen Teilen und in dem ganzen Gebiete der Literatur einen neuen Geist und einen wohltätigen Einfluß zu verbreiten. Soviel Böses Voltaire in Frankreich, ebensovieles und mannigfaltiges Gutes hätte Klopstock nach seinem umfassenden Geiste in Deutschland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hilfsmittel dazu gegeben worden wären. Klopstock stand ganz einsam und fast allein damals in der deutschen Welt mit seinem hohen Nationalgefühl, welches nur von wenigen mitempfunden, von niemandem verstanden ward. Es blieb ihm also nur übrig, es in seiner Poesie niederzulegen. Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neuern deutschen Literatur; so außerordentlich und folgenreich ist das Verdienst derselben..."«

Pfarrer Dietrich äußerte seine Befriedigung darüber, richtig zitiert zu haben, während Manfred meinte: »Mir scheint, es handelt sich bei Schlegel um das Gefecht eines geistigen Vorkämpfers der „Freiheits"-Kriege gegen Goethe, der den Krieg gegen Frankreich für verfehlt hielt und deshalb gern verklausulierte Entschuldigungen für seinen einstigen Gegner, den Franzosenfreund Friedrich II. vorbrachte. (Vgl. oben S. 310.) Die preußischen „Historiker" verdammen Goethes Ablehnung der Freiheitskriege als „Verirrung", aber sie führen die aus dieser Ablehnung entsprossenen Goetheschen Entschuldigungsworte für Friedrich II. stolz im Schilde. Dabei war die Vaterlandsliebe, die Schlegel zu einem der ersten Rufer gegen Napoleon machte, aber durchaus nicht friderizianisch-preußisch, sondern — im Gegenteil — es war der Reichspatriotismus, dessen Vorhandensein preußische „Historiker" leugnen und den unser verehrter Professor Karl Stählin als „Verirrung" bezeichnet.«

BISMARCKS UND GOETHES OPFER DER »DYNASTISCHEN MANNESTREUE« UND DIE »GESAMTNATIONALITÄT«

Dann brachte Manfred folgenden Einfall vor:
»Hierher gehört übrigens noch ein anderes Wort Ihres großen Bismarck, ein Wort von ungeheurer Tragweite, wie mir scheinen will. Bismarck sagt in seinen »Gedanken und Erinnerungen« einmal:
»„Ich würde mich nicht wundern, wenn die *vis major* der Gesamt*nationalität* meine *dynastische* Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete." Bedenken Sie die gewaltige Bedeutung, die dieses Wort gewinnen muß, sobald man sich mit der Auffassung der „Gesamt*nationalität*" auf den Standpunkt Goethes stellt — und welcher nach edler Bildung Ringende müßte nicht jederzeit nach der Höhe Goethescher Auffassung streben! Wenn ein Europäer mit Goethe glaubt, daß „nur *Kultur* und Barbarei Dinge von Bedeutung sind", was berechtigt ihn dann auf dem von Bismarck gewiesenen Wege haltzumachen? Zwingt ihn nicht gerade die Bismarcksche *Logik* dazu, seine „persönliche Vorliebe" für diese oder jene Sonder*nation* durch die „*vis major* der Gesamt*nationalität* schonungslos vernichten" zu lassen? Wer dürfte sich nach diesem Vorgehen Bismarcks noch durch „*dynastische* Mannestreue oder persönliche Vorliebe" irremachen lassen an der Goetheschen Auffassung und zögern, sich auf „der Kulturstufe zu befestigen", „wo der *National*haß ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den *Nationen* steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet"? Als Goethe seine „persönliche Vorliebe" für deutsche *Dynasten* opferte, um sich dem tüchtigeren Napoleon und seinem Gedanken der *Internationalisierung* Europas unter französischer Führung anzuschließen, hat da Goethe nicht Wort für Wort Bismarcks

staatsmännischen Gedanken von der „schonungslosen Vernichtung *dynastischer* Mannestreue und persönlicher Vorliebe" vorausgedacht?«

Pfarrer Dietrich: »Leider sind es gefährliche pazifistische Schwärmereien, die Sie da entwickeln. Setzen Sie doch den Fall, wir wären nicht genügend gerüstet und der Feind stünde wieder im Land, wie so oft in jenen unseligen Zeiten, in denen haltloses Weltbürgertum die Deutschen einlullte.«

Manfred: »Meinen Sie, es könnte je wieder so schlimm werden wie zur Zeit Friedrichs II.?«

Pfarrer Dietrich: »Sie denken an die Verwüstungen des Siebenjährigen Krieges?«

Manfred: »Nehmen Sie selbst die Zeiten der friderizianischen Friedensarbeit. Glauben Sie, die Deutschen werden, nachdem sie einen Goethe gehabt, je wieder einen Herrscher „unsern großen König" nennen, der deutsches Wesen gründlich verachtet, der sich ganz zum Mundstück ausländischer Gedanken macht, der nur Französisch spricht und schreibt? Stellen Sie sich selbst einen französischen *Diktator* in Berlin vor, wieviel weniger gefährlich würde er deutschem Wesen sein als Friedrich II. Es ist lächerlich zu sagen, aber doch nicht zu leugnen, daß deutsches Wesen in Berlin unter Napoleon besser gedieh als unter Friedrich II. Was kann denn heute noch ein fremder *Diktator* anderes sein als ein unwillkommener Steuererheber. Friedrich II. hat ja selbst seinen Preußen französische Steuererheber aufgezwungen. Die große Masse des Volkes hat ein Einkommen, das sich in der Nähe des Existenzminimums bewegt; das wird ihnen gelassen oder nach siebenjährigen Entbehrungen schließlich wiedergegeben werden müssen, auch wenn die Steuereinnehmer heute wieder Franzosen werden. Es gibt eine kleine Minderzahl, die mehr als das Existenzminimum zu verzehren hat; sind Sie von den *Kultur*leistungen dieser Minderzahl — gleichgültig ob in Deutsch-

land oder in Amerika oder einem anderen Lande – so entzückt, daß Sie es für ein großes Unheil halten würden, wenn sie nicht geleistet würden? Dabei darf man übrigens nicht vergessen, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil des wirtschaftlichen Überschusses von Deutschland heute bereits zur Bezahlung ausländischer *Kultur* verwandt wird, nicht nur von französischen Lustspielen, Gemälden und Weinen, Damenkleidern und was drinnen steckt, oder englischen Rennpferden, Herrenkleidern, Tabak und Kammerdienern, sondern einfach zur Bestreitung der Ausgaben reicher Halbgebildeter deutscher „Nation", die in London, Paris oder der Riviera zu glänzen das Bedürfnis haben. Was liegt daran, ob dieses Geld von Deutschen oder von Ausländern ausgegeben wird?

»In Groß-Berlin wohnen — als Folge des unübertrefflich gründlichen Wirkens der fast alles mit größter Verständnislosigkeit maßregelnden preußischen Edel-Bürokratie — 600 000 Menschen in Mietkasernen, in denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Einwohnern besetzt ist.[1] Hunderttausende von Kindern sind ohne Spielplatz. Das alles ist furchtbar! Aber würde dieses bürokratisch geregelte Grauen dadurch faßbarer oder unfaßbarer, daß — etwa infolge eines unglücklichen Krieges — die Zahl der so Geopferten sich verdoppelt oder verdreifacht? Glauben Sie, daß dann in Berlin eine einzige Zigarette weniger geraucht werden oder daß ein einziger preußischer Herrenmensch weniger selbstzufrieden in die Welt gucken wird? Und trifft das alles nicht fast genau so auf Paris und auf jede Großstadt der weißen Rasse zu, deren geistlose Führer dem menschenunwürdigsten Elende mit Gleichmut zusehen, aber verlangen und durchzusetzen verstehen, daß sich die Menschen wegen der belanglosesten Albernheiten aufregen, und „daß friedliche, im *Conubium* verkehrende Bauern, der eine für habsburgische, der andere für hohenzollernsche *Interessen* aufeinander schießen", wie der umstürzlerische Bismarck sich

ausgedrückt hat, als er diesen höllischen *„patriotischen"* Unfug aufdeckte. Heute sind es selbstverständlich auch nicht einmal die *„dynastischen Interessen"*, von denen Bismarck noch sprach, sondern Börsen*interessen*, um die es sich handelt.«

Pfarrer Dietrich rief lachend: »Was sind das für verzweifelte *Paradoxe*, die Sie da zum besten geben?« Dann wurde er nachdenklich. »Sie beharren also dabei,« sagte er schließlich gutmütig lachend zu Manfred, »unser großer Friedrich II. sei gar nicht so riesengroß gewesen?«

WER HAT FRIEDRICH II. »GROSS« GESPROCHEN?

Manfred: »Ich glaube, der Beiname „der Große" ist Friedrich in der Öffentlichkeit zum ersten Male im Jahre 1740, nach der Schlacht von Mollwitz, beigelegt worden. Vorher hatte Voltaire schon in seinen Briefen den Kronprinzen einen kommenden „König Salomo" genannt – „er behandelte mich wie ein überirdisches Wesen; ich antwortete ihm als einem Salomo; solche Titel kosteten ja nichts", erzählte später Voltaire über die Entwicklung der Titulatur. Friedrichs Nachricht, er habe die Schlacht von Mollwitz gewonnen, erhielt Voltaire im Schauspielhause der Stadt Lille, wo gerade sein in Paris verbotener „Mahomet" aufgeführt wurde. Voltaire las Friedrichs Depesche in der Pause den Zuschauern vor und erntete selbstverständlich stürmischen Beifall, da Friedrichs Sieg ja gegen den deutschen Kaiser errungen war, dem die Franzosen damals Flandern abnehmen wollten. Zweierlei ist dabei beachtenswert; einmal, daß der „große" Kriegsheld, dem dieser Beifall gespendet wurde, die Schlacht, als deren Sieger er sich durch Eilboten an Voltaire rühmte, in Wirklichkeit verloren hatte, „aber" – so schildert der Preußenschwärmer Hans Delbrück den Sieg – „als der vermutlich stark auf-

geregte König entfernt war, gelang es Schwerin, die Infanterie und Artillerie wieder zum Vorgehen zu bewegen.« Bemerkenswert ist ferner, daß das Stück „Mahomet", bei dessen erster Aufführung Voltaire den jubelnden Zuschauern seinen Freund Friedrich als den „großen König" vorstellte, dasselbe Stück ist, mit dessen Übersetzung Goethe sechzig Jahre später seine Zweifel an der Größe Preußens und sein Vertrauen auf Napoleon öffentlich kundgetan hat.«

»Nach der Schlacht von Roßbach ist Friedrich II. erst recht in England und gerade in Frankreich als „der Große" gefeiert worden.[1] Macaulay, der sonst nicht viel Gutes an Friedrich II. entdecken kann, wird *lyrisch* vor Begeisterung, wo er von der Schlacht von Roßbach singt, „dem größten Siege über die Franzosen, den die germanische Rasse seit Karl dem Großen erfochten", wo die „Befreiung Mitteleuropas" (!) vollbracht und „die alte Freiheit des Rheins behütet"... und wo nebenbei Amerika den Franzosen abgenommen und wo, ganz nebenbei, der von Kaunitz und Frau von Pompadour vorweggenommene Gedanke Napoleons, die Einigung des europäischen Festlandes gegen die englische Weltherrschaft, von Seydlitz niedergeritten wurde. Doch von alledem spricht Macaulay an dieser Stelle nicht, damit sein Loblied von preußischen Geschichtschreibern ungekürzt abgeschrieben werden kann. Was Macaulay sonst über Friedrich II. zu sagen hat, wird in Preußen selten abgeschrieben.

»Der vom Auslande für willkommene Dienste gewährte Titel „der Große" erinnert erstaunlich an die drei deutschen Königstitel, „welche", wie Kaiser Friedrich sich einmal ausdrückte, „wir in schmachvollster Zeit von Napoleon I. erhielten, damit die Zerstückelung Deutschlands für immer befestigt sei". Diese Worte Kaiser Friedrichs klingen gut deutsch; infolge der preußischen Augentäuschung, unter der er begreiflicherweise leiden mußte, konnte er aber nicht ganz so deutsch sprechen wie Prinz Eugen, der

seinem Kaiser sagte, daß die kaiserlichen Räte gezüchtigt zu werden verdienten, die ihren Herrn zur Genehmigung der preußischen Königskrone und damit zur „Zerstückelung Deutschlands" bestimmten.« So berichtet Mirabeau. In den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" (V, 442) wird festgestellt, daß Prinz Eugen diese Minister „aufhängen lassen wollte". Friedrich II. wußte wohl, warum er den Prinzen Eugen den „Helden Deutschlands" nannte.« (Vgl. oben S. 204.)

Pfarrer Dietrich: »Wehe den armen Deutschen, wenn Gott nicht die preußischen Könige gesandt hätte. Sie sind es, die „Preußen an die Spitze der *Reformen,* der Aufklärung, der *liberalen Institutionen* und einer vernünftigen Freiheit gestellt haben", wie Moltke schon 1832 anerkannte. Und als den Größten dieser Könige werden wir stets Friedrich den Großen dankbar verehren.«

WILHELM II. GRÖSSER ALS FRIEDRICH DER GROSSE

Manfred: »Da tun Sie, glaube ich, dem herrschenden Könige von Preußen, Kaiser Wilhelm II., unrecht. Oder zweifeln Sie etwa, daß Frankreich mit Lust Kaiser Wilhelm II. als „den Großen" feiern würde, wenn er Elsaß-Lothringen den Franzosen zurückgeben und sich dafür durch einen plötzlichen Überfall Österreichs schadlos halten würde, wie das beides Friedrich II. getan und sich deswegen gerühmt hat? Zweifeln Sie, daß das preußische Heer heute wie damals sich dem österreichischen überlegen zeigen würde? Glauben Sie, daß Wilhelm II. wie Friedrich II. in der ersten Schlacht ausreißen würde? Setzen Sie weiter den unmöglichen Fall, Wilhelm II. sei wie Friedrich II. ein ganz französisch denkender Mann und versammelte in Berlin französische Schriftsteller, etwa den in Paris fast gesteinigten Zola und andere, zahle ihnen Jahresgehälter und lasse ihnen

andere Ehren zuteil werden, die Deutschen versagt blieben; noch 1882 meinte der französische Geschichtschreiber Herzog von Broglie zornig: „Die französischen Geschichtschreiber haben nur mit einfältiger Dienstfertigkeit die Worte wiederholt, die Friedrich II. ihnen diktierte, und es ist weder nützlich noch lehrreich, diesen Geschichtschreibern Aufmerksamkeit zu schenken." (Aus „Friedrich II. und Maria Theresia 1740—42" S. 9.) Wenn heute ein Nachfolger Friedrichs II. den Feinden Deutschlands ähnlich schmeichelte, wie der „große" König es tat, zweifeln Sie einen Augenblick, daß einem solchen herrlichen Könige die deutschfeindliche Presse der Welt zujubeln würde?«

Pfarrer Dietrich schwieg. Manfred fuhr fort: »Sie können es nicht bezweifeln, aber Sie meinen, daß über Friedrich II. dieser Jubel berechtigt war und daß es die Pflicht der preußischen Geschichtschreiber ist, in diesen *internationalen* Jubel einzustimmen. Zwar wäre heute ein Überfall Österreichs noch entschuldbarer als zur Zeit Friedrichs II., weil durch Preußens „Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen" Österreich heute ja endgültig vom Reich getrennt worden ist; dennoch ist es ganz undenkbar, sich Wilhelm II. so ruchlos vorzustellen, daß er die Schändlichkeiten, die ihm so billig großen Ruhm einbringen würden, wiederholen könnte.«

Pfarrer Dietrich: »Vergessen Sie nicht, daß Friedrichs Anspruch auf Größe besonders auf seinem beispiellosen siebenjährigen Ausharren in tiefster Not beruht.«

Manfred: »Sie sprechen von den vier Jahren von Kolin bis zum Tode der Kaiserin von Rußland. Zweifeln Sie, daß, wenn Bismarcks böser Traum in Erfüllung ginge und heute Europa sich gegen das preußische Deutschland vereinte, daß Wilhelm II. mit England zum Bundesgenossen noch viel länger, und, wäre selbst nur Österreich Preußens Bundesgenosse, doch auch vier Jahre lang auszuharren ver-

möchte, bis irgend ein unerwartetes Ereignis die Sachen zu seinen Gunsten wendet, bis etwa die Russen aus Feinden zu Freunden werden oder meinetwegen die Indianer zugunsten der lieben Deutschen eingreifen. Und wenn nach vierjährigem Kriege auch nur die alten Grenzen erhalten blieben, zweifeln Sie, daß Wilhelms erschütterde „Größe" rückhaltlos bewundert werden würde? Wenn Wilhelm II. sich von allen diesen Dingen fernhält, so ist es nicht, weil er weniger „groß" wäre als Friedrich II., sondern weil er ihm sittlich überlegen, also durch edle „*Konvenienz*" gebunden ist; davon bin ich überzeugt.«

»Ich habe einmal den französischen Gesandten Alfred Dumaine aus eigener Anschauung und ganz unparteiisch mit großer Anerkennung von „den wirklich glänzenden Eigenschaften" Kaiser Wilhelms II. sprechen hören. Dumaine rühmte am Kaiser eine „außerordentliche Befähigung zu schneller geistiger Aneignung gesteigert durch umfassende Lektüre und eine Aufmerksamkeit, die beständig ihre Kenntnisse zur Geltung zu bringen sucht". Dumaine nannte Ihren Kaiser „einen ausgezeichneten Plauderer, der weit besser als die meisten anderen Herrscher jedem etwas Persönliches, Unmittelbares zu sagen versteht, der einen Gedanken zu entwickeln, eine Ansicht vorzutragen weiß und sich freut, wenn der Angeredete antwortet".[1] Dumaine meinte: „Kaiser Wilhelm versteht es immer einzurichten, daß die Leute, mit denen er redet, sich geschmeichelt fühlen." Als Professor Peabody von seinen Austauschvorlesungen über „Soziale Ethik" aus Berlin nach Boston zurückkehrte, sagte er mir: „Der Kaiser ist ein *Charmeur*." Andererseits erzählte mir Dumaine auch von geradezu empörenden Taktlosigkeiten des Kaisers, von allerlei minderwertigen Scherzen, von der Hohlheit der vorgetäuschten Kenntnisse, und von seinem Beifallsbedürfnis, seinen Bemühungen, die Welt durch irgend etwas Unerwartetes in Erstaunen zu setzen. Wenn ich mir

das heute überlege, scheint mir die Ähnlichkeit mit Friedrich II. verblüffend. Besonders ist mir ein Zug in Erinnerung, den Dumaine hervorhob. Er erzählte von einem Briefe, den Wilhelm II. 1878, noch als Kronprinz, an eine junge Dame schrieb; da heißt es (ich zitiere nach dem Französischen): „Für Dich nur wird dieses heiße Herz stets schlagen, bis es die Kugel trifft, die ihm ein Anarchist bestimmt." Wie Wilhelm sein Märtyrertum ins Auge faßte und gleichzeitig Kapital für ein galantes Abenteuer daraus zu schlagen versuchte, ja, das ist doch ganz die Art, wie Friedrich II. seine Selbstmorddrohungen gleichzeitig poetisch und diplomatisch auszuschlachten versuchte. (Vgl. oben S. 349 und 359.) Aber wieviel zurückhaltender ist doch überall Wilhelm II. verglichen mit dem großen König! wieviel weniger dichtet und komponiert er! wieviel fleißiger reist er! wieviel mehr läßt er in wichtigen Entscheidungen schließlich doch Besserunterrichtete zu Wort kommen! wieviel zahmer ist seine Verurteilung der neuen deutschen Literatur verglichen mit Friedrichs II. *dissertation*! Für mich besteht kein Zweifel, Wilhelm steht sittlich höher und ist „größer". Nur war zur Zeit Friedrichs II. die öffentliche Meinung urteilsloser oder wurde schärfer unterdrückt als heute. Mir äußerte unlängst der Präsident der Harvard Universität, Professor Lowell, sein Erstaunen über die Schrankenlosigkeit der deutschen Pressefreiheit: „Ein Blatt wie der ‚Simplicissimus' würde in keinem anderen Lande geduldet werden." Die *Matinées du Roi de Prusse,* die 1766 etwas Simplicissimus-artig gegen den „großen" König veröffentlicht wurden, waren ein lebensgefährliches Unternehmen und wurden meist nur in geheimen Abschriften verbreitet.[1] Eine Simplicissimus-artige Behandlung Friedrichs des „Großen" würde in Deutschland wahrscheinlich heute noch nicht geduldet, während Wilhelm II. fast unbeschränkt verspottet werden darf. Es lebe also Kaiser Wilhelm II. der „Größte"!«

WOODROW WILSON ALS LOBREDNER DER VOLKSREGIERUNG WILHELMS II.

Pfarrer Dietrich: »An der Größe Wilhelms II. bin ich der letzte zu zweifeln; aber Ihre Zweifel an der Größe Friedrichs II. haben etwas Unerquickliches. Sie dürfen nicht vergessen, daß der Glaube an die Größe dieses einzigartigen Königs eines der mächtigsten werbenden Guthaben im deutschen Kronschatze darstellt. Warum das nicht verehren und genießen?«

Diese Frage des berühmten Geistlichen beantwortete Manfred mit einer Erzählung, die wohl unter den veränderten Zeitverhältnissen heute noch größeren Reiz gewonnen hat als sie damals, im Frühling des Jahres 1913, schon besaß, als Manfred sie erzählte.

Manfred: »Die preußische Politik ist auf gefährlichen Legenden aufgebaut und ihr Wesen hat einmal Maria Theresia mit den Worten gekennzeichnet: „auf preußische Manier handeln und gleichzeitig den Schein der Ehre retten wollen“. Maria Theresia dachte dabei an die äußere Politik Preußens, aber ihr Wort trifft in noch höherem Maße auf die inneren Verhältnisse Preußens zu, wo man, wie Sie eben andeuteten, mit einem Kronschatz wuchern möchte, den längst die Motten und der Rost gefressen haben. Jeder Eingeweihte weiß heute, wie geisttötend und lebenvernichtend der friderizianische Einfluß gewesen ist; und doch möchte man ihn gerne bewundert wissen und gar die Welt an diesem Unwesen „genesen“ lassen. Anknüpfend an den „großen“ Friedrich hat sich eine Legende über die Tüchtigkeit der preußisch-deutschen Verwaltung entwickelt, die ihrer gesunden Entwicklung und Verbesserung im Wege steht und deren Zusammenbruch in einem gefährlichen Augenblick einmal großen Schaden anrichten kann. Dabei ist es meines Erachtens nicht das Ausland, das mit dieser

Legende zum Besten gehalten wird, sondern umgekehrt, das Ausland hält die Deutschen damit zum Besten.

»Das Ansehen, das die innere Verwaltung Preußens gegenwärtig im Ausland genießt, ist völlig abenteuerlich. In gewissem Sinne hat Deutschland recht eigentlich, was man „eine gute Presse" nennt. Gehen Sie nach Australien oder Frankreich, nach Spanien oder Nordamerika, man wird Ihnen von der Tüchtigkeit und Gründlichkeit der preußischen Verwaltung mit abgöttischer Verehrung sprechen. Als ich vor zwei Jahren in Paris bei dem alten Professor Charles Gide die amtliche Statistik erwähnte, die in Groß-Berlin etwa zweimal so viele Menschen in überfüllten Zimmern feststellte als in Paris[1], lachte er mich freundlich aus und meinte, sicher müsse mir ein Irrtum unterlaufen sein. Der verdiente Berliner Volkswirt Rudolf Eberstadt, der sich um die Aufdeckung der beispiellosen Wohnungsverhältnisse der deutschen Großstädte bemüht hat, versicherte mir, das bescheidenste *Reform*verlangen finde bei den deutschen Städten taube Ohren, indem dort stets zufrieden auf die Bewunderung hingewiesen werde, die das Ausland den deutschen Verhältnissen bedingungslos spendet.

»Eine der lächerlichsten Blüten dieser rückhaltlosen Schwärmerei für Deutschland begegnete mir vor einigen Jahren in St. Louis, wo ein amerikanischer Universitäts-Professor eine Rede hielt, die nicht vergessen werden wird. Dieser Professor, Woodrow Wilson, ist nämlich jetzt Präsident der Vereinigten Staaten geworden, so daß infolge der hohen Stellung ihres Urhebers diese Rede von St. Louis bald einen Ehrenplatz unter den Waffen gegen jede weitere *Demokratisierung* Deutschlands finden wird; wozu denn noch ändern und gar *demokratisieren* wollen, nachdem der Präsident der Vereinigten Staaten bereits im Jahre 1909 die „Volksregierung", „*popular government*", in Deutschland über die der Vereinigten Staaten gestellt hat? Ich entsinne mich genau, als wäre es gestern: es war gelegentlich

eines großen Klubabends; Woodrow Wilson setzte uns auseinander,* wieso und warum der Versuch in Amerika *demokratisch* zu regieren vollkommen gescheitert sei, und daß man die ernstlichsten Versuche machen müsse, Deutschland nachzuahmen. Er redete glänzend:

»„Sie wissen", rief Professor Woodrow Wilson, „daß die Regierung in den Vereinigten Staaten nicht in den Händen des Volkes liegt. Seit hundert Jahren hat sie sich weiter und weiter vom Volke entfernt. Ist es nicht der Mühe wert, zu untersuchen, ob man nicht in den Vereinigten Staaten wirkliche Volksregierung genau so gut und genau so wirksam einführen könnte wie in Deutschland und anderen Ländern?"

»Ich versichere Sie, dieser Professor und viele andere Leute, die von deutscher Verwaltung und ihrer Tüchtigkeit schwärmen, haben ebenso viel Ahnung von deutschen Verhältnissen wie Tacitus von Germanien. Sie benutzen ein fremdes Land, um ihre Wünsche zu erläutern, wie wir als Knaben von den Indianern oder wie Montesquieu von den Persern erzählten. Wenn es je dazu käme, daß solche fremden Deutschland-Schwärmer für ihre rühmend vorgetragene Überzeugung eintreten müßten, dann würden sie umfallen und je nach den Umständen auch genau das Gegenteil behaupten. Bei Bedarf würden diese Herren dann plötzlich entdecken, was z. B. Bismarck über diese berühmte deutsche Selbstverwaltung sagt: „Die ‚Selbstverwaltung' ist Verschärfung der *Bürokratie,* Vermehrung der Beamten, ihrer Macht und ihrer Einmischung ins *Privat*leben ... Es muß früher oder später der wunde Punkt eintreten, wo wir von der Last der Schreiberei und besonders der subalternen *Bürokratie* erdrückt werden." (Das schlechte Deutsch, daß dieser drohende „wunde Punkt" stammelt, läßt fürchten, daß er bereits eingetreten ist und nicht

*Diese erstaunliche Rede, gehalten am 9. März 1909, ist auch im Drucke erschienen.

wieder austreten will, sondern sich unter der Last der *Bürokratie* schnell in den „toten Punkt“ – Friede seiner Asche! – verwandeln wird, dessen Bismarck sich aus dem *physikalischen* Unterricht seiner Knabenzeit erinnert zu haben scheint.)

»Falsche staatspolitische Legenden sind bedenklich, und mir scheint, die friderizianische Legende ist eine der bedenklichsten.

»Solange solche Legenden „fromm“ sind, nichts schaden oder etwa gar nützen, – wenn man zugeben sollte, daß die Unwahrheit nützen kann – dann mag man sie dulden. Aber die blutige Legende Friedrichs des Großen, die friderizianische Legende, daß der „lastende, entwürdigende Druck seines königlichen Daseins“ dem deutschen Volke Segen gebracht habe, ist eine sehr unfromme, eine sehr schädliche Legende, und die „persönliche Vorliebe“ für sie verdient „schonungslos vernichtet“ zu werden. Wenn Bismarck sagt, „ich würde mich nicht wundern, wenn die *vis major* der Gesamtnationalität meine *dynastische* Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete. Die Aufgabe, mit Anstand zugrunde zu gehen, fällt in der *Politik*, und nicht bloß in der deutschen, auch andern, und stärker berechtigten Gemütsregungen zu“, dann hat der einsichtige Staatsmann ohne Zweifel gefährliche *dynastische* oder *nationalistische* Legenden nicht ausschließen wollen von den Dingen, die „mit Anstand zugrunde zu gehen die Aufgabe“ haben.«

BISMARCK ÜBER DIE VOLKSTÜMLICHKEIT DES BLUTVERGIESSENS

»Macaulay berichtet, daß nach der Schlacht von Roßbach das Bild des „großen Königs“ auf viele englische Wirtshausschilder gemalt wurde, und daß man noch zu Macaulays Zeiten in England an den Wänden alter „guter Stuben“ für

jedes Bild des englischen Königs Georg II. zwanzig Bilder Friedrichs des Großen finden konnte. Die Engländer hatten Grund, Friedrich II. zu rühmen, der sich ihnen so ungemein nützlich gemacht hatte. Es gibt romantische Deutsche, die in Derartigem den Beweis friderizianischer Größe sehen möchten. Bismarck war nachdenklicher; die weite Verbreitung gewisser königlicher Bildnisse veranlaßte ihn zu folgender weltgeschichtlichen Warnung vor den Gefahren, die aus der friderizianischen und aus ähnlichen blutigen Legenden erwachsen; „den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft" schrieb Bismarck:

»„Friedrich der Große hat sein Blut nicht fortgepflanzt; seine Stelle in unserer Vorgeschichte muß aber auf jeden seiner Nachfolger wirken als eine Aufforderung, ihm ähnlich zu werden... man kann von den europäischen Völkern im allgemeinen sagen, daß diejenigen Könige als die volkstümlichsten und beliebtesten gelten, welche ihrem Lande die blutigsten Lorbeern gewonnen, zuweilen auch wieder verscherzt haben. Karl XII. hat seine Schweden eigensinnig dem Niedergange ihrer Machtstellung entgegengeführt, und dennoch findet man sein Bild in den schwedischen Bauernhäusern als Symbol des schwedischen Ruhmes häufiger als das Gustav Adolfs. Friedliebende, *civilistische* Volksbeglückung wirkt auf die christlichen Nationen Europas in der Regel nicht so werbend, so begeisternd wie die Bereitwilligkeit, Blut und Vermögen der Untertanen auf dem Schlachtfelde siegreich zu verwenden. Ludwig XIV. und Napoleon, deren Kriege die Nation *ruinirten* und mit wenig Erfolg abschlossen, sind der Stolz der Franzosen geblieben, und die bürgerlichen Verdienste anderer Monarchen und Regierungen treten gegen sie in den Hintergrund. Wenn ich mir die Geschichte der europäischen Völker vergegenwärtige, so finde ich kein Beispiel, daß eine ehrliche und hingebende Pflege des friedlichen Gedeihens der Völker für

das Gefühl der letzteren eine stärkere Anziehungskraft gehabt hätte als kriegerischer Ruhm, gewonnene Schlachten und Eroberungen selbst widerstrebender Landstriche."

»So sprach Bismarck. — Die Franzosen haben übrigens aufgehört, ihren großen Ludwig „groß" zu nennen; vielleicht weil er nicht genug Schlachten gewonnen hat. Ich beglückwünsche die Preußen, daß sie die „Größe" Friedrichs II. als malerischen Beinamen beizubehalten willens sind; der Geschichtsunterricht würde für einfache Gemüter langweilig ohne diese Bildersammlung von „der Dicke", „der Große", „der Faule", „der Schreckliche". Solange man aber solchen *romantischen* Beinamen erzieherisch zu wirken gestattet, werden die beglückten Zöglinge nach dem Gesetz der Trägheit: groß, dick, faul oder schrecklich oder all das zusammen werden. Friedrich der Große irrte sich, als er behauptete, nur die Furcht vor den eigenen Offizieren mache seine Soldaten tapfer; es steckt in den meisten Menschen etwas von dem „vorsintflutlichen Tiere", das der Freiherr vom Stein in den brandenburgischen und pommerschen Adligen entdeckte[1], und etwas von dem Raubtiere, dem Blutvergießen eine Lust ist. Wenn Friedrich der Große den Opfern eines Brandunglückes ein Geldgeschenk machte, antwortete er dem überquellenden Danke der Beschenkten mit seinem einfachen „Ich tue nur meine Pflicht". Das Schauspiel unendlicher Bescheidenheit, welches die Beglückten in diesen königlichen Worten verehrten, machte den Augenblick der königlichen Nähe zum feierlichsten ihres Lebens. Wenn den Abgebrannten die zehnfache Summe, ja wenn ihnen der gesamte Brandschaden von einem langweiligen Feuerversicherungs-Vertreter, der noch nie einen Menschen totschlug, vergütet worden wäre, hätte ihnen das vielleicht nicht soviel Freude gemacht, als zum Trost für ihren Feuerschaden einen Almosen von einem Könige zu erhalten, der selbst bereits viele große Feuersbrünste angestiftet hatte.

»Stiefkinder des Glücks leiden oft an jenem Durst nach *Romantik*, der sich, wenn „große" Könige mangeln, an den Taten der „Räuber" oder des Schinderhannes labt, der aber unter den vielen Abarten volkstümlicher Hanswurste die Art als die Volkstümlichste gelten läßt, die Friedrich der Große „Hanswurste im Furchtbaren"[1] nannte. Oder, um Bismarcks Worte zu wiederholen: „Diejenigen Könige gelten als die volkstümlichsten und beliebtesten, welche ihrem Lande die blutigsten Lorbeeren gewonnen, zuweilen auch wieder verscherzt haben".«

ENDE DES »FRIDERICUS«

NACHWORTE

NACHWORT 659
ZUSAMMENFASSUNG 662
ENTGEGNUNG AN EINIGE KRITIKER DER ERSTEN AUFLAGE 677
DER FELDZUG DES »GEISTIGEN LEIBREGIMENTES« GEGEN »FRIDERICUS« (ANTWORTEN AN KRITIKER DER ZWEITEN UND DRITTEN AUFLAGE) 682

BETREFFEND DAS SIEBENTE GESPRÄCH

Kurz vor Abschluß der Drucklegung wurden von »wissenschaftlicher« Seite mehrere eingehende Kritiken des Buches veröffentlicht. Um in dem bereits genügend dicken Bande Raum für die auf Seite 685 bis 736 mitgeteilte Entgegnung auf die unverantwortlichsten der vorgebrachten Einwände zu schaffen, mußte das siebente Gespräch der früheren Auflagen, das sich mit Friedrich dem Großen in mehr sinnbildlicher Weise beschäftigt, hier ausgelassen werden. Dieses siebente Gespräch (enthaltend: »das Sühnopfer«, »der preußische Messias« und »der Sühnopferstreit«) wird in dem in Vorbereitung befindlichen Buche: »Napoleon oder der „Kniefall vor dem Heros"« neu erscheinen, das bereits auf den Seiten 68, 232 und 414 erwähnt wurde. Dem Einwande, die hier versuchte Erörterung des Falles Friedrich II. oder das vorliegende Buch sei sehr umfangreich, muß entgegnet werden, daß Carlyles Buch über Friedrich sechsmal und Kosers Buch dreimal so umfangreich ist. Nachdem hundertundfünfzig Jahre lang ganze Bibliotheken mit Unwahrheiten über Friedrich den Großen gefüllt wurden, ist es schwer, die Wahrheit kurzerhand zu entdecken, aufzuzeigen und glaubhaft zu machen. Deshalb so viele Seiten.

WENIGE TAGE NACH DEN HIER MITGETEILTEN Gesprächen über das Königsopfer trat ich die Reise nach den Vereinigten Staaten an, um mich dort der städtebaulichen Praxis zu widmen, für die ich von Manfred Ellis und einer ihm nahestehenden großen Landerschließungsgesellschaft verpflichtet worden war.

Die Unterhaltungen mit Manfred und seinen Freunden hatten mich einigermaßen verwirrt. Während den Qualen der Seekrankheit verzerrt sich mir Manfreds vor kurzem noch so gewinnende Erscheinung in das Bild eines Mephisto, der in der Schatzkammer meiner Ideale und der „deutschen Denkbarkeiten" (vgl. oben S. 301) und Liebhabereien eingebrochen war, und der drinnen mit seinem Wedel hauste, als sei er in eine Hexenküche geraten, wo nur Vorurteil und Hexeneinmaleins gebraut werden:

Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt, du Aas,
Zu deiner Melodei!

Als ich mich von der Seekrankheit erholt hatte, maß ich den Manfredschen Anregungen wiederum weniger Bedeutung bei; aber ich benutzte die verbleibenden schönen Tage der Überfahrt – die in Italien anlaufenden Dampfer brauchen zwei Wochen – um verabredungsgemäß die flüchtigen Aufzeichnungen, die ich von den Gesprächen besaß, in lesbare Form zu bringen. Manfred, der diese Aufzeichnungen bei der Arbeit an dem Aufsatze über das Königsopfer, den er damals plante, benutzen zu können hoffte, hatte mir eigens einen der Hilfsarbeiter mitgegeben, die ihm stets in fast unbeschränkter Zahl zur Verfügung standen. Mit Hilfe dieses in Kurz- und Maschinenschrift gewandten Deutsch-Amerikaners gelang es mir, das umfang-

reiche Manuskript vor der Ankunft in New York fertigzustellen.

Da ich weiter über meine von Manfred angeregten Zweifel nachzudenken beabsichtigte, ersuchte ich ihn durch seinen Sekretär, der mit dem nächsten Dampfer nach Neapel zurückkehrte, mir in einem der Durchschläge des Manuskriptes genauere Angaben über den Ursprung der zahlreichen Zitate zu machen, die er in den Gesprächen als beweiskräftig herangezogen hatte. Ich habe dann später von Manfred eine Abschrift erhalten, in die er den genauen Wortlaut der von mir nur ungefähr angedeuteten Zitate hatte eintragen lassen. Da meine Zeit durch die Ausübung eines praktischen Berufs in der Folgezeit stets stark in Anspruch genommen wurde, war es mir aber nicht möglich, die zahlreichen literarischen Quellen, die mir Manfred angegeben hat, ausnahmslos nachzuprüfen.

Betreffend das umfangreiche Manuskript, das Manfred von mir erhalten hatte, antwortete er mir ziemlich wortkarg mit einem Briefe, der folgenden Satz enthält:

»Sie haben mich erschreckt durch die Redseligkeit, an der mich Ihre Aufzeichnungen leiden lassen, und ich verspreche, mich in Zukunft goldeneren Schweigens zu befleißigen. Was den Inhalt der Aufzeichnungen betrifft, möchte ich wagen, frei nach Goethe (vgl. oben S. 115) zu versichern: Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland Zweifel und Erwägungen, wie ich sie aussprach, zweckmäßig erscheinen lassen könnten. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen werden Sie sicher mit mir übereinstimmen, daß eine Veröffentlichung dieser und ähnlicher Betrachtungen am besten unterbleibt.«

Nachdem Manfred seit dem spurlosen Verschwinden des Dampfers Alsatia, auf den er sich Anfang 1916 im Dienste des deutsch-amerikanischen Roten Kreuzes eingeschifft hatte, verschollen blieb, sind in Deutschland vielleicht einige der Umwälzungen erfolgt, die Manfred nicht her-

beiwünschte, die aber der von Manfred fast wie ein göttliches Orakel verehrte Goethe als die Vorbedingung für die erfreulichere Gestaltung des deutschen Geisteslebens bezeichnet hat. Jedenfalls hielt ich es unter den veränderten Umständen für meine Pflicht, meinen Landsleuten die von Manfred vorgetragenen Bedenken gegen die friderizianische Legende mitzuteilen. Ich wünsche von Herzen, daß diese Bedenken sachkundige und gründliche Widerlegung finden.

ZUSAMMENFASSUNG

NACHDEM MEHR ALS ZEHN JAHRE SEIT DER AUFzeichnung dieser Gespräche verstrichen sind, stellt sich mir ihr beunruhigender Inhalt, über den ich mit vielen Sachverständigen gesprochen habe, zusammengefaßt etwa folgendermaßen dar.

Das unerfreuliche Ergebnis der in diesem Bande mitgeteilten Betrachtungen wird niemand in Erstaunen setzen, der weiß, wie immer mühevoller es während der letzten Jahrzehnte für die preußische Geschichtschreibung geworden ist, Friedrich dem Großen gegenüber ihre Pflicht zu erfüllen. »Die geschriebene Geschichte ist ein großer Euphemismus«, sagte Goethe und würdigte damit lächelnd die Aufgabe der Historiker, ihrem Volke eine oft geschmacklose Vergangenheit schmackhaft zu machen, oder wenig Erhabenes aus dem Staub zu ziehen. Aber »Euphemismus« (der fremdwortfeindliche Ellis übersetzte: Mohrenwäsche oder Schönfärberei) betreffend Friedrich den Großen erforderte nachgerade übermenschliche Kräfte. Schon Schiller hatte daran verzweifelt; als er 1791 seinen Versuch einer poetischen Verherrlichung Friedrichs II. aufgab, schrieb er an Körner: »Friedrich II. ist kein Stoff für mich... Ich kann diesen Charakter nicht liebgewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen«. Aber seit Schillers Zeit hat das allmählich unvermeidliche Öffnen der alten Archive immer abenteuerlichere Belastungsstücke und Anklagen gegen den »großen König« zutage gefördert und jugendliche oder undisziplinierbare Heißköpfe (zum Beispiel der rechtsradikale Maurenbrecher, oder der linksradikale Mehring, oder der gelehrte Biograph des über Friedrich II. entrüsteten Freiherrn von Stein, Professor Max Lehmann-Göttingen, oder der »Welfe« Onno Klopp, dessen Schriften dem sonst so belesenen Manfred Ellis ganz unbekannt ge-

blieben sind, sowie viele andere) waren unbesonnen genug, die breite Masse darüber aufklären zu wollen, daß in der Bewunderung des großen Königs Maß zu halten ratsam ist. Der Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen, der im volkstümlichen Friedrichskult aufgewachsen ist, lauschte offengestanden selten anders als mit Entsetzen den Antworten, die ihm manche unserer angesehensten Historiker gaben, als er ihnen mit den im vorliegenden Buch mitgeteilten Ketzereien von Manfred Ellis etwas wie »Enthüllungen« über Friedrich den Großen zu unterbreiten meinte. Professor Gerhard Ritter, die Leuchte der neuen Universität Hamburgs, schrieb ihm, Ellis tische nur »altbekannte Tatsachen« auf. Professor Cartellieri, der das vorliegende Buch den Schülern des von ihm geleiteten historischen Seminars der Universität Jena als Lesebuch empfahl, erklärte: »Den Fachleuten sagt das Buch natürlich wenig Neues.« Hermann Onken-München sagte: »Friedrich II. ist bisher meist nur als positive Erscheinung gewertet worden. Ich würde mich nicht wundern, wenn bei der Eröffnung eines Gegenkontos ein überraschendes Ergebnis herauskäme.« Professor Onken sagte mir ferner: »Selbstverständlich ist Friedrich II. als Wirtschaftspolitiker nicht mehr zu halten;« er erinnerte ferner an die scharfe Ablehnung Friedrichs II. durch die großen preußischen Reformer der Freiheitskriege und fuhr fort: »Selbstverständlich ist Friedrich nur dann groß zu nennen, wenn man Bismarck als seine Legitimierung gelten zu lassen gewillt ist.« Also ob so geniale Köche und Taschenspieler wie Bismarck (oder Napoleon) nicht auch aus den übelbestelltesten Vorratskammern etwas hervorzuzaubern vermöchten, was Kurzsichtigen das Bild einer nahrhaften und gar leckeren Mahlzeit, wenigstens für ein kleines Weilchen vorspiegelt. Der neuerliche Zusammenbruch der preußisch-kleindeutschen Schöpfung, die Friedrich II. und Bismarck an Stelle des großen Mitteleuropäischen Reiches Prinz Eugens und Ma-

ria Theresias zu setzen bemüht waren, hat auch eingefleischte Opportunisten zum Nachdenken darüber angeregt, ob das deutsche Volk, als es seine wichtigsten Erweiterungsgebiete von sich stieß oder durch Zollschranken von sich trennte, auf dem richtigen Wege zur Erhaltung oder gar Entwicklung seiner einst überragenden Macht gewesen ist. »Der große Osten, den Deutschland durch Friedrichs II. eitle Quertreibereien eingebüßt hat,« so sagte Ellis, »bedeutete für Deutschland mehr als Indien für England; er war das deutsche Indien, Kanada und Australien vereint. Deutschland wird auch ohne den Osten und trotz Friedrich II. gedeihen, wie auch Schweden trotz der Torheiten Karls XII. gedeiht; aber weder Schweden noch Deutschland können je wieder eine Großmacht ersten Ranges werden, wie etwa England, Rußland oder Amerika es sind.«

Im Drange des Weltkrieges machte Deutschland den Versuch, plötzlich und ohne genügende Vorbereitung das durch Friedrich II. in seinen Grundlagen und Entwicklungsmöglichkeiten für immer zerstörte deutsche Mitteleuropa wieder zusammenzufassen. Aber die Sünden von 1740 bis 1914 plötzlich als nichtgeschehen ansehen zu wollen, war ein aussichtslos romantischer, ein sinnlos blutiger Streich.

Wenige der nichtgelehrten Bewunderer des »großen Königs« wissen, wie lange schon und wie fast einmütig preußische Geschichtschreiber die uns teure Auffassung über Bord warfen, Friedrich der Große habe große (oder irgendwelche) deutsch-nationalen Ziele verfolgt. Man könnte fast sagen, daß man heute den zünftigen Bewunderer Friedrichs, d. h. den preußischen Historiker, im Gegensatz zu den unzünftigen Bewunderern Friedrichs II., an der Entschlossenheit erkennen kann, mit der er — unter vier Augen — den »großen König« vor jedem Verdachte deutschfreundlicher Gesinnung zu schützen bereit ist.

In diesem Zusammenhang verdient der folgende Auszug aus einer Schrift des Berliner Professors Hans Delbrück be-

sondere Beachtung. Geheimrat Delbrück schrieb in seinem »Ursprung des Siebenjährigen Krieges« (vgl. »Erinnerungen und Aufsätze«, 2. Aufl. Berlin, 1902) unter anderem folgendes:

»Koser und Naudé, die vorzüglichsten Spezialkenner der friderizianischen Geschichtsepoche, ... haben nachgewiesen, daß nicht, um Hannover und Deutschland vor der französischen Invasion zu schützen, Friedrich die Westminster-Konvention geschlossen hat, sondern ganz umgekehrt, daß Friedrich es gewesen ist, der die Franzosen wiederholt aufgefordert hat, die Invasion in Hannover zu machen.

»Das Charakterbild des Königs ist hiermit von Grund aus verwandelt. Großartig und zugleich mit einem Schimmer des nationalen Idealismus verklärt erschien es bei Ranke... Friedrich empfindet bereits die Identität des preußischen und des deutschen Interesses; um die deutschen Grenzen zugleich mit den seinen zu hüten, nimmt er die Position, die ihm endlich die allgemeine Feindschaft der großen Kontinentalmächte zuzieht«. Delbrück fährt fort:

»Nach Koser und Naudé hat Friedrich von allen diesen Aufgaben keine Vorstellung gehabt oder wenn er sie gehabt hat, nicht den Willen, dafür etwas zu tun. Obgleich er erst 34 Jahre alt ist, als er aus dem zweiten Schlesischen Kriege heimkehrt, hat er die wirkliche Ausbildung einer preußischen Großmacht seinen Nachfolgern hinterlassen wollen. Um sich selbst zu schützen, hat er die Franzosen eingeladen, in ein anderes deutsches Land einzufallen, und als diese Gefahr wieder die Russen ins Land zu ziehen droht, schließt er die Konvention, die ihm endlich die Russen und Franzosen beide auf den Hals zieht. Es wird noch schlimmer dadurch, daß nunmehr Bailleu nachgewiesen hat (D. Rundschau, Februar 1895), daß diese Politik des Stellungswechsels, erst die Franzosen aufzufordern zur Invasion, dann mit den Engländern einen Vertrag zu schließen zum Schutze

dagegen, durch die Lage keineswegs geboten war. Was die Zeitgenossen von der Veränderlichkeit und Unzuverlässigkeit der friderizianischen Politik zu tadeln wußten, sagt der genannte Forscher, scheint mir nur zu wohlbegründet. Sie war argwöhnisch und leichtgläubig, kurzsichtig und überstürzend. Wo zwei fremde Staatsmänner die Köpfe zusammensteckten, vermutete er das Werden einer Koalition. Wo man von Truppenmärschen hörte, argwöhnte er einen Angriff auf Preußen. Auch Naudé tadelt die nicht wenigen Fehler als Diplomat und als Feldherr, die der König damals begangen, und gibt zu, daß Kaunitz auf diplomatischem Gebiet den preußischen König vollständig besiegt habe«. Delbrück fährt fort:

»Dieses Urteil dürfte eher noch zu milde als zu strenge sein.

»Jede einzelne Maßregel, auch die militärischen, die der König vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges ergreift, zeugen von einer vollendeten Kopf- und Urteilslosigkeit – unter den von Koser und Naudé angenommenen Voraussetzungen – und der König erscheint umso armseliger, als ihm nicht einmal irgend ein großes Ziel vorschwebt: nichts als Frieden, Frieden, Ruhe...« Delbrück fährt fort: »Noch ehe diese fürchterliche Deklassierung des großen Königs, diese *capitis deminutio maxima,* den Forschern selbst, noch viel weniger den weiteren Kreisen zum vollen Bewußtsein gekommen ist, ist bereits die Reaktion dagegen erschienen.«

Hans Delbrück und Max Lehmann glauben, im Gegensatz zu vielen der führenden preußischen Geschichtschreiber, die Ehre Friedrichs des Großen als Staatsmann und Feldherrn lasse sich durch die Annahme retten, er sei in den Siebenjährigen Krieg nicht gegen seinen Willen hineingetrieben worden, sondern habe ihn zielbewußt herbeigeführt (vgl. oben S. 394).

Delbrück fährt fort:

»Die Lösung ist: Friedrich hat allerdings nichts von einem

idealen Vorkämpfer deutscher Interessen in sich verspürt, aber er ist sich völlig darüber klar gewesen, daß es seine Aufgabe sei, eine widerstandsfähige Großmacht Preußen zu schaffen, und zu diesem Zwecke hat er mit der tiefsten Verschlagenheit auf einen großen Krieg hingearbeitet, der seinem Staate Sachsen und Westpreußen bringen sollte...«

Bismarck scheint Delbrücks Auffassung der Politik Friedrichs II. nicht geteilt, oder wenigstens diese Politik nicht gebilligt zu haben. Jedenfalls sagte Bismarck (Ges. Werke VIII, 210) am 30. Juni 1877 zu Dr. Lucius: »Eine Politik, wie Friedrich II. bei Beginn des Siebenjährigen Krieges, machen wir nicht — den sich zum Angriff vorbereitenden Feind plötzlich zu überfallen. Es hieße auch in der Tat die Eier zerschlagen, aus welcher sehr gefährliche Küken kriechen könnten.«

Professor Delbrück führt weiter aus:

»Diejenigen, die Friedrich die« (zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges führende) »halbe Mobilmachung zum Zwecke einer Demonstration machen lassen, machen aus dem König das wahre Gegenteil eines Staatsmannes, einen nervösen haltlosen Schwächling. Wollte der König den Frieden erhalten, so mußte er entweder ganz still sitzen, um den Gegnern den Vorwand zu nehmen, oder er mußte ganz mobil machen und zuschlagen, ehe sie selbst völlig einig und gerüstet waren. Es genügt nicht, zu sagen, der König habe aus übergroßer Friedensliebe Fehler begangen; diese Fehler würden so ungeheuer, die Kopflosigkeit der halben Mobilmachung so handgreiflich sein, daß man nicht mit einem milden Zugeständnis darüber hinwegkommen kann. Ja, um die Torheit auf den Gipfel zu bringen, bestimmte Friedrich für den Marsch gegen die Russen noch gar Regimenter in Berlin und an der sächsischen Grenze und ließ dafür andere aus Hinterpommern zurückmarschieren. Man mag mit seinen neuesten Beurteilern die

staatsmännischen Eigenschaften des Königs noch so sehr heruntersetzen; wir haben doch nicht das Recht, auch nur in einem einzigen Fall Friedrich für einen kompletten Narren zu halten.«

Delbrücks mangelnde Bereitschaft, die „komplette Narrheit" Friedrichs II. als die einleuchtendste Deutung aller friderizianischen Ungereimtheiten gelten zu lassen, erinnert an die bekannte Geschichte von dem Bauern, dem sein Pfarrer das Buch vom Till Eulenspiegel anvertraut hatte. Der Bauer las es und meinte: »Wenn ich nicht wüßte, daß mir der Herr Pfarrer hier Gottes eigene heilige Schrift zum Lesen gegeben hat, dann müßte ich manchmal laut auflachen.« Wer weniger befangen urteilt als dieser Bauer, sollte das Lachen nicht unterdrücken.

Die Professoren Delbrück und Lehmann haben, wie schon erwähnt, die wissenschaftliche Welt nicht von der Haltbarkeit ihrer Ehrenrettung Friedrichs II. zu überzeugen vermocht. Die Folgerung, die Manfred Ellis aus dieser Ablehnung (die er mitmachte) zog, war die von Delbrück angedeutete, daß eben Friedrich der Große nur als das zu erklären sei, was Delbrück einen »kompletten Narren« nennt.

Es muß der preußischen Wissenschaft überlassen bleiben, eine andere Erklärung zu finden. Wenn eine derartige Erklärung versucht wird, muß sie wohl in anderem Geiste unternommen werden, als dem Friedrich Meineckes, der in seinem gerade erschienenen Buche »Die Idee der Staatsraison in der neueren Geschichte« (Berlin 1924) »Friedrich dem Großen« 84 Seiten gewidmet hat. Meinecke versucht dabei, die verschiedenen staatsphilosophischen literarischen Übungen und Äußerungen Friedrichs II. ernst zu nehmen oder zusammenzureimen, und kommt dabei in ähnliche Schwierigkeiten wie die von Mark Twain reizend erfundenen und lustig verspotteten sechsbeinigen kleinen Gelehrten der Insektenwelt, welche sich darauf versteifen,

eine aus einem Eisenbahnzug herausfallende Schnapsflasche erstaunt als »einen Meteor« zu erklären. Friedrich Meinecke kommt aus dem Erstaunen und Erklärenwollen gar nicht heraus und scheut sich nicht, dabei seinen großen König bald »beinahe komisch« (S. 361*), bald »inkonsequent«, oder »naiv unvermittelt« (S. 362), oder »auffallend naiv« (S. 372) und ähnliches mehr zu nennen, oder gar von Friedrichs »genuiner Naivität« zu sprechen, oder mit ernster Miene zu erklären: »Friedrich fühlte denn auch etwas den Widerspruch«, oder: »es ist ganz eigen und merkwürdig, daß dem König verborgen blieb« usw. Es ist in der Tat vieles »ganz eigen und merkwürdig« bei einem König von Ohnesorg, dessen These, der Fürst müsse »seine Person und seine Privatethik dem Heile seiner Untertanen opfern« (S. 376, 383, 384), Meinecke trotz vieler »leisen, aber nicht unwichtigen Varianten und Verfeinerungen dieser Kasuistik« (S. 381) ausführlichst überzeugend zu machen versuchte.

Auch über Friedrich den Großen als Feldherrn streiten sich die Gelehrten in einem erheiternd wirkenden Streite, ob er ein großer Stratege im neuzeitlichen Sinne war, der aber nur ein einziges Mal (1756—57) Gelegenheit fand sich zu bezeugen, oder ob er etwa als »Ermattungsstratege« Vergebung für zahllose Verstöße gegen die Kriegskunst, wie sie heute verstanden wird, beanspruchen darf. Auch entschlossene Verteidiger der friderizianischen Feldherrntugenden geben zu, daß ihr König überraschende Fehler gemacht hat. Aber selbst die schärfsten Verurteiler der feldherrlichen Leistung Friedrichs II. müssen anerkennen, daß unter den Staatsgedanken, die er väterlicherseits ererbte, der wichtigste für seine »Größe« der Gedanke des preußisch gedrillten Heeres war. Der preußische Drill war damals etwa gleichbedeutend mit der überraschenden Ein-

*Die Zahlenangaben der folgenden 13 Zeilen beziehen sich auf das genannte Buch von Meinecke.

führung einer ganz neuen Waffe, die – ähnlich wie im Weltkriege die Einführung des Unterseebootes und des Gaskampfes – vorübergehend große Wirkungen ausübte. Wie das Kastrieren von Knaben ungewöhnlich hohe Stimmen erzeugt, so erzeugte die verschärfte preußische Prügelzucht, die Spießrute auf dem Rücken eines geistig gebrochenen, geistig widerstandslosen Sklavenheeres, jene Höchstleistungen, die den Sklavenhalter zum begehrtesten Freunde, zum gefürchtetsten Feinde, und die ihn zum »großen« und umbuhlten Feldherrn schon nach der Schlacht von Mollwitz machten, aus der er selbst geflohen war (vgl. oben S. 383 und 387). »Meine Soldaten müssen ihre eigenen Offiziere mehr fürchten als den Feind«, schrieb Friedrich II. in sein Testament, und er hätte, wie Moritz von Sachsen prophezeite, unter allen Umständen gesiegt, hätten seine Geistesgaben als Feldherr und Diplomat entfernt mit der technischen Überlegenheit seines Heeres Schritt zu halten vermocht, und wäre er nicht auch im Feldlager und bei der diplomatischen Verhandlung durch das, was Bismarck »hypothekarische Belastung durch Eitelkeit« nannte, und durch literarischen Ehrgeiz gehemmt und irregeführt worden.

Auf dem Gebiete der inneren Verwaltung hat Friedrich II. sich bemüht, im Geiste seines haushälterischen Vaters weiterzuregieren und dessen hartstirnige Beschränktheit durch die freiere Auffassung der Aufklärungszeit zu überwinden. Nur Voreingenommenheit kann behaupten, Friedrich II. habe hier mehr geleistet als Maria Theresia oder Katharina die Große, oder wesentlich mehr als ein Durchschnittsfürst der Aufklärungszeit. Im Gegenteil sind Mißgriffe wie seine Vernachlässigung des Erziehungswesens, seine *»Regie«* und sein Kampf gegen den Danziger und den Schelde-Handel zu verhängnisvoll geworden, als daß ihm wenigstens die Harmlosigkeit eines Durchschnittsfürsten zugestanden werden dürfte.

FRIEDRICH DER GROSSE ALS VATERLÄNDISCHER DICHTER

Wenn man sucht, wo Friedrichs II. Ruhm noch nicht zu wanken angefangen hätte, lenken sich die Blicke auf seine Beziehung zu Literatur und Dichtkunst. Den Leuten, die noch heute Friedrichs des Großen Bemerkung über die „ekelhaften Plattheiten" Goethes mit Friedrichs Unkenntnis entschuldigen und von Goethes vernichtender Abwehr des friderizianischen Versuchs die deutsche Literatur zu behelligen, keine Kenntnis nehmen, ist von Ellis genügend geantwortet worden. Aber Friedrichs des Großen eigener Dichtkunst (auf französisch also), die selten jemand ernst zu nehmen vermochte, sind seit der ersten Veröffentlichung der vorliegenden Aufzeichnungen Verteidiger erwachsen. Ihnen sollte jeder die größte Beachtung schenken, der aus dem allgemeinen Zusammenbruch der friderizianischen Legende etwas retten möchte, und der sich über die hervorragende und meist unterschätzte Rolle klar ist, die das Dichten in der täglichen Arbeitsleistung des großen Königs spielte. Unter den plötzlich erstandenen Verteidigern des gekrönten Dichters verdient ein Herr Carl Meißner besondere Aufmerksamkeit, weil die „Deutsche Allgemeine Zeitung" sein umfangreiches Sprachrohr wurde (D. A. Z. Nr. 591, 16. Dez. 1924). In seiner Ehrenrettung: „Friedrich der Große als vaterländischer Dichter" versichert uns Herr Meißner, Friedrich II. werde künftig als vaterländischer Dichter genießbar sein, weil B. von Münchhausen, und andere die französischen Gedichte des Königs „durch treue, oft glänzende Übersetzungen" in eine „geschliffene und vervollkommnete Sprache übertragen und damit für jedermann klar gemacht hätten, daß die Gesinnung des Königs so preußisch-deutsch-germanisch war, wie es unsere Vaterlandsliebe nur irgend wünschen kann." Herr Meißner war vorsichtig genug, einige Proben die-

ser »preußisch-deutsch-germanischen« Dichtkunst des gekrönten Nachahmers Voltaires vorzulegen, und man versteht in der Tat sofort, daß die Gedichte Friedrichs des Großen ihrer geistigen Verwandtschaft nach vielfach nichts mit Frankreich zu tun haben (Voltaire nannte sie »schmutzige Wäsche«), sondern wenn auch nicht nach Weimar, so doch vielleicht nach Bayern weisen. Oder erinnern friderizianische Verse wie die folgenden nicht ganz an Ludwig, den königlichen Dichter der Bayern? Unter den Blüten friderizianischer Kunst, die Herr Meißner den Lesern der Deutschen Allgemeinen Zeitung zur Bewunderung aussuchte, liest man:

»Der Baum steht da von Blättern bloß,
Der Garten kahl und blütenlos.«

Und wer läse nicht ohne Erschütterung die poetische Schilderung, die Friedrich II. von den Folgen seiner unermüdlichen, nicht gegen Frankreich, sondern gegen den deutschen Kaiser gerichteten Raubkriege gemacht hat? Herr Meißner zitiert bewundernd aus Friedrichs »Ode an die Deutschen« (1760):

»Ewig Wehgeschrei erschüttert eure Lüfte allerenden,
Langer Kämpfe Schreckensmale euren Heimatboden schänden,
Eure Fluren Wüsteneien, eure Städte Haufen Schuttes,
Unter eurer Waffen Wüten rinnen Ströme roten Blutes.«

Und Herr Carl Meißner schließt seine Ehrenrettung »Friedrich der Große als vaterländischer Dichter« mit dem Ausruf: »In dieser geschliffenen und vervollkommneten Sprache gehört Friedrich der Große als vaterländischer Dichter jetzt uns, und seine besten Strophen sollten heute dröhnen.« Sie dröhnen, heute, und die so erzeugte Musik (»Unter eurer Waffen Wüten rinnen Ströme roten Bluttes«) vermehrt die Zahl der Geräusche, die es heute ernsteren Menschen schwer machen, die Größe Friedrichs des Großen zu würdigen.

GOETHES »FRITZISCHE GESINNUNG« UND FRIEDRICH DER GROSSE IN ITALIEN

Angesichts der Goetheschen Würdigung des Euphemismus der Geschichtschreiber wäre es hart, die preußischen Euphemisten allein für die politische Denkunfähigkeit der Deutschen verantwortlich machen zu wollen. Die preußisch-deutschen Historiker fühlen sich augenscheinlich nicht berechtigt, ihrem zu wirklichem politischen Denken ungeeigneten Volke seine politischen Wahnvorstellungen, seine »Illusionen« zu rauben. Eine ganze Reihe von Gelehrten, Erich Marcks und viele andere, haben das vorliegende Buch geradezu als gefährlich bezeichnet, weil die Deutschen so arm an großen politischen Erscheinungen seien, daß sie den Glauben an ihren »großen König« schwer entbehren würden (vgl. unten S. 735 f.). Doch konnte man in der standbilderlustigen »deutschen« Reichshauptstadt bisher ein Denkmal des Prinzen Eugen entbehren, den Friedrich II. »den Helden Deutschlands« genannt hat.

Die preußischen Historiker, soweit sie ernst zu nehmen sind, gleichen also dem Arzte, der einem tödlich Erkrankten nicht nutzlos liebe Wahnvorstellungen zerstört und seelische Erschütterungen bereitet. Einen solchen Arzt einen Quacksalber oder Dummkopf zu nennen, wäre geschmacklos. Selbst fromme Lügen sind einem solchen Arzte gestattet. Zu den »frommen« Lügen muß es wohl gerechnet werden, wenn preußische Historiker gern darauf hinweisen, daß doch auch Goethe sich zu »fritzischer Gesinnung« bekannt habe; als weise Ärzte rechnen sie mit der Unfähigkeit ihres Kranken, Goethe zu lesen und zu wissen, daß Goethe in »Dichtung und Wahrheit« allerdings erklärte, als Kind »fritzisch« gesonnen gewesen zu sein, daß er aber ausführte, warum er später an Friedrich »zweifeln, ja verzweifeln« lernte, und daß die Gründe, die Goethe für das

»Erkalten« seiner Verehrung Friedrichs II. anführt, heute durch die Quellenforschung erschreckend gerechtfertigt wurden. Aber die kindlichen Verehrer Friedrichs beharren lieber bei Goethes Kinderweisheit. Daß die größte und nachhaltige politische Anstrengung, die Goethe in seinem Leben gemacht hat, gegen Friedrich II. gerichtet war (vgl. oben S. 190ff.), ist durch Professor Ottokar Lorenz-Jena vor Jahrzehnten nachgewiesen worden. Beachtung hat es bei den Deutschen nicht gefunden; ihnen blieb Goethe nach wie vor »fritzisch« gesonnen. Als einen weiteren Beweis für Goethes »fritzische« Gesinnung verwies man den Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen oft auf einen Zwischenfall während der »Italienischen Reise«; in einem sizilischen Marktflecken hatte Goethe Schwierigkeiten gehabt, Quartier zu finden. Er berichtet: »Endlich bequemte sich ein älterer Bürger« usw. und führte uns »auf den Markt, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise umhersaßen, sich unterhielten und von uns unterhalten sein wollten. Wir mußten von Friedrich II. erzählen, und ihre Teilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unseren Wirten verhaßt zu werden«. Was tut ein hungriger Wandersmann nicht alles für ein erträgliches Abendbrot? Diese Goethesche Eulenspiegelei ruft die viel leidenschaftlichere Bewunderung ins Gedächtnis, die dem großen Könige in Venedig zuteil wurde. v. Archenholtz erzählt in seiner »Geschichte des Siebenjährigen Krieges«, daß die friderizianische Begeisterung der Mönche des venezianischen Klosters S. Giovanni »in Wut ausbrach. Die Mönche schlugen sich im Speisezimmer zu Ehren der Maria Theresia und Friedrichs tapfer herum, wobei Teller, Schüsseln und Becher zu Waffen dienten. Die Partei des Königs war jedoch in Venedig fast immer die stärkere«. Daraus muß für den echten preußischen »Historiker« folgen, daß Friedrich II. ein »großer« König war. Mit

den gebildeteren Vertretern Italiens haben diese »Historiker« nicht gern etwas zu tun, sonst könnten sie das Urteil des italienischen Dichters Vittorio Alfieri anführen, von dem ihr berühmter Kollege Bernhard Erdmannsdörfer schrieb: »Das italienische Risorgimento unseres Zeitalters ist ohne Alfieri nicht zu denken... Sein Grab wurde ein Wallfahrtsort, zu dem in den folgenden Zeiten der Unterdrückung Generationen gepilgert sind, schwermütig, aber mit den unauslöschlichen Hoffnungen im Herzen, für welche Alfieri zuerst den Mut und das Wort gefunden hatte.« Auch zu einem Worte über Friedrich II. hat Alfieri »den Mut gefunden«. Alfieri schrieb nämlich über seinen Besuch Berlins im Jahre 1769: »Die Staaten des großen Friedrich muteten mich wie eine einzige große Kaserne an. Es verdoppelte und verdreifachte sich in mir das Grauen gegen diesen ruchlosen Militarismus, der die einzige Quelle der willkürlichen Gewalt und immer die notwendige Folge so vieler Tausender von Söldlingen ist. Ich wurde dem Könige vorgestellt. Ich empfand bei seinem Anblick keine Regung von Bewunderung oder Achtung, sondern Entrüstung, ja Wut, und diese Empfindungen wurden täglich stärker bei mir, je mehr ich von den Zuständen sah, die nicht sind, wie sie sein sollten, deren falsche Maske aber Ruhm vortäuscht, der ungerechtfertigt ist. Der Minister des Königs, Graf Fink, der mich vorstellte, fragte mich, warum ich, der ich doch im Dienste meines Königs käme, an diesem Tage keine Uniform trüge(!). Ich antwortete: „Weil mir an diesem Hofe bereits genug Uniformen zu sein scheinen." Der König sagte mir die üblichen formellen Phrasen. Ich beobachtete ihn genau; ich bohrte ihm achtungsvoll meine Augen in die seinigen, und ich dankte dem Himmel, der mich nicht als den Sklaven dieses Mannes geboren werden ließ.« Professor Erdmannsdörfer, bei dem niemand zweifeln darf, daß er ein entschlossener Bewunderer Friedrichs II. ist, fügt dem Berichte über Alfieris preußische Ein-

drücke folgendes hinzu: »Auf dem Schlachtfeld von Zorndorf, das Alfieri besucht, macht er bei dem Anblick der noch erkennbaren großen Massengräber seine Betrachtungen über das Verbrechen des Krieges und über die *Stupidität* der Sklaven, die sich dazu mißbrauchen lassen... Seinen Haß gegen Friedrich den Großen hat Alfieri durch sein ganzes Leben festgehalten, und noch in späten Jahren kommt er in einer seiner Satiren auf die Begegnung mit ihm zurück und macht seiner ungeschwächten Abneigung in einigen Blättern voll giftiger Terzinen Luft.«* Goethes Wirte in dem sizilischen Marktflecken hatten das friderizianische Preußen nicht selbst gesehen und konnten es deshalb besser würdigen als ihr berühmter Freiheitsdichter Alfieri, dessen Urteil stark an das Arndts erinnert.

Noch genügsamer als die preußischen Bewunderer der Goetheschen Eulenspiegelei in Sizilien erschien mir der preußische Geschichtsprofessor, den es dankbar begeisterte, daß Goethe am 17. Mai 1778 in Berlin den preußischen Staat ein »großes Uhrwerk« und Friedrich II. »die große alte Walze« genannt hat.

Auf seine alten Tage hat Goethe noch den preußischen Kronprinzen, den späteren Friedrich Wilhelm IV., kennen gelernt und schließlich auf ihn »große Hoffnung« gesetzt. Die Goetheworte, die Eckermann (1828) darüber berichtet, enthalten vor allem eine Würdigung Napoleons; sie könnten fast als eine Kritik Friedrichs II. und des friderizianischen Preußen aufgefaßt werden. Sie klingen, als habe Goethe angesichts des preußischen Gesinnungswechsels, den der junge Kronprinz darstellte, sich bereit gefunden, mit dem lebenslänglich gemiedenen Preußen Frieden zu schließen. Goethe ahnte nicht, daß die unpreußischen Geistesblitze, die er beim preußischen Kronprinzen bemerkte, eine Ankündigung von Wahnsinn bedeuteten.

* B. Erdmannsdörfer, Kleinere historische Schriften. Verlag Deutche Bücherei, Berlin.

ENTGEGNUNGEN AN EINIGE KRITIKER DER ERSTEN AUFLAGE

VON DEN EINWÄNDEN, DIE ICH GEGEN ELLIS' GEdankengänge zu hören bekam, erscheinen mir die des hochverdienten Berliner Geschichtsforschers Erich Marcks als die wichtigsten. Wenn ich Herrn Professor Marcks richtig verstehe, wirft er Ellis vor, er messe Friedrich den Großen nach heutigen Maßstäben, statt ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen; es sei eine geschichtliche »Ungerechtigkeit«, von Friedrich II. deutsche Politik zu verlangen; es habe zur Zeit Friedrichs II. keine deutschen Ziele, sondern nur die dynastischen Vorteile der verschiedenen Hausmächte gegeben.

Ich wünsche von Herzen, verstehen zu können, wie diese Trennung von deutschem und dynastischem Vorteil die Ehre Friedrichs II. als Staatsmann (oder gar als Nationalheld?) retten kann. Im Geiste Manfred Ellis' ließe sich entgegnen: Kommt es denn in der Politik darauf an, welchen Namen man einer Sache gibt? oder kommt es auf die Sache an? Tatsache bleibt doch, daß die »dynastischen Hausmachtziele« der großen Maria Theresia mächtig auf Erhaltung Belgiens beim Deutschen Reich, Expansion nach Osten und Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen drängten (wie Friedrich II. das oft betont hat; vgl. S. 427 ff.), während die »dynastischen Hausmachtziele« Friedrichs II. (wie er nachdrücklich versichert hat; vgl. S. 432) leider »nicht erlaubten, daß man den Franzosen Elsaß oder Lothringen abnimmt«. Dieselben Ziele ließen Friedrich den Großen wünschen, die Franzosen möchten auch Belgien vom Deutschen Reiche lostrennen, und es gelang ihm sogar, wenigstens vorübergehend, die deutsche Kaiserin zum Verzicht auf diesen wichtigen Besitz zu zwingen.

Friedrich II. hat sich oft gerühmt, daß er den Franzosen Elsaß und Lothringen »gerettet« hat. Wenn es ihm schließ-

lich nicht gelang, ihnen auch Belgien zu verschaffen, so war doch nach dem endgültigen Verluste von Elsaß und Lothringen (den er bewirkt hat) dann auch Belgien nicht mehr länger zu halten — für das Deutsche Reich, oder meinetwegen für Österreich, wenn das Herrn Professor Marcks »gerechter« klingt.

Das Bestreben, »gerecht« zu sein, wird schließlich auch die preußische Geschichtschreibung zu dem Eingeständnisse zwingen, daß Elsaß, Lothringen und Belgien für eine mitteleuropäische Großmachtstellung wichtig (wenn nicht gar notwendig) sind, und daß die Versuche, das durch Friedrichs II. gerühmte Verdienste Verlorene wiederzugewinnen, bisher tatsächlich gescheitert sind. Leichtsinnig vergeudetes Gut kehrt nicht leicht zurück, wie heiß der Vergeuder es auch nachträglich wünschen mag. Das mußten die Deutschen erkennen, die bei dem Versuche, das Vergeudete zurückzugewinnen, in flandrischen Schützengräben lebendigen Leibes verfaulten; war diesen unfruchtbar geopferten Brüdern etwa der Gedanke eine Genugtuung, daß der Nationalheld Friedrich II. weitblickend Belgien den Franzosen und nicht den großen östreichischen Haubitzen und dem »Hausbesitze« Maria Theresias gesichert wissen wollte?

Bismarck nannte es treffend eine »seltsame Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für eine deutsche Macht zu halten« (vgl. S. 156). Aber es muß zugegeben werden, daß es Friedrich dem Großen gelungen ist, diese »deutsche Macht«, die im Osten und Westen die äußersten Vorwerke des Deutschtums verteidigte, zu einer partikularistischen Macht mit engeren, dynastischen Absichten herabzudrücken und so dem preußischen Staate fast gleichzumachen, dessen »Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen« und dessen »schädlichen und gefährlichen Partikularismus« Bismarck ebenso »ungerecht« wie Ellis getadelt hat (vgl. S. 628, 697). Wenn Goethe seinen

Götz »wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen lagern und zugleich unsers teuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reiches beschützen« (vgl. S. 440) lassen wollte, so war das nicht etwa ein durch Friedrich II. angeregter Gedanke, sondern die genaue Beschreibung dessen, was Österreich unter Prinz Eugen getan hat, bis Friedrich II. diese großartige Verteidigung des Deutschen Reiches unmöglich machte.

Erst Friedrichs II. und seines Nachfolgers hartnäckige Kämpfe von 1740 bis zur geheimen preußisch-französischen Konvention vom 5. August 1796 und ihren verhängnisvollen Folgen (1806, 1807, 1809 und 1815: endgültiges Opfer von Elsaß-Lothringen und Belgien) konnten unser altes Kaiserhaus Österreich zwingen, im Westen keine politischen Ziele mehr zu verfolgen. Mit diesem durch preußische Kurzsichtigkeit verstümmelten Österreich konnte Bismarck wie mit einem Reichsfremden abrechnen, bevor er es — sehr unfriderizianisch — wenigstens als treuen Bundesgenossen wieder für das Reich gewann. Sind nicht die Kritiker, die Ellis geschichtliche »Ungerechtigkeit« vorwerfen, vielmehr selbst »ungerecht«, wenn sie annehmen, Friedrich II. habe sich Österreich gegenüber bereits in derselben Zwangslage befunden wie Bismarck. Diese Zwangslage hat Friedrich II. erst geschaffen; es ist falsch, ihn aus dem Geiste des neunzehnten Jahrhunderts oder gar nur aus der Lage von 1850 heraus beurteilen zu wollen.

Dagegen ist es richtig, daß im achtzehnten Jahrhundert niemand an das »deutsche« Reich dachte. In der Tat, man dachte nur an das »Reich«! Voltaire schrieb keine Annalen des »deutschen« Reiches, sondern »Annalen des Reichs«, ohne aber dabei etwa an das russische, preußische oder österreichische Reich zu denken. Das »Reich«, bis zur vollen Auswirkung der verhängnisvollen friderizianischen Sezessionskriege, war der Name für Mitteleuropa, das damals

unter der geistigen Führung der Deutschen stand. Dieses deutsche Mitteleuropa hat Friedrichs II. verantwortungsloser Partikularismus zerrissen und unmöglich gemacht – wenn das von manchen Gelehrten auch erst 1918 bemerkt zu werden anfing. Viele dieser Herren sind jetzt »für den Anschluß«. Nachdem während ihres Gezänks der Schinken vom Feinde verzehrt wurde, möchten sie sich wenigstens noch des Knochens bemächtigen, an dem der Schinken einst wuchs. Aber 1770 konnte Kaunitz noch dem damals Freundschaft heuchelnden Friedrich II. erklären, Österreich werde den Russen kein Überschreiten der Donau gestatten. Und Friedrich behandelte 1775 in einer seiner französischen Stilübungen den Entwurf einer preußisch-östreichischen Zurückeroberung von Elsaß-Lothringen und – erklärte seinen Kartoffelkrieg gegen den deutschen Kaiser.

Eine mitteleuropäische Großmacht aufrichten zu wollen auf einer anderen als der von Maria Theresia verteidigten und von Friedrich II. zerstörten Grundlage, eine Großmacht ohne die Schätze und Ausdehnungsmöglichkeiten Österreichs und ohne die flandrischen Häfen, das ist der »Affenstreich«, von dem Friedrich II. 1781 sprach, als er sich selbst verspottete (vgl. S. 142): »Wir äffen die Großmächte nach, ohne eine zu sein.« Daß aber das »Reich«, welches Friedrich II. zerstört hat, Belgien zu halten, Elsaß und Lothringen zurückzuerobern, ja Rom wieder zur Hauptstadt zu machen fähig gewesen wäre, wenn sich nicht Friedrich II. mit dem größten Heere seines Zeitalters dagegengestemmt hätte, das hat in klaren Augenblicken Friedrich II. alles ausdrücklich versichert (vgl. S. 140 ff.), und viele große französische Politiker haben davor gezittert und deswegen Preußens »Größe« gefördert.

Derartige Eingeständnisse und Selbstentlarvungen Friedrichs II. dürfen nach Auffassung mancher Kritiker Manfreds Ellis' nicht allzu ernst genommen werden. So will z. B. Herr Professor Erich Marcks Friedrichs II. Erkennt-

nis seines »Affenstreichs« nur als Zeichen seiner »etwas bösen Berliner Zunge« gelten lassen. Ist da nicht Professor Marcks »ungerecht«, sowohl gegen seinen großen König, der sich gern täglich drei bis sechs Stunden lang (vgl. S. 88 ff.) das Mittagsmahl mit solchen Äußerungen würzte, als auch gegen die Berliner, deren Witz doch dafür berühmt ist, die Dinge beim rechten Namen zu nennen?

Die Dinge beim rechten Namen zu nennen, ist nicht jedem gegeben, und für Staatsmänner ist es nicht einmal immer statthaft. (Goethe hat sich von Napoleon überzeugen lassen, daß große Staatsmänner, wie Mahomet, nicht übel von sich selbst reden. Weil sie zu klug sind? oder weil ihr Vertrauen auf ihren Beruf es ihnen unmöglich macht?)

Daß Schweigen Gold sei, versicherte mir ein anderer Kritiker der »Gespräche über das Königsopfer«, ein angesehener deutscher Tagespolitiker, dessen Namen ich verschweigen möchte. Dieser weder ganz rechts noch sehr weit links stehende Parlamentarier sagte: »Ellis mag recht haben mit seinem vernichtenden Urteile über den Alten Fritz. Aber meine Partei ist zu oft der „zersetzenden Kritik" beschuldigt worden, als daß es klug für uns sein könnte, das nationale Idol Friedrich II. anzutasten.«

Dieser Politiker wußte wohl nicht, daß viel zersetzender als alles, was seine machtlose Partei tun und sagen kann, der »Zyniker auf dem Thron« gewirkt hat, vor dem Lessing und Arndt so dringend warnten und um den es sich hier handelt.

An den Folgen des friderizianischen Wirkens, die Ellis beklagte, wird es auch kaum viel ändern, daß im Zirkus Busch ein Friedrich der Große als Held eines »Manege-Schaustücks« »die Deutschen vor innerer Zwietracht und Zerspaltung warnt«, eine Warnung, die seine eigenen sechsundvierzigjährigen Bemühungen gegen die deutschen Kaiser und Verteidiger der heute verlorenen West- und Ostmarken nie im Zaume hielt.

DER FELDZUG DES »GEISTIGEN LEIBREGIMENTES« GEGEN »FRIDERICUS«.

DER MARSCHBEFEHL DES GENERALS VON ZWEHL

MUSIS ET MULIS

»Den Musen und den Maultieren« war der vom Berliner Volkswitz verliehene Wappenspruch des Berliner Marstall- und Akademiegebäudes, in dem Friedrich II. seine Pferde und Gelehrten einquartierte. Seiner Akademie hatte er als einziges Einkommen den Ertrag aus dem Vertriebe schwindelhafter Kalender verliehen, mit denen die Akademie nach ihrem eigenen Zugeständnisse das preußische Volk »hinters Licht führte«. (Vgl. oben S. 216f.)

DEN ERSTEN BEIDEN AUFLAGEN DIESES BUCHES WAR fast ausschließlich Beifall, manchmal wärmster Art, zuteil geworden. Wenn Andersdenkende vorhanden waren, hielten sie schweigende Duldung für angemessen. Die *Ordre* zur Bekämpfung meines Buches scheint veranlaßt worden zu sein durch ein Wort, das der österreichische Feldmarschall-Leutnant Hoen in der »Österreichischen Wehrzeitung« (gelegentlich einer Besprechung dieses Buches »Fridericus«) schrieb: »Wer sich von der geschminkten Geschichtsauffassung freimachte, mußte wohl längst zur Erkenntnis gelangen, daß Friedrich II. mit der Entfesselung der Schlesischen Kriege (der „deutschen Bürgerkriege", wie sie Ellis-Hegemann nennt) und mit seinem steten Kampf gegen die kaiserliche Macht das Deutsche Reich schwer schädigte, seinen Niedergang wesentlich beschleunigte. Eine lobpreisende Geschichtschreibung wollte darin einen notwendigen Zerstörungsprozeß erkennen, um einem stärkeren Hohenzollern-Deutschland freie Bahn zu schaffen. In weiterer Verfolgung dieses Gedankens kommt man allerdings zu dem Schlusse, daß diese freie Bahn des fortwirkenden friderizianischen Geistes zwangsläufig zum Frieden von Versailles führen mußte.«

Die eben angeführten Worte der österreichischen Exzel-

lenz von Hoen (des früheren Direktors des Kriegsarchivs) nannte die preußische Exzellenz General v. Zwehl im Berliner »Militärwochenblatt« Nr. 30, 1925 (unter der Überschrift »Schmähungen des Großen Königs«) einen »Anwurf« und fuhr (zart den »Anschluß« vorbereitend) fort: »Man kann nicht von jedem Angehörigen des ehemaligen österreichischen Heeres, das so oft und schwer unter der preußischen Faust gelitten hat, eine bedingungslose Bewunderung des Großen Königs erwarten... Ich möchte nicht noch deutlicher werden...« Der so angegriffene Österreicher schloß seine liebenswürdig-versöhnliche Entgegnung (unter der Überschrift: »Die preußisch-deutsche Mentalität« in der »Österreichischen Wehrzeitung« vom 8. Mai 1925) mit den treffenden Worten: »Trotzdem muß es als eine spezifische Leistung der preußisch-deutschen Mentalität gewertet werden, daß es ihr nach vier Jahrzehnten bebereits gelungen war, sich die ganze Welt zu Feinden zu machen, sogar die traditionellen Gegner Frankreich und England unter einen Hut zu bringen.«

Lustiger als diese peinliche Auseinandersetzung zwischen hohen militärischen Würdenträgern ist ihr Streit über die Frage, ob »Friedrich der Große wegen seines Hochverrates in der elsaß-lothringischen Frage hätte gehängt werden müssen«. Es ist unmöglich, hier auf die Für und Wider einzugehen, welche von dem preußischen und von dem österreichischen Generale in dieser schwierigen Streitfrage vorgebracht werden. Da aber beide Herren zugestandenerweise an ein Wort von Ellis anknüpfen (vgl. oben S. 432), sei hier versichert, daß Ellis durchaus die Schwierigkeit würdigte, einen Aufrührer zu bestrafen, der sein Erbe — die größte militärische Maschine und den größten Kriegsschatz der Welt — in den Dienst seiner nervösen Eitelkeit stellen konnte, und der sich skrupellos mit aus- und inländischen Reichsfeinden zusammentat.

Alles, was Ellis mit seinem von den Generalen aufgegriffe-

nen Scherze andeuten wollte, war, daß die rechtzeitige Beseitigung Friedrichs II. von unendlichem Segen für die Ausdehnung Deutschlands im Westen und im Osten gewesen wäre. Wie weit Ellis hier recht hat, ist eine Frage, die heute von der Wissenschaft noch nicht einmütig beantwortet wird.

SO WIE ES DAMALS WAR, MUSS ES WIEDER WERDEN

Ganz einmütig aber ist heute wohl die Wissenschaft (soweit sie den entferntesten Anspruch deutsch zu sein machen darf) darüber, daß der preußische General v. Zwehl sich gründlich irrt, wenn er sagt: »So wie es damals war, muß es wieder werden. *Fridericus rex,* unser Alter Fritz, war ein Symbol seiner Zeit, auf das auch wir nach mehr als 150 Jahren mit bewundernder Begeisterung blicken.« Die Preußen werden bewundern und begeistern, wo sie können; aber kein Deutscher kann sagen: »So wie es damals war, muß es wieder werden.« Nein! Nie wieder darf ein deutsches Brudervolk, das erfolgreich uraltes deutsches Land zurückerobert, »schwer unter der preußischen Faust leiden«, wie (nach Herrn v. Zwehls eigenen geschmackvollen Worten) die Österreicher litten, als sie 1743 das Elsaß siegreich zurückeroberten. Niemals auch sollen Deutsche wieder gegen Deutsche »für welfisch-habsburgische und für hohenzollernsche Interessen aufeinander schießen«, wie es nach Bismarcks scharfem Worte seit (und dank) Friedrich II. immer wieder geschehen ist. Nie wieder sollen Deutsche auf irgendjemand schießen, wenn »nichts als die Furcht« sie dazu treibt, wie nach Friedrichs II. eigener Feststellung die geprügelten friderizianischen Soldaten kämpften. Nie soll Preußen »das sklavischste Land Europas« sein, wie es das unter Friedrich II. nach Lessings Feststellung gewesen ist. Nie sollen so wesentliche Teile unseres Steuerwesens wieder in französische Hände gelegt werden, wie Friedrich II.

das für angebracht hielt. Nie soll Deutschland wieder von Männern regiert werden, die allem Deutschen so blind und feindlich gegenüberstehen wie Friedrich II. Nie soll uns ein Mann in führender politischer Stellung wieder mit so verständnisloser Fremdheit von den »ekelhaften Plattheiten« Goethes reden, wie Friedrich II. das tat. Nie soll bei uns wieder einem Winckelmann eine Gehaltsforderung ausgeschlagen werden, die unbedeutenden ausländischen Höflingen des Königs anstandslos bewilligt wurde; nie soll der Mann, der über die Verteilung dieser Löhne bestimmt, aus dem Dünkel seiner Deutschfeindlichkeit heraus erklären: »Für einen Deutschen ist die Hälfte genug.« Nie soll bei uns wieder ein Lessing verhungern, weil der politische Herr des Landes, dem man ihn als Bibliothekar aufdrängen will, hämisch ausruft: »Ich kann auch ohne Deutsche auskommen.« Selbst Friedrich II. wurde endlich »müde, über Sklaven zu herrschen«. Nie wieder darf die Zeit kommen, in der das deutsche Volk nicht müde war, von einem Sklaven des Auslandes beherrscht zu werden. Schließlich wird dann auch General v. Zwehl erkennen, daß seine friderizianische Dienstfertigkeit der letzten und größten Erkenntnis seines Königs unwürdig ist.

ART DES ANGRIFFS UND WARNUNG AN DEN LESER

Damit die nachfolgend angeführten Stellen der dritten Auflage (1925) auch von den Lesern der hier erweitert vorliegenden vierten Auflage nachgeprüft werden können, sind die Zitate doppelt gegeben. Es bezieht sich also z. B. III, 277 auf Seite 277 der dritten Auflage; dagegen wird der Hinweis auf dieselbe Stelle in der vorliegenden vierten Auflage mit IV, 425 gegeben.

Die vorstehende Antwort an den General von Zwehl kam in der vorigen (dritten) Auflage dieses Buches zum Abdruck und hat die Zustimmung Deutschgesinnter

gefunden. Sie fand nicht die Zustimmung der noch immer weitverbreiteten Sekte kleindeutsch-preußischer Akademiker und Friedrichverehrer, die im Gegenteil den Schlachtruf des Generals von Zwehl: »So wie es damals war, muß es wieder werden!« marschbereit als Befehl zur Eröffnung eines Feldzuges gegen mein Buch auffaßten. Diese Marschbereitschaft erklärt sich eindeutig aus dem unsterblichen Worte des berühmten Berliner Universitätsprofessors Emil Du Bois-Reymond, der in seiner akademischen Rede vom 3. August 1870 das stolze Bekenntnis tat: »Die Berliner Universität, dem Palaste des Königs gegenüber einquartiert, ist das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern.« *Musis et Mulis!*

Die Vorhut des mich angreifenden Regiments führte Professor H. F. Helmolt, der Herausgeber einer neunbändigen Geschichte der ganzen Welt und Verfasser eines Buches über Friedrich den Großen. In dem zweiten seiner gegen mich gerichteten Aufsätze (»Literarische Wochenschrift«, 10. X. 25; der erste erschien in »Der Westen«, 25. VII. 25) nannte er meinen »Fridericus« »ein überaus merkwürdiges Buch, dessen aufreizende *Tendenz* und aufregenden Inhalt keine bloß wegwerfende Geste beseitigen kann«. Statt mit der »bloß wegwerfenden Geste«, versuchten er und andere akademische Kritiker es mit seitenlangen Beschimpfungen meines Buches und meiner Person. Diese unverständige Kampfesweise verdiente mit Schweigen übergangen zu werden. Da aber die eigentümliche Geistesart dieser Vorkämpfer der »preußisch blickenden Geschichtsauffassung« dem Unbefangenen schwer glaublich erscheinen muß, möchte ich sie meinem Leser an lebenden Beispielen der Gattung vorführen und ihn von Fall zu Fall selbst urteilen lassen, ob die von Manfred Ellis vorgetragene Auffassung Friedrichs II. durch ihre Gegner in irgend einem Punkte entkräftet werden konnte.

Auf den einzigen sachlichen Einwand, den Herr Helmolt ge-

gen die Manfredsche Auffassung vorbrachte, hat allerdings Manfred selbst in meines Erachtens so schlagender Weise geantwortet, daß ich den Leser bitten möchte, diese Entgegnung (oben S. 409-10) nachzulesen. Gegen einen der unsachlichen Einwände aber, die Herr Helmolt gegen Manfred erhebt, möchte ich meinen gastfreien Freund hier eingangs auch verteidigen. Herr Helmolt nennt Manfred einen »unheimlich beschlagenen Amerikaner«, wirft ihm aber vor, er wohne »in einer Protzenvilla«. Ich kann versichern, daß Manfreds Villa Boccanera, ein vornehm einfaches Haus aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, gar nichts von dem besaß, was man mit dem Begriffe »Protzenvilla« verbindet. Helmolt gibt zu, daß Manfred seine Villa »mit einer fabelhaften Bücherei ausgestattet« hat, daß er sie »mit fürstlicher Gastfreundschaft bewirtschaftete« und daß sich dort »geistreiche« Gäste von »ungewöhnlicher Belesenheit« »zu ebenso geistreichen Gesprächen versammelten«. Auch Professor Wilhelm Boehms »scharfe« Ablehnung meines Buches in der »Deutschen Rundschau« (Mai 1926) gibt die »fabelhafte Bildung und Lebenskunst« meines amerikanischen Freundes zu. Alle diese hochgegriffenen Ausdrücke der Anerkennung stammen von meinen Kritikern, nicht von mir. Mir aber scheint, nur wenn eine »fabelhafte Bücherei« oder die »unheimliche Beschlagenheit und fürstliche Gastfreundschaft« ihres Besitzers (was erfährt der Leser sonst von der beanstandeten »Protzenvilla«?) Zeichen von »Protzerei« sind, kann der unvorsichtige Professor Helmolt sicher sein, nicht selbst für einen »Protzen« gehalten zu werden. Ich bedaure die peinlichen Schlüsse, zu denen ich hier und im folgenden durch die eigentümliche Logik meiner akademischen Kritiker gezwungen werde, und ich muß hier meine Leser warnen: »Die *„Conservation der Untertanen“* war der Magnet, der die Schläge seines landesväterlichen Herzens anzog und bestimmte«; dieser Satz über den »Soldatenkönig« ist eine Probe (aus Herrn Helmolts eigenem Buche über

»Friedrich den Großen«) von »bestimmt« nicht »anziehendem«, ja mir scheint etwas »protzen«haftem Gelehrtendeutsch. Aber nur in der verschrobenen Bildersprache dieses Satzes kann ich die nachfolgende, mir im höchsten Maße peinliche Auseinandersetzung mit meinen professorialen Kritikern ankündigen. Ich tue es also mit folgenden bedauernden Worten: »Die *Conservation* meiner *akademischen* Kritiker ist der Magnet, der mein Herz zu unväterlichen Krückstockschlägen anziehungsvoll ein- und entlädt.« Ich mußte diese Warnung vorausschicken, damit jeder das Buch zuklappen kann, der etwa in dem hier folgenden Nachweise der ausnahmslosen Nichtigkeit aller von Berliner »Professoren«-Seite gegen mein Buch gemachten Einwände etwas Unterhaltsames suchen wollte.
Noch weiter muß ich die Kampfesweise meiner Gegner kennzeichnen und vorweg Verdächtigungen Manfreds und meiner Person ablehnen, die – wenn ich sie unbeantwortet ließe – den Boden, auf dem gefochten werden soll (nicht etwa den Amerikaner Manfred oder mich) beschmutzen könnten. Daß Kritiker, welche geistreiche Gastfreundschaft nicht von »Protzerei« zu unterscheiden wissen, durch die Erscheinung eines Mannes wie Manfred Ellis aus dem Häuschen und in abenteuerliche Widersprüche getrieben werden, zeigt folgende Nebeneinanderstellung von einigen ihrer Äußerungen.
Der »unheimlich beschlagene Amerikaner« der »Literarischen Wochenschrift« verwandelt sich trotz »fabelhafter Bildung, verblüffender Belesenheit und fanatischem Scharfblick«, die ihm die »Deutsche Rundschau« zubilligt, für die ungeschliffeneren »Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte« des Herrn Volz in einen Mann mit »keinerlei Sachkenntnis«, dem in der »Deutschen Literaturzeitung« des Herrn Hartung »jedes historische Verständnis fehlt«, ja, der »ganz töricht redet« und »kritiklos bewundert«. Sogar die ganze Erscheinung

Manfreds und seine Gespräche werden in der »Deutschen Literaturzeitung« als »geschickte Einkleidung« bezeichnet, für die ich verantwortlich wäre, weil mir »der Mut« fehlt. Wenn etwa Ungeschicklichkeit und Mut eng zusammenhängen, werde ich im folgenden mehrfach beweisen, daß der schmähende Herr Hartung ein ungewöhnlich »mutiger« Mann ist. Geschickter als Herrn Hartungs »Deutsche Literaturzeitung« (die ich hier ausschließlich nach Herrn Hartungs Beitrag beurteile) ist ihr sonst *kongeniales* Schwesterblatt, die »Deutsche Tageszeitung«. Ihr Gewährsmann, Herr Professor Carl Meißner, ist der bekannte Bewunderer friderizianischer Dichtkunst, dessen Verdienste bereits oben (III, 515 f.; IV, 671 f.) ausführlich gewürdigt wurden. Professor Meißner läßt zwar den Amerikaner Manfred Ellis als einen »gescheiten Mann« gelten und nimmt ihn sogar in Schutz gegen mich, den er treffend — ich gebe es zu — »weniger klug« nennt. Aber ähnlich wie das früher schon Professor Gerhard Ritter-Hamburg tat, wirft Professor Meißner dem Amerikaner Ellis »österreichische *Ressentiments*« vor. Mich dagegen nennt Herr Meißner nicht nur einen »unschöpferischen Schwätzer«, sondern gar einen »Sachsen«. Nach den oben mitgeteilten Worten des Generals von Zwehl (»ich möchte nicht noch deutlicher werden!«) kann kaum Zweifel sein, daß »Österreicher«, »Schwätzer« und »Sachse« im Munde dieser Art Preußen Schimpfworte vorstellen sollen. Ich muß deshalb folgendes feststellen. Daß Manfreds Verständnis für großdeutsche Fragen sich zum Teil daraus erklärt, daß er mütterlicherseits von den Fürsten de Ligne abstammt; daß er also allerdings flämisch-österreichisches Blut in seinen Adern hatte, habe ich in meinem Buche keineswegs zu verschleiern versucht. Mir schien es im Gegenteil ein Ehrentitel. Seine Unbefangenheit wäre mir durch seine Eigenschaft als Ausländer und durch seine hohe Bildung trotzdem gewahrt erschienen, wenn es mir nicht eigentlich

mehr auf seine Belesenheit und seinen Widerspruchsgeist angekommen wäre als auf seine Unbefangenheit. Dieser Widerspruchsgeist machte eine vielseitige Beleuchtung der behandelten Probleme möglich. Es ist nicht angängig, daß Herr Hartung, der nicht gern in seiner Einseitigkeit gestört wird, mich trotz meiner wiederholten Verwahrung (vgl. III, 22, 125; IV, 27, 162) für alle von Manfred vorgebrachten Einwände verantwortlich macht. Es handelt sich vielmehr darum, die Einwände Manfreds zu widerlegen, und das ist m. E. den Herren Hartung, Meißner, Volz etc. ebensowenig geglückt wie mir. Herrn Meißner muß ich versichern, daß ich selbst leider keinen Tropfen österreichischen, ja, nicht einmal sächsischen Blutes in meinen Adern habe. Ich habe also weder wie Manfred die Ehre, »Repräsentant und Erbe der alten deutschen Macht zu sein, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat« (wenn ich mich eines Bismarckschen Wortes über Österreich bedienen darf; vg. oben III, 121; IV, 156), noch bin ich der engere Landsmann Lessings oder Bachs. Ich stamme mütterlicher- und väterlicherseits von westfälischen Bauern. Daß trotzdem der Preuße Herr Volz, der mich »ahnungslos« nennt und mir »Verleumdung«, »Verdrehung« und »Fälschungen« vorwirft, diese Auszeichnungen besser auf sich selbst angewandt hätte, werde ich bald beweisen. Aber zur Sache! Ich beginne mit einigen Widersprüchen meiner Kritiker, die sich ohne mein Zutun erledigen.

FRIEDRICHS II. »DEUTSCHER« FÜRSTENBUND?

In der wichtigen Fürstenbundfrage setzt sich Professor Meißner in seiner Kritik meines Buches so sehr in Widerspruch zu meinem anderen Kritiker, Herrn Hartung, daß ich die Antwort Herrn Hartung überlassen kann. Professor Meißner behauptet nämlich: »Die preußischen Histo-

riker haben stets zugegeben, ja betont, daß Friedrich der Große bis zum Fürstenbund hin preußische und nicht deutsche Politik gemacht hat.« Daß die preußischen »Historiker« das weder stets betont noch stets überhaupt zugegeben haben, hätte Herr Meißner, wenn er lesen könnte, aus meinem Buche (III, 510; IV, 202, 665) erfahren. Daß andererseits aber auch gerade Friedrichs II. Fürstenbund von 1785 nicht – wie Herr Meißner andeutet – deutsche, sondern auch nur wie alle frühere Politik Friedrichs II. kurzsichtigste preußische Politik war, das kann er bei Professor Hartung nachlesen, der—nicht wenn er mich kritisiert, sondern wenn er seine »wissenschaftlichen« Werke unter Ausschluß der Öffentlichkeit veröffentlicht, folgendes zugesteht*: »Der deutsche Fürstenbund war und blieb trotz allen Hoffnungen und Bemühungen Carl Augusts und Herders, ihn zu einem Mittelpunkt für die Erneuerungen des staatlichen und politischen Lebens in Deutschland ausgestalten zu können, bloß ein Werkzeug der auswärtigen Politik Preußens und wurde von diesem aufgegeben, sobald sich ihm günstigere Aussichten boten.« Herr Hartung hätte hinzufügen können, daß diese »günstigeren Aussichten« Preußens sich als Bündnisse mit der Türkei und mit Frankreich gegen das Deutsche Reich entpuppten, die alle friderizianischen Bündnisbestrebungen zum furchtbarsten und nie wieder gutzumachenden Schaden für Deutschland verwirklichten. Trotz Herrn Meißner nähert sich jedenfalls mein Kritiker, Herr Hartung, erstaunlich der Auffassung Manfreds, der mit Ernst Moritz Arndt den »deutschen« Fürstenbund Friedrichs II. »nur eine politische Posse gegen Österreich« nannte. Auf Bismarcks vernichtendes Urteil über Friedrichs II. »elende Politik nach 1778« werde ich nachher (S. 714) noch zurückkommen müssen. Herrn Hartungs Verzweifeln an der Deutschheit des »deutschen«

* Fritz Hartung, Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775 – 1828. Weimar 1923. S. 189 f.

Fürstenbundes Friedrichs II. wird auch Professor Volz nicht leugnen können, der als Kritiker meines Buches in Kaiser Josephs Kampf gegen Friedrichs II. politische Posse *nichts* »anders als Hausmachtpolitik« sehen zu können erklärt. Daß Kaiser Josephs damalige Politik sehr geschickt war, das hat Ranke zugegeben (vgl. oben S. 207 und 211), daß es aber großartige *deutsche* Politik war, die Kaiser Joseph damals gegen die nicht scharf genug zu brandmarkenden Quertreibereien Friedrichs II. verfocht, das hat Ranke in mir unverzeihlich erscheinender Weise verkannt oder verschleiert. Kurz: Österreichs »Hausmachtpolitik« drang damals auf wünschenswerte und *damals* noch durchführbare Ausdehnung (im Osten und im Westen!) des Deutschen Reichs, während Preußens »Hausmachtpolitik« gleichbedeutend war mit Schwächung des Deutschen Reiches und mit Hintertreibung seiner Ausdehnung (im Osten und im Westen!). Das alles wird die hier (in der 4. Auflage) veröffentlichte Fassung des Gesprächs über »Goethe, Fürstenbund und Verlust Belgiens« (IV, 190 – 234) hoffentlich auch denen beweisen, die durch die frühere gekürzte Fassung (in der 3. Auflage) noch nicht ganz überzeugt wurden. Ob Professor Meißner den von ihm vorgetragenen Irrtum Rankes noch nicht wie Herr Hartung als Irrtum erkannt hat oder ob er sich zu Ehren unwissender Leser seiner »Deutschen Tageszeitung« weniger wissend stellt, als er ist, das ist eine Frage, die meine Neugier nicht reizt und die schwer entscheidbar ist, solange auch die Professoren Hartung und Volz in den angeblich wissenschaftlichen »Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte« (Bd. 39, Heft 1, S. 154 – 162) und in dem Schwesterblatte der »Deutschen Tageszeitung«, der »Deutschen Literaturzeitung« (1926, 1008 – 11), Unwahrheiten veröffentlichen, die nur aus verknöchertem Festhalten an der friderizianischen Überlieferung des *Trompeur*-Spielenwollens (vgl. oben S. 51 f., 209, 518) *historisch* erklärt, kaum aber je entschuldigt werden können.

FRITZ HARTUNGS »KRITIKLOSE BEWUNDERUNG LUDWIGS XIV.« UND »WIDERSPRUCH GEGEN DELBRÜCK«

Wie wäre es zum Beispiel zu entschuldigen, daß ein nüchterner Mensch in einer angeblich wissenschaftlichen Zeitung Unwahrheiten vorträgt wie Professor Hartung, der behauptet, ich sei ein »kritikloser Bewunderer Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.«? Wenn Herr Hartung lesen könnte, was er kritisieren möchte, dann hätte er nicht die von mir wiedergegebene seitenlange Kritik Ludwigs XIV. übersehen (III, 294 – 96; IV, 446 – 48), und er hätte auch nicht übersehen, daß über den Abgott Friedrichs II. sich in meinem Buche Stellen verstreut finden wie diese: »Friedrich II. versuchte in der inneren Politik demütig die mißverstandenen absolutistischen Schnörkel und Irrwege Ludwigs XIV. nachzuirren, obgleich alle Welt und vor allem Ludwigs Nachfolger auf dem französischen Thron den gefährlichen Irrtum des Absolutismus längst erkannt hatte.« (III, 346; IV, 510). Rührend ist Herrn Hartungs Geständnis, daß er Manfreds Spott über Ludwig XV. für »kritiklose Bewunderung« hält. Manfred schloß seine spottende Beschreibung mit den Worten: »Kurz, dieser Ludwig XV., wenn er auch noch über die Weisheit und Tatkraft Bismarcks verfügt hätte, würde alle Tugenden Kaiser Wilhelms I. besessen haben.« Es ehrt das zollerntreue »Handlanger«-Gemüt des Berliner Professors, der in einem Vergleiche mit Kaiser Wilhelm dem Großen selbstverständlich den Gipfel »kritikloser Bewunderung« entdeckt. Weniger ehrenvoll für Herrn Hartung ist es, wenn er meinem Buche vorwirft: »Der wissenschaftliche Widerspruch, den Delbrücks Kritik (am Feldherrntum Friedrichs) gefunden, wird nicht erwähnt.« Eigentümliche Leseunfähigkeit eines kritikbereiten »Professors«! Ich gab im Gegenteil (z. T. mit Kosers Worten!

III, 239; IV, 379) die *offizielle* Auffassung von Friedrichs II. Feldherrnkunst und gab dann als Widerspruch dazu die Delbrückssche Auffassung. Nicht nur wird »der wissenschaftliche Widerspruch, den Delbrücks Kritik fand«, von mir erwähnt (III, 511 — 3; IV, 666 — 69), sondern der Protagonist meiner Gespräche schließt sich diesem Widerspruch sogar an, und Manfreds Spott über Delbrücks Kritik veranlaßte mich in meinem Buche (III, 251; IV, 393) zu dem Schlusse: »Mir wollte fast scheinen, als würden die Thesen Delbrücks in diesem Lachen öffentlich verbrannt«. Aber Herr Hartung, der in seiner Kritik meines Buches für sich »wissenschaftliche Kritik« und »sachliche Kritik« in Anspruch nimmt, tut so, als hätte ich Delbrücks Kritik am Feldherrntum Friedrichs zu der meinen gemacht.

FRIEDRICH II. ALS »ERSTER REBELL« UND DES »GROSSEN« KURFÜRSTEN »BÖSE DURCHSTECKEREIEN MIT DEM AUSLAND«

Mit derselben professorenhaft-anmaßenden Oberflächlichkeit erklärt Herr Hartung: »Wie ungeschichtlich Hegemann vorgeht, zeigt er mit der *völligen Ignorierung* der Reichsgeschichte, dadurch gewinnt er freilich den Vorteil, daß Friedrich als der erste Rebell gegen das Kaisertum erscheint«. Wenn Professor Hartung mein Buch, über das zu reden er sich befähigt glaubt, nicht auch hier »*völlig ignorierte*«, dann wüßte er, daß meine Hinweise auf frühere Rebellionen deutscher Kurfürsten zu den »unablässigen Wiederholungen« gehören, die mir sein Kollege Professor Volz vorwirft, die aber augenscheinlich nicht »unablässig« genug waren, wenn sie in Professorenköpfe Hartungscher Dicke eindringen sollten. Gelegentlich des Goetheschen Kampfes gegen den »deutschen« Fürstenbund und gegen die damit verbundene deutschfeindliche Politik Friedrichs II. sagte Manfred (III, 115; IV, 206): »Die bayrischen

Kurfürsten haben jahrhundertelang gegen den deutschen Kaiser gekämpft. Die preußischen Geschichtsklitterer müssen noch fleißig weiterklittern, bevor man ihnen glaubt, daß Bayerns Unabhängigkeit vom Kaiser der deutschen Sache genützt habe«. Folgt daraus, daß ich Friedrich II. »als den ersten Rebellen gegen das Kaisertum erscheinen« lassen will? Weiter: Manfred schilderte an anderer Stelle (III, 228; IV, 360f.) Friedrichs II. Versuche von 1757, die englischen Bundesgenossen zu verraten und heimlich zu den Franzosen überzugehen, während gleichzeitig auf der englischen Seite Pitt die mustergültigste »Nibelungentreue« bewahrte. Dabei ließ Friedrich II., wie Manfred aus der »Politischen Correspondenz« zitierte, den französischen Feldmarschall an die großen Vorteile erinnern, die schon Ludwig XIV. aus den hochverräterischen Diensten des »Großen« Kurfürsten zu ziehen verstand. Manfred wies ausdrücklich darauf hin, daß recht eigentlich der »Große« Kurfürst den Franzosen Straßburg verschaffte. Daraus folgert der »wissenschaftliche Kritiker« Hartung, daß Manfred Friedrich II. für einen früheren Rebellen als den »Großen« Kurfürsten hält. Ich gebe zu, daß der »Große« Kurfürst seinen Kaiser nicht plötzlich mit den Waffen in der Hand überfiel, wie Friedrich der »Große« das tat. Ich gebe noch mehr zu: wenn mein Buch nicht von Friedrich II. sondern zum Beispiel vom »Großen« Kurfürsten handelte, hätte ich hinzufügen können, daß im Jahre 1891 der Redakteur W. Hopf von preußischen Staatsanwälten verklagt wurde, weil er in seiner Zeitung festgestellt hatte: »Der sogenannte Große Kurfürst habe fort und fort böse Durchsteckereien mit dem Auslande getrieben«.* Der preußische Staatsanwalt zog als Sachver-

*Die von Dr. Paul Bartels herausgegebene Veröffentlichung der Prozeßakten unter dem Titel: »Die preußische Geschichte vor den Schranken der Justiz« (Hannover, 1921) ist eines der merkwürdigsten Büchlein, die ich kenne.

ständigen den Hohenzollern-Lieb-Koser hinzu, und der Prozeß wurde wegen »Majestätsbeleidigung« und, wie versichert wird, auf unmittelbare Veranlassung Kaiser Wilhelms II. – durch alle denkbaren *Instanzen* bis zum Reichsgericht getrieben. Aber Redakteur Hopf mußte immer wieder und schließlich endgültig freigesprochen werden, denn – so drückte sich das Reichskammergericht aus –: »Der Angeklagte hat für alle in dem Artikel angeführten Tatsachen zutreffende Belege beigebracht.« Jeder aufrichtige Kenner der Berliner Verhältnisse wird bestätigen müssen (III, 102; IV, 80, 108, 314), daß eine derartige Prozeßentscheidung zur Zeit Friedrichs II. nicht möglich gewesen wäre, weil der Angeklagte lange vorher einen »Sprung nach Spandau« gemacht hätte. Aber unter der Regierung unseres großherzigen Kaisers Wilhelm II. (er lebe hoch in Holland!) war dieser Prozeß möglich. Und Herr Hopf konnte mit ausdrücklicher Zustimmung des Sachverständigen Koser und aller richterlichen *Instanzen* einschließlich des Reichsgerichts urkundlich feststellen, daß der »Große« Kurfürst durch seine jeweils gegen hohes Entgelt geschlossenen geheimen franco-borussischen Verträge von 1656, 1658, 1664, 1665 1667, 1669, 1673, 1678, 1679, 1681, 1682, 1683 »fort und fort böse Durchsteckereien mit dem Auslande getrieben hat«, daß er sich insbesondere verpflichtete, den Franzosen ihren Raub eines Achtels des Deutschen Reiches zu schützen (der Erfolg dieses groß-kurfürstlichen Landesverrrates ist bis heute offenbar!) und bei einer Neuwahl des deutschen Kaisers seine »große« Kurfürstenstimme »niemandem als dem Könige von Frankreich zu geben ... als dem durch seine persönlichen Eigenschaften und seine Macht Geeignetsten«. Man ermesse, wie »groß« Ludwig XIV. gewesen sein muß, daß wir in Deutschland selbst seine Vasallen, Handlanger und Mietlinge wie den Kurfürsten von Brandenburg »groß« nennen!

Diese aus Raummangel unterlassene Ergänzung meines Buches hätte vielleicht sogar Herrn Hartung klar gemacht, daß ich Friedrich II. nicht »als den ersten Rebellen gegen das Kaisertum erscheinen« lassen will. Immerhin hätte Herr Hartung seine *»völlige Ignoranz«* meines Buches, da er es besprechen wollte, nicht bis zum »völligen« Übersehen des von mir (III, 439; IV, 628) gegebenen langen Zitates aus Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« treiben dürfen. Bismarck sagt da nämlich: »Auch der preußische Partikularismus ist entstanden in Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesamtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren.« Im weiteren Verlauf dieser von mir mitgeteilten Schilderung früherer Rebellionen geht Bismarck bis auf die Zeit der Hohenstaufen zurück. Wenn daraus Herr Hartung folgert, daß ich Friedrich II. von Hohenzollern »als den ersten Rebellen gegen das Kaisertum erscheinen« lasse, wirft er im Dunkel seines Professorengehirnes diesen preußischen Friedrich II. vielleicht mit Friedrich II. von Hohenstaufen (?) durcheinander, was bei einem Friedrichverehrer um kein Haar erstaunlicher ist, als daß Professor Volz mir wichtig erklärt, bei dem von mir angeführten Worte über den »Partikularismus« habe Bismarck »vor allem Gegenwart und Zukunft vor Augen«. In demselben wichtig belehrenden Tone fragt Herr Volz, warum ich keine Zitate aus Friedrichs »Politischer Correspondenz« gebracht hätte, und gibt mir bibliographische Weisungen über die Zahl der veröffentlichten Bände und so weiter. Herr Volz, der mich »einen durch keinerlei Sachkenntnis beschwerten Dilettanten« nennt, wurde durch das Kritisierenwollen meines Buches so beschwert, daß er darin die mehr als zehn Seiten lange Verspottung nicht bemerken konnte, die Manfred dieser phantastischen »Politischen Correspondenz« angedeihen ließ (III, 217ff.; IV, 348ff.).

»DIE BEKANNTE SCHMÄHLITERATUR« UND DIE SODOMITISCHEN UND HOMOSEXUELLEN ANWANDLUNGEN FRIEDRICHS II.

Wie Kraut und Rüben passen auch die Urteile zusammen, die meine Kritiker über die von mir benutzten Quellen bekanntgeben. Ich habe weitgehenden Gebrauch von Friedrichs II. »geheimen« Testamenten und von Bismarcks Schriften gemacht. Herr Hartung bemerkte das und zerbricht sich den Kopf darüber, wie »Manfred Ellis vor 1914 die ganzen politischen Testamente Friedrichs und den dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen“ Bismarcks zu Gesicht bekommen habe?«; dann folgert er, mein Buch sei »aus schlechtestem Material gezimmert«; Herr Volz dagegen hat nicht bemerkt, daß ich die »ganzen« Testamente verwertete, und empfiehlt mir, wieder altklug, die Lektüre der »bereits seit 1920 vollständig gedruckt vorliegenden politischen Testamente«, denn: »Hegemann kennt nur die früher veröffentlichten Auszüge«. Noch schlimmer geht es mir mit Bismarck, bei dessen Schriften mir Herr Volz nicht ihre Unkenntnis, sondern die »Unterschlagung« von zwei wichtigen Stellen vorwirft, an denen Friedrich II. von Bismarck belobigt wurde. Ich habe längst nicht alle Stellen angeführt, wo Friedrich II. von Bismarck getadelt wird. Wenn aber Herr Volz gelernt hätte, Bücher zu lesen, zu denen er seinen Senf beisteuern möchte, dann würde er gefunden haben, daß ich beide von ihm vermißten Lobesworte Bismarcks zitiert (III, 266, 399; IV, 412, 574) und eines davon seitenlang besprochen habe (sogar unter Zuziehung Kaiser Wilhelms II.!). Es ist also Herr Volz, der »unterschlägt«, nicht ich. Bei *»völliger Ignorierung«* der Tatsachen behaupten dann die drei Professoren Hartung, Meißner, Volz denselben Unsinn über meine Quellen: »Die bekannte Schmähliteratur gegen Friedrich

den Großen ist eifrig benutzt worden« (Hartung). »Diese zweifelhafte und trübe Quelle wird als lauter und gültig genommen« (Meißner). »So gilt von vornherein als unantastbarer Kronzeuge, wer gegen den König aussagt. Und nur Zeugen dieser Gattung kommen zu Worte« (Volz). Daraus möge ein Schriftsteller, der gewitzigter ist als ich, entnehmen, wie ein Buch beschaffen sein darf, das in den »Forschungen« oder der »Deutschen Tageszeitung« oder der ebenbürtigen »Deutschen Literaturzeitung« von »Historikern« besprochen und wahrscheinlich bewundert werden soll. Daß der Witz, der meinem Buche den Beifall literarisch Ernstzunehmender sicherte, gerade darin beruht, daß es die »bekannte Schmähliteratur gegen Friedrich II.« gänzlich vermeidet, daß also mein Buch sein Verdammungsurteil über Friedrich II. ganz aus Quellen schöpft, die von preußischen Hurrah-»Historikern« selbst gutgeheißen werden, das haben diese literarisch Blinden gar nicht bemerkt. Meine »Schmähliteraten« heißen Bismarck, Lessing, Schiller, Friedrich II. und die Leute, die in seiner unmittelbaren Nähe weilten und von den »Historikern« ausdrücklich als zuverlässig empfohlen werden, Empfehlungen, die von mir in zweifelhaften Fällen ausdrücklich abgedruckt wurden. Ich war allerdings nicht darauf gefaßt, daß jetzt »Historiker« vom Schlage der Meißner und Volz den Gesellschafter Friedrichs II. de Catt als einen »Ordensschwindler« und als »zweifelhafte und trübe Quelle« bezeichnen und die unhaltbare Behauptung aufstellen würden, ich hätte »allein« de Catts »Memoiren« und nicht seine »Tagebücher« benutzt. Ich durfte glauben, daß Reinhold Koser, der diesen »Historikern« als *Autorität* gilt, ihnen hier den Mund gestopft hätte, als er in seinem Versuche, das oft peinliche Zeugnis de Catts zu entkräften, die Legende von de Catts »Ordensschwindel« als zweifelhaft bezeichnen und weiter sagen mußte: »de Catts Darstellung (in den „Memoiren“!) beherrscht der Ton der

Ergebenheit, der Anerkennung, der Bewunderung; der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, die Figur seines Helden mit dem Schimmer der Liebenswürdigkeit zu umgeben, die Sympathien des Lesers für diese Individualität zu wecken...« Und über diese von Volz und Meißner geschmähten »Memoiren«, die ich statt der »Tagebücher« »allein« benutzt haben soll, schrieb Koser weiter: »In bezug auf formale Behandlung befinden sich die Memoiren in entschiedenem Vorteile vor den Tagebüchern des Verfassers, deren oft sybillinische Kürze und Abgerissenheit vielfach erst durch die Memoiren eine authentische Interpretation erhält... Die Memoiren lassen den König vieles sagen, was er an Ort und Stelle nicht gesagt hat, kaum etwas, was er nicht hätte sagen können, was in seinem Munde unmöglich gewesen wäre«. Nach diesem Zugeständnis des Führers der Fridericologen wäre ich wohl berechtigt gewesen, die »Memoiren« ungekürzt zu benutzen.

Trotzdem habe ich es nicht getan. Wie jeder Leser meines Buches, der weniger oberflächlich als die Herren Volz, Meißner, Hartung zu lesen versteht, sich überzeugen kann (III, 71; IV, 84), habe ich von den »Memoiren« nur die »kritisch festgestellte Auswahl« benutzt, die der Fridericologe Fritz Bischoff 1885 für »den weiteren Leserkreis« das heißt also *in usum Delphini* veröffentlichte. Nur »Historiker« können das alles übersehen.

Gegen das von mir benutzte Zeugnis Lucchesinis wagt selbst Herrn Volzens eifernde Kritik nichts einzuwenden, obgleich doch Herr Volz gerade die Forderung meines Buches nach einer Veröffentlichung des Originaltextes erfüllt hat und Lucchesinis Buch also vielleicht kennt. Ich fordere die Herren Volz oder Hartung auf, mir doch eine Probe der »bekannten Schmähliteratur« nachzuweisen, die ich »eifrig benutzt« haben soll. Da aber die Behauptungen der Herren Volz und Hartung, ich hätte nicht nur die »bekannte Schmähliteratur eifrig benutzt«, sondern ich hätte sie

sogar ausschließlich benutzt, mehr als schwindelhaft, nämlich auch unverschämt sind, will ich dem Leser einiges mitteilen, was ihn, wenn er kein »Historiker« ist, überraschen wird. Das Wort »bekannte Schmähliteratur« enthält von vornherein und ganz unter der Hand einen dreisten Irreführungsversuch: es gibt nämlich gar keine »bekannte Schmähliteratur gegen Friedrich den Großen«. Wenn der diesen Ausdruck prägende Professor nicht ebenso unaufrichtig wäre, wie er oberflächlich ist, dann hätte er höchstens folgendes behaupten – wenn auch keineswegs beweisen! – können: »Hegemann benutzte die von uns ängstlich und mit beispiellosem Erfolge geheimgehaltenen Dokumente, die wir Schmähliteratur nennen, weil sie Ungünstiges über unseren Abgott Friedrich enthalten.« Ich behaupte dagegen:

1) daß diese sogenannte »Schmähliteratur« nicht »bekannt« ist;
2) daß es geradezu ein Verdienst wäre, wenn sich einmal jemand die Mühe nähme, diese Literatur »bekannt« zu machen und nachzuweisen, wie viel davon gar nicht »Schmähliteratur«, sondern zuverlässiges, aber für Friedrich II. schwer belastendes Material darstellt;
3) daß ich diese sogenannte »Schmähliteratur« nirgends benutzt habe;
4) daß ich weit entfernt, den »großen« König schmähen zu wollen, ihn im Gegenteil gegen die »bekannten Schmähungen« in Schutz genommen habe;
5) daß die »bekannten Schmähungen« Friedrichs II. (zum Beispiel der Nachweis seiner sodomitischen und homosexuellen Anwandlungen) sich auf Dokumente stützen lassen, die auch die Verteidiger Friedrichs II. nicht »Schmähliteratur« nennen.

Hier nur einige Worte zur Erklärung meiner fünffachen Behauptung. Gewiß erwähnte ich in meinem Buche auch Äußerungen der Geschwister Friedrichs II., und ich weiß,

daß fast jedes Mitglied der Familie Friedrichs II. von seinen »Historikern« unter die »Schmähliteraten« gerechnet wird. Aber es gehört der Scharfsinn professorialer »Historiker« dazu, nicht zu bemerken, daß ich die Bedenken gegen die Glaubhaftigkeit dieser Zeugen ausdrücklich erwähnte und daß ich diese Zeugen nur dann zu Worte kommen ließ, wenn bekannte Friedrichverehrer mich dazu zwingen (zum Beispiel III, 188 f.; IV, 303 f., wo Wilhelmine von Carlyle zitiert wird; III, 238; IV, 378, wo Prinz Heinrich von Delbrück zitiert wird; III, 37; IV, 50, wo Prinz Heinrich durch den Mund der Kaiserin Katharina aus den »Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte« zitiert wird). Selbst »Historiker« müßten begreifen, daß zum Beispiel das Urteil des von ihnen als »Schmähliteraten« abgelehnten Prinzen Heinrich selbst in ihrem engen Kreis wieder etwas Gewicht gewinnen muß, wenn Delbrück oder Katharina, die Großen, dieses Urteil für zutreffend halten. Statt das zu begreifen, wirft mir zum Beispiel der Herr »Historiker« Volz ausdrücklich vor: »Sorgfältig werden gehässige Äußerungen des Prinzen Heinrich registriert«. Im Gegenteil vermied ich »sorgfältig« selbst so treffende Äußerungen wie zum Beispiel folgendes Wort des Prinzen: »Ich habe kein Vertrauen in die Nachrichten, die er (Friedrichs II.) gibt, sie sind immer widerspruchsvoll und unsicher wie sein Charakter. Er hat uns in diesen grausamen Krieg gestürzt... Seitdem er zu meinem Truppenteil gekommen ist, hat er ihn in Unordnung und Unglück gebracht« (*Oeuvres* XXVI, 203). Ich zweifle nicht, daß hier Prinz Heinrich richtig urteilte. Ebenso überzeugend scheint mir der Bericht des Prinzen Heinrich über Friedrichs II. Flucht aus der Schlacht von Lobositz, wo es sich um eine genaue Wiederholung von Friedrichs Flucht aus der Schlacht von Mollwitz handelt, nur daß Friedrich 1741 fast allein floh, während er 1756 gewitzigter war und starke Bedeckung mitnahm. Prinz Hein-

richs Bericht ist bestätigt durch die Aufzeichnungen des Prinzen August Wilhelm (vgl. »Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte«, IV, 228 ff.) und den Bericht des Junkers von Lemcke, wie er sich abgedruckt findet in den »Urkundlichen Beiträgen und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, herausgegeben vom Großen Generalstab« (4. Heft, Berlin 1902). Dort heißt es: »Der König befahl dem Herzog von *Bevern*, noch einmal sein Bestes zu versuchen, um alsdann zu *retoriren*. Der König selbst nahm ein *Bataillon* und ging damit zurück.« In Abwesenheit des Königs konnte dann der Sieg erfochten werden; der Bericht geht weiter: »Dem Könige wurde sogleich durch einen *Major* der Sieg benachrichtigt, welcher sogleich wieder umkehrte.«

(Wie man derartige Dinge berichten muß, um den herzlichen Beifall von Herren wie Hartung, Meißner, Volz zu finden, zeige folgende echt preußische Stilblüte aus »Friedrich der Große« von Generalmajor C. von Zepelin und Professor, Hauptmann L. von Scharfenort, Vorstand der Bibliothek der Kgl. Preuß. Kriegsakademie! (Berlin, 1912.) Da heißt es (S. 118): »Der König setzte sich schonungslos, im Reiterkampf vom Gewühl mit fortgerissen, *so* sehr der Gefahr aus, in Gefangenschaft zu geraten, *daß*, als die Schlacht eine ungünstige Wendung anzunehmen schien, er den Bitten Schwerins und seiner Adjutanten nachgab und mit wenigen Begleitern das Schlachtfeld in der Richtung auf Löwen verließ.« So schonungslos, daß er verließ. Wer hämisch veranlagt ist, vergleiche die Schilderung des königlichen Löwenmutes und »Nachahmung der Griechen« in der Autobiographie des Generalquartiermeisters Grafen v. Schmettau (herausgegeben 1806 von seinem Sohn). Da sie von den Friedrichverehrern zur »Schmähliteratur« gerechnet wird, habe ich mich gehütet, sie zu benutzen.)

Der Bericht des Prinzen August Wilhelm, der dem Könige 1756 von der Flucht abriet, wird von den Friedrichbewun-

derern m. E. zu Unrecht in Zweifel gezogen. Wenn man überhaupt auf irgendein Mitglied der merkwürdigen, jenseits von Gut und Böse stehenden Fürstengruppe, wie sie die Hohenzollern des achtzehnten Jahrhunderts darstellen, die bürgerliche Bezeichnung »anständig« anwenden dürfte, dann ist sicher August Wilhelm eher »anständig« zu nennen als der »*trompeur et demi*«, der den Antimachiavell verfaßte.

Ich kenne viele ähnlich ungünstige Berichte über Friedrich II., die ich in meinem Buche »sorgfältig« vermied, wenn sie nicht von einem im übrigen als Lobredner Friedrichs II. bekannten Manne oder von einem Beurteiler stammen, den entweder Friedrichs Lobredner zuverlässig nennen, oder den sie wie Katharina, Malmesbury, Voltaire, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Arndt, Bismarck und viele andere nicht mit ihrer dreisten, »bloß wegwerfenden Geste beseitigen« können, wie sie es mit den Geschwistern Friedrichs II. versuchen.

So habe ich z. B. die Tagebücher des Grafen Lehndorff in den früheren Auflagen »sorgfältig« nur da erwähnt, wo sie nichts Ungünstiges über Friedrich II. aussagen. Wenn ich in der vorliegenden vierten Auflage auch andere Stellen verwendete, so geschah das nur, nachdem mein Kritiker Professor Helmolt selbst, in seinem neuen Buche über Friedrich II., diese Stellen für glaubwürdig erklärt hat.

Herr Volz behauptet, ich hätte Dampmartins »Klatsch« (über Friedrichs Bemühungen um verbesserte Zuchtwahl) erwähnt. Auch das ist eine Irreführung seiner Leser. Denn das Verdammungsurteil »Klatsch« fällte gerade mein eigener Gewährsmann Manfred über Dampmartins Mitteilung (III, 37; IV, 50). Das Beachtenswerte, das sich dabei ergab, hat Herr Volz wohl nicht verstanden? Manfred sagte: »Da sich Friedrich II. *nachweislich* und wiederholt mit derartigem Klatsch beschäftigt hat, gewinnt sogar Dampmartins Bericht etwas Glaubwürdigkeit.« Den erwähnten *Nachweis*

brachte Manfred aus Lucchesinis Tagebüchern, und da Herr Volz den Marquis Lucchesini als Zeugen gelten läßt, wird es ihm schwerfallen, sich dem Zwange der Schlußfolgerung Manfreds zu entziehen. Wenn Volz statt des Wunsches, die Wahrheit zu verschleiern, Sachkenntnis besäße, hätte er Manfred aber folgenden Fehler nachweisen können: Statt Dampmartin hätte Manfred Lehndorffs Tagebücher als viel ältere und zuverlässigere Quelle nennen sollen, weil dort der Zuchtwahl-»Klatsch« viel glaubhaftere Formen annimmt (Schmidt-Lötzens Ausgabe von 1907, S. 488). Der Frage der Zuchtwahl haben Plato und Darwin die allerhöchste Bedeutung zuerkannt. Die hier erörterte Frage, ob nämlich die Berichte über Friedrichs Menschenzüchtungsversuche ernst zu nehmen sind, und ob die erste Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. zu Recht oder Unrecht behauptete: »der König (Friedrich II.) habe gewünscht, sie solle durch Edelsheim Nachkommenschaft erzielen«, wird – angeregt durch Herrn Volz – vielleicht einmal einen so »eifrigen Benutzer der bekannten Schmähliteratur« wie die Leser der »Deutschen Literaturzeitung« ihn zu brauchen scheinen, zu überraschenderen Untersuchungen veranlassen, als sie von mir angestrebt wurden. Wenn die Herren Volz und Hartung den Mund gehalten hätten, dann wäre ich, der alle »Schmähliteratur« in meinem Buche vermied, nicht einmal gezwungen worden, darauf hinzuweisen, daß die Kunde von Friedrichs Bemühungen, die Begattung zu beeinflussen und dabei auch Tiere mit Menschen zu kreuzen, sich durchaus nicht nur auf »die bekannten Schmähliteraten« zu stützen braucht, von denen Retif de la Bretonne berichtet, der König habe besonderen Erfolg mit Schweinen gehabt (vgl. Preuß I, 367). Nein, der zuverlässige de Catt berichtet Friedrichs Äußerung vom 21. Juli 1759 (»Tagebücher« von mir nicht benutzt?!). »Er wollte einen Menschen mit einem Affen kreuzen... das gäbe eine Art ganz vergeistigter Wesen, gute Kanzler, Staatsmini-

ster, Sekretäre.« Vielleicht sogar Professoren? Au cham 8. August 1739 schrieb Friedrich aus Ostpreußen an Jordan: »Ich bin an der Spitze fast aller Eheangelegenheiten des Landes. Sie wissen, daß ich bisher die Vaterschaftsbescheinigungen unterzeichnet habe; ich bin jetzt bereit, ins Gestüt zu gehen, wo alles *gratis* Nachkommen zeugen wird; so werde ich für die Vermehrung der Geschöpfe unserer Staaten, Menschen wie Tiere sorgen. Wenn Sie hier wären, gäbe ich Ihnen die Wahl zwischen dem hübschesten litauischen Mädchen und der schönsten Stute des Gestütes.« Man sage nicht, diese friderizianische Weisheit habe keine Nachfolge gefunden oder sei gar nur als Scherz zu verstehen.[1] In seinem »geheimen« Testamente von 1768, das die meisten Leser noch hochernst nehmen, schrieb Friedrich II. über dieselben Ostpreußen: »Das Volk ist nicht schlecht. Das Schlimmste, was verübt wird, ist das Abtreiben der Leibesfrucht durch die Mädchen, und das Liebkosen der Kühe durch die jungen Leute.«

Es ist eine sehr lächerliche Behauptung der Professoren Hartung-Meißner-Volz, daß man »die bekannte Schmähliteratur gegen Friedrich den Großen benützen« müsse, um über diesen merkwürdigen Fürsten abenteuerliche Tatsachen in Hülle und Fülle veröffentlichen zu können. Es ist auch nur eine plumpe Irreführung der öffentlichen Meinung, wenn der »Schmähliterat« Voltaire als die einzige Quelle für das Bekanntwerden der homosexuellen Neigungen Friedrichs II. bezeichnet wird. Der preußische Historiograph Preuß (I, 363 – 65) sagt von Baron Diebitschs »Spezieller Zeiteinteilung Friedrichs II.« (vgl. III, 309 ff.; IV, 459 ff.), »daß sie unverkennbar das Gepräge des treuen Berichterstatters an sich trägt«. Baron Diebitsch berichtet darin ganz ähnlich wie Voltaire über Friedrichs homosexuelle Spielereien. Nachdem Preuß das Urteil Voltaires als befangen abgelehnt hat, fährt er fort: »Ungern dagegen nennen wir in diesem Zusammenhange zwei andere Män-

ner«, nämlich den Prediger Formey, Sekretär der Akademie, und den Geographen Oberkonsistorialrat Büsching, die beide von der Homosexualität Friedrichs sprechen. Über Büsching sagt Preuß: »Er spricht mit der zuversichtlichsten Bestimmtheit. In Unwillen kann er eigentlich nicht gegen Friedrich schreiben; denn der König ist ihm, wie dem Prediger Formey, stets besonders gnädig begegnet.« Ich selbst habe die meisten dieser Dinge in meinem Buche völlig unerwähnt gelassen. Manfred hat sie sogar ausdrücklich als belanglos erklärt. Manfred sah in der Homosexualität eine Mode des achtzehnten Jahrhunderts, die der »beifallsbedürftige« Friedrich II. genau so mitmachen mußte wie die damals modische »Metromanie« und das zynische Philosophieren, ohne aber wirkliche Begabung und Kraft dafür zu haben. Damit hat Manfred den Friedrichbewunderern den einzigen Weg gezeigt, auf dem sie um die ihnen unbequemen Tatsachen bequem herumkommen können. (Denselben Weg hat Bruno Frank in seinem Buche »Tage des Königs« mit großem Erfolge beschritten.) Als Dank dafür wird Manfred — oder ich! — von den Fridericologen unter die »Schmähliteraten« eingereiht.

FRIEDRICH II. »RETTET« DAS ELSASS UND »HÜTET DIE DEUTSCHEN GRENZEN«

Herr Hartung kann sich als wohlbestallter Professor nicht vorstellen, wie ein Mann eine Meinung vertreten mag, ohne dafür bezahlt zu sein. In seiner Kritik meines Buches scheut er sich nicht, bei dem von mir angeführten deutschen Patrioten Jacob Stählin, von dem er nichts weiß, als daß er eine deutsch-patriotische Ansicht geäußert hat, unverzüglich von »bestellter Arbeit« zu sprechen. Selbst Hartungs Kollege Professor Karl Stählin sah sich, wohl als Verwandter des Beleidigten, genötigt, in der Historischen Zeitschrift (Bd. 135, H. 1) gegen Hartungs »allzu voreiligen

Schluß« Einspruch zu erheben. Gegen weitere »allzu voreilige Schlüsse« Herrn Hartungs muß ich mich selbst wenden. Er wirft mir vor: »Bei der Erwähnung der für die Nachbarn Preußens gewiß unbequemen Wirtschaftspolitik Friedrichs fehlt natürlich jeder Hinweis darauf, daß alle großen Staaten der damaligen Zeit, vor allem auch Österreich, eine merkantilistische Schutzpolitik trieben.« Daraus, »daß alle großen Staaten« eine solche Politik trieben, schließt der voreilige Professor also, daß ein kleiner Staat wie Preußen sie ungestraft auch treiben durfte und daß dann der König, der sie trieb, »groß« sei. Höchst einfach! Friedrich, der nicht ganz so einfach veranlagt war wie Herr Hartung, erklärte: »Wir äffen die Großmächte nach, ohne eine zu sein« (vgl. III, 89; IV, 142). »Einfach«-heit ist ein Vorwurf, den Herr Hartung mir macht. Er verlangt auch von mir, ich solle »die habsburgische Politik des 17. und 18. Jahrhunderts mit dem gleichen Maßstab messen wie die preußische«. Man braucht den von Friedrich II. gewählten Affenvergleich nur zu verfolgen, um Herrn Hartungs Hirnlosigkeit bedauern zu müssen; der Affe, der das Feuermachen seines Herrn nachäfft und dabei das Haus in Brand steckt, soll also »mit dem gleichen Maßstab gemessen« werden wie der Herr des Hauses, der mit aller Kraft für die Rettung des Hauses kämpft? Aber nein! es war ja nicht Maria Theresia, die das Elsaß »rettete«, sondern Friedrich II. (oder der »große« Kurfürst?) »rettete« es, wie er sich selbst rühmte – für die Franzosen! Nur wenn »das größte Unglück für Frankreich, das Aussterben der königlichen Familie eintritt; dann wird niemand Österreich verhindern können, Elsaß-Lothringen zurückzuerobern«, niemand, nicht einmal der König von Preußen; so klagte Friedrich II. in seinem Testament von 1752, weil er Herrn Hartungs »historische Rheinpolitik« noch nicht kannte. Herr Hartung schreibt nämlich: »Die historische Rheinpolitik der Franzosen kennt Hegemann so wenig, daß er

behauptet, wenn Friedrich nicht 1743 die rechtzeitige Rückeroberung von Elsaß-Lothringen verhindert hätte, dann wäre diese alte deutsche Provinz heute wieder 170 Jahre lang deutsch.« Woraus wohl ein weniger »voreiliger« Leser schließen muß, daß Herr Hartung die historische Politik Ludwigs XV. oder Ludwigs XVI. sehr genau kennt und daß er überzeugt ist, einer dieser Könige würde Elsaß ohne die Hilfe Friedrichs II. oder gar gegen den gemeinsamen Widerstand von Österreich und Preußen zurückerobert haben. Friedrich II. war genau entgegengesetzter Ansicht (III, 116, 282 f.; IV, 149, 433). Oder glaubt Herr Hartung, daß gerade 1815 Frankreich einen Anspruch auf ein erst von Napoleon besetztes deutsches Elsaß-Lothringen gegen Österreich und Preußen hätte durchsetzen können?

Da Herrn Hartungs Besprechung meines Buches nur dreieinhalb Spalten lang ist, ist es ihm nicht möglich geworden, so viele Torheiten wie sein Kollege Volz auf seiner mehr als sieben Seiten langen Besprechung auszupacken. Während Hartung für sich die »ernsthafte und die wissenschaftliche Kritik« in Anspruch nahm, bescheidet Herr Volz sich mit der »sachlichen Kritik«. Friedrichs Kriegserklärung zur »Rettung des Elsaß« für die Franzosen versucht Volz folgendermaßen zu rechtfertigen: »Verbündete Friedrich sich 1744 mit Frankreich, um den im Elsaß vorgedrungenen Österreichern in den Rücken zu fallen, — geschah es nicht, nachdem Maria Theresia bereits 1743 das Wormser Bündnis geschlossen hatte, das seine schlesische Eroberung bedrohte?« Herr Volz hält also beinahe genau, wie Friedrich II. selbst es tat: »Elsaß-Lothringen und Schlesien für zwei Schwestern, von denen Frankreich die ältere und Preußen die jüngere geheiratet hat«. Daraus folgert Herr Volz einfachst, daß Preußens Anspruch auf Schlesien berechtigt und nötig war und daß Österreichs erfolgreiche Rückeroberung des Elsaß von Preußen hintertrieben werden mußte? Die Früchte dieser friderizianisch-volzschen Weis-

heit genießen wir heute. Besonders höhnisch glaubt Herr Volz von dem sprechen zu dürfen, was ich über Preußens »angebliches deutsches Grenzwächteramt« sagte. Herr Volz schreibt: »Diese herrliche Erfindung seines eigenen Geistes, dieses angebliche deutsche Grenzwächteramt, bezeichnet Hegemann als wichtigste Behauptung der preußischen Legende!« Statt dessen habe ich »dieses angebliche deutsche Grenzwächteramt eine wichtige Behauptung der preußischen Legende« (III, 233) genannt und führte das Zeugnis Delbrücks an (III, 510), der Rankes irrige Auffassung des friderizianischen Wirkens folgendermaßen kennzeichnet: »Friedrich empfindet bereits die Identität des preußischen und des deutschen Interesses: Um die deutschen Grenzen zugleich mit den seinen zu hüten, nimmt er die Position, die ihm endlich die Feindschaft der großen Kontinentalmächte zuzieht.« Muß ich jetzt Herrn Ranke verklagen, weil er mir »diese herrliche Erfindung meines eigenen Geistes, dieses angebliche Grenzwächteramt« gestohlen hat? Da es, nach Herrn Volz zu urteilen, auch nur Zufall war, daß eines der Eingangskapitel von Kosers »Friedrich der Große« die Überschrift trägt »Zur Memel und zur Maas« (oder muß ich Herrn Volz darauf aufmerksam machen, daß unsere Nationalhymne ähnliche Töne anzustimmen wagt?), kann Herr Volz mit gutem Gewissen verteidigen, daß »Friedrich in dem von Hegemann geschmähten Friedensentwurf von 1759 den Austausch seiner östlichen und westlichen Grenzlande erwog, um das preußische Staatsgebiet zu „konsolidieren“«. Im »Testament« von 1768 schildert Friedrich II., wie er die Festungen seiner westlichen Provinzen rasiert, um sich im Kriegsfalle schneller zurückziehen zu können. Da Herr Volz versichert, daß Preußens deutsches Grenzwächteramt nur eine Erfindung Hegemanns sei, muß dieser Hegemann künftig also noch nachdrücklicher, als er es bisher getan hat, darauf hinweisen, daß das deutsche Grenzwächteramt, das heißt der

Kampf gegen Türken, Russen und Franzosen nicht von Preußen, sondern nur von demselben Österreich erfüllt werden konnte, das 1743 zum Entsetzen Friedrichs II. Elsaß zurückeroberte und das, wie Bismarck betonte, »eine alte deutsche Macht« war, »die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat«, bis vor allem der Hochverrat des »Großen« Kurfürsten und die von Friedrich II. entfachten Bürgerkriege diese »alte deutsche Macht« und damit das seit 1648 wieder aufstrebende Reich schwächten und schließlich vernichteten.

BISMARCK ALS HERRN VOLZENS EINFALTSPINSEL

Bismarck wird von Herrn Volz greulich zugerichtet. Herr Volz schreibt: »Alle Angriffe, die Hegemann (wegen Friedrichs „Vasallentum gegenüber Frankreich“) gegen Friedrich richtet, sind ebenso töricht wie die Behauptung, er habe durch die Injurien gegen die Zarin Elisabeth und die Pompadour sich die Kaunitzsche Koalition auf den Hals gezogen.« Dieser Vorwurf der »Torheit« trifft leider nicht mich, sondern den armen Bismarck, von dem ich in dem von Herrn Volz getadelten Zusammenhang das Wort zitiere: »Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo verletzende Witze Friedrichs des Großen die Kaiserin Elisabeth und die Frau von Pompadour, also damals Frankreich, zu Gegnern Preußens machten.« Oder weiß Herr Volz noch nicht, daß Elisabeth und Pompadour unentbehrliche Glieder der Kaunitzschen Koalition waren? Aber Bismarck ist in den Augen des Herrn Volz nicht nur »töricht«, sondern ein unfaßlicher Einfaltspinsel. Herr Volz hat nämlich entdeckt, daß das Ungünstige in der Kritik Friedrichs, die Bismarck nach einem fünfundsiebzigjährigen Leben in seinen »Gedanken und Erinnerungen« niederlegte, im wesentlichen als Folge einer Art von Druckfehler anzusehen ist. Herr Volz er-

klärt: »Friedrichs Umdichtung der Rousseauschen Ode ist mit der falschen Überschrift *Corrigé la veille de la bataille de Zorndorf* in die Ausgabe der *Oeuvres de Frédéric le Grand* aufgenommen worden. Daher stammt der Vorwurf des Beifallsbedürfnisses, den Bismarck, diesem Irrtum zum Opfer fallend, in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, Bd. II, S. 288; Bd. III, S. 124, gegen den König erhebt.« Mit andern Worten: Herr Volz glaubt, Bismarck urteile und zitiere so »voreilig« und oberflächlich wie ein preußischer »Historiker«. In seiner voreiligen Oberflächlichkeit schrieb Bismarck: »Friedrich der Große war nicht frei von Eitelkeit. Sein erster Tatendrang entsprang dem Verlangen nach historischem Ruhm, ob diese Triebfeder gegen das Ende seiner Regierung, wie man sagt, degenerierte, ob er dem Wunsche innerlich Gehör gab, daß die Nachwelt den Unterschied zwischen seiner und der folgenden Regierung merken möge, lasse ich unerörtert. Eine dichterische Ergießung datierte er von dem Tage vor einer Schlacht und teilte sie brieflich mit der Unterschrift mit: *Pas trop mal à la veille d'une bataille*. Eine Eitelkeit der Art war dem Kaiser Wilhelm I. durchaus fremd«. Im dritten Bande seiner »Gedanken« (S. 123 ff.) kommt Bismarck auf dieses ihm besonders wichtige (weil besonders widerliche) Thema mit folgenden Worten zurück: »Im Gegensatz gegen seinen Vater hatte Friedrich II.... ein Beifallsbedürfnis, das sich früh im Kleinen verriet. In seinem Briefwechsel mit dem Grafen Seckendorff sucht er diesem alten Sünder durch Exzesse auf dem geschlechtlichen Gebiet und daraus folgenden Krankheiten zu imponieren, und seinen Aufbruch nach Schlesien gleich nach dem Regierungsantritt bezeichnet er selbst als das Ergebnis seines Verlangens nach Ruhm. Er versandte Gedichte aus dem Felde mit der Unterschrift: *„Pas trop mal pour la veille d'une grande bataille“*.« Im weiteren Verlauf dieser Ausführungen setzt Bismarck bei Friedrich II. das »Groß« in Anführungszeichen und fährt fort: »Die Eitel-

keit an sich ist eine Hypothek, welche von der Leistungsfähigkeit des Mannes, auf dem sie lastet, in Abzug gebracht werden muß, um den Reinertrag darzustellen, der als brauchbares Ergebnis seiner Begabung übrig bleibt. Bei Friedrich II. waren Geist und Mut so groß, daß sie durch keine Selbstüberschätzung entwertet werden konnten und daß man Übertreibungen seines Selbstvertrauens wie bei Kolin und Kunersdorf, bei der Vergewaltigung des Kammergerichts in dem Arnoldschen Prozesse und bei der Mißhandlung Trencks ohne Schaden für das Gesamturteil in den Kauf nimmt.« (Man mag nebenbei fragen, warum »Geist und Mut«, die Bismarck bei Friedrich II. gelten lassen will, gerade die Tugenden sind, die nach dem Urteile Berenhorsts, der ein Zeitgenosse und genauer Kenner Friedrichs II. war, von diesem Könige nicht gepflegt wurden. Berenhorst, den Hans Delbrück und Major C. von der Goltz einmütig als hervorragenden militärischen Kritiker rühmen — vgl. oben S. 601—603 — schrieb: »Ich vermag nicht zu entscheiden... ob königliche Fahrlässigkeit und Geringschätzung daran schuld waren; aber es leuchtet hervor, daß *Mut und Geist,* der innere Wert *ohne gesunde Pflege blieben,* denn Schauspielerstücklein und Flitterfedern können wir nicht in Anschlag bringen. Er [Friedrich II.] untergrub vielmehr durch widerwärtige oder fremdartige Sitten eine Volksbeschaffenheit, welche besser auszubilden sein Jahrhundert ihn aufforderte.« Vgl. oben S. 601—603. Das nur nebenbei.)

Man mag fragen, welche Art von Mut und Geist es eigentlich war, die Bismarck bei Friedrich II. gelten lassen wollte, wenn sie im dritten Kapitel der »Gedanken«* mit »Redensarten«, »*Renommage*« und »übertriebener«, das heißt also

* Bismarck schreibt: »Die alte preußische Einfachheit, die Friedrich der Große seinem Vertreter in London mit der Redensart empfahl: „Sage Er, wenn er zu Fuß geht, daß 100 000 Mann hinter ihm gehn“, bezeugt eine *Renommage*, die man dem geistreichen Könige nur in einer der Anwandlungen von übertriebener Sparsamkeit zutraun kann.«

urteilsloser Sparsamkeit vereinbar gedacht werden. Ja, man mag fragen, wie Bismarck im achten Kapitel von dem angeblich mut- und geistreichen Könige folgendermaßen sprechen konnte: »Etwas Elenderes als die Politik Preußens von 1778 bis zur französischen Revolution hat es nie gegeben; ich erinnere an die Subsidien, die Friedrich II. an Rußland zahlte, die einem Tribut gleichkamen, an den Haß gegen England.« (Vgl. S. 200.)

So also hat für Bismarck der schließliche Triumph des friderizianischen Preußens ausgesehen? Mit dem größten Heere der Welt war es dem gegen den deutschen Kaiser rebellierenden »großen« Könige geglückt, sein Preußen zum tributpflichtigen Vasallenstaate Rußlands zu machen. Dazu hatte das furchtbare zehnjährige Blutvergießen gedient! Dazu lohnte es sich, »das sklavischste Land Europas« und das geprügeltste zu sein?

»Etwas Elenderes hat es nicht gegeben«! mit diesem verheerenden Urteile fegt Bismarck auch die kritiklose Bewunderung beiseite, die Berliner Professoren vom Range der Ranke und Meißner* für Friedrichs des »Großen« »deutschen« Fürstenbund empfinden, der uns als Prophetie der Bismarckschen Reichsgründung aufgeschwatzt werden soll, obgleich Bismarck am 22. Juli 1854 schrieb: »Wir müssen einen Fürstenbund schließen, ganz anders und fester als der von Friedrich II. war.«

Aber gleichviel, ob Bismarck in der Frage von Friedrichs II. »Mut und Geist« recht hat, sicher hat Herr Volz unrecht, wenn er sich oder seinen Lesern vortäuscht, Bismarck habe sozusagen nur infolge eines Druckfehlers Anlaß zur Kritik

*Als diese Seiten bereits in die Presse gingen, hörte ich, daß Herr Carl Meißner noch gar nicht Berliner Professor ist. Da aber nach den Leistungen der Herren Hartung und Volz das wahllose Vorbringen von Torheiten den Anwärtern und Trägern dieses Titels nicht schadet, im Gegenteil, vielleicht geradezu einen Anspruch auf diesen Titel gewährt, wird Herr Meißner ihm kaum entgehen können. Nur dieser Titel kann ihn vor dem Verdacht der Sachkenntnis schützen.

an Friedrich II. gefunden. Und selbst wenn Bismarcks ungünstige Urteile über Friedrich II. nicht zahlreich genug wären, dann bliebe noch Herrn Volzens echt professorenhafte Annahme lächerlich, Bismarck habe (ähnlich wie etwa Herr Volz »wichtig« in »wichtigst« verdreht) das *Corrigé la veille de la bataille* verdreht in *Pas trop mal pour la veille d'une bataille*. Dieser Einfall kann nur einem »Historiker« kommen, der weder Friedrich II. noch Bismarck kennt. Gerade wenn Bismarcks zweimalige Behauptung, Friedrich habe Briefe mit »*Pas trop mal pour la veille d'une bataille*« unterschrieben, nicht im wörtlichen Sinne stimmen sollte (was nachzusuchen des Herrn Friedrich-»Spezialisten« Volz Geschäft ist) gerade dann zeugte sie von wirklich geistreicher literarischer Einsicht, wie sie Bismarck ja auch an andern Stellen bewiesen hat. Es trifft sich nämlich, daß nicht nur ein Brief aus dem Felde von Friedrich II., etwa in einer einmaligen, zufälligen Laune, mit *Pas trop mal* etc. unterschrieben wurde, sondern daß beinahe alle Briefe, die Friedrich II. an Jordan oder im Tone seiner Jordanbriefe an andere geschrieben hat, in dieser von Bismarck mißbilligten eiteln Laune verfaßt sind. Die Behauptung Herrn Volzens, Bismarck sei bei seiner wichtigen Feststellung der Eitelkeit Friedrichs II. einem »Irrtum zum Opfer gefallen«, verdient so sehr zurückgewiesen zu werden, daß ich einige Proben, die mir zufälligerweise in Erinnerung sind, geben möchte, weil sie Bismarck glänzend rechtfertigen und Herrn Volz so albern wie üblich erscheinen lassen. Am 17. Juli 1736 bereits schrieb Kronprinz Friedrich an Manteuffel: »Ach, daß ich Ihnen aus einem Friedenslager schreiben muß und daß ich niemals meine Briefe von einem Schlachtfelde datieren kann!« Als ihm dann endlich sein eiteler Wunsch, Briefe an seine Freunde »von einem Schlachtfelde datieren zu können«, in Erfüllung gegangen war, machte er von dieser Möglichkeit besonders dann gern Gebrauch, wenn er seinen Briefen reichlich das bei-

geben konnte, was Bismarck »dichterische Ergießungen« nannte. Um sich davon zu überzeugen, braucht man sich nicht auf die Aufzeichnungen zu verlassen, die Kaiserin Katharina auf Grund der mündlichen Mitteilungen des Prinzen Heinrich hinterlassen hat (vergl. oben III, 37 f.; IV, 50 f.), sondern man braucht nur Friedrichs Briefe an Jordan, Voltaire, d'Argens und andere durchzublättern, um am Schlusse der langen Gedichte Friedrichs II. immer denselben *Refrain* zu finden: »Wir sind am Vorabende *(à la veille)* von großen Ereignissen« (2. IV. 1742). »Meine Verse wären vielleicht besser, wenn sie in einer ruhigeren Zeit geboren wären« (22. X. 1762); oder »Wir liegen dicht vor dem Feinde. (Der feindliche General) Neuperg wagt nicht vor uns zu..., ohne zu fürchten, daß wir ihn hören; die Schlacht ist also wahrscheinlicher als je« (15. IX. 1741), oder »Ich kann heute keine Verse machen, denn wir marschieren...« dann folgen lange »dichterische Ergießungen« und der übliche *Refrain:* »Hier sind Verse, die mir, ich weiß nicht wie, in die Feder gekommen sind und die Ihnen, glaube ich, schlecht vorkommen werden« (8. IV. 1742). Hunderte derartige Beispiele ließen sich geben, denn Friedrich wurde geschüttelt von der Leidenschaft des Provinzbewohners für die bis zu ihm durchgesickerte Pariser Tagesmode, die er selbst die »Metromanie« nannte, was Bismarck treffend mit »Eitelkeit« übersetzt hat. Bismarck verstand darunter Friedrichs Wunsch zu dichten und hinzufügen zu können: »Wir stehen dicht vor einer Schlacht, bei der es sich um die Interessen von ganz Europa handelt...« Es folgt die »dichterische Ergießung«, die mit den Versen schließt: »Alle Welt erwartet von unseren Armeen ihren Ruhm oder ihr Verderben« und dann folgt in Prosa der übliche *Refrain:* »In einer Krisis von einer solchen Bedeutung werden Sie mir hoffentlich einige Nachlässigkeiten in meinen Versen verzeihen« (an Algarotti 20. III. 1742). Ich bin bereit, beliebig viel Beispiele

dieser Art beizubringen, um dadurch zu beweisen, daß Bismarck nicht der Einfaltspinsel war, den Herr Volz als würdiger Vertreter des »geistigen Leibregiments« und der Un-»Wissenschaft« aus ihm machen möchte. Die von mir gegebenen Beispiele mögen aber auch andeuten, wie falsch eine andere Behauptung des Herrn Volz ist, der mir entgegenhält, Friedrich II. habe sich nicht »in den Tagen vor und während des Überfalls bei Maxen mit Dichten beschäftigt... Tatsächlich geschah das erst, wie de Catts Tagebuch erzählt, nach eingetretener Katastrophe, als Friedrich seine Gedanken abzulenken versuchte.« Wenn Herr Volz sich entfernt so gut wie Bismarck auf Friedrichs Eitelkeit verstünde, wüßte er, daß dem »großen« Könige das Dichten zu irgendeiner Tages- oder Nachtstunde vor, während oder nach einer Schlacht zu untersagen geradezu Majestätsbeleidigung genannt werden muß. Es gibt keine Schlacht, vor der Friedrich nicht gedichtet hätte; und ganz besonderes Pech hat Herr Volz mit seinem Beispiel von Maxen, indem diese Schlacht vielleicht die einzige ist, bei der sich Friedrich II. selbst über sein Dichten vor der Schlacht nachweisbar geschämt hat. Nicht nur dichtete Friedrich vor seiner von ihm selbst verschuldeten schmählichen Niederlage von Maxen (»Um diesen Schandfleck auszulöschen, sind Jahrhunderte nötig«, rief Friedrich nach der Schlacht; vgl. III, 234; IV, 368), sondern er dichtete sogar ein Siegeslied vor der Schlacht und mußte deswegen nach der Schlacht an d'Argens (22. XI. 1759) schreiben: »Die kleine Hymne an die Fortuna (Epistel vom 15. IX.), die ich Ihnen geschickt habe, war zu voreilig verfertigt; vor dem Siege muß man nicht „Viktoria" rufen«. »Der König schrieb nachher unter dieses Gedicht: „Sechs Tage vor dem Vorfall bei Maxen"« (Rödenbeck, I, 398). Das alles dichtete und schrieb der tückische Friedrich II. hinter dem Rücken des Friedrich-»Spezialisten« Volz, der – wie alle Opfer friderizianischer Tücke – Beileid verdient.

BISMARCK ÜBER »MISSHANDLUNG TRENCKS«

Als eine »Fälschung« kann es in der lärmenden Sprache des Herrn Volz auch bezeichnet werden, wenn dieser Herr an Bismarcks Feststellung der »Mißhandlung Trencks« folgende Bemerkung knüpft: »Die auch von Hegemann treulich gebuchte Legende von Trencks Mißhandlung ist durch meine kritische Untersuchung über Trenck und mein Buch „Friedrich der Große und Trenck“ widerlegt.« Erstens nämlich habe ich die »Legende« von »Trencks Mißhandlung« nicht treulich gebucht, sondern im Gegenteil berichtet, wie Manfred sie mit einem wegwerfenden Satze ablehnte, indem er von v. Trenck als einem »angeblichen« Liebhaber Amaliens sprach und hinzufügte: »Die Einzelheiten dieses friderizianischen Gefängnisses Trencks sind so widerlich, daß ich es immer als selbstverständlich ansah, es müsse sich hier um böswilligen Hintertreppenschwindel handeln, bis ich vor kurzem entdeckte, daß Bismarck unter den Übertreibungen des Selbstvertrauens, die man dem Geist und Mut Friedrichs II., zugute halten müsse, auch diese Mißhandlung Trencks aufzuzählen für nötig befindet.« Angesichts dieser Worte Manfreds behauptet Herr Volz nicht nur, Manfred habe den von Bismarck erwähnten »Geist und Mut« Friedrichs unterschlagen, sondern auch, er (Herr Volz) habe die von Bismarck erwähnte »Legende« von »Trencks Mißhandlung« widerlegt. Genau das Gegenteil ist der Fall. Mir wenigstens hat erst Herr Volz die vielen langen Briefe bekannt gemacht, in denen Friedrich der »Große« bei seiner unerbittlichen Verfolgung Trencks auch folgendes schrieb:

»Um aber mit diesem haupt*malicieusen* und gefährlichen Menschen noch bessere *mesures* als bisher zu nehmen und sich seiner gewiß zu versichern, so wird es das beste sein, daß Ihr dessen *prison* verändert und solchen nach dem Fort

Bergen, wo der Walrave sitzet, in ein besonderes, durch und durch sehr wohlverwahrtes Gefängnis, so ganz abgelegen und wohin keine oder sehr wenige *passage* ist, bringen lasset, damit er dergestalt aus aller bisherigen, etwaigen *connexion* komme und diejenigen, so mit ihm *briguiret* haben, nicht wissen, wo er eigentlich geblieben sei. Allda er dann mit Ketten an Hand und Fuß an eine Mauer fest und wohlverwahret angeschlossen werden soll, daß er gar nicht an das Fenster noch an einige Türen kommen, mithin neue *practiques* machen könne ...« (29. IV. 1755 an Bonin.)

Am 1. November schrieb Friedrich II. an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig: »Weil in Magdeburg verschiedene Staatsgefangene sind, so müssen des Prinzen Liebden darauf halten, daß solche sorgfältig bewahret bleiben, und daß sonderlich der Trenck nicht von der Kette kommet.« Herr Volz hat also bewiesen, daß Friedrich II. den Baron von der Trenck lebenslang »mit Ketten an Hand und Fuß fest an eine Mauer geschlossen« sehen wollte, und auf dem Umschlage des Volzschen Buches sieht man gar den unseligen Trenck sich in seinen Eisen winden; das Bild zeigt Eisen um den Hals, um die Weichen, um die Arme, um die Hände. Die Füße zeigt das Bild nicht. Aber die Eisen, welche man sieht, sind durch Ketten und Quereisen eng verbunden. Dazu versichert Herr Volz behaglich, er habe die »Legende von Trencks Mißhandlung widerlegt«. Da ich nicht einmal Leute, die mich einen Fälscher nennen, lebenslang an die Kette wünsche, muß ich also den menschenfreundlichen Wunsch aussprechen, daß Herr Volz sein Leben lang — »mißhandelt« werden möge? Oder verdient er vielleicht wegen Roheit oder Urteilslosigkeit seinem »großen« Friedrich zur Nicht-Mißhandlung empfohlen zu werden? Zu solch haarsträubender Logik wird gezwungen, wer sich mit Fridericologen einläßt.

Herr Volz hat mir aber durch die glänzenden Antworten,

die sein ungeschicktes Buch über Trenck hervorrief (namentlich von Bruno Franck im »Berliner Tageblatt« vom 4. VIII. 26 und kurz darauf von Major Max Wild in der »Täglichen Rundschau«) bewiesen, daß vertrauliche Beziehungen zwischen Trenck und Friedrichs II. Schwester Amalie bestanden haben. Das erklärt mir die Tücke, mit der Friedrich II. den harmlosen Trenck verfolgte, und das erklärt auch den von Herrn Volz veröffentlichten französischen Brief Friedrichs II. vom 1. November 1754, in dem Friedrich dem französischen Gesandten im zweimal erbetenen tiefsten Geheimnis »Gelegenheit gibt, mir eine große Genugtuung zu verschaffen... Da ich wünsche, eine günstige Gelegenheit zu finden, mit der ich ohne Aufsehen diesen Menschen (Trenck) nach Indien schaffen könnte, wäre ich entzückt, wenn Sie nach Frankreich schreiben wollten, um ausfindig zu machen, ob man ihn (Trenck) wohl nach Ostindien oder nach Französisch-Amerika schaffen wolle. Er wird dort nicht ganz unbrauchbar sein, da er ein Mann des Degens ist, dem weder Mut noch Geist mangeln. Ich hoffe, daß Sie sich bereit finden lassen werden, mir dieses Vergnügen zu verschaffen...«.

Friedrich der Große als Kolonisator! Und man bemerke: »Mut und Geist«, die Bismarck bei Friedrich II. suchte, wo Berenhorst sie nicht fand, waren nach Friedrichs eigenster Feststellung wenigstens bei Trenck zu finden. Aber Herr Volz möchte uns glauben machen, Trenck sei nur ein *Deserteur* gewesen. Max Wild, der als Major mehr von solchen Dingen zu verstehen scheint, erklärt dazu: »Ich möchte das verneinen. Er wurde als achtzehnjähriger Kornett nach Glatz gebracht, und kein Urteilsspruch erfolgte, obgleich er wiederholt hierum bat. Also Kabinettsjustiz.«

Ich möchte die »Mißhandlung Trencks« nicht verlassen, ohne eine Äußerung mitzuteilen, in der Manfred einmal erklärte, warum er Trenck den »angeblichen« Liebhaber Amaliens nannte. Manfred sagte: »Möglich, daß der acht-

zehnjährige Kornett für die Prinzessin schwärmte; wozu wären denn Kornetts und Prinzessinnen sonst da? Aber daß Amalie für den Kornett geschwärmt hätte, glaube ich nimmermehr; diese rabiateste unter den Geschwistern Friedrichs II. war genau wie ihr Bruder zu kaltherzigem Altjungferntum geboren und viel zu hochnäsig, als daß sie sich zu einem deutschen Kornett herabließ.« So teilte also Manfred die Auffassung des ihn deswegen befehdenden Herrn Volz, der den Nachweis führen möchte, daß Amalie sich nicht zu dem Kornett herabließ.

HARTUNGS »BEDENKLICH STIMMENDER« »HARTER ERDRÜCKENDER ZWANG« STATT DEUTSCHER KOLONISATION

Friedrichs II. gescheiterter Versuch, Indien und Amerika durch den Mut und Geist des Barons von der Trenck kolonisatorisch zu befruchten, »stimmt bedenklich«! Man bedenke in der Tat, welche fast unübersehbaren Flotten der »große« Preußenkönig in den Dienst seiner berühmten kolonisatorischen Tätigkeit hätte stellen können, wenn er sich bemüht hätte, alle angeblichen oder wirklichen *Deserteure* seines Heeres wie den Baron von der Trenck nach Indien und Amerika zu verschiffen. Noch »bedenklicher stimmt« mich die tief pessimistische Beurteilung der deutschen Fähigkeiten, näher- und nächstliegende politische Ziele zu erreichen, wie sie Herr Hartung und vorher (IV, S. 409-10) Herr Helmolt ausgesprochen haben und wie sie Herr Hartung auch der von mir erwähnten Möglichkeit eines Mitteleuropa unter deutscher Führung entgegensetzt. Er gibt zu verstehen, daß ihn »die Fülle fremdartiger Bestandteile in diesem Reich angesichts des Schicksals des Habsburgerstaates bedenklich stimmt«. Herrn Hartung gehen augenscheinlich die mathematischen Fähigkeiten ab, die ihm zu berechnen erlauben wür-

den, daß die Minorität der Deutschen im »Habsburgerstaat« nur eine verhängnisvolle Folge dessen ist, was Arndt die »große Szission« von 1740 nannte und für die Arndt Friedrich den Großen verantwortlich machte. Wenn Friedrichs II. Kriegs- und Werbeunwesen die Deutschen nicht zu Hunderttausenden an die Schlachtbank oder – wenn sie »Mut und Geist« besaßen – als *Deserteure* ins Ausland getrieben hätte (III, 271; IV, 420f., 601), dann wäre auch dem Deutschland des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine großartige kolonisatorische Tätigkeit im Osten möglich geworden, wie sie dem mittelalterlichen Deutschland selbst von denjenigen »Historikern« nachgerühmt wird, denen Herr Hartung nicht wie mir »jedes historische Verständnis« abstreitet. Daß Friedrich II. und sein Nachfolger die deutsche Kolonisation im Osten (in einer selbst vom kolonialblinden Bismarck nicht gebilligten Weise) verhindert hat, ist meines Erachtens ein Hauptgrund für Deutschlands Scheitern als Weltmacht.

Ganz wie Herr Volz behauptet, »der Vorwurf des Beifallsbedürfnisses, den Bismarck gegen den König erhebt«, sei Folge eines Irrtums des Herausgebers der Werke Friedrichs des Großen, ebenso keck behauptet er auch, E. M. Arndt wäre mein »Kronzeuge, weil er den König der Ausländerei beschuldigt«. Herr Volz »fälscht« wieder. Arndt ist allerdings einer meiner Zeugen, den ich anführe, weil die Friedrich-Bewunderer bisher noch nicht gewagt haben, ihn unter die »Schmähliteraten« einzureihen. Aber schwindelhaft ist Herrn Volzens Versuch, Arndts Kritik am »großen« König harmlos zu machen durch die Behauptung, Arndt habe den König nur »der Ausländerei beschuldigt«. Mit diesem Kunststückchen glaubt Herr Volz die Tatsache wegklittern zu können, daß Arndt außer dem Vorwurfe der Ausländerei noch viele andere Vorwürfe gegen Friedrich II. vorgebracht hat. So beschuldigt Arndt den König zum Beispiel »des strengsten Eigensinns, des wildesten Despotis-

mus, des erbarmungslosesten Zertretens der zarten Keime der menschlichen Gefühle« und noch vieler anderer Dinge, die ich den Leser, dem sie sich nicht mit Flammenschrift eingeprägt haben, nachzulesen bitte (III, 430 f.; IV, 618 f.). In diesem Zusammenhang ist — nebenbei — bemerkenswert, daß Arndt, wenn er dem Staate Friedrichs vorwirft: »Nur Maschine! ja, Maschine! Aus dem Toten wird nur Totes geboren, und hohl und gespenstisch mit dem Abscheu der Zukunft wird das Kunstgerüst zusammenbrechen«, durchaus nicht nur als Prophet von 1806 zu verstehen ist. Noch 30 Jahre später, als »der harte, die Persönlichkeiten erdrückende Zwang des alten Preußen ... trotz dem feierlichen Versprechen, das König Friedrich Wilhelm III. am 22. Mai 1815 seinem Volk gegeben hatte«, (— diese Zugeständnisse stammen von meinem Kritiker, Herrn Hartung!*) sich längst folgerichtig zu dem System entwickelt hatte, das Erich Marcks (in seiner Biographie Wilhelms I.) das »System des dumpfen Druckes und Zwanges« genannt hat, also noch im Jahre 1833 sprach der gewiß nicht kritische Königlich preußische Historiograph Preuß** von der »alles wie eine Maschine bewegende Selbstherrschaft« Friedrichs II. Dieses scheußliche »Maschinen«-»System« ist es, welches heute Leuten vom Schlage des Generals von Zwehl und seinem »geistigen Leibregimente der Hohenzollern« den begeisterten Ausruf eingibt: »So wie es damals war, muß es wieder werden!«

Herr Volz ist entrüstet darüber, daß ich dieses System nicht bewundern kann, und ruft: »Ja, weiß denn Hegemann nicht, daß Friedrichs Regierungssystem auf schriftlichen Verkehr eingestellt war, daß er seine Minister nur bei wichtigen Fragen zu sich berief?« Ich muß Herrn Volz antworten, daß ich das nicht nur wußte und in meinem Buche lang und breit behauptet habe, sondern daß ich sogar

* F. Hartung, Deutsche Geschichte usw. (Bonn u. Leipzig, 1924) S. 3, 4

** Preuß, Friedrich der Große, III, 144.

weiß, daß Philipps II. von Spanien »Regierungssystem« genau dasselbe war und daß ich es für ebenso verfehlt halte wie das Friedrichs II. Wenn Herr Volz mein Buch gelesen hätte, statt es zu besprechen, hätte er vielleicht sogar bemerkt, das Bismarck die Auffassung des Generals von Zwehl: »So wie es damals war, muß es wieder werden« nicht teilte und daß ich folgendes Bismarck-Wort zitierte (III, 308; IV, 457f.): »Die heutige Politik eines deutschen Reiches mit freier Presse, parlamentarischer Verfassung im Drange der europäischen Schwierigkeiten läßt sich nicht im Stile einer durch Generale ausgeführten königlichen Order betreiben«. Wenn also Herr Volz den Eisernen Kanzler zu würdigen versuchte, statt ihn einem »Irrtum« des Herausgebers der Werke Friedrichs des Großen »zum Opfer fallen« zu lassen, dann würde er mir helfen, die Friedrich-Sehnsucht unpraktischer alter Generale zu bekämpfen, statt sich zu ihrem Korporal zu machen.

SELBSTMORDDROHUNGEN UND ÜBERSETZUNGSKÜNSTE BEI HERRN VOLZ

Hoffnungslos mißversteht Herr Volz seinen »großen« König, wenn er behauptet, »Friedrich habe seine Selbstmorddrohungen nur einem kleinen vertrauten Kreise mitgeteilt«. Oder gehörte etwa Voltaire, den Friedrich II. wegen der Frankfurter Mißhandlungen noch nicht um Verzeihung gebeten hatte, 1758 zu »einem kleinen vertrauten Kreise«? Hat Herr Volz übersehen (was ich in meinem Buche III, 226; IV, 359 abdruckte), daß »Friedrichs Selbstmorddrohung vom 28. September 1758 mit dem Verdacht schließt, d'Argens könnte versäumt haben, Friedrichs gereimte Verteidigung des Selbstmords an Voltaire zu senden, oder Voltaire könne sie aus einem anderen Grunde nicht erhalten haben. Der König „fleht“ darum die Schwester an, eine Abschrift an Voltaire zu senden, und ver-

sichert, daß er auch selbst noch eine an Voltaire gesandt habe«. Wenn Herr Volz sich im Laufe seines Friedrich-Spezialistentums eines Tages auch einmal mit Voltaire (einem französischen Schriftsteller, dessen Werke in 93 Bänden gedruckt vorliegen – in diesem Tone erteilt Herr Volz seine Belehrungen) beschäftigen sollte, dann wird er finden, daß die Übermittlung eines traulichen Geheimnisses an Voltaire als gleichbedeutend aufgefaßt werden muß mit dem Wunsche, dieses Geheimnis an alle Höfe Europas verbreitet zu sehen. Wenn Herr Volz das nicht begreifen kann, muß er sich die Tatsache genügen lassen, daß Voltaire das »vertraute« Geheimnis der angeblichen Selbstmordabsichten Friedrichs II. wirklich in der angedeuteten Weise verbreitet und namentlich auch an den damals wichtigsten Richelieu weitergegeben hat, der wohl auch kaum zu dem »kleinen vertrauten Kreise« Friedrichs II., wie Herr Volz ihn sich vorstellt, gehörte. Herr Volz wird vielleicht entsetzt sein, daß der arme gute Friedrich von dem bösen Voltaire trotz der guten Frankfurter Behandlung so treulos hintergangen worden sei. Aber Herr Volz wird sich damit trösten müssen, daß Friedrich selbst, der viel schnöder hinterging (vgl. III, 353; IV, 518) vielleicht gar nicht so blind war, wie Herr Volz es ist. Am 2. Oktober 1758, also genau in den Tagen, auf die es hier ankommt, schrieb de Catt in seinem »Tagebuch« (!): »Der König las einige Stücke von Voltaire, an den er geschrieben, und wovon ich Abschriften genommen hatte. Seine Majestät sagte mir: „Behalten Sie eine Abschrift, denn Voltaire ist ein gefährlicher Mensch!“«

Herr Volz erklärt weiter: »Völlige Unkenntnis verrät Hegemann, indem er von zweierlei Briefen an die Markgräfin Wilhelmine spricht, *chiffrierten* und *unchiffrierten*, von denen die letzteren *ostensibel* zur Weitergabe an Voltaire bestimmt gewesen seien. Vielmehr enthielten die *chiffrierten* Briefe Nachrichten, die unter allen Umständen geheim

bleiben sollten, während der König in den *unchiffrierten* seiner Schwester das Herz ausschüttete ...« Die Frage, auf die es hier vor allem ankommt und die Herr Volz deshalb übersieht, ist die: Habe ich recht oder nicht, daß die *chiffrierten* und die *nichtchiffrierten* Briefe einander widersprechen? In den *unchiffrierten* versichert Friedrich immer wieder, er wolle sich ermorden; in den *chiffrierten* Briefen versichert Friedrich das Gegenteil. So schreibt er in seinem *chiffrierten* Geheimbrief vom 18. September: »*Je prévois que les meilleurs conditions qu'on pourra obtenir de ces gens-là* (das heißt den Franzosen) *seront humiliantes et affreuses; mais on se tue de me dire que le salut de l'Etat l'exige, et je suis obligé d'en passer par là*«, woraus ich schloß, daß Friedrich bereit war, auch schmachvolle Bedingungen der Franzosen anzunehmen, wie er es ja auch tatsächlich in seinem Friedensvorschlage von 1759 bewiesen hat. Herr Volz klagt mich der »Fälschung« an, Friedrich sei nicht »bereit« gewesen, denn in dem französischen Text stehe nur: »*Je suis obligé d'en passer par là*«. Da majestätsbeleidigt also Herr Volz? Friedrich erklärte ausdrücklich: Ich bin »verpflichtet«, die französischen Bedingungen anzunehmen, weil das Staatswohl es erfordert. Will Herr Volz sagen, daß Friedrich der Große nicht »bereit« gewesen wäre seine „Pflicht“ zu erfüllen? Das wäre empörend!
Herr Volz treibt seinen Zynismus so weit, anzunehmen, nur ein »Übersetzungsfehler« könne es rechtfertigen, daß ich bei Friedrich II. eine Bereitschaft zur Pflichterfüllung annehme, und streitet mir dann auch diese Möglichkeit mich zu entschuldigen ab, indem er hinzufügt: »Bei der doppelten Wiederholung dieses Übersetzungsfehlers tritt die Tendenz zutage.« Der Unterschied zwischen der Auffassung des Herrn Volz und der meinen erklärt sich sehr einfach aus dem, was er über Friedrichs II. *penser, vivre et mourir en roi* sagt. Er verteidigt nämlich die Auffassung, daß dieses friderizianische Wort nichts zu tun hat mit den Ver-

sen des von Friedrich bewunderten Racine: *De vivre, de combattre et de mourir pour lui* und *Périssez du moins en roi s'il faut périr;* denn, so erklärt Herr Volz, »es kommt nicht nur auf das Leben und Sterben an, sondern auch auf das Denken«. Auch da scheint mir Herr Volz sehr recht zu haben, denn nur er und seine Freunde vermögen zu leben ohne zu denken.

Diese Gedankenlosigkeit macht es auch Herrn Volz unmöglich, sich daran zu erinnern, daß Friedrich der »Große« in seinen berühmten Montesquieu-Noten den Streit um das *penser en roi* und ob er sich ermorden oder ob er sich nicht ermorden wollte, bereits im Jahre 1746 klipp und klar und mit der bemerkenswert realpolitischsten Hausbackenheit entschieden hat (vgl. Hist. Zeitschr. N. F., XI, S. 273). An der Stelle, wo Montesquieu den »hochherzigen Entschluß« Ludwigs XIV. schildert, der sich »lieber unter den Trümmern seines Thrones begraben wollte, als Friedensbedingungen annehmen, die ein König nicht hören darf«, schrieb Friedrich höchst verständnisvoll an den Rand: »Das ist gut gedacht für einen großen Fürsten, der sich gleichzeitig seinen Feinden entgegenstellen kann; aber ein Fürst mit schwächerer Kraft und Macht muß sich der Zeit und den Umständen anpassen.« Diese urgemütliche Auffassung des berühmten *„penser et mourir en roi"* erinnert an die Bemerkung des süddeutschen Bauern, der 1848 den unter Wilhelm I. (damals noch „Kartätschenprinz") einrückenden und um sich schießenden Preußen empfahl: »Dort hinüber dürft Ihr nicht schießen, da stehen ja Leut.« Wenn Herr Volz aufmerksamer gewesen wäre, als man es von ihm erwartet, hätte er sogar bemerkt, daß Friedrich II. in seiner Montesquieu-Note das *penser* eigentümlich buchstabiert, er schreibt nämlich *pencer,* wahrscheinlich weil er unwillkürlich an *pincer* (kneifen?) dachte. Seine »Verschlagenheit« ist bekannt.

Wenn meine Annahme friderizianischer Bereitschaft zur Pflichterfüllung nicht einmal durch einen »Übersetzungs-

fehler« zu entschuldigen ist, muß ich einen anderen Verweis für meine mangelhaften Übersetzungskünste noch kleinlauter einstecken. Herr Volz schreibt: »Noch ein drolliges Mißverständnis! Hegemann führt wiederholt auch Schiller gegen Friedrich ins Feld, der den König nicht zum Gegenstand eines Epos machen wollte, da dieser ihn nicht genügend begeistere, „die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen“. Hegemann versteht darunter Mohrenwäsche oder Schönfärberei, während Schiller nach seiner geistigen Einstellung damit nichts anderes sagen wollte, als daß er ablehne, den König „zum Träger einer Idee zu machen.“« Mit dieser Volzschen Auslegung Schillers erkläre ich mich einverstanden. Ich behaupte sogar, daß es nicht einmal den schönstfärbenden Professoren gelingen wird, diesen »König zum Träger einer Idee zu machen«. Wo nichts ist, kommt nichts hin. In das Wesen dieses Königs kann nicht einmal ein Professor eine Idee hineintragen, denn dazu müßte er selbst eine haben. Die Erkenntnis der Ideenlosigkeit Friedrichs scheint bei Herrn Volz selbst die begrüßenswertesten Fortschritte zu machen. Noch im »Hohenzollern-Jahrbuch« von 1916 begeisterte Herr Volz die im Schützengraben liegenden deutschen Truppen zum Durchhalten, indem er ihnen die acht verschiedenen Fassungen einer friderizianischen Verherrlichung des Sonnenkönigs Ludwig XIV. zugänglich machte und seine Bewunderung der dichterischen Leistung Friedrichs in die andächtigen Worte faßte: »Hier ist der schaffende Künstler am Werke!« Seitdem scheint Herr Volz aus meinem kritischen Buche über Friedrich II. doch schon so viel Belehrung gezogen zu haben, daß er in seiner Kritik dieses Buches versichert: »Für uns sind diese Poesien von hohem Werte, n i c h t als dichterische Leistung, sondern vor allem, weil in ihnen seine Weltanschauung niedergelegt ist, und weil sie seine Seelenstimmungen höchst lebendig widerspiegeln.« Waren es vielleicht gerade Friedrichs II. Bewunderungsgesänge an Ludwig XIV., von denen

mein Kritiker Herr Professor Meißner sagte (III, 514f., 325; IV, 671f., 482): »Friedrich der Große als vaterländischer Dichter gehört jetzt uns, und seine besten Strophen sollten heute dröhnen?«

Herr Volz tröstet sich über die ihm aufdämmernde Erkenntnis der Nichtigkeit friderizianischer Dichtkunst damit, daß »Voltaire vor dem Bruch in einem vertraulichen Brief an seinen Freund d'Argental zugestanden hat, „daß jener ausgezeichnete Verse schreibe, wenn er sich nur die Mühe gebe, sie zu feilen". 20. VIII. 1750.« Wenn Herr Volz sich eines Tages einmal etwas eingehender mit Voltaires Briefen aus jenen Tagen beschäftigen wird, dann wird er – falls er sie versteht – schnell aufhören, sie zu Ehren des »großen« Königs zu zitieren. Gewiß versuchte sich Voltaire auch in seinem diplomatischen Brief vom 20. August 1750 an den in Versailler Hofkreisen wirksamen d'Argental »mit Tränen in den Augen« über seine Mißerfolge in Paris und Versailles (III, 349–53; IV, 514–18) durch Verherrlichung Friedrichs II. zu trösten, der ihn seit einem Monate mit Schmeicheleien überschüttete. »Seit einem Monat bin ich wie auf der Folter, ich bin ganz krank davon«, so schilderte er die Qualen, die ihm der Gedanke, »dem Könige von Frankreich in der Person des Königs von Preußen dienen« zu müssen, bereitete. Er hoffte immer noch, nach Paris zurückgerufen zu werden. Zwei Tage später schrieb er seiner Nichte – ihr konnte er ohne Hinterhalt schreiben – was er von dem ihm drohenden Schicksal hielt. Dem Grafen d'Argental gegenüber hatte er die Feste Friedrichs II. gepriesen und mit denen von Paris verglichen. An die Nichte schrieb er über eine Vorstellung in Friedrichs Opernhaus (dem Bau des mißhandelten Knobelsdorff): »Ich habe noch nie etwas so Flaches in einem so schönen Saal gesehen. Das wirkte wie ein griechischer Tempel, in dem man Tartarenwerke aufführt.« Voltaire sprach dabei nicht von der Musik, sondern von dem Text, der vom königlichen Hofpoeten

(dessen schlechte Bezahlung Voltaire rügt) eigens den Wünschen Friedrichs angepaßt worden war. Das ihm drohende Schicksal schilderte Voltaire folgendermaßen: »Die meisten Höfe Deutschlands sind alte Schlösser, in denen man sich *amüsieren* möchte. Es gibt schöne Ehrendamen und schöne Junggesellen, und man läßt sich Spaßmacher kommen.« Und was der Geschmack der Späße war, die man von ihm erwartete und die besonders Friedrich II. liebte – der es witzig fand, seinen Hunden das Heilige Abendmahl zu verabreichen: »Schmähliteratur!« – das schilderte Voltaire wieder zwei Tage später (24. VIII. 50) seiner Nichte, indem er ihr eine der bei Friedrich beliebten Montperniaden erzählte; der berühmte Höfling Montperni, der mit seiner Markgräfin Wilhelmine zu Besuch gekommen war, hatte das Heilige Abendmahl als Klistier einnehmen wollen. Darüber liefen Verse um, die man Voltaire zuschrieb. Voltaire beschloß seinen Brief mit den Worten: »Die Sprache, die hier am wenigsten gesprochen wird, ist das Deutsche. Ich habe noch niemanden ein Wort davon vorbringen hören. Unsere Sprache und unsere Literatur haben mehr Eroberungen gemacht als Karl der Große. Wie Sie sehen, tue ich was ich kann, um mich zu rechtfertigen; aber ich mache mir deswegen nicht geringere Gewissensbisse darüber, daß ich Sie verließ. Das Schicksal spielt mit uns. Ich suche Heiterkeit beim Abendmahl der Königinnen, und wenn ich nach Hause komme, finde ich Trauer. Meine Unruhe raubt mir den Schlaf. Ich erwarte Ihren nächsten Brief, um meiner Seele Halt zu geben, die nicht mehr weiß, wo sie ist.« Das von Herrn Volz begierig aufgegriffene Lob, das Voltaire, – »um sich zu rechtfertigen« und um den Voltaire-Verächter Ludwig XV. zu beschämen – den Versen Friedrichs II. spendete, »wenn der König sich nur die Mühe gebe, sie zu feilen«, sagt im Grunde nichts anderes, als was den eiteln König so beleidigt hatte, daß es sich nämlich bei diesen Versen um »schmutzige Wäsche« handelte, die mit

Voltaires Hilfe gewaschen werden mußte. Herrn Volzens Freude darüber ist gerade so lächerlich wie die Abbildung auf Seite 79 von Professor Kanias anbetungstriefendem Werke: »Friedrich der Große-Potsdam«. Diese Abbildung zeigt in Faksimiledruck Voltaires Bemerkungen zu einem Gedichte, das Friedrich »eigenhändig« geschrieben und verbessert hat. Voltaire schrieb an den Rand: »*vous avez corrigé divinement ce morceau. Courage. Empressez, continuez*«, was Herr Professor Dr. Kania dankbar übersetzt mit: »Sie haben dieses Stück geradezu göttlich verbessert. Mut, bemühen Sie sich, fahren Sie so fort!« Der so aufgemunterte Schüler Friedrich II. war damals 37 (siebenunddreißig) Jahre alt. Bei bürgerlichen Menschen würde man in ähnlichen Fällen von Zurückgebliebenheit sprechen. In jeder Pariser Kunstschule gibt es Schüler, vor deren Arbeiten der Lehrer beim täglichen Rundgang – solange das Schulgeld pünktlich einläuft – nur die Worte wiederholt: *vous avez corrigé divinement ce morceau! Courage! Empressez! Continuez!* (Bei Schülern aus dem Bürgerstand pflegt das *divinement* weggelassen zu werden). Verständige Schüler wählen dann bald einen anderen Beruf; andere beharren, wie Friedrich II., lebenslang bei der – Kunst.

Ebenso schön wie seine Entdeckung des pflichtvergessenen Friedrich II. ist der Vorwurf, den Herr Volz mir daraus zu machen wagt, daß ich die alte Anekdote vom Wachtfeuer nach der Schlacht bei Torgau verspottet habe, wo Friedrich seine Giftpillen aus der Tasche rollen ließ und sie seinen mitfühlenden Grenadieren zeigte. Der Friedrich-»Spezialist« Volz hat nämlich ein Buch entdeckt, in dem diese Anekdote anders erzählt wird, und wirft mir deshalb – hopla! schon wieder – »Fälschung« vor. Wenn man versucht, Herrn Volz ernst zu nehmen (eine Ehre, die ihm außerhalb seines »Professoren«-Kreises hier wohl zum erstenmal widerfährt), dann muß man fragen, welche der folgenden vier Möglichkeiten dem schmähenden Herrn vorschwebt.

1) Weiß Herr Volz nicht, daß beinahe alle Anekdoten über Friedrich II. reine oder, besser, sehr unreine Erfindungen sind? Dann kann er versichert sein, daß sein weiteres Studium auf seinem Sondergebiete der »Fridericologie« ihn schließlich auch mit dieser allgemein bekannten Tatsache vertraut machen wird.

2) Oder kennt Herr Volz die von mir erwähnte Fassung der Torgauer Anekdote wirklich nicht? Dann wäre es dankenswert, wenn er als Friedrich-»Spezialist« einmal nachforschte, wie es möglich ist, daß ein so unerfinderischer Kompilator wie Vehse diese Anekdote seit 1850 dem deutschen Volke in immer neuen illustrierten und Luxusauflagen seines Werkes vorzusetzen vermochte.

3) Oder weiß Herr Volz nicht, daß es gut erfundene und schlecht erfundene Friedrich-Anekdoten gibt und daß die von mir berichtete Torgauer Anekdote zu den gut erfundenen gehört, weil sie »die geschichtlichen Verhältnisse« in scharfem Abriß wiedergibt, während zum Beispiel, wie vielleicht sogar Herr Volz schon weiß, die Anekdote vom Müller von Sanssouci oder von »Kerls, wollt ihr denn ewig leben?« zu den schlecht erfundenen Anekdoten gerechnet werden müssen, weil sie die »geschichtlichen Verhältnisse«, wie Herrn Volzens Gesinnungsgenosse, Professor Kania, es einmal ausdrückte, »geradezu auf den Kopf stellen«? (Kania, „Friedrich der Große-Potsdam“ S. 38.)

4) In diesem vierten Falle möchte ich Herrn Volz das nähere Studium der Verhältnise vor, während und nach Torgau empfehlen, und er wird zweierlei finden: Friedrich hat kurz vor und kurz nach der Schlacht schriftliche Versicherungen seiner Selbstmordlust abgegeben, und Friedrich hat in den Stunden, in denen er am Abend nach der (durch seinen verfrühten Angriff) so gut wie verlorenen Schlacht bange die Nachricht erwartete, ob sein furchtbar blutendes Heer (Verlust 17000 Mann!)

diesmal wieder für ihn nachträglich (und trotz des Feldherrn!) doch noch gesiegt hätte, allerlei kostenlose Anbiederungen mit seinen geprügelten Militärsklaven gemacht.

Nachdem Herr Volz bewies (vgl. oben S. 710), daß er noch nicht einmal den Unterschied zwischen dem positiven »wichtig« und dem superlativen »wichtigst« kennt, darf man seine Einfalt wohl nicht übelnehmen, wenn er mich einen Fälscher nennt, weil seine liebe Unschuld augenscheinlich nicht weiß, was fälschen heißt. Vielleicht sollte ich ihm folgendes erklären: »Ich schrieb, Preußens Grenzwächteramt sei eine wichtige Behauptung der preußischen Legende und Sie, Herr Volz, zitierten in Ihrer „sachlichen Kritik", ich hätte es die wichtigste Behauptung der preußischen Legende genannt. Jeder, der Lust hat, Ihre jugendlich lärmende Sprache zu gebrauchen, kann Sie also einen wichtigtuenden Fälscher nennen. Wenn aber jemand Sie deswegen gleich den wichtigsten Fälscher nennen wollte, so wäre das eine geschmacklose Übertreibung, die ich ablehnen müßte, weil ich die Geschichtsfälschungen Ihres Lehrers Treitschke kenne, die Ihre Hauptnahrung zu sein scheinen.« Verstehen Sie jetzt?

Außer »Fälschungen« wirft mir Herr Volz auch »Unfläterei« vor. Er bezieht sich dabei auf meine Feststellung (III, 322; IV, 477), daß Friedrich II. seinem Freunde Algarotti die Zuhälter empfahl und dann versuchte, die Zuhälter entbehrlich zu machen und statt ihrer höchstselbst den Freund mit einer königlichen Tänzerin zu verkuppeln. Bei dem Verweise, den mir Herr Volz für diese Feststellung erteilt, entpuppt er sich noch einmal als ein Übersetzungskünstler, der mir augenscheinlich weit überlegen ist. Friedrichs II. Schreiben vom 25. IX. 1749, auf das ich mich stütze, enthält nämlich den Satz: »*Je souhaite que vous ayez moins besoin de médecins que de maquereaux*«. Der überlegene Übersetzungskünstler, Herr Volz, hat wohl in An-

betracht der puritanischen Sittenreinheit des großen Königs erkannt, daß das Wort *maquereaux* in dem Munde unseres tugendhaftesten Königs nicht etwa (wie ich im Hinblick auf sein Dichtwerk »Palladion« und andere umfangreiche Schlüpfrigkeiten des Philosophen von Sanssouci fürchtete annehmen zu müssen), mit »Zuhältern« übersetzt werden darf, sondern daß es sich hier um »Makrelen« (eine bekömmliche Art von Fisch) handelt, die der in Heilkunst fleißig dilettierende König der Diät seines Freundes empfahl. Auch die Sache mit der Tänzerin Denis klärt sich völlig harmlos und rein diätetisch auf, indem der König durch seine schelmische Anspielung auf diesen Backfisch andeuten wollte, in welcher Form die Makrelen zugerichtet werden sollen. Ich gebe zu, daß mir die Form des friderizianischen Witzes keineswegs geistreich erscheint, aber ich habe bemerkt, daß Herr Volz andere und vielleicht sittlichere Maßstäbe handzuhaben versteht.

Wenn man die edle Moralität und die Übersetzungskünste dieser allerdings nicht ganz zuverlässigen preußischen Gelehrten bewundert, wird man nicht ohne Unbehagen an den Aufsatz erinnert (»Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte« Bd. II, 2), in dem der preußische Professor Berner folgendes beachtenswerte Urteil angesehener französischer Gelehrter über die preußische Geschichtswissenschaft berichtete: »Heute bezeichnet selbst ein Mann wie Monod unsere bedeutendsten Historiker als *mameluks de la politique prussienne* und Lavisse spricht von der argen Betrunkenheit dieser Narren«. So berichtet der preußische Professor Berner nicht ohne Stolz. Was ist los mit unseren »bedeutendsten Historikern«?

»Wir dürfen die Abwehr der Pseudohistorie nicht dem Auslande überlassen«, mit diesen Worten warnte Max Lehmann vor der Gefahr, daß uns vom Auslande peinliche Aufklärungen über unseren »großen« König zuteil werden könnten, falls wir nicht selbst uns ernsthafter mit seiner Ge-

schichte beschäftigen. Die preußischen Geschichtschreiber berufen sich gern auf Carlyle, und mein Kritiker, Herr Volz, wirft mir vor, ich habe Carlyle »ins Lächerliche gezogen«. Als wenn es nötig wäre, Carlyle, den Nietzsche einen »Murr- und Wirrkopf« nannte, ins Lächerliche zu ziehen! Falls Herr Volz aber besonderen Wert auf englische Urteile legt, wird er kaum mit Genuß das neueste englische Werk über Friedrich den Großen von Norwood Young (London 1919) lesen, das mir gerade beim Abschluß der vorliegenden vierten Auflage noch in die Hand fällt. Young übernahm noch manches von den überkommenen Vorurteilen über den »großen« König; aber er schließt mit den Worten: »Als Friedrich vom Tode der Kaiserin Maria Theresia hörte, schrieb er an d'Alembert: „Sie hat ihrem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht. Ich habe Krieg gegen sie geführt, aber ich war niemals ihr Feind." Der höfliche Straßenräuber leugnete alle persönliche Feindschaft gegen die Schwester-Königin. Mit einer Hand nahm er höflich den Hut ab, während er mit der anderen Hand nach der Börse des Opfers griff. Maria Theresia pflegte Friedrich einen „bösen Mann" zu nennen. Er war mehr, er war nicht nur ein Übeltäter und gefährlich, er war, was wir einen schlechten Menschen nennen.« So schließt Norwood Youngs »*The life of Frederick the Great*« das heute in England die Carlylesche Verherrlichung verdrängt.

In der »scharfen« Ablehnung meines Buches, die Wilhelm Boehm in der »Deutschen Rundschau« veröffentlichte, schrieb er auch: »Volkstümlich kann das Buch mit seiner Hochkultur nicht werden... aber wer dem Schriftstellerischen dieser Leistung als Leser gewachsen ist, der wird der Tendenz gegenüber kritisch bleiben... Man darf sich (von Hegemann) gar nicht überzeugen lassen. Dies Buch verträgt sich nicht mit einem ringenden Staatsbewußtsein.« Dr. Boehm meint aber: »Wäre dieses Buch vor dem Kriege als eine Kritik des Wilhelminischen Zeitalters erschienen,

so wäre es eine Tat gewesen, die dem Verfasser möglicherweise eine Märtyrerkrone hätte einbringen können oder aber den Schmachfrieden – vielleicht – mit aufgehalten hätte!« Wilhelm Boehm glaubt augenscheinlich, das deutsche Volk habe mit dem Schmachfrieden bereits den Kelch seiner Leiden geleert. Ist nicht aber schmachvoller als ein Schmachfrieden die Furcht vor der Wahrheit, wie sie Herr Boehm und viele andere predigen: »Man darf sich gar nicht überzeugen lassen«? Um uns vor der Wahrheit zu schützen, wurde das heilige Amt der Wahrheitskündung – »den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft« – an »Historiker« übertragen, die urteilslos sind und die fern von kritischen Fähigkeiten und richterlicher Würde nicht einmal »dem Schriftstellerischen als Leser gewachsen sind«, nicht einmal einer so bescheidenen Leistung wie der meinen. Es ist unmöglich, gegen solche Leute mit den Waffen des Geistes zu kämpfen. Sie gehorchen nur den Waffen ihres Friedrich, der genau wußte, wie mit seinen Sklaven umgesprungen werden muß. Ich schließe deshalb – sicher ungern — mit einem Worte Ihres »großen« Königs. Friedrich II. machte die preußische Verdummung, vor der er sich selbst durch »Verkehr mit ausländischen Schöngeistern« zu schützen suchte, zu einer dauernden Staatseinrichtung, indem er am 19. Juni 1751 den Besuch auswärtiger Universitäten bei lebenslänglichem Ausschluß von allen Ämtern und *Confiscation* des Vermögens verbot (Preuß I, 291), nachdem er schon am 14. September 1742 dem Oberkuratorium der preußischen Universitäten geschrieben hatte:

»Sie haben aber zu viel Professores . . . Pedanten und faule Bäuche schaden mehr als sie nützen.«

ENDE

ANMERKUNGEN

S. 26: [1] Vgl. S. 523 f. * *S. 28:* [1] Vgl. S. 138 und 656. * *S. 35:* [1] Dieses Zitat stammt wahrscheinlich aus Max Lehmanns »Ursprung des Siebenjährigen Krieges«. * [2] Vgl. Friedrichs eigene Bekenntnisse, unten S. 428 f. * *S. 36:* [1] Erich Marcks sagte dasselbe auch in seinem Aufsatz: »Fürst Bismarck und das Haus Hohenzollern«. (Hohenzollern-Jahrbuch Band II.) Dort finden sich auch Worte, die ziemlich genau dasselbe ausdrücken, was wohl Manfred Ellis meinte, wenn er von Friedrichs II. »Vaterlandslosigkeit« sprach. Marcks sagt: »Das, was für Bismarck das persönlich Wertvollste war und was ihn am sichersten bezeichnet, fehlt seinem königlichen Vorläufer (Friedrich II.): das Verhältnis des Gemüts zur Erde und zum Hause, zur Nation und zur Gottheit.« Manfred nannte den König *déraciné*. [2] Vgl. S. 426 ff. * *S. 37:* [1] Vgl. die Briefe Friedrichs des Großen an Fredersdorf. In der 1926 veröffentlichten Ausgabe von Johannes Richter (Berlin, ohne Datum) finden sich die angeführten Stellen auf S. 310 und 377. * *S. 40:* [1] Vgl. S. 259 und 401. * *S. 43:* [1] Vgl. S. 568 – 572. * [2] In »Morgenröthe« 198. * *S. 45:* [1] Vgl. S. 297 und 190 ff. * [2] Vgl. S. 282. * *S. 52:* [1] Vgl. S. 341 – 371. * *S. 63:* [1] Vgl. S. 557 ff. * *S. 64:* [1] Vgl. S. 538 und 551. * *S. 66:* Vgl. Anmerkung zu S. 292. * *S. 69:* [1] Vgl. S. 626 ff. * *S. 74:* [1] Vgl. S. 45. * [2] Vgl. S. 282. * [3] Vgl. S. 558. * *S. 75:* [1] Die Tagebücher v. Lehndorffs sind auch noch heute meines Wissens nicht im Urtext veröffentlicht. Doch ließ seit 1907 K. F. Schmidt-Lötzen bei F. A. Perthes, Gotha, Übersetzungen erscheinen. * *S. 77:* [1] Vgl. S. 147. * [2] Z. B. vor Freiburg 1743. Vgl. S. 430. * *S. 78:* [1] Vgl. S. 190 ff.

WER WAR DER VERFASSER DER »MORGENSTUNDEN EINES KÖNIGS«?

S. 80: Von *Les Matinées du Roi de Prusse, écrites par lui-même*, Berlin, 1766, schenkte mir Manfred ein Exemplar

der kleinen Urausgabe und sagte dazu: »Als ich einmal einen sehr geschickten Schauspieler einen befreundeten eiteln Trunkenbold täuschend nachahmen sah, sagte ich mir: „Eigentümlich, der nachahmende Schauspieler ist geistreich; aber sein Vorbild ist nicht geistreich.“« Daran mußte ich bei dem eigentümlichen Streit denken, der 1924 durch den »Erzieher am Kadettenkorps«, Freiherrn von Massenbach, über die Urheberschaft der alten Spottschrift entfesselt wurde. von Massenbach vertritt, und zwar, wie er andeutet, mit Zustimmung Wilhelms II., die Auffassung, die Schrift sei gar keine Verspottung Friedrichs II., sondern stamme vom Könige selbst und sei ein Meisterwerk. Den darüber entrüsteten amtlichen Bewunderern antwortete Dr. von Massenbach (im Acht-Uhr-Abendblatt Nr. 162, 1925): »Der Sturm, der durch die ganze Fritricianergilde geht, ist nicht weiter verwunderlich. Denn es handelt sich bei ihnen im Grunde gar nicht darum, ob die »Morgenstunden« eine Fälschung sind oder nicht, sondern darum, ob die Maxime der Staatskunst nachbismarckscher Zeit, in denen die Herren „Fridricianer“ lebten und unter deren Eindruck sie 1913 – zum Jubiläum Kaiser Wilhelms II. – das dreizehnbändige Friedrich-Werk herausgaben, überlebt sind oder nicht. Hier liegt die Abdikationsgefahr dieser Historiographen des wilhelminischen Zeitalters! Daher auch diese Ursache des Lärms, den sie ihrer eigenen Unfehlbarkeit zuliebe schlagen, weil man an das Gebiet zu rühren wagte, was sie für sich gepachtet zu haben glaubten. Doch die Zeit vorurteilsloser Geschichtsbetrachtung ist eben erst angebrochen.« Der erbauliche Zwist, der darüber entbrennen konnte, ob eine Schrift, die 150 Jahre lang als Verspottung Friedrichs II. galt, nicht etwa sein eigenes Werk ist, erinnert an die Mitteilung, die J. Ch. Th. de Lanveaux 1787 in seiner *Vie de Frédéric* veröffentlichte: »Eine Zeitlang ging in Berlin ein Brief über die Schwächen *d'une grande princesse* um. Als

alle Welt Abschriften davon hatte, ließ der König den Brief verbieten. Man hat seitdem erfahren, daß der Brief von ihm selbst herrührte.« Mir persönlich scheint allerdings der Inhalt der *Matinées* doch gesalzener, als daß er vom Könige selbst herrühren könnte. Wichtig scheint mir dabei vor allem, daß der Kgl. *Historiographe de Brandebourg* Preuß in der *Table chronologique* der großen Ausgabe der *Oeuvres*, 1857, ohne Widerspruch die Mitteilung wiedergibt, wonach die *Matinées* von einem französischen Offizier, Adjutanten des Marschalls von Sachsen, stammen (Preuß fügt hinzu, daß er Bonneville hieß), der nach Veröffentlichung des Buches (in Holland) gewagt habe, in Preußen aufzutauchen und auf Lebzeiten nach Spandau gebracht worden ist, wo er auch starb. Wichtiger als die Frage, ob diese Mitteilung des Kgl. Historiographen zutrifft, ist die Tatsache, daß er sie glauben und gleichzeitig den Freimut des Königs und die preußische Pressefreiheit rühmen konnte. Ich darf nicht versäumen mitzuteilen: für von Massenbachs Auffassung über die Urheberschaft der *Matinées* spricht die Tatsache, daß der »anmaßliche Wirr- und Murrkopf Carlyle« (so nannte ihn Nietzsche) sich für meine (also gegen die von Massenbachsche) Auffassung aussprach. Carlyle nannte die angeblich in Berlin entdeckten *Matinées Royales du roi de Prusse*, »eine mehr als thierische Dummheit, die schon ungefähr zehnmal mit dem glühenden Eisen entrüsteter Kritik durchbohrt worden ist, trotzdem aber immer wieder auflebt und mit einem neuen Wirbel der Gemeindetrommlers an die Öffentlichkeit tritt«. Vgl. Th. A. Fischers Carlyle-Biographie in »Sartor Resartus« (deutsch) Leipzig, 1882.

S. 83: [1] Vgl. S. 126. * [2] Vgl. S. 140–142. * *S. 85:* [1] Vgl. S. 129. * *S. 88:* [1] Vgl. S. 497. * *S. 89:* [1] Vgl. S. 495. * [2] Vgl. S. 145, 269, 318. * [3] Vgl. S. 458 ff. * *S. 90:* [1] Vgl. S. 120 ff. * *S. 92:* [1] Vgl. S. 352. * *S. 93:* [1] Vgl. »Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte«, die lange Auseinan-

dersetzungen darüber enthalten, wie groß oder klein die »Dankesschuld« des preußischen Volkes an die Jesuiten sei. * *S. 99:* [1] Vgl. S. 59 f. * *S. 100:* [1] Vgl. S. 646 ff. * *S. 102:* [1] Vgl. A. F. Büsching, Character Friedrichs des zweyten etc. (Zweyte Ausgabe. Carlsruhe 1789.) S. 182–187. Betreffs Büsching vgl. oben S. 706–07. * *S. 104:* [1] Vgl. S. 499–500. * *S. 106:* [1] Vgl. S. 351. * *S. 110:* [1] Vgl. S. 456–457. * *S. 113:* [1] Vgl. S. 311–312. * *S. 115:* [1] Vgl. S. 641 und 628 f. * *S. 118:* [1] Vgl. S. 324. Diese berühmte Äußerung Winckelmanns stammt aus seinen Briefen an C. Füßli und L. Usterie, und wird auch von Treitschke (Deutsche Geschichte I, S. 48) zitiert. Sie lautet im Zusammenhang: »Ich bin unter einem Tyrannen geboren... Mein Vaterland drückt der größte Despotismus, welcher irgend erdacht ist. Ich denke mit Schaudern an dies Land, wenigstens habe ich die Sklaverei mehr als andere gefühlt. Es schaudert mich die Haut vom Haupte bis zu den Zehen, wenn ich an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker denke, welcher das von der Natur selbst vermaledeite und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abschaum der Menschheit und mit eisigem Fluche belegen würde.« * [2] Vgl. S. 539. * *S. 122:* [1] Vgl. 151 und Eigenhändige Memoiren des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Herausg. von L. von Ranke. Leipzig 1877. Bd. II, S. 218. * *S. 123:* In »Die Lessing-Legende« (Stuttgart, 1893, S. 337) hat Franz Mehring gemeint, Icilius habe nicht genug Ansehen bei Friedrich II. genossen, um derartige Empfehlungen wie die Lessings und Winckelmanns wagen zu dürfen, und Mehring gibt Beispiele, wo Icilius von Friedrich sehr schlecht behandelt wurde. Das hier, S. 113, wiedergegebene Wort Goethes scheint Icilius' Stellung als Friedrichs II. Hofnarr, der oft schlecht behandelt wurde, »sich dagegen auch etwas herausnehmen durfte«, richtiger zu würdigen. Goethe hat die Witwe des Icilius in Berlin besucht. Mehrings Zweifel an Icilius wurden

auch von Winckelmann und Nicolai nicht geteilt, ebensowenig von Erich Schmidt und anderen Vertretern amtlicher preußischer Wissenschaft. * [2]Vgl. S. 96 ff. * *S. 124:* [1]Vgl. S. 322 und 340. * *S. 125:* Vgl. »Vier Briefe über Bismarcks social-politische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung« von Professor Dr. Gustav Schmoller in Berlin (Leipzig, 1899), S. 66. Mit dem zitierten Worte »Preußen war 1815 bis 1850 fast ein russischer Vasallenstaat«, will Schmoller Bismarcks Auffassung wiedergeben. * *S. 128:* [1] Thiebault bewahrte sich zwar stets Friedrichs II. Wohlgefallen, nicht aber das gewisser preußischer »Historiker«, die ihn wegen seiner freimütigen Äußerungen gerne unter die »Schmähliteraten« rechnen. Wenn Thiebault hier ausnahmsweise zitiert wird (in den früheren Ausgaben war diese Stelle weggelassen), so ist es nur, weil sein Zeugnis durch den Fürsten von Ligne bestätigt wird, den die preußischen Fridericologen ja gelten lassen.

FRIEDRICHS II. MILITÄRISCHE NIEDERLAGE IM »KARTOFFELKRIEG«

S. 128: [2]Vgl. Max Lehmann: »Scharnhorst« (Leipzig, 1886) I, S. 37. Koser (II, S. 353) berichtet: »Entscheidend war, daß die preußische Artillerie den Marschsäulen im Gebirge nicht rasch genug hatte folgen können ... Der König mußte sich sagen, daß sein Anschlag nach unermeßlichen Anstrengungen vereitelt war.« Der ihn vereitelt hatte, Joseph II., muß also Sieger genannt werden. »In den letzten Tagen des September zog Prinz Heinrich, Mitte Oktober (1778) der König aus Böhmen ab, zum ungeheuren Jubel der Österreicher«, so fährt Koser fort und schildert Friedrichs II. Maßnahmen »zur Sicherung der Operationsbasis für den nächsten Feldzug«. Vgl. die Angaben über die hohen preußischen Verluste auf S. 389 nebst Anmerkung. Über die für Preußen erwachsenen Kosten des »Kartoffelkrieges« berichtet Koser (II, S. 501): »Der eine Feldzug von 1778 und die Vorbe-

reitung zu einem zweiten haben 17 Millionen (Taler!) erfordert«. Über die große preußische Fahnenflucht von 1778 bis 1779 vgl. S. 547–548. Furchtbar wüteten auch die Krankheiten. »Mit Selbstironie sprach Friedrich von den „Heldentaten der Siebzigjährigen“« (Koser, II, 533). * *S. 130:* [1] Vgl. S. 459, 88–91. Die übrigens sehr ehrfurchtsvollen Aufzeichnungen, die Dr. von Zimmermann über seine Krankenbesuche bei Friedrich II. hinterlassen hat, laufen darauf hinaus, daß Friedrich ein sehr unmäßiger Esser war und sich viel ernste Beschwerden dadurch bereitete. Vgl. Zimmermann, Über Friedrich den Großen etc., Leipzig, 1788. Ferner: »Schwerverdauliche, fette und starkgewürzte Speisen waren seine Lieblingsgerichte«; J. C. Freier, Leben und Charakter Friedrichs II. (Berlin 1795) S. 75. * *S. 133:* [1] Vgl. Anmerkung zu S. 430. * *S. 135:* [1] Vgl. S. 355ff. * *S. 136:* [1] Vgl. S. 190 ff. * [2] Vgl. S. 616. Für Deutsche, welche die Sprache ihres großen Königs nicht verstehen, haben die Professoren Volz und Oppeln-Bronikowski 1926 eine Übersetzung dieses Briefwechsels bei K. F. Koehler, Berlin und Leipzig, erscheinen lassen. * *S. 137:* [1] Vgl. 373, 616 und K. Th. von Heigel: Deutsche Geschichte von 1786 bis zur Französischen Revolution. * *S. 138:* [1] Vgl. S. 378 ff. * [2] Zitiert nach Max Lehmann, Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs (Leipzig, 1894) S. 8. * *S. 139:* [1] Vgl. S. 101, 621, 622. * [2] Vgl. S. 426ff. * *S. 143:* [1] Vgl. S. 105. * [2] Vgl. S. 253, 442. * *S. 144:* [1] Vgl. S. 107-08, 541, 558. * *S. 150:* Vgl. S. 289, 300. *

DIE TEILUNG POLENS

S. 150: [2] Mitte September 1772 schrieb Maria Theresia an ihren Sohn Ferdinand über die polnische Teilung: »Die Gefahr, in einem Krieg gegen Rußland und Preußen allein zu stehen, Elend, Hunger und Krankheiten in meinen Ländern haben mich bewogen, in diese verhängnisvolle Verhandlung einzutreten, die ein Schandfleck auf meiner ganzen Regierung ist. Gott will, daß ich einst mit

einer schweren Verantwortung vor ihm erscheine.« (Guglia, Maria Theresia.) Betreffs der Teilung Polens hat der verantwortungsloseste von Manfreds Kritikern, G. B. Volz (vgl. S. 682) in »Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte«, Bd. 39, Heft I, S. 157, geschrieben, »Joseph II. habe mit der Teilung und Einverleibung der Zips und weiteren ungarischen Grenzgebiets die Teilung in Gang gebracht«. Volz ist auch hier wieder schlecht unterrichtet, sonst wüßte er, daß sich Friedrich II. in seinem Briefe vom 14. Januar 1771 seinem Wiener Vertreter Rohde gegenüber gerühmt hat, daß sein *Cordon* (welchen preußische Truppen vorher, angeblich zur Bekämpfung der Pest, durch polnisches Gebiet gezogen hatten) die Österreicher zu ihrem Vorgehen in Zips angeregt habe. Ferner ist zu bemerken, daß Friedrich die österreichische Besitznahme von Zips begünstigte, um den Ball ins Rollen zu bringen; ferner, daß Österreich auf Zips bessere Anrechte hatte als Preußen auf Schlesien; ferner, daß die Österreicher vom König von Polen zum Einmarsch in Zips eingeladen wurden; ferner, daß Friedrich II. am 17. Februar 1751 an seinen Rohde in Wien betreffs Zips schrieb: »Das Stückchen, das Österreich den Polen genommen hat, ist so klein, daß die Sache mir nicht von viel Bedeutung erscheint. Es wird vielleicht beim Friedensschluß zurückgegeben«; ferner, daß Katharina die Besetzung von Zips gerade deswegen billigte, weil sie darin das Gegenteil einer Teilung Polens sah, gegen die sie sich sträubte, bis Friedrich II. sie durch sein Ränkespiel zwischen Petersburg und Wien dazu zwang; ferner, daß Maria Theresia sich bereit erklärte, Zips zu räumen, um die Teilung Polens zu verhindern; ferner, daß Friedrich bei seinem erfolgreichen Versuche, die Teilung zu erzwingen, am 14. Juni 1771 seinem Petersburger Vertreter Solms schrieb: »Die ganze Angelegenheit erfordert nur verwegenes Auftreten und Festigkeit, und ich werde für den Erfolg bürgen, um so mehr als die, wel-

che Widerstand leisten möchten – die Österreicher – zwei Mächte gegen sich und keinen Bundesgenossen haben würden. So brauchen wir nichts zu fürchten betreffs des Planes, in Polen Erwerbungen zu machen.« Friedrich II. hat schon 1759 (!) den Russen Stücke von Polen angeboten (vgl. oben S. 367). Die preußischen Historiker haben ihren früheren Plan, Friedrich II. zum Vorkämpfer deutscher Einigung zu machen, endlich aufgegeben. Sie mögen dafür mit gutem Gewissen die Sicherheit eintauschen, daß ihr »großer« König der Vorkämpfer der Teilung Polens war. Betreffs der Schäden, die Friedrich II. damit anrichtete, vgl. S. 160ff., namentlich S. 185–189. * 3 Vgl. S. 348ff. * *S. 151:* 1 Vgl. S. 429f. * *S. 152:* 1 Vgl. S. 624. * *S. 153:* 1 Vgl. S. 403 ff. * 2 Vgl. S. 645, 694 ff. * *S. 156:* 1 Vgl. Lehmann, Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges. S. 95. * *S. 157:* 1 Vgl. S. 618 f. * 2 Vgl. S. 321, 419, 613. * *S. 158:* 1 Vgl. S. 34, 427 ff. und 709. * *S. 159:* 1 Vgl. S. 440–42, 561. * *S. 162:* 1 Vgl. S. 542. * *S. 165:* 1 Vgl. K. v. Schlözer, Friedrich der Große und Katharina II. S. 73. In der von Rußland bekämpften preußischen Zollstätte bei Marienwerder schädigte Friedrich II. den Danziger Handel durch Zölle gegen die polnischen Schiffe auf der Fahrt zum oder vom Danziger Hafen. * 2 Auf Podewils Bericht vom 28. September 1741 machte Friedrich II. den Vorschlag, Ostfriesland gegen einen Teil von Mecklenburg auszutauschen, »Caissant le reste du pays à ses ducs et au roi d'Angleterre«. Pol. Corr. I, S. 357 f. 342, 345. * 3 Vgl. S. 366f. * *S. 168:* 1 Vgl. S. 625. Sir James Harris (später Lord Malmesbury) *Diaries and Correspondence*, London 1844. *Letters* 1870. * *S. 177:* 1 Vgl. S. 219. Triest war von 1719–1891 Freihafen. Während der italienischen und ungarischen Revolution hielt sich Triest treu zu Österreich und trug seitdem den Ehrennamen *citta fidelissima*. Im Jahre 1888 wurde dort ein Denkmal zur Feier der 500jährigen Zugehörigkeit zu Österreich errichtet. * 2 Vgl. S. 631. * *S. 180:* 1 Vgl. S. 600 f.

S. 184: [1] Vgl. Max Lehmann, »Freiherr vom Stein«. * *S. 187:* [1] Vgl. K. von Schlözer, Friedrich und Katharina, S. 186. Auch Pol. Korrespondenz 1766, S. 105, 118, 119, 132, 133, 165, 167, 353, 363. * [2] Vgl. S. 395 und 666 f. *S. 189:* [1] Vgl. S. 207 bis 223. * *S. 190:* [1] Ich weiß nicht mehr, welches Blatt mir damals gerade in die Hände gekommen war. Ich setzte den Namen der »Deutschen Tageszeitung« ein, weil sie in ihrer Kritik meines Buches »Fridericus« die These von der Deutschheit des Fürstenbundes vertrat. Vgl. S. 690 ff. * *S. 191:* [1] Vgl. O. Lorenz, Goethes politische Lehrjahre. 1893. * [2] Vgl. S. 522 ff. * *S. 192:* [1] Näheres darüber bei Preuß, I, S. 32 f. Danach hat Friedrich Wilhelm I. von 1713–35 12 Millionen Taler Werbegelder ins Ausland geschickt. Wenig bekannt ist folgende Verurteilung, die Friedrich II. selbst dem umgekehrten Soldatenhandel seines Großvaters Friedrich I. zuteil werden ließ. Über diesen ersten König von Preußen sagte in einer Anwandlung Voltaireschen Freimuts Friedrich II.: »Er verhandelte das Blut seiner Untertanen den Engländern und Holländern, wie die umherschweifenden Tartaren ihre Herden den Podolischen Schlächtern zur Schlachtbank verkaufen«. (Friedrichs II. bei Lebzeiten gedruckte Werke, I, S. 195.) Vgl. auch Fr. Förster, Friedrichs des Großen Jugendjahre etc., Berlin, 1823, S. 7 f. und S. 46; J. C. Freier, Leben etc. Berlin, 1795. S. 207 ff. * *S. 193:* [1] Vgl. S. 78 f. und E. Arnhold, Goethes Berliner Beziehungen, Gotha, 1925, S. 9. * [2] Vgl. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, Leipzig, 1875, S. 153. * *S. 195:* [1] Die im Text gegebenen Zitate Kosers beziehen sich auf die dritte Auflage des vielgenannten Werkes: König Friedrich der Große, Stuttgart 1904 und 1905. * [2] Vgl. S. 572 f. * *S. 196:* [1] Vgl. S. 523 und S. 554. * *S. 197:* [1] Vgl. S. 686. * [2] Vgl. Zimmermann, Fragmente, 1790, III, S. 129. * *S. 198:* [1] Vgl. S. 714 und S. 125. * *S. 201:* [1] Vgl. S. 166. * *S. 202:* [1] Vgl. Ranke, Die deutschen Mächte etc., S. 159. Hierzu auch oben S. 665 und S. 691. * *S. 203:* [1] Lehmann, Friedrich der Große und der Ursprung des Sie-

benjährigen Kriegs, S. 71. * [2]Vgl. S. 444 ff. * *S. 205:* [1]Vgl. S. 426 ff. * *S. 206:* [1]Vgl. S. 444 ff. * *S. 212:* [1]Koser I, S. 426. * [2]Vgl. S. 168. * *S. 213:* [1]Vgl. S. 187 ff. und Anmerkung zu S. 37. * [2]Ranke, Die Deutschen Mächte, S. 143. Für die wichtige Tatsache der Erschöpfung Englands, das in diesem für Belgien und Deutschland entscheidenden Augenblick sich Friedrichs II. gegen Deutschland bedienen konnte, noch folgende Belege aus Felix Salomon, England und der deutsche Fürstenbund; Historische Zeitschrift 1903, S. 221 und S. 231. Anfang Mai 1784 schrieb der König von England an seinen Sohn Herzog von York: »England ist nicht in der Lage, Krieg führen zu können, aber in meiner Eigenschaft als Kurfürst würde ich mich höchst tadelnswert halten, wenn ich nicht bereit wäre, an der Verteidigung der Reichsverfassung Anteil zu nehmen.« Nach der englischen Kabinettssitzung vom 14. Mai 1785 schrieb Carmathan an den englischen Gesandten Ewart in Berlin einen Brief, der den Satz enthält: »Es muß das Interesse Großbritanniens und Preußens sein, jede Bewegung ihrer jetzt in so enger und erschreckender Weise verbundenen respektiven Rivalen zu überwachen...« * *S. 214:* [1] von Treitschke, Deutsche Geschichte, I, S. 52. * *S. 215:* [1]Vgl. S. 691. * [2]Vgl. S. 735. »Man darf sich gar nicht überzeugen lassen.« Deutsche Rundschau, Mai 1926, S. 179. * *S. 217:* [1]Friedrichs II. Akademie hat Schule gemacht. Mit genau demselben Beweise für die Notwendigkeit der Verbreitung von Schundliteratur und Unwahrheiten arbeiten heute die verworfensten Verlage, »Boulevard«- und Radauzeitungen, Revolverjournalisten, Films und die geistigen Führer, die sich noch heute auf Friedrich II. stützen wollen, zum Beispiel die »Deutsche Rundschau«, vgl. S. 735. * *S. 226:* [1]Vgl. S. 641. * *S. 231:* [1]Vgl. S. 593. * [2]Vgl. S. 227. * *S. 232:* [1]Vgl. S. 646 f. * *S. 233:* Das Zitat stammt von dem Breslauer Rektor S. B. Klose (1730 bis 1798), der 1760—1765 mit Lessing verkehrte. Vgl. Lessings Gespräche, herausgegeben von F. von Biedermann, Berlin,

1925, S. 99. * *S. 234:* Goethe an Merck. 5. VIII. 1778. * *S. 239:* [1]Vgl. S. 110. * [2]Vgl. S. 405. * *S. 251:* Vgl. S. 699 ff. * *S. 253:* [1]Vgl. Broglie, Friedrich II. und Maria Theresia. Deutsche Ausgabe, Minden, 1884. S. 30 ff. * *S. 254:* Vgl. S. 496. * *S. 255:* [1]An dieser Stelle haben einige Kritiker des Buches besonders Anstoß genommen. Es sei darum erwähnt, daß Erich Marcks ganz Ähnliches sagt (in »Fürst Bismarck und das Haus Hohenzollern«): »Das, was für Bismarck das persönlich Wertvollste war und was ihn am sichersten bezeichnet, fehlt seinem königlichen Vorläufer (Friedrich II.): das Verhältnis des Gemütes zur Erde und zum Hause, zur Nation und zur Gottheit.« Das ist mehr als das mittelalterliche »Elend«. * [2]Vgl. S. 46. * *S. 267:* [1]Vgl. S. 246. * *S. 269:* [1]Moore war ein zeitgenössischer englischer Reisender, dessen Aufzeichnungen (früh ins Deutsche übersetzt) viel für und gegen Friedrich II. zitiert wurden. * *S. 272:* [1]Vgl. Briefwechsel der »Großen Landgräfin«, Wien 1877. * *S. 273:* [1]Diese Worte werden vom Grafen Lehndorff berichtet (Ausgabe Schmidt-Lötzen, S. 498), dessen Bericht H. F. Helmolt in seinem »Friedrich der Große« (1926, S. 54) übernimmt. Vgl. S. 704. * *S. 279:* [1]Vgl. Wilhelm von Humboldts Tagebücher (Berlin, 1916), die voll beachtenswerter Berichte des vielgereisten und gebildeten Mannes sind. Humboldt versuchte gegen die Berliner Reaktion zu kämpfen und fiel 1819 in Ungnade. Bis 1830 wurde der bedeutende Staatsmann dem politischen Leben Preußens ferngehalten. * *S. 284:* [1]Vgl. S. 66 ff. * *S. 286:* [1]Dieses vielgeklagte Jammern der Friedrichverehrer wiederholt zum Beispiel Johannes Richter in seiner Ausgabe der Briefe Friedrichs an Fredersdorf (Berlin, 1926) S. 190. * *S. 288:* [1]Vgl. S. 585 ff. * *S. 291:* [1]Elf Millionen für die Rohbauten und ebensoviel für die Inneneinrichtung. Mit dieser von Preuß (II, S. 387) übernommenen Angabe vgl. das oben S. 504 Gesagte. Am 8. September 1758 (de Catts »Tagebücher«) sagte Friedrich II., er habe – damals schon – (also vor Erbauung des

Neuen Palais) zwei Millionen für Sans-Souci verausgabt. »*J'y ai dépensé deux millions et en y mettant un million encore il n'y aurait plus rien à ajouter.*« Infolge der Triumphe der folgenden Kriegsjahre glaubte Friedrich sich dann zu den viel größeren Ausgaben für das Neue Palais berechtigt. * [2]Manger, Baugeschichte von Potsdam (III, S. 774) berichtet, daß der Befehl zum Verbrennen der Rechnungen für die Potsdamer Rohbauten nicht ausgeführt wurde. Friedrichs II. Finanzgebaren war schwer durchschaubar. Die Kosten der teuren Inneneinrichtungen sind meines Wissens unberechenbar. * *S. 292:* [1] Manfreds Mitteilungen über Friedrichs II. Goldmacherei sind nicht mitteilbar. Er gestattete mir Einblick in ein Sammelheft erstaunlicher Aufzeichnungen nur »streng vertraulich«. Ich ersetze die hier also fehlenden Zitate Manfreds durch Zitate aus der 1926 erschienenen Neuausgabe der Briefe Friedrichs an Fredersdorf veranstaltet von Johannes Richter, der auch auf S. 230 Friedrichs II. Goldmacherei »eine große sittliche Tat« nennt und die anderen hier im Texte zitierten Verstiegenheiten vorbringt. * *S. 297:* [1]Vgl. Bielschowsky *passim*. * *S. 307:* [1]Die auf S. 306–07 zitierten Worte Carlyles finden sich in seinen »Reminiscenzen«. Vgl. die Auszüge, die Th. A. Fischer in der Biographie Carlyles mitteilt; deutsche Ausgabe des Sartor Resartus (Leipzig, 1882) S. 118 ff. * *S. 309:* Zitiert von Ottokar Lorenz in »Goethes politische Lehrjahre«. * *S. 311:* [1]»In solcher Beziehung nannte Goethe die ganze Geschichte, die geschriebene, einen großen Euphemismus.« Vgl. Goethe zu Rochlitz, 1829, in Goethes Gespräche (Biedermann, Leipzig, 1910) IV, S. 131. Ähnlich äußerte Goethe am 2. Juni 1811 zu Riemer: »daß der größte Teil der Geschichte nichts weiter als ein Klatsch sei«; und im Juli 1817 (Biedermann II, S. 396): »Der Patriotismus verdirbt die Geschichte«. * S. *315:* [1]Vgl. Anmerkung 1 zu S. 123. * *S. 316:* [1]Lessing an Gleim, 1. Februar 1767. Vgl. S. 234 und 554. * [2]Ganz ähnlich schrieb General von Zwehl über die Öster-

reicher; vgl. S. 683. * *S. 317:* Ähnlich wie Goethe urteilte Seydlitz, vgl. S. 388; auch Napoleon; vgl. das gesondert erscheinende Gespräch: »Napoleon oder „der Kniefall vor dem Heros“«. * *S. 318:* [1] Vgl. de Catt (Ausgabe Bischoffs S. 72. Vgl. Anmerkung zu S. 368. * *S. 321:* [1] Vgl. S. 364. * *S. 323:* [1] Vgl. S. 505ff. * *S. 324:* [1] Vgl. Anmerkung zu S. 118 und S. 86, 291. * *S. 326:* [1] Vgl. S. 587, 669–70. * *S. 327:* [1] Vgl. Koser II, S. 216. * *S. 328:* [1] Vgl. S. 291 und 504. * [2] Vgl. S. 593. * *S. 331:* [1] Vgl. S. 394, 666ff. * *S. 342:* [1] Vgl. S. 230f., 587, 669–670. * [2] Vgl. S. 382, 384, 702–703. * *S. 343:* [1] Vgl. S. 50 und Th. Schiemann, »Die Noten der Kaiserin Katharina II. zu Denina: *Essai* etc.« in »Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte XV, 2, S. 223ff. * [2] Vgl. S. 715 bis 717. * *S. 345:* [1] Preuß (I, S. 365): »Der Verläumder (Voltaire) nennt den König ... auf eine höchst frevelhafte Weise immer nur *Luc,* um durch Buchstabenversetzung die Lästerung anzudeuten, welche er in der *Vie privée* und in der *Pucelle* ausgesprochen.« * *S. 347:* [1] Vgl. S. 532, 578, 584. * [2] Vgl. S. 105–106. * *S. 353:* [1] Vgl. de Catts »Tagebücher« (Koser) S. 404. J. C. Freiers »Leben und Charakter Friedrichs des Großen« (Berlin, 1795) versucht (S. 8 ff.) »diese geringen Fortschritte in den ersten Kenntnissen« Friedrichs II. zu erklären. * *S. 356:* [1] Über Friedrichs II. eigene Kuppeleiversuche vgl. S. 477 und 733f. * [2] Vgl. S. 493 und 497–513. * *S. 357:* [1] Vgl. S. 56. * *S. 360:* [1] Vgl. S. 482–483 und 727. * *S. 361:* [1] Vgl. S. 457 und 711. * *S. 366:* [1] Dieses preußische Pflichtgefühl wird allerdings seit kurzem von Herrn Professor Volz in frevelhafter Weise angezweifelt; vgl. S. 726. * [2] Es handelte sich nur um die Anmeldung preußischer Ansprüche auf die Oranische Erbschaft. Vgl. S. 710. * *S. 367:* [1] Vgl. S. 710. * [2] Vgl. S. 150, 199 und Anmerkung [2] zu S. 150. * *S. 368:* [1] Vgl. die »Kritisch festgestellte Auswahl der Gespräche Friedrichs des Großen mit H. de Catt etc.«, herausgegeben von Dr. Fritz Bischoff (S. 80ff.). Zu der Schilderung, auf die oben (S. 368) Bezug genom-

men wird, sagt Dr. Bischoff ausdrücklich: »In der folgenden dramatischen Schilderung der Katastrophe von Maxen halten sich die Memoiren, von einigen Ausschmükkungen abgesehen, ziemlich genau an das Tagebuch des Verfassers.« Hierdurch hat Bischoff den von Volz und Meißner später gemachten Einwänden — vgl. S. 699 f. — im voraus begegnet. * *S. 372:* [1] K. von Schlözer: Friedrich der Große und Katharina (Berlin, 1859), S. 107. * *S. 374:* [1] Vgl. die vorige Anmerkung. * *S. 375:* [1] Vgl. Anmerkung zu S. 273. * *S. 377:* [1] Vgl. S. 491—492. * *S. 378:* [1] Vgl. Anmerkung zu S. 317. * *S. 386:* [1] Vgl. S. 578, 584 — 593. * [2] Vgl. S. 137. * *S. 389:* [1] Die hohe Zahl, die Manfred hier nannte, wird auch von Norwood Young angeführt (vgl. S. 735), der sich dabei auf von der Goltz (Von Roßbach bis Jena) beruft. Vgl. die konservativeren Angaben auf S. 128 unten und die lange Anmerkung dazu. * *S. 405:* [1] Vgl. Hans Delbrück, Leben des Feldmarschalls Grafen N. v. Gneisenau, S. 136. * *S. 410:* [1] Vgl. S. 687. * *S. 411:* [1] Vgl. S. 318 nebst Anmerkung.

PREUSSENS VERBRECHEN GEGEN DEUTSCHE KOLONISATION IM OSTEN

S. 419: [1] Vgl. S. 198; dort auch das Zitat aus Koser (II, S. 607): »Katharina gab ihrem Bundesgenossen (Joseph II.) anheim, wieviel von dem türkischen Gebiet er für sich selbst nehmen wollte.« Infolge Friedrichs II. Quertreibereien, die sein Nachfolger fortsetzte, ging Deutschland auf dem Balkan leer aus. Bismarck erklärte: »Etwas Elenderes als die Politik Preußens von 1778 bis zur Französischen Revolution hat es nicht gegeben etc. etc.« (vgl. S. 714) und: »Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieses Veto (gegen die Orientpolitik der östlichen Nachbarn) ein Act unfruchtbaren Selbstgefühls nach Art des französischen *prestige* war ... Wenn ich Minister Friedrich Wilhelms II. gewesen wäre, so würde ich eher dazu geraten haben, den

Ehrgeiz Oestreichs und Rußlands in der Richtung auf den Orient zu unterstützen...« (»Gedanken und Erinnerungen« 12. Kapitel.) Friedrichs II. verbissene Torheit in dieser wichtigen Frage ist auf S. 198 geschildert. Am 28. XI. 1790 mußte Fürst Kaunitz an L. Cobenzl schreiben: »Es hängt das Heil der österreichischen Monarchie davon ab, daß ihr die zur Wiedererlangung und Befestigung des Besitzes der Niederlande, zur Sicherstellung des Königl. Ansehens in Ungarn, zur Herstellung ihrer Truppen und Finanzen ganz unentbehrliche Ruhe gegönnt, und sie nicht den vereinigten Angriffen der Pforte, Preußens und der Seemächte in dem Zeitpunkte, wo ihr die nötigsten Widerstandsmittel gebrechen, preisgegeben werde.« Alfred von Vivenot: Die Politik des Fürsten Kaunitz-Rietberg unter Kaiser Leopold, Wien 1873, S. 45 *S. 423: [1]Vgl. S. 147 *S. 426: [1]Vgl. S. 160. *S. 427: [1]Vgl. S. 209. 1740 hatte Friedrich II. den deutschgesonnenen Fürsten vorgespiegelt, er wolle »das erste Auftreten eines schwachen Kaiserhauses schützen«. *S. 434: [1]Vgl. S. 157. *S. 437: [1]Vgl. S. 250. *S. 441: [1]Vgl. Friedrichs Kronprinzen-Briefe an Suhm und v. Seckendorf. *S. 442: [1]Vgl. S. 253 und S. 143. *S. 445: [1]Vgl. S. 212. *S. 457: [1]Vgl. S. 135. *S. 463: [1]Dasselbe sagt Delbrück in »Regierung und Volkswille« (Berlin, 1914) S. 45. *[2]Hier fehlt durch ein Versehen folgender Schlußsatz Manfreds: »Nachdem Seydlitz, Schwerin und Winterfeldt gestorben waren, konnte man vom großen Friedrich wirklich nicht verlangen, er solle neue strategische Einfälle haben.« (Vgl. oben S. 383, 388 f.) *S. 465: [1]Vgl. S. 315. *S. 467: [1]Vgl. S. 629 und 654. *S. 493: [1]Vgl. S. 505 ff. *S. 501: [1]Vgl. Büsching, Charakter Friedrichs II. (2. Aufl. 1789) S. 359 ff. *S. 502: [1]Vgl. F. Nicolais Berichtigungen einiger schon gedruckten Anekdoten im Zweyten Heft seiner »Anekdoten von Friedrich II.« (Berlin, 1789) S. 214. *S. 504: [1]Pierre de Nolhac, Mitglied der Akademie, ist ein sehr zuverlässiger Bearbeiter aller Versailles betreffenden Fragen. Das im Text gegebene

Zitat entstammt seinem Buche: »Louis XV et Madame de Pompadour«.* [2]Vgl. J. J. Olivier et Willy Norbert, La Barberina Campanini (Paris, 1910), S. 49. *S. 508: [1]Bei dem tollen Umbau der Oper, der 1926 gegen den Rat aller Sachverständigen die Verschandelung des herrlichen Knobelsdorffschen Baues mit einem Aufwande von etwa zehn Millionen Mark zu einer dauernden Einrichtung macht, wurde eine Achsenbeziehung zu der gegenüberliegenden alten Bibliothek im Auge gefaßt. Vergleiche die Rettungsvorschläge von W. Hegemann und L. Adler veröffentlicht in der Monatsschrift »Städtebau« Heft 6, 1926 und »Wasmuths Monatshefte für Baukunst« Heft 8, 1926.* *S. 514: [1]Bericht General Bouillés, zitiert bei Carlyle.* *S. 529: [1]Vgl. Guglia, Maria Theresia. Dagegen die Äußerung des preußischen Etats-Ministers Schlabrendorff: »Man ist ein veritabler Sklave«, die Max Lehmann (Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs, S. 24) zitiert.* *S. 548: [1]Vgl. Guglia, Maria Theresia.* *S. 557: [1]Vgl. S. 142.* *S. 574: [1]Vgl. S. 718 ff.* *S. 583: [1]Diese Angabe machte (1926) Major Max Wild in seinem Aufsatze: »Friedrich der Große und Trenck« (»Literarische Rundschau« der Tageszeitung »Tägliche Rundschau«). Auf meine Frage nach seiner Quelle verwies er mich auf das Aktenmaterial im Geheimen Staatsarchiv, Berlin-Dahlem. * *S. 597: [1]Man beachte den eigentümlichen Gleichklang zwischen dieser (und übrigens mancher anderen zeitgenössischen) Äußerung und den bekannten Worten Goethes; vgl. S. 317. * *S. 611: [1]Das im Text gegebene Zitat stammt aus »Auserlesene Gespräche im Reiche derer Todten zwischen dem Königl. Preußischen General-Lieutenant von der Cavallerie von der Schulenburg, und dem Königl. Ungarisch- und Böhmischen General Römer, den gegenwärtigen Krieg in Schlesien, Böhmen und Oesterreich betreffend. Braunschweig und Leipzig 1743«. * *S. 616: [1]Dieser preußische »Historiker« hat sich tatsächlich gefunden! Vgl. S. 707 f.* [2]Von Maria The-

resia, die Friedrich II. hier »meine Todfeindin« nennt, behauptete er nach ihrem Tode: »ich war nie ihr Feind«! Vgl. S. 100 und 735. * 3 Vgl. S. 136—137. * *S. 645:* 1 Vgl. S. 329. * *S. 648:* 1 Diese vertraulichen Mitteilungen können hier erwähnt werden, da Dumaine seitdem ganz Ähnliches in seinem Buche: *Choses d'Allemagne* (Paris 1926) veröffentlichte. Beinahe wörtlich wie der französische Gesandte 1926 über Wilhelm II. schrieb der englische Gesandte Harris (Malmesbury) 1776 über Friedrich II.: »Ich kenne keinen Mann, der so die Gabe der Unterredung besäße wie der König von Preußen, oder der sie so zu gelegener Zeit und so am rechten Orte anzuwenden verstände. Es ist unter den russischen Gästen gewiß nicht einer, der nicht von der Leutseligkeit und Güte des Königs ganz geblendet nach Petersburg zurückkehrte.« * *S. 649:* 1 Vgl. die lange Anmerkung zu S. 80. * *S. 651:* 1 Vgl. Hegemann, Der Städtebau nach den Ergebnissen der Allgemeinen Städtebau-Ausstellung (Berlin 1913); Kapitel Paris.

ANMERKUNGEN ZU DEN BILDERN

Wie aus Friedrichs II. Briefen vom 1. November 1772 und 17. Mai 1775 hervorgeht, hielt er sich nicht für schön, ließ sich »niemals« malen und hielt die von allerlei Malern gemachten Phantasieporträts für unähnlich. Lavater, der viel über die königlichen Eigenschaften der Physiognomie Friedrichs II. vorzubringen hat, fällt über die uns bekannten Bilder folgendes Urteil: Friedrich II. ist »nicht auf die Art schön, wie unphysiognomische Maler ihn idealisieren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht schön«. Beachtenswert ist am Gesichte besonders, daß es nicht, wie die »idealisierenden« Maler es wollten, große, sondern nur »Augen von mittler Größe« (Preuß, I. 419) hatte und daß die Stirn stark zurückfliehend war.

Um sich heute eine zuverlässige Vorstellung von der Erscheinung Friedrichs II. zu machen, muß man sich an die

Totenmaske halten, wobei aber zu bemerken ist, daß die vielverbreitete und vielbewunderte Totenmaske Friedrichs II. bereits eine »Überarbeitung« das heißt Idealisierung und Verfälschung der echten Totenmaske darstellt.

Vor Seite 33 und 433: Zwei Abbildungen der echten Totenmaske Friedrichs II., wie sie Professor G. B. Volz in seinem Buche »Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit«, Verlag von K. F. Koehler, Berlin und Leipzig, 1926 veröffentlichte. Professor Volz zitiert dabei die Ausführungen des Anatomen Waldeyer, der über den Schädelbau Friedrichs II. unter anderem schreibt: »Die Stirn ist vorn schmal und fliehend, wie es alle guten Porträts des Königs zeigen.«

Vor Seite 161: Reiterbildnis Friedrichs II. aus dem Jahre 1778 (Anfang des »Kartoffelkrieges«) nach einer Radierung von Chodowiecki. Dieses Bild ist nicht ohne dokumentarischen Wert, indem es vielleicht weniger einen Idealisierungsversuch als eine einigermaßen realistische Wiedergabe des Eindrucks vermittelt, den der große Künstler von dem spazierenreitenden Könige gewonnen hatte.

Auf Seite 580: Der rutenschneidende preußische Profos. Aus dem Armeewerk Adolf von Menzels. Unter das Bild des Profos hat Menzel das Bild des Spießrutenlaufens von Chodowiecki (hier gegenüber S. 592 abgebildet) durchgezeichnet und darunter geschrieben: »Durchzeichnung eines von Chodowiecki radierten Blättchens aus Basedows „Elementarbuch für die Jugend, ihre Eltern und Freunde in gesitteten Ständen“ (!) erschienen 1770«. Das von Menzel gesetzte Ausrufungszeichen läßt zweifelhaft erscheinen, ob er mit der preußischen Prügelgesittung einverstanden war.

SPIESSRUTENLAUFEN. NACH EINER RADIERUNG VON CHODOWIECKI

Vor Seite 593: Das Bild stammt aus dem Kupferwerk zu J. B. Basedows Elementarwerke für die Jugend und ihre Freunde. Berlin und Dessau, 1774. In dem 1782 erschiene-

nen erläuternden Text zu dem Werke findet sich folgende Beschreibung des Bildes:

»Da werden furchtbare Strafen ausgeteilt. Einige hundert Soldaten haben, auf Befel des reitenden Officirs, von dem Parfos Ruten empfangen, um den entblösten Rüken eines ihrer Cameraden zu zerhauen. Diser war nur one Erlaubnis aus dem Wachhause weggegangen, um eine Kanne Bier im Wirtshause zu trinken, zu der Zeit, wo er eben auf keinem Posten Wache halten durfte. Eine kleine Unordnung, wenn sie einem solchen Menschen ungestraft hingeht, verursacht eine größere. Das weis der Unterofficir und Oberofficir, der Korporal und General. Die Soldaten stehen in zweien graden Reihen, durch welche der Strafbare langsam gehen mus, denn vorn und hinten geht ein Unterofficir mit einem Spadon, die die Langsamkeit seines Laufes bestimmen. Der Tromler schlägt auf die gedämpfte Trommel, damit ein trauriges dumpfes Lärm entstehe. Der Flügelmann hat seine Flinte beim linken Fus. Ein jeder der gemeinen Soldaten hat einen Palasch an der Seite, eine Patronentasche um, und einen langen Haarzopf auf dem Rüken, einen Hut auf dem Kopfe, und um die Beine Kamaschen, die wie Stiefel sind, aber zugeknöpft werden. Da oben an den Pranger ist ein Mann oder ein Weib mit den Händen angebunden, daß er oder es den Boden nur mit den Zehen erreichen kann. Der Büttel steht hinter ihm oder ihr und schlägt den Rücken mit Ruten. Der Handlanger reicht frische, so oft er eine abgenutzt hat. Da ist auch ein Halseisen, das einem Verbrecher oder einer Verbrecherin um den Hals geschlossen wird, um so an dem Pranger einige Stunden zu stehen und von den mutwilligen Zuschauern verspottet zu werden«.

ENDE DER ANMERKUNGEN

Das folgende alphabetische Register versucht nicht vollständig zu sein, sondern soll nur durch einige Schlagworte den Überblick über den Inhalt des Buches etwas erleichtern

Abraham Levi: 471
Achilles: 257, 284
Adams, Brooks: 209
–, Henry: 19
–, Maud: 302
Addison, J. (1672-1719): 396
Adel, angelsächsischer: 19, 49, 513
– Gegensatz zwischen Reichsadel und preußischem Adel (v. Stein): 534
– pommerscher und Casanova: 530 f.
– Tod fürs Vaterland und der Adel: 576-656
Adrienne s. Lecouvreur
Akademie, Berliner: 84, 193
Aktivismus, politischer: 536
Alcibiades: 391
d'Alembert, J. le R. (1717-1783): 100f., 103, 109, 160, 162f., 399, 735
Alexander der Große: 241, 329, 384, 391
Alfieri, Vittorio: 675f.
Algarotti, F. (1712-1764): 477f., 519, 716, 733
Alkestis: 44, 580
Allgemeine deutsche Biographie: 95, 97 f.
Altona: 212
Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar (1739-1807): 523, 544
Amalie, Schwester F.s II.: 86, 99, 271 f., 634, 718, 720f.
Amerika: 213, 513, 721
Amerika in Deutschland erobert: 423
Amerikanischer Freihandel: 411
Amilius Paulus: 137
Amsterdam: 164, 203
Anakreon: 319
Anhalt, Bastard von: 49, 380
Annalen des deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung u. Volkswirtschaft: 182
Antigone: 551
Antwerpen: 164, 167, 189, 203, 205, 218 ff.
Archenholtz, J W. v. (1743-1812): 330-333, 336, 593, 596, 598ff., 633, 674
d'Argens, J. B. de Boyer (1704-1771): 113, 127, 314, 338 343, 359, 365, 478, 519, 634 f., 716 f., 724
Argenson, M. P. (1696-1764): 491
Argental: 344
Ariosto, L. (1474-1533): 63, 81, 270
Aristides: 391
Aristophanes: 70, 87, 109, 124
Armande s. Béjart
Armentières, Marquis von: 333
d'Arnaud: 478
Arndt, Ernst Moritz (1769-1860): 7, 26, 157, 190, 201 f., 215, 229, 320, 405, 523 ff., 527, 609, 618 f., 681, 691, 704, 722, 729
Arnheim, Fritz: 508
Arnhold, E. (Verfasser eines Buches über Goethes Berliner Beziehungen): 745
Arnim, Achim v. (1781-1831): 386
Aspern: 402
Auersperg, Fürstin von: 57
Auerstädt: 403
August II. der Starke (1670-1733): 185-189, 245, 280 f., 310, 543, 549
August III. von Sachsen, König von Polen (1696-1763): 188
August von Gotha: 131, 507
August Wilhelm, Bruder F.s II. (1722-1758): 271, 391, 703 f.
Augustus: 129
Australien: 657, 664
Ayrenhoff: 552

B

Bach, W. Friedemann (1710-1784): 214 f.
–, J. S. (1685-1750): 98, 215, 690
Bailleu, P (geb. 1853): 665
Balbi, (Friedensunterhändler Friedrichs): 349 f., 354 f.
Balkan: 411, 750
Balkankrieg: 43, 579, 581
Ball, Hugo: 28
Barbarina: 504, 752
Bardt, Dr.: 241
Barock: 185, 505, 564
Barry, Frau du (1741-1793): 511
Bartels, Paul: 695
Basedow, J.: 754 f.
Bayern, Ludwig I., König von (1786 bis 1868): 489, 672
Bayern schießt 1806 Viktoria: 153
Bayrischer Erbfolgekrieg siehe unter Friedrichs Kartoffelkrieg
Beauchamps, Lord: 226
Beethoven, L. van (1770-1827): 64, 98
Béjart, Armande (verheiratet mit Molière 1662): 64, 538, 551
Belle-Isle, C. L. A. F., Marschall (1684 bis 1761): 321, 334, 344, 360 f., 386,
Bentinck, W. (1701-1773): 354
Berenhorst, K. H. v. (1733-1814): 601 ff., 713
Berlin: 53, 143, 201, 234, 325, 341
–, 600 000 Menschen in überfüllten Wohnungen: 643, 651

Berliner Dom: 505
Berliner Universität eine Folge von Napoleons Eingriff: 401
Berlinische Freiheit zu denken (Lessing): 528
Bernard, P. J. (1708-1775) gen. Gentil-B.: 178
Berner, E., Professor (1853-1905): 734
Bernhard von Clairvaux (1090-1153): 283
Bernhard von Weimar (1604-1639): 78, 80
Bernini, Lorenzo (1598-1680): 562 ff.
Bernis, Abbé F. (1517-1794): 353
Bevölkerungszahlen, Vergl. der Hauptstädte: 143
Biedermann, F. von: 746, 748
Bielschowsky, A.: 191 f., 748
Bierbaum, Otto Julius (1865-1910): 43
Bischoff, Fritz: 84 f., 700, 749 f.
Bischoffwerder, J. R. v. (1741-1803): 150, 227
Bismarck (1815-1898): 9, 24, 35, 38, 54, 63, 69, 83, 85, 88 f., 100, 151, 155 ff., 189, 197, 199, 205, 226, 242, 299, 303, 321, 341, 361, 367, 394, 406, 408-413, 416, 430, 457 f., 467, 479 f., 483, 496, 521, 574, 586, 612, 617, 619 f., 623 ff., 627 ff., 635, 641, 647, 652-656, 663, 667, 670, 678 f., 690 f., 693, 697 ff., 704, 711-718, 720, 722, 724, 737, 741, 747, 750
Bismarcks und Goethes Opfer der »dynastischen Mannestreue«: 641 ff.
Bismarck, Wallenstein u. Gustav Adolf als deutsche Edelleute: 628-636
Bitaubé, P. J. (1732-1808): 105
Bloch, M. E. (1723-1799): 104
Blücher, G. L. (1742-1819), 463, (»kein preußisches Urprodukt«, Bismarck): 624
Boccaccio, G. (1313-1375): 263
Bode, Wilhelm von (geb. 1845): 18
Boehm, Wilhelm: 687, 735 f.
Boileau, N. (1336-1711): 550, 561
du Bois-Reymond, E. (1818-1896): 197, 240, 682
Boisserée, Sulpiz (1783-1854): 191
Bolingbroke, H. St. J. (1678-1751): 150, 274, 398, 571
v. Boineburg, J. Chr. (1622-1672): 612
Bonin: 719
Borchardt, Rudolf (geb. 1877): 24, 29, 43 f., 580
Boston: 15 f., 684
Bouillé, F. C. A. de (1739-1800): 125 f., 130, 514, 567, 752
Boyen, H. v. (1771-1848): 586
Brachvogel: 214
Brandes, Georg (geb. 1842): 29, 256 bis 264, 268 f., 271, 274, 276 f., 283 f., 537, 550, 559, 568
Braunschweig, Herzogin von: 99
v. Bredow, Generalleutnant: 474
Breslau: 371
Briere: 180
Broglie, J. V. A., Herzog von: 227, 647
Browne, G. Reichsgraf (1698-1792): 384
Brügge: 218
Brühl, H. Graf v. (1700-1763): 333
Brüssel: 218
Brutus: 399, 435
Buckingham, J. S., Herzog v. (1648 bis 1721): 568 ff.
Burgtheater: 492
v. Burka, Capitän: 476
Büring: 506
Büsching: A. F. (1724-1793): 102, 501, 544, 707, 740, 751
Bute, Lord: (1713-1792): 200
Byng, John, Admiral (1704-1757): 391
Byron, Q. G. (1788-1824): 43, 285, 535, 571

C

Cagliostro, G. Balsamo (1743-1795): 253
Calzabigi, Johann Anton v.: 178
Camas, Frau von: 633
Candy, Trablaine de: 180 f.
Canitz, F. R. S. Freiherr v., preuß. Dichter, von Friedrich verehrt (1654 bis 1699): 108, 144, 541, 558
Canterbury, Bischof von: 58
Carlyle, Thomas (1795-1881): 161, 194, 302-308, 377, 414, 422, 702, 735, 739, 748
Carmathan: 746, 752
Carmer, G. H. K. (1721-1801): 415
Cartellieri, A (geb. 1867, Jena): 663
Casanova, G. J. de Seingalt (1725 bis 1798): 531 f.
Cäsar: 137, 481, 636 f., 639
Cato: 358, 396, 399, 435, 454 f.
de Catt, H. A. (1725-1795): 84 ff., 129, 159 f., 243, 249, 251, 266, 327, 336, 368 ff., 373, 388, 458, 460, 468, 480 f., 518, 521, 531, 558, 631, 633, 637, 699, 705, 717, 747, 749
Chamberlain, H. St. (geb. 1855): 301
Châteauroux, Herzogin von: 56, 357
Châtelet, Emilie von (1706-1749): 259-268, 274, 282, 284, 477, 490 f.
Chatterton, Thomas (1752-1770): 111
Chaulieu, G. A. de (1639-1720): 370, 422

Chazot, J. F. F. de (1716-1797): 478
Chicago: 164
Chodowiecki, Daniel (1726-1801): 42, 754 f.
Choiseul, G. F. Herzog v. C.-Amboise (1719-1785): 344
Christian VII. von Dänemark (1749 bis 1808): 81
Chuquet, A.: 337
Cicero: 87 f.
Cicignon: 635
Clairaut, A. C. (1713-1765): 261
Clausewitz, K. v. (1780-1831): 385
Cleve: 367
Cocceji, S. (1679-1755): 414
Colbert, J. B. (1619-1683): 203
Colignon: 598 f.
Coligny: 275
Condé, Ludwig II. der große (1621 bis 1686): 137, 241, 379
Conti, Prinz v.: 550
Corneille, P. (1606-1684): 552
Cornelia, Schwester Goethes (1750 bis 1777): 439
Cortez, Fernando (1485 bis 1547): 130 f.
Corvin, Matthias: 637 f.
Crébillon, P. J. (ältere) (1671-1762): 493
Croce, Benedetto: 27, 637
Cromwell, Oliver (1599-1658): 7, 570, 631

D

Dahrl: 212
Dalberg, K. Th. A. M. (1744-1817): 192, 225
Dampmartin: 50, 704 f.
Dante: 81, 141, 263 f.
Danzig: 165 f., 171 ff., 179, 183, 189, 670
Darget: 478
Darwin, Ch. (1809-1882): 705
Daun, L. J. (1705-1766): 337, 384
Delbrück, Hans (geb. 1848): 162, 187, 331, 378, 380, 382-385, 387, 389 f., 392-395, 405 f., 497, 586 f., 602, 644, 664-668, 691 f., 702, 710, 713, 750 f.
Demokratismus: 567
Denina, G. E. (1731-1813): 343, 749
Denis: 478, 734
Deschamps: 396
Dessau, Fürsten von s. unter Leopold
Dettingen, Schlacht bei: 325
Deutsche Allgemeine Zeitung: 671 f.
Deutsche Denkbarkeit (Th. Mann): 300 f., 659
Deutsche Literaturzeitung: 699, 705
Deutsche Rundschau: 735, 746
Deutsche Tageszeitung: 190, 699, 745
Diderot, D. (1713-1784): 120, 517
v. Diebitsch: 459 f., 463 f., 469, 706
Dietrich, Pfarrer Hans (Deckname): 581-584, 586, 593 ff., 600 f., 603, 605-613, 616, 620, 627 ff., 631, 636, 640, 642, 646 f., 650
Döbbelin: 545
Dohm, Chr. W. v. (1751-1820): 104, 161, 210
Domhardt, v.: 183
de Dominici: 185, 189 f.
Dreißigjähriger Krieg: 140, 305, 427, 555, 631
Dresden: 189, 272 f., 290, 333, 337, 380, 631
Drop: 291
Droysen, Hans (1808-1884): 111, 169, 209, 444, 613
Dryden, John (1631-1700): 534 568-571
Dumaine, Alfred: 648, 753
Du Mesnil: 251
Duns Scotus (1265-1308): 59

E

Eberstadt, Rudolf: 651
Eckermann s. Goethe
Eckhoff, Konrad (1720-1768): 543
Edelsheim, Wilhelm von: 192, 225
Edelsheim, Baron von: 705
Edikt von Nantes: 554 f., 560
Egmont, L. Grat v. 1522-1568: 192 196
Eheberg, von, K. Th. (geb. 1855), 415 ff.
Eichendorff, J. v. (1788-1857): 540
Eickstedt (Friedensunterhändler F. s.): 350, 353, 360 ff.
Elisabeth von Rußland (1709-1762): 139, 200, 353, 361, 371, 374, 380, 402, 457, 647, 711
Ellis, Frau: 392 f.
Emerson, R. W. (1803-1882): 569
Encyclopaedia Britannica: 218, 221 ff.,
von Ende, Oberst: 525
England: 9, 19, 49, 82, 89, 141-147, 213, 219 f., 221, 228, 232, 239 f., 349, 355, 408, 423 ff., 535, 537, 664, 746
Erasmus von Rotterdam (1466-1536): 283
Erdmannsdörfer, Bernhard: 675 f.
Erlanger Zeitung: 137, 534, 569
Esterhazy, N. J. F. Grat v. Forchtenstein (1714-1798): 333
Eugen, Prinz, (1663-1736): 47, 119, 132, 137, 204, 243, 247, 257, 310, 330, 352, 386, 390, 409, 419, 440 ff., 631, 646, 663, 673

Euler, L. (1707-1783): 94
Euripides: 44
Ewart (engl. Gesandter in Berlin): 746

F

Falk, J. D. (1768-1826): 313
Faulhaber, Pfarrer: 594
Fehrbellin: 466
Fénélon, F. (1651-1715): 538
Ferdinand II., Kaiser (1578-1637): 433, 636
Ferdinand (Sohn Maria Theresias): 742
Ferdinand von Braunschweig (1721 bis 1792): 122, 196, 207, 216, 223 bis 227, 353, 359, 719
Fichte, J. G. (1762-1814): 9, 496
Figaros Hochzeit: 281
Finckenstein, K. W. Finck von (1719 bis 1800): 208, 228, 352, 359, 362, 367 f., 435, 675
Fink, F. A. v., General (1718-1767): 329
Fischer, Th. A. (Verfasser einer Carlyle-Biographie): 739, 748
Fischer von Erlach (1656 - 1723): 506 ff., 511
Flandern s. unter F. II.
Fleury, A. H., Cardinal de (1653 bis 1743): 433
Fontenoy, Schlacht bei: 239, 257, 342, 494
Formera (angebliche Geliebte Friedrichs II.): 303
Formey, J. H. S. (1711 – 1797): 707
Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte: 50, 148, 428, 456, 646, 687, 692, 702 f., 734, 739, 743, 749
Förster, Fr.: 745
Fragmente über Friedrich den Großen (Zimmermann): 246, 371
Frank, Bruno (geb. 1887): 707, 720
Franke: 545 f.
Frankfurt am Main: 60, 538
Franz I., Kaiser (1708-1765): 57
Französische Revolution: 218, 750
Fredersdorf, M. G. (1708-1758): 66 f., 213, 286-290, 737, 747 f.
Freiberg: 633
Freiburg, Belagerung von: 151, 430, 737
Freier, J. C.: 544, 742, 745, 749
Freiheitskriege 1806 gewonnen: 405
Freytag, Gustav (1816-1895): 185, 584, 625
Friedberg, Schlacht von: 342
Friedrich II., Kaiser (1194-1250): 9, 697
Friedrich III., Kaiser (1831-1888): 367, 645
Friedrich I., König von Preußen (1657 bis 1713): 366, 745

FRIEDRICH DER GROSSE
(1712 – 1786)

Der Kronprinz

– seine Mutter: 254
– Familienleben der Eltern: 255
– in Rheinsberg: 136
– Verlobung (1732): 51, 192
– Bräutigamsbriefe: 51 f.
– sucht und nimmt Bestechungsgelder als Kronprinz: 356
– Antimachiavel: 92, 145, 163, 626, 704

Friedrich als König, Schriften, Tagewerk

– »il y a assez de plaisir d'être l'unique roi«: 251, 514
– unumschränktes Königtum: 390, 485 bis 489, 494, 510 f., vgl. auch Friedrichs Bewunderung für Ludwig XIV.
– »beinahe komisch«, »inkonsequent« usw. (Meinecke) 669
– sein Abdankungsplan: 10, 369
– über den Kronprinzen Friedrich Wilhelm: 99, 133
– Werke: 39, 135, 146, 258, 417, 496, 569, 618, 702
– dissertation sur la littérature allemande 84 ff., 106-109, 111 f., 117, 119, 131, 196, 408, 541, 546, 649
– Histoire de mon temps: 34, 143, 204, 298, 325, 340, 424, 427, 436
– Mémoires pour servir à l'Histoire de la maison de Brandenbourg: 145, 204 f.
– Politische Correspondenz: 203, 209, 348, 695, 697
– Marginalien: 412 f., 470
– Politisches Testament von 1752: 35, 100, 148, 156, 207, 295, 358, 394, 430, 557, 708
– Testament von 1768: 99, 101, 139, 144, 146, 166, 449, 478, 606, 621, 706, 710
– Testament von 1782: 99, 140 f., 147, 362, 441
– »Urkundenbuch« 470 – 480
– Stundenplan und Tagewerk: »Geschäftseinteilung«: 91, 251, 458
– steht um 4 Uhr auf, geht um 9 Uhr ins Bett 469
– Salomonisches Urteil 473
– Plan, den König aufzuheben: 637

Der Feldherr und Staatsmann

Der Feldherr

– Rheinfeldzug 1732: 247, 250, 386
– »Verlangen nach Ruhm«, »Beifallsbedürfnis« (Bismarck): 254, 299, 712
– trompeur et demi: 52, 64, 291, 361, 480, 692, 704
– »das heroische Fieber Europas«: 455 f.
– als condottieri: 422
– berühmtester Condottiere des Rokoko 531
– Don Quichotte des Nordens 309, 403, 408
– Hanswurst im Furchtbaren: 138, 380, 656
– Vergleich berühmter Feldherrn: 137
– Sieger in 11 (13) Schlachten: 125, 129, 248
– Verluste bei Torgau und Sedan: 380 »seine gute Armee ganz unnütz aufgeopfert« (Goethe; vgl. hierzu auch Goethes Unterhaltung mit Eckermann, 15. 2. 1824): 429, 278, 392 »seine nutzlos geopferte Infanterie« (Seydlitz): 388
– »in die Schlinge seines eigenen Systems der schiefen Schlachtordnung gefallen« (Clausewitz über Kunersdorf): 385
– »es muß weiter gerauft werden«: 160
– seine Rauflust von Maria, Katharina und Pompadour an die Kette gelegt: 449
– Bekehrung seiner Angriffslust: 378 f.
– als Feldherr und »Ermattungsstratege«: 378-395, 669
– Angriffs- oder Verteidigungskriege: 582
– »Bataillen gehören dazu, um zu dezidieren«: 379
– Friedensunterhandlungen: 344 ff., 362, 483

Der Politiker

– die Gesandten seine Briefträger: 480, 624
– vermeidet das diplomatische Corps: 144 f.
– »Deutschland ist eine Art Republik«: 197
– über auswärtige Politik: 148
– festlandfeindliche Politik: 223
– Politik im Stile einer durch Generale ausgeführten kaiserlichen Order (Bismarck): 88, 458
– politische Unfruchtbarkeit: 159
– Fürstenbund s. Rheinbund, vgl. auch unter Goethe: Friedensbund
Friedrich der Große: absurder Bund für die deutsche Freiheit: 229
– die bittere Wurzel des Friedensbundes: (Belgien): 203
– Fürstenbund-Posse: 194, 202, 215, 691
– Vollstrecker des Westfälischen Friedens: 556 f.
– über das »freie« England: 8, 89, 14 f., 535
– Bündnis mit England: 135, 250, 246
– vernichtet den steigenden Einfluß des Deutschtums auf Polen: 188
– »Tölpelhafte Polenpolitik« (Gurlitt): 186
– bietet den Russen Schleswig-Holstein an: 149, 375
– Urteil über Peter den Großen: 136
– verspottet seinen Bewunderer Peter III.: 317
– seine Rettung durch Elisabeth und Peter III. von Rußland: 271 ff.
– Schweden als deutsche Provinz: 636

Gegen das deutsche Kaiserhaus

– Lebensziel: Vernichtung der deutschen Kaisermacht: 35
– »der erste Rebell gegen das Kaisertum«: 694, 697
– »beständige Verschwörung gegen Deutschland«, »deutsche Bürgerkriege«: 114, 140, 148, 449, 647, 678, 682
– Rankes Theorie, Friedrich habe deutschnationale Ziele verfolgt, heute allgemein aufgegeben: 664
– Partikularismus: 142, 151, 321, 636, 678 f., 697
– preußischer Partikularismus (Bismarck): 424, 628
– über die Einigung Deutschlands: 141
– Verderber des Reichs: 148, 157 f.
– verderbliche Reichsfeindschaft: 224, 441
– verhindert die deutsche Expansion: 149, 440
– Deutschlands Zerstückelung: 158
– ohne F.s Wirken wäre Deutschland eine Weltmacht geworden: 421, 722
– »kein deutscher Fürst hat das Streben Deutschlands nach Einheit verstanden« (Napoleon): 440
– Sachsen: 313, 323, 330, 455
– »durchaus keine Sachsen, das ist mein Glaubensbekenntnis«: 187
– das Vergnügen, Sachsen zu vernichten: 200

Friedrich der Große: über seine schlesischen Erbansprüche und die Vorgeschichte der schlesischen Kriege: 134 f., 305, 437
– »das historische System des Hauses Brandenburg« s. unter Fr. d. Große: Für Frankreich
– über Österreich herfallen (1786): 449, 647
– »Oesterreich eine deutsche Macht« (Bismarck): 124, 149, 145, 678
– gegen die »Tyrannei des Hauses Oesterreich«: 399, 613
– kriegerische Demonstrationen im Rücken der Russen und Österreicher: 199
– bewundert Maria Theresia: 100, 101, 157
– »Ich habe Krieg gegen sie (M.Th.) geführt, aber ich war nie ihr Feind«: 735, 753
– »Mein Gewissen ist nicht rein dieser Fürstin (M.Th.) gegenüber«: 100
– Gerücht über sein Bündnis (1757) mit Maria Theresia zur Rückeroberung von Elsaß-Lothringen: 435
– angebliche Bereitschaft zum Bündnis mit Maria Theresia: 436
– Österreich an der Rückeroberung der lothringischen Stammlande verhindert: 206
– schätzt Joseph II.: 101, 128
– besucht Joseph II: 243
– über den Kaiser Joseph II: »der verfluchte Joseph«, der »verfluchte Wiener Tyrann«: 208, 228
– sucht Türkeneinfall herbeizuführen: 100 ff., 147 ff., 346

Für Frankreich

– Das »historische System des Hauses Brandenburg«: für Frankreich gegen d. Erbfeind Österreich: 150, 399
– »Elsaß und Lothringen sind zwei Schweden«: 432, 709
– über Elsaß und Lothringen: 140, 149, 158, 249, 420, 557, 678
– opfert Elsaß-Lothringen und Flandern: 355, 426-446
– rühmt die Anhänglichkeit Lothringens an das spätere deutsche Kaiserhaus: 434
– legt die Kaiserwahl von 1742 in französische Hände: 321
– schielt (im Gegensatz zu Goethe) nach Frankreich: 485, 510
– »so Franzosen sein müssen«: 604
– Franzosenanbetung: 112
– Francomanie: 231

Friedrich der Große: »werde ihr Spiel spielen und den Gewinn teilen« (an Ludwig XV.): 342
– »Ich habe Ihren Wechselbrief eingelöst« (an Ludwig XV.): 342
– »Ich vertraue mich lieber dem Könige von Frankreich an als irgend jemand anderem«: 339
– Bewunderung für Ludwig XIV.: 99, 441
– sein Lobgedicht auf Ludwig XIV. in 8 Fassungen: 482
– Vergleich mit Ludwig XIV.: 447 bis 450
– Ludwigs XV. Überlegenheit über Friedrich II.: 490 – 514
– schönster Traum, König von Frankreich zu sein: 56, 131, 541
– bietet den Franzosen das Schiedsrichteramt über Deutschland an: 151, 617
– »Schulter an Schulter mit Frankreich kämpfen«: 153, 206 f.
– den Vorteil Frankreichs gegen die Tyrannen wahren: 387
– kann sich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als Feinde anzusehen: 357
– die »Dreistigkeit der Franzosen« ohne Preußen gegen das deutsche Reich kämpfen zu wollen: 362
– bekennt sich als Vorkämpfer Frankreichs gegen Deutschland: 354, 423
– Roßbach (expédiens frivoles): 325 bis 370; s. auch unter: Roßbach
– Frau von Pompadour gestattet ihm nicht mehr für Frankreich zu kämpfen: 357
– Hoffnung, Frau von Pompadour zu bestechen: 135, 355
– verbündet sich mit der Pariser Partei der Frommen gegen Frau von Pompadour: 356
– sucht Frieden mit den Franzosen hinter dem Rücken der englischen Bundesgenossen (»Infamie gegen England«): 348 f., 695
– »Ich habe alle Mittel erschöpft, um die Franzosen zu gewinnen«: 147
– Preußen darf nicht erlauben, daß man den Franzosen Elsaß oder Lothringen wegnimmt: 293
– stellt Elsaß-Lothringen für Frankreich sicher: 35, 228, 428
– Versuch (1778) einen französischen Einfall herbeizuführen: 147
– »Die natürlichen Grenzen Frankreichs reichen bis zum Rhein«: 34, 36
– französischer Diktator in Berlin: 642

Friedrich der Große: rettet Bayern dem französischen Einfluß s. unter: Kartoffelkrieg
– über Flandern: 140, 207
– Kartoffelkrieg: 75, 201, 297, 304, 389, 547 f., 741, 754
– angeblicher Kampf gegen die Welt: 423

Innere Verwaltung

– vernachlässigt die innere Verwaltung: 251, 411
– als Wirtschaftspolitiker nicht zu halten (Onken): 603
– 46jähriger Zollkrieg: 411
– Finanzen: 415 ff.
– stellt preußisches Finanzwesen unt. französischer Aufsicht: 401, 684
– Münzverschlechterungen (Blechklappen-Taler): 146, 359
– Administration générale des Accises et Péages (General-Accise-Administration): 180 f., 416, 535 f., 670
– »Ich dirigiere das selber, also habe das General-Directorium nicht nötig«: 166
– Sparsamkeit: 417
– friderizianische Handelsbeschränkungen: 166
– »Jedes Handelsunternehmen Friedrichs II. ist bisher unweigerlich fehlgeschlagen« (Malmesbury): 212
– Gründungen der »Ostasiatischen«, »Bengalischen« oder »Levantischen« Kompagnie: 212
– Seehandlung: 177, 182 ff.
– Stapelrecht: 185
– als Tabakhändler: 178
– Kaffeeschnuffler: 400
– prophezeit den Bankerott Englands: 142, 146
– »Das neue Palais eine fanfaronnade«: 498, 500, 511 ff.
– klagt, kein Geld für Invalidenversorgung und Findelhäuser zu haben: 499
– »Ich will künftig meine schwachen Verdienste der Sorge um Witwen und Waisen widmen«: 129
– Kindermorde in Preußen: 500
– Vergleich des Aufwandes in Versailles und Potsdam: 504 f.
– Seidenzucht: 502, 512
– Kassierung des Reichskanzlers Fürst: 413
– Maßregelung des Großkanzlers Jarges: 620
– »sonsten bringe ich die Kanaillen (Minister) niemals in die Subordination«: 621
Friedrich der Große: schickte das Kammergericht nach Spandau (Bismarck) 620
– schickt Finanzrat Ursinus nach Spandau: 621
– Ignoranz der Minister 621
– »unter 100 meiner Räte sind 99 Spitzbuben«: 627
– Müller Arnold: 305, 415, 713
– Kabinettsjustiz (Schmoller): 413, 720
– Corpus juris: 414
– Jährliche Ministerzusammenkunft: 90
– »Omnipotenter Polizeistaat« (von Schmoller): 415
– »Halt er das Maul« 131, 413, 315
– »Sprung nach Spandau«: 131, 515, 696
– »alles nur Maschine« (Arndt): 619, 723
– Beamte und »Militärbediente«: 612
– »noch heute Spuren des Systems von F. W. I. und F. II.« (Koser): 621
– »sein königliches Dasein bildete einen lastenden entwürdigenden Druck für alle Welt« (Th. Mann): 68, 300, 509, 568
– »Freiheit des Menschengeschlechts findet Zuflucht hinter unseren Fahnen« (Treitschke): 498
– »müde über Sklaven zu herrschen«: 130, 146, 685
– Sklavenhandel: 473, 475, 503, 568
– Quälerei und Verpachtung der Waisenkinder: 503
– »Wo Sklaven knien, Despoten walten« (Schiller): 450, 538 f.
– »Preußen das sklavischste Land Europas« (Lessing): 118, 529, 605
– Nachspiel der Bauernkriege: 476
– »Die Mode der Revolution heutzutage vorüber«: 626

Friedrich II. als der Menschenfreund und Erzieher des Heeres

– Abschaffung der Folter: 589
– »Treue als Landesvater«: 470
– Väterliche Soldatenfürsorge: 594 f.
– der Soldat muß seine Offiziere mehr als den Feind (300 Kanonen) fürchten: 347, 533, 578, 670
– prügelt eigenhändig weniger als sein Vater: 533
– »nichts als die Furcht«: 587, 684
– »Fuchtelklinge«: 586, 589, 595
– »Krummschließen«: 589

Friedrich der Große: Spießrutenlaufen: 548 f., 589-592, 670, 755
– Marufski: 591, Muska: 592
– »Mehr Prügel als Brod«: 632
– Trunksucht im Heere: 591 f.
– Drill und Prügelzucht: 231, 239, 286, 404, 420, 531 f., 568, 670
– »in meinen Staaten gilt ein Leutnant mehr als ein Kammerherr«: 603
– Soldatenselbstmorde: 346
– strafversetzt Leutnant v. Kalckstein wegen Soldatenmordes: 532, 623, 637
– »vom Platz aus exemplarisch bestraft«: 604
– »Kerls, wollt ihr denn ewig leben«: 732
– als Rekrutenleutnant: 460, 462
– Gepuderte Soldaten; ½ Zentner Puder: 595
– die jährlichen großen Paradeexerzieren mit Kanonensignalen: 460 ff.
– Die großen Manöver: 463
– die jährlichen Revuereisen nach dem Osten (nicht nach dem Westen): 460, 467 ff.,
– verbietet seinen Offizieren das Prügeln der Bürger: 533
– verteilt »Liebstenscheine« in seiner Garde: 67
– verbietet seinen Offizieren bürgerliche Heiraten: 48

Der Aufklärer und Erzieher seines Volkes

– »Diese Nation ist zu plump und faul und unwillig zu lernen«: 101, 139, 622
– sammelt deutsche Volkslieder: 249, 289, 39, 411
– Vernachlässigung des Erziehungswesens: 102 f., 670
– Friderizianisches Volksschulwesen: 103
– »empfiehlt die Erziehungsweise der Griechen und Römer«: 102
– »Die Sorge für die Erziehung ist eine wichtige Pflicht der Fürsten«: 103
– Bemerkungen über die Erziehung seiner Nachfolger: 98
– Kadettenkorps: 530
– angebliche Preßfreiheit: 136, 528
– gewährt weniger Preßfreiheit als Joseph II. (Lessing): 528
– Reiseverbot: 102, 143
– ungeschickte Reiseversuche: 442
– Reise nach Strasbourg: 143
– Reise nach Holland: 252
Friedrich der Große: Reise nach Emden: 168 f.
– Volksfremdheit 542
– »Er kann hier Historie schreiben, was braucht er deshalb herum zu laufen«: 105
– erschwert seinen Untertanen das Hochschulstudium: 102, 736
– »Jahresgehälter nur an Nichtdeutsche«: 117
– Unterstützung der Goldmacherkunst: 397, 402 748
– Todesstrafe auf Reisen ins Ausland: 143
– Deutschtum in Berlin gedieh besser unter Napoleon als unter F. II.: 642
– »Sie haben aber zuviel Professores... Pedanten und faule Bäuche schaden mehr als sie nützen«: 736

Förderer höherer Geisteskultur

– seine Hauptstadt soll »Tempel der Musen« werden: 90, 115
– »Tempel der großen Männer«: 120, 325, 491, 541
– »Kreis der Weihe«: 84 ff.
– »des Augustes feront des Virgiles« (dissertation und Gellert): 323, 530
– »Für einen Deutschen ist die Hälfte genug«: 685
– »Sehen Sie, Ich komme auch ohne Deutsche aus« (zitiert nach F. Nicolais Schrift gegen v. Zimmermann): 123, 685
– sein Provinzlertum: 543
– stammelt Ausländertöne nach (Klopstock): 492
– Verhältnis zur deutschen und französischen Sprache: 248
– Verhältnis zur deutschen Sprache: 158
– Bekenntnis, »Deutsch nur wie ein Kutscher« zu können: 106, 124, 309, 376, 480, 574
– Unfähigkeit eine Sprache zu beherrschen bedeutet Vaterlandslosigkeit: 195
– »beherrschte keine einzige Sprache vollkommen« (Macaulay) 139
– »ein Moses, der sich nach dem Lande deutscher Sprachvollendung sehnt«: 109, 399
– schätzt Canitz, vgl. Canitz
– französisiert Leibnizens »deutschliebende Genossenschaft«; Akademie: 107, 116, 193, 263, 547
– Königliche Akademie der Wissenschaften 216 f., 240
seine »Ritterakademie«: 127

Friedrich der Große: Ode über die Erneuerung der Akademie: 116
– »großartige geistige Kulturpflege« (Schmoller): 104
– Deutsche als Kulturdünger: 301
– »deutsche Kunst von Friedrich ungeehrt« (Schiller): 449
– unterstützt von deutschen Dichtern nur die Karschin: 312
– literarischer Absentismus: 244
– Urteile über die deutsche Literatur: 106, 133, 453
– Verachtung der deutschen Literatur: 108 f., 130
– »Wenn Ew. Majestät geruht hätte, deutsche Verse zu machen . . .« (Voltaire): 540
– beachtenswerter Einfluß auf die deutsche Literatur: 396, 539, 561
— rühmt sich seiner Gleichgultigkeit für die deutsche Literatur: 118
– »Goetz, Goethe und ihre veraltete Sprache und Literatur«: 104
– »In meinen Büchersammlungen werde ich solches barbarisches Zeug nicht dulden«: 111
– als Großvater des Werthermotives: 396, 411
– als Vater der deutschen Romantik: 395 ff., 411
– »der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen« (Goethe): 308, 448
– sein schmutziges Siegeslied auf Roßbach, Klistier: 364
– Beziehung zur Bühne: 541 ff.

Friedrich II. als Künstler

— nimmt sich ernst als Künstler: 481 bis 483
— Niederlage von Maxen durch F.s Dichtkunst mit veranlaßt: 368
– als Dichter: 37, 86-89, 135, 142, 266, 361, 481
– »schmutzige Wäsche« (Voltaire über Friedrichs Poesie): 672, 731
— »Über den Zufall«: 86, 142, 634
– »Über die Bosheit«: 86
— »Nicht so viel Injurien!« (Voltaire): 110, 457
– als deutscher Dichter: 249, 671
– »Das königliche Gespenst« (August von Gotha): 131, 507
– »dissertation«, s. unter F. II. als König, Schriften, Tagewerk
— digérer avec la sagesse de Minerve«: 84, 101
– bekämpft den Klassizismus: 508
Friedrich der Große: Nachahmung des Wiener Hofburgentwurfs (nutrimentum spiritus) und der Opernplatz: 507, 729
– Sanssouci als Kunstwerk: 505 f.
– peinigt v. Knobelsdorff und dessen Nachfolger (alle): 729
– als Dichter und Despot: 89
– Musik: 94-98, 131, 251, 397, 458, 469, 509, 576

Friedrich II. als Verehrer Voltaires

– Eloge de Voltaire: 128, 240, 259, 304, 490
– »Vasall Voltaires« (Goethe) 81, 343, 489, 491 f.,
– bewundert Voltaires guten Ton: 271, 283, 304
– Memoiren Voltaires s. unter Voltaire
— »Voltaire ist eine ganze Akademie wert«: 240
– Mißhandlung Voltaires: 534 ff.
— »der schwere Schlag des Löwen« (Erich Schmidt): 518, 520, 525
– ihm fehlt die in Frankreich geläufige Vorstellung königlicher Würde: 487
– vertont Voltaires Totenklage auf Adrienne: 269
– erzwingt mit skrupellosen Mitteln Voltaires Übersiedlung nach Preußen: 261 f.
– »der ärmste Londoner Schriftsteller war glücklicher als ein literarischer Insasse des friderizianischen Hofes« (Macaulay): 522
— bittet Voltaire um Friedensverhandlungen: 129

Geselligkeit und Tischgespräche

– »die schlechte Gesellschaft, mit der er sich umgab« (de Ligne): 519, 541
– »verstieß immer gegen das erste Gesetz des gesellschaftlichen Verkehrs« (Voltaire): 519
– seine Art zu debattieren: 256
– »etwas geschwätzig aber erhaben«: 130, 518
– lose Zunge: (Richelieu, Herzog von Württemberg) 144, 362, (Marcks) 680
– Bescheidenheit: 142
– »befinde mich höchst wohl dabei«: 252
– »attisches Lachen«: 87
– Aprilscherze: 215 f.

Friedrich der Große: über das Wesen des Witzes: 453
– über die Wissenschaften 93 f., 131
– über die Schiffahrt: 169 f.
– schätzt Cicero: 88
– verachtet Plato, Ilias, Shakespeare, Horaz, Aristophanes: 87, 109, 131
– schilt auf die »ekelhaften Plattheiten« Goethes und Shakespeares: 110, 234, 486, 570, 671, 685
– sein Latein: 352 f.
– über Karl V.: 144
– Betrachtungen über die militärische Begabung und den Charakter Karls XII.: 138
– »zum Glück der Menschheit sind Leute wie Karl XII. selten«: 139
– über Kaiser Augustus: 129
– Alchimie: 402, 526
– über Feldherrnkunst: 133, 694
– über Befestigungswesen: 132
– über Frau von Chatelet: 261
– über Spinoza: 127
– über die freien Bauern Italiens: 132
– Taschentuch: 128, 243, 576
– Schnupftabak: 248
– Grattez F. II., vous trouverez, F.W.I.: 305
– »Freude, andere zu demütigen« (Voltaire): 519, 524
– das Entwürdigende seiner Freundschaft: 110
– und Goethes Incognitos: 253
– »ganz als wären wir in einer Kneipe« (Bouillé): 514
– »Die sieben Weisen im Bordell«: 520
– ausgedehnte Mahlzeiten: 88 f., 99, 129, 132, 141, 169, 459 f., 680
– »Er spuckt in den Teller, um die anderen wegzuekeln«: 93
– als Hofmusikus des Königs von Polen: 252

Die von Friedrich II. gewährte Religionsfreiheit

– Religionsfreiheit s. auch Tartuffe
– »jeder auf seine Fasson«: 556
– Kritik der Religion: 87, 129
– Religionsspötter: 127
– »Sottisen gegen die Religion« (Lessing)
– Sinn für Religion: 473
– läßt Pfarrer Faulhaber hängen: 594
– Papst seiner Länder: 11
– Exjesuit von Sanssouci: 68
– Schützer der Jesuiten: 93, 555
– »Gott bewahre dihr«: 289, 530

Verschiedenartige Beurteilung des Wirkens Friedrichs II.

Arndt:
– »hat Teutschland für immer gelähmt«: 618
– s. auch: Fr. d. Gr.: Innere Verwaltung
Bismarck:
– »seine Eitelkeit degenerierte gegen das Ende seiner Regierung«: 419, 712
– »friedliche Bauern für habsburgische und hohenzollerische Interessen aufeinander schießen lassen«
– »Mißhandlung Trencks«: 574, 713, 718 ff.
– s. auch unter Fr. d. Gr.: Der Feldherr; Der Politiker; Versuche pathologischer Erklärung
Carlyle:
– »meine Friedrichaffaire nichtssagend wie tausend Jahre alter Mist«: 307
– s. auch unter Fr. d. G.: Versuche pathologischer Erklärung
Delbrück:
– »wir haben nicht das Recht, F. für einen kompletten Narren zu halten«: 668
Goethe:
– »eigensinnige, voreingenommene, unrektifizierliche Vorstellungsart«: 45, 98, 112
– »der Polarstern, um d. sich Deutschland zu drehen schien«: 229, 231
– s. auch Fr. d. Gr. als Verehrer Voltaires
Heine:
– »die deutschen Fürsten wahre Meisterstücke Gottes«: 572
Lessing:
– »Zyniker auf den Thron«: 319, 681
– s. auch Fr. d. Gr.: Innere Verwaltung, Aufklärer und Erzieher seines Volkes, Religionsfreiheit
Liselotte v. d. Pfalz:
– »Sind wir nicht Dummköpfe?«: 586
Ludwig XV.:
– »der Mensch ist verrückt«: 437
Malmesbury:
– »eine buntscheckige Mischung von Menschlichkeit und Barbarei«: 48
– s. auch Fr. d. Gr.: Innere Verwaltung
Thomas Mann:
– »mußte Unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen, damit eines großen Volkes Erdensendung

sich erfüllte«: 299, 301, 365, 428, 438, 443
– s. auch Fr. d. Gr.: Innere Verwaltung; Versuche pathologischer Erklärung
Ranke:
– »ohne Friedrich II.«: 438
Rousseau:
– »Il pense en philosophe et se conduit en roi«: 289
Schiller:
– »Ich kann diesen Charakter nicht liebgewinnen«: 317, 662
– »Riesenarbeit der Idealisierung«: 315, 317, 211, 572, 662, 728
– s. auch Fr. d. Gr.: Innere Verwaltung; Förderer höherer Geisteskultur
Voltaire:
– »Ecrasez l' infame«: 434, 443
– »Saigneur de toutes les nations«: 129
– »Ich kann ihn nicht wahrhaft lieben«: 317
– »Luc ist ein Taugenichts«: 345
– s. auch Fr. d. Gr.: Förderer höherer Geisteskultur; Friedrich als Künstler; Geselligkeit und Tischgespräche; Versuche pathologischer Erklärung
Wallenstein:
– »sind wir nicht Erzlappen, daß wir einander die Köpfe zerschmeißen?«: 630
Winckelmann:
– »Schinder der Völker«: 118, 324, 605, 740
v. Zwehl:
– »So wie es damals war, muß es wieder werden«: 684, 723
Aufsatz von Ellis:
– »Friedrichs II. große Felonie und die deutsche Barbarei«: 28
Friedrich der Große und Fr. Wilhelm I. »merkwürdige Fürsten«: 113
– »wir äffen die Großmächte nach, ohne eine zu sein«: 142, 557, 680, 708
– als Eroberer Amerikas und Indiens: 146
– lehnt Kolonialerwerb ab: 155
– als Kolonisator: 418, 720
– ordre pour le mérite: 304
– »Fürsten Europas großartige Dummköpfe«: 100
– und Iphigenie als geopferte Königskinder: 37
– »Bocksprünge des großen Friedrich«: 124
– »der böse Mann« (Maria Theresia): 131, 254, 735
Friedrich: Caprices: 84, 124, 340
– Verderber des Reichs: 136, 224
– müßte als Hochverräter an Deutschland gehängt werden: 401, 683

Versuche pathologischer Erklärung Friedrichs

– als »unklarer schwächlicher Sanguiniker« und als »Staatsmann von furchtbarer Größe«: 394 f.
– »Beifallsbedürfnis, das sich früh im kleinen verriet« (Bismarck): 85, 242, 254, 521, 712, 722
– »leidenschaftl. Freundschaftsbedürfnis« (Bismarck), (Erich Schmidt): 254
– hypothekarische Belastung durch Eitelkeit: 670, 713
– »Es gefiel ihm, von niemandem etwas Ernstes zu sagen, alle Welt zu verurteilen und sich selbst zu bewundern«: 251
– Selbstmorddrohungen: 51 f., 251, 343, 346, 358 f., 370, 445, 453, 592, 610, 724 f., 731 f.
– seine Selbstmordphraseologie: 351, 395, 434
– »Pas trop mal pour la veille d'une grande bataille«: 343, 458, 483, 712, 715
– Ich bin ein »dilettante« in jeder Beziehung: 576
– Penser, vivre et mourir en roi: 295, 360, 366 f., 474, 482, 727
– Roi des gueux: 248
– »L'anectode est curieuse« (Voltaire): 344
– pornographisches Siegeslied auf den Sieg bei Roßbach, Klistier: 241
– als »Märtyrer der Freiheit« (Voltaire): 455
– zu schmachvollem Friedensschlusse bereit: 351, 366, 725 f.
– angebliche Homosexualität: 241 ff., 306, 698, 701, 706 f.
– »sodomitische Anwandlungen«: 698, 701
– »sucht durch Exzesse auf geschlechtlichem Gebiet zu imponieren«, »Beifallsbedürfnis« (Bismarck): 242, 245, 277, 303, 712
– »Lieber kleiner Held, du machst dich krank und wirst dann zum Kriege nicht mehr taugen«: 247
– »die Kräfte des Körpers« und »sündliche Neigung«: 245
– »Rhinozeros im Dreckbad« (Carlyle): 303 f.

Friedrich der Große: seine und Fredersdorfs Hemeroiden: 213, 287 f.
– Entsagung in der Liebe: 266, 284
– Zusammenhang zwischen Bösartigkeit und Weiberfeindlichkeit (Th. Mann): 254
– »die drei ersten Huren Europas«: 424
– »er Sol mihr einen Jungen Buben Kaufen in Rohm, der eine Schöne Stime hat«: 67
– »Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig«: 67
– »die Kinder der Liebe gefallen mir«:
– »lieber die größte Hure von Berlin als eine Fromme«: 51
– »kann er eine hübsche Hure mitbringen, so ist es gut, denn die fehlet mir«: 66
– welche Heilige die Leute am liebsten hätten, die müßten am meisten gemacht werden: 216
– über seine Frau »eine alte Kuh«: 273, 375
– über Zuchtwahl: 47 ff., 704 f.
– »Man muß den regierenden Familien neues Blut zuführen«: 60
– Frauenideal: 37
– zahlte der Barberina soviel Gehalt wie Ludwig XV. an die Pompadour: 504
– »etwas kupiert«; Operation: 246, 255
– als Kuppler Algarottis: 477 f., 733 f.
– Zusammentreffen mit Casanova: 528–530
– Verderbtheit der Sitten im friderizianischen Berlin (Malmesbury, Arndt): 478

Der grosse Friedrich

– Ursprung des Beinamens »der Große«: 162, 329, 387, 644
– »groß nur, wenn man Bismarck als Legitimierung gelten läßt« (Onken): 663
– Bismarcks Werk gefährdet durch friderizianisches Erbe: 409
– »Fridericus«Manegeschaustück: 681
– Versailles 1871 und 1918: 682, 736
– Nie wieder: 684 f.
– Friedrich auf den Briefmarken: 431

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1620-1688): 361, 466, 532, 613, 637, 694 ff., 708, 711
Friedrich Wilhelm I. (1688-1740): 48, 92, 113, 194, 205, 305, 401, 442, 542, 555, 582, 603, 622 f., 745
Friedrich Wilhelm II. (1744-1797): 39 f., 50, 52 ff., 60, 75, 100, 123 f., 259, 402, 416, 442, 607, 705, 750
Friedrich Wilhelm III. (1770-1840): 723
Friedrich Wilhelm IV. (1795-1861): 676
Fürst, K. J. M. (1717-1790): 413 f
Fürstenbund s. Rheinbund
Füßli, C., 740

G

Gellert, C. F. (1715-1769): 51, 318 f., 323 ff., 337 f., 449
Gent: 218
Georg II. von England (1683-1760): 145, 192, 654
Georg III. von England (1738-1820). 213, 746
Gerhardt, Paul (1607-1676): 486, 508, 541
Gersdorff: 413
Gide, Charles: 651
Gleim, J. W. L. (1719-1803): 78, 113, 128 234,, 310 ff., 318 f., 465 f., 748
v. Glöden, Oberforstmeister, 473
Gluck, C. W. (1714-1787): 95 f., 98
Gneisenau, A. (1760-1831): 231, 404 f., 624 (»kein preußisches Urprodukt«, Bismarck): 750
Goeben, A. K. v. (1816-1880): 624 (»kein preuß. Urprodukt«, Bismarck)
Goerne, von: 177 f., 184
Goertz, J. E. Graf von Schlitz (1737-1821): 77, 82 f., 91, 108, 126 f., 376, 528
Goethe, Charles Matthias (geb. etwa 1875): 281

GOETHE, Joh. Wolfg. v. (1749-1832)

Lebensgeschichtliches
Urteile der Zeitgenossen

– Brion, Friederike: 267
– Eckermann: 31, 65, 90, 282, 488 bis 676
– die Eltern: 59
– die Mutter (Frau Aja): 59 f., 99
– und Ferdinand von Braunschweig: 224 f.
– Lili: 186, 267, erste und letzte Liebe: 261
– Lucchesini und Friedrich II.: 73 bis 234
– und Racine: 562
– und Racine als Ehemänner: 558 f.
– und Johanna Schopenhauer: 176
– Ulrike v. Levetzow (1804-1899): 278, 282

Goethe: Vulpius, Christiane (1765-1816): 58, 64 f., 262, 267, 281 f.
– »Von der Vulpius ganz abpoetisiert« (Frau v. Stein): 265
– Ehe: 64, 276
– Vergleich zwischen Freundinnen Voltaires und Goethes: 261, 264, 282
– an Zelter: 121
– als maitre de plaisir: 280
– Staatsminister: 170
— Verkehrsminister 309
– Weimarischer Kriegsminister: 191, 196
– schafft den in Deutschland fehlenden »guten Ton«: 485
– wöchentlich im conseil: 90
— Besuche bei Lucchesini: 83
– in Berlin: 75, 233, 535, 740, 745
– bei den Verwandten Cagliostros: 253
— Kampagne in Frankreich: 223 f.
– amerikanische Auswanderungspläne: 155
– Pariser Reisepläne: 82
— Reise nach Italien: 65
– in Straßburg: 230
– Wien: 492
— Bereitschaft nach Wien überzusiedeln: 83
— als Bürgerlicher an die Luft gesetzt: 528
– sein würdeloses Begräbnis: 269
– Sprache: 25, 104, 160
— als Freiwilliger: 449
— Umgang mit Fürsten: 484 f., 514, 519, 541
– Konvenienz: 456, 484, 488, 515 ff., 522, 525, 540, 570
– »Hoffart und dienerliche Haltung« (Arndt): 526 f.
– als Kammerherr: 527
– »Strom der Welt«: 25, 123, 154, 489
— als Weltmann: 75, 239
– knabenhafte Scheu: 494
– wiederholte Pubertät: 62
– seine leibliche Fruchtbarkeit: 281, 283
— gesunder moralischer Magen: 73, 80, 83 f., 130, 275
– »Geheimnisse« und Rosenkreuzlerei: 258, 401
– tun und denken: 47
– »an die Tugend in die Höhe geklettert« (aus »Dido«): 74
— »ich habe nie nach Frankreich geschielt«: 485
– »Sorgen fallen mich an wie hungrige Löwen«: 536
– Ellis' Verehrung für —: 22
– im Urteil des Grafen Lehndorff: 77 f.
Goethe: Götz als Philister: 281
– »Nimbus von Ehrwürdigkeit« (Götz): 123
– »Zug der einwägenden Güte«: 253
— »der berühmte Verfasser des Werther und des Götz von Berlichingen«: 76 f.
– Realist wie Voltaire und Bismarck: 483

Werke

– Dichtung und Wahrheit: 31, 230, 310, 313, 317, 329, 673
– Egmont: 193, 386
– römischen Elegien: 65, 74
– Faust: 65
– Götz von Berlichingen: 486 f., 679
– Hanswurstiaden: 79 f., 542
– Hanswursts Hochzeit: 248, 270, 542
– Iphigenie, 39, 45, 65, 96, 268, 276, 297
– Metamorphose der Pflanze: 262
– Requiem für de Ligne: 125
– Selige Sehnsucht: 65
– Stella: 56
– Tasso: 45, 65, 71, 74, 77, 81, 268, 273 f., 512
– Werther: 65, 74, 268, 270, 276 f., 396, 411, 528
– Wilhelm Meister: 155, 186
– »Meine dargestellten Frauencharaktere sind alle besser, als sie in Wirklichkeit anzutreffen sind: 45, 282
– Frauen sind silberne Schalen: 278, 281

Ueber Friedrich den Grossen und über Geschichte

– »fritzische« Gesinnung: 673 f.
– Verehrung für Friedrich II. erkaltet: 45, 316 f., 330
– Verschwörung gegen Friedrich II.: 45, 80, 191, 193, 401, 547
– politische Unternehmungen gegen Friedrich den Großen: 191, 223
– Vierzehn Punkte: 192 f.
– Antwort auf Friedrichs II. dissertation (»Literarischer Sanscülottismus«): 112-119, 671
– über Friedrichs II. Einfluß auf die deutsche Literatur: 308, vgl. Goethe über »Literarischen Sanscülottismus«
— »Friedrichs Übergewicht ... der preußische Stock ...«: 330, 386
– erfährt 1793 vom österreichischen Plane, Elsaß-Lothringen zurückzuerobern. Der Plan scheitert an Preußens Widerstand: 636

Goethe, Ablehnung des Nationalhasses: 641
– »wenn man auch so seine Nation persönlich belustigen durfte«: 273
– »Capricen des großen Friedrich«: 124
– »Lumpenhunde«: 79, 132, 233 f., 291 f., 533
– »Ich hab in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen«: 234, 533
– als Vorkämpfer des von Friedrich bekämpften Klassizismus: 508
– »Was sich mit Administration abgibt, ohne regierender Herr zu sein, ist Philister oder Schelm«: 535
– Traum von Moritz von Sachsen: 186
– über die Eisenfiguren Friedrichs II. und Napoleons: 22
– über Friedrich Wilhelm IV.: 676
– »Die geschriebene Geschichte ist ein großer Euphemismus«: 311, 322, 662, 748
– »Patriotismus verdirbt die Geschichte«: 322, 748
– »sie rufen die Dummheit zu Hilfe«: 409
– tut seine Zweifel an Preußens Zukunft öffentlich kund: 645
– »die verlorene Kisten und Kasten uns aus dem Sinne schlagen«: 403
– gegen das Werbeunwesen: 192, 605
– politischer Blick: 154 ff., 158
– »es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringen«: 566
– und das Elsaß: 149, 158, 226
– über Umtausch von Bayern gegen Flandern: 228
– als Prophet der großen Revolution: 535
– Fürstenbund: 78, 192 f., 225
– und Österreich: 149, 155
– über die »geistreiche« Herrschaft Österreichs: 156, 434
– über die Verteidigung deutscher Grenzen: 441
– und die »Gesamtnationalität«: 636 f.
– über internationale Verständigung:
– Vorstellung der Notwendigkeit kolonialen Neulands: 186
– Verständnislosigkeit für die Begeisterung der Freiheitskriege: 407
– über Königtum: 489, 516
– »fürstliche Kriegslust eine Krätze«: 533, 535
– über »militärische Macarroni«: 196, 523

Ueber Kulturgeschichte, Literatur u. a.

– »Literarischer Sanskülottismus«: 112-120
– über den Mangel einer deutschen geistigen Hauptstadt: 115, 120
– über Gleims Nichtigkeit: 312
– Kriegslieder; »Ich habe nie affektiert«: 311
– Unwille gegen die trefflichen Lucchesinis und Haugwitze: 122
– über Minna von Barnhelm: 313
– Kanzleideutsch: 309
– über den »klassischen« Schriftsteller: 114 ff.
– über Romantik: 31
– »Wahn, es sei möglich, ein deutsches Theater zu bilden«: 565
– »Umwälzungen, die klassische Werke vorbereiten könnten«: 115, 661
– über Lazarone: 121
– über Mahomet-Napoleon: 681
– über Ödipus (zu Riemer): 70
– über Voltaire: 81, 268, 274, 306
– über Voltaires Memoiren: 237
– über Cortez' Eroberung von Mexiko (zu Riemer): 131
– über Westamerika: 155, 418
– Rhein-Donaukanal, Panamakanal, Suezkanal: 254
– »Nimm dein Kreuz auf dich«: 554
– über Menschenopfer: 30
– Rokoko undenkbar ohne französischen Einfluß: 504
– über Schnupfen und Rauchen: 244
– über das Wesen des Witzes: 453 f.

Goetz, F. von: 464
Goltz, Colmar v. d. (geb. 1843): 405, 462 f., 601, 713, 750
Goltz (Gesandter Friedrichs): 374
Gontard, K. v. (1731-1791): 506
Gorki, Maxim (geb. 1869): 62
Göschen: 20
Goshen, Viscount (1831-1907): 20
Gotik 509
Gottsched, J. C. (1700-1766): 82, 124, 324, 396, 449, 542, 548, 605, 614
Graun d. Ältere: 96 ff., 123
Graun d. Jüngere: 96 ff., 123
Griechenland: 581
Grillparzer, Franz (1791-1872): 110, 346, 567
Grimm, F. M. v. (1723-1807): 396
Grimmelshausen, H. J. Ch. v. (1625 bis 1676): 271
Grolman, (»kein preußisches Urprodukt«, Bismarck): 624

Groß, Johann Gottfried (1703-1768) der Professor der Erlanger Ritterakademie, den Friedrich II. wegen reichstreuer Schriften prügeln ließ: 136, 373, 534, 569, 616
– (russischer Gesandter, Bruder des vorigen): 136, 373 f.
Großjägerndorf: 341, 349, 372
Grumbkow, F. W. v. (1678-1739): 51 f.
Grünberg, Hauptmann: 472
Guglia: 752
Guiard, Edème: 178
Guicciardini, F. (1483-1540): 219
Guichard, K. G. (Quintus Icilius) (1724-1775) empfahl dem König (nach Nicolais Bericht) zweimal Lessing als Biblothekar. Guichards Witwe galt einer der wenigen Besuche, die Goethe in Berlin gemacht hat: 113, 123, 314 f., 740
Gundling, Taubmann, Morgenstern (Vertreter preußischer Wissenschaft und Narrheit): 113
Gurlitt, Cornelius (geb. 1850): 185 bis 190, 505, 542
Gustav III. von Schweden (1746 bis 1792): 81
Gustav Adolf von Schweden (1594 bis 1632): 137, 635f., 638, 654
Güstrow: 599

H

Haerd: 314
Haeseler, Friedrichs Friedensunterhändler in Paris: 362
Halle: 324, 544
Hamann, J. G. (1730-1788): 108, 180
Hamburg: 164, 212
Hamilton, A. (1757-1804): 610
Hamm: 501
Händel, G. F. (1685-1759): 98
Hannover: 192, 203, 209, 213, 228, 358, 479
Hannover, Kurfürstin von: 244
Hardenberg, K.O. Fürst (1750-1822): 150 f., 406, 624 (»kein preußisches Urprodukt«, Bismarck), 740
Harris, Sir James, siehe Malmesbury
Hartung, Fritz: 688-695, 697 f., 700, 703, 705, 707 ff., 714 f., 721 ff.
Hasse, J. A. (1699-1783): 96 ff., 123
Hastenbeck: 341, 349, 355
Haugwitz, C. A. (1752-1831): 122
Hausmachtpolitik, preußische u. österreichische: 692 f.
Haydn, J. (1732-1809): 96, 98
Hebbel, Friedrich (1813-1863): 56, 629
Hecht: 314
Heigel, K. Th. v. (geb. 1842): 103, 136
Heinitz, F. A. v. (1735-1802): 166, 169 f.
Heinrich von Preußen (1726-1802): 50, 75, 77 f., 81, 84, 147, 197, 329, 343, 364, 378, 389, 483 f., 587, 702, 716, 741
Heinrich der Seefahrer (1394–1460): 624
Helmolt, Hans F. (geb. 1865): 409 f., 686 f., 704, 721, 747
Herder, J. G. v. (1726-1802): 117, 249, 270, 280, 293, 324, 492, 541, 691
Hertzberg, E. F. v. (1725-1795): 170, 228, 501
Heygendorf, K., Frau v., geb. Jagemann (1777-1848): 55
Hildburghausen, J. F., Prinz von Sachsen-H. (1702-1787): 354, 362 f.
Hildebrandt: 506
Hiller, Th. F. (preußischer Dichter) (1699-1769): 488
Hinrichs, Hans (geb. 1881)
Historische Methode, ihr Schwindelhaftes in der Geschichte. Vgl. auch F. II. Mameluken: 497
Hintze: 412
Hobohm, Martin (geb. 1883) 387 ff., 392-395, 405
Hochkirch, Schlacht bei: 138, 346, 363, 388, 548, 597
Hoen, Feldmarschalleutnant: 682 f.
Hofer, Klara (geb. 1875): 29, 276
Hofmannsthal, Hugo von (geb. 1874): 29, 44 f., 74, 548
Hohenasperg: 195
Hohenstaufen: 9, 697
Hohenzollern, geistiges Leibregiment der: 682, 686, 723
Homer: 257
Hopf, W., Redakteur (gest. 1921) 695 f.
Höpfner, L. J. von (1743-1797) 253
Horaz: 109
Horst: 184
Hotham: 273
Hugenotten: 555
Humanisten, amerikanische: 19
Humanistisches Gymnasium: 38
Humboldt, Wilhelm von (1767-1835): 279, 526, 747
Humor in der Weltgeschichte: 302, 307, 340, 422
Husfeld, Grenadier: 476
Hutten, Ulrich von (1488-1523): 11, 572

I

Icilius s. Guichard
Iffland, A. W. (1759-1814): 543
Illinois: 411
Indien: 155, 213, 218, 664, 720 f.
Insel-Verlag: 372, 459
Iphigenie: 37; vgl. auch Goethe
Iphigenie (Lustspiel von Ellis): 28, 38, 43, 55, 297

J

Jacobi, J. G. (1740-1814): 180
Japan: 38
v. Jariges: 620
Jean Paul (1763-1825): 304, 306 f.
Jena, Schlacht bei: 153, 320, 382, 402 f., 601
Jesuiten, beschützt von Friedrich: 93, 555
Joachim I., Nestor (1484-1535): 613
Johnson, Samuel (1709-1784): 111
Jordan (Freund F.s II.): 127, 296, 343, 576, 616, 705, 715 f.
Joseph I., Kaiser (1678-1711): 449
Joseph II. (1741 - 1790): 125, 128, 141, 143, 194, 205 f., 210 f., 221, 228 f., 232, 389, 417, 419, 442, 445, 491 f., 520, 524, 607, 636 f., 691, 743, 750
– von Friedrich besucht: 243
Jus primae noctis: 281
Juvenal: 570

K

Kalckstein v. (der ältere wurde 1672 wegen Treue gegen den alten Landesherrn gefoltert und hingerichtet, der jüngere 1758 wegen Soldatenmordes von F. II. strafversetzt): 532, 621, 623, 637
Kania, Hans: 576, 731 f.
Kant, I. (1724-1804): 53, 107, 123 f., 605 f., 638
Karl I. von England (1600-1649): 69
Karl II. v. England (1630-1685): 571
Karl V. (1500-1558): 144, 433, 629
Karl VI. Joseph Franz (1685-1740): 194, 219, 221, 417, 433, 449
Karl VII. Albrecht (1697-1745) von Ludwig XV. und Friedrich II. eingesetzter deutscher Gegenkaiser: 157, 321, 419, 613
Karl IX. von Schweden (1550-1611): 635
Karl XI. von Schweden: 466
Karl XII. von Schweden (1682-1718): 137 f., 654
Karl von Braunschweig (1735-1806): 81
Karl der Große: 249, 366, 645, 730
Karl August von Weimar (1757-1828): 55, 75, 107, 112, 140, 155, 185, 191 ff., 195 f., 224, 274, 400, 522 ff., 527, 544, 562, 636, 691
Karl, Erzherzog: 585 f., 630
Karschin, Anna Luise (1722-1791): 78, 312, 319
Kategorischer Imperativ: 605
Katharina II. v. Rußland (1729-1796): 50 f., 78, 81, 198 f., 200, 230, 343, 372, 376 ff., 419, 449, 489, 612, 670, 702, 704, 716, 743 ff., 749 f.
»Katharina und Friedrich, die Großen« (Goethe): 81, 484
Katte, Hans H. v. (1704-1730): 143
Kaunitz, W. A. Fürst v. (1711-1794): 193, 207, 210, 231, 295, 356, 424, 433, 435, 666, 711, 751
Keith, George Mylord Marschall (1693 bis 1778): 144, 329, 500
Kieser, D. G. (1779-1862): 526
Kinsky, Graf von: 332
Kirchenstaat: 83, 140
Kladderadatsch: 387 f.
Klassizismus: 108-119, 510, 564
Kleist, Ewald v. (1715–1759): 314, 474
Kleist, Heinrich von (1777-1811): 403, 450, 474
Klopp, Onno: 662
Klopstock, F. G. (1724-1803) 39, 69, 82, 96, 104, 114, 116, 311, 319 ff., 324, 449, 492, 574, 612, 616, 638 ff., 704
Klose, S. B. (1730-1798): 746
Knebel, K. L. v. (1744-1834): 274, 535, 554
Knobelsdorff, G. W. v. (1697-1753): 505 ff., 510, 729, 752
Koch: 546
Kodros: 297
Köhler, K. F. (Verleger): 742, 754
Kolin, Schlacht von: 88, 125, 135, 138, 341, 384 f., 392, 647, 713
Köln: 525, 538
Kölner Zeitung: 163, 534, 569
Koning, Henry: 220
Königsberg: 324, 606
Konvention von Kloster Zeven: 86, 341, 349, 355, 423
Köpenick, Schuster von: 329
Körner, C. G. (1756-1831): 340, 662
Körner, K. Th. (1791-1813): 579
Koser, R. (geb. 1852): 106, 129, 195, 197-200, 214, 227, 229 ff., 233, 238, 248, 254, 291 341, 366 f., 377, 379, 384, 423, 439, 481, 530, 574, 621, 627, 665 f., 693, 699 f., 741 f., 745 f., 749 f.

Kowalewski, Sonja (1850-1891): 261
Kultur: 566 f.
Kulturkampf: 54
Kunersdorf, Schlacht bei: 138, 266, 327 f., 340, 346, 385, 388, 392, 713
Küntzel, Georg: 148
Küstrin: 245

L

La Beaumelle, L. A. de (1726-1773) 127, 541
La Feulliade (1625-1691): 537 f., 550
Lafontaine, Jean de (1671-1695): 276, 540
La Grange, J. T. (1736-1813): 94
La Haye de Launay: 180 f.
La Mettrie, J.O. (1709-1751): 93, 127 541, 638
La Rochefoucauld (1613-1680): 632
La Vallière, Herzogin von (1644 bis 1710): 57
Lake Michigan: 411
Lambermont, Auguste: (1819-1905) 221 f.
Lamprecht, Karl (geb. 1856): 104, 402
Landshut: 342
Lanveaux, J. Ch. Th. de: 738
Lassalle, Ferdinand (1825-1864): 11
de Lattre: 180, 183 f.
Lauenburg, Herzog von: 412
Lavater, J. K. (1741–1801): 753
Lavisse, Ernest (geb. 1842): 398, 435, 446 f., 734
Le Grand de Cressy: 180
Lecouvreur, Adrienne (1692-1730): 256 ff., 267 ff., 274, 282, 284
Lehmann, Max (geb. 1645): 156, 165, 187, 201, 203, 331, 394, 405 f., 421, 467, 662, 666, 668, 734, 737, 741 f., 744 f., 752
Lehndorff, Graf v. (1727-1811): 75, 77-80, 108, 271 ff., 704 f., 737, 747
Lehwaldt, General: 349
Leibniz, G. W. v. (1646-1716): 82, 107, 116, 193, 259, 509, 563, 612
Leipzig: 88, 316, 330, 335
Leipziger Völkerschlachtdenkmal: 509
Lemcke, von: 703
Leopold I., Kaiser (1640-1705): 446
Leopold II., Kaiser (1747-1792): 751
Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau »Der alte Dessauer« (1676-1747): 138, 382, 602
Leopold III., Friedrich Franz, Herzog von Anhalt-Dessau (1740-1817): 225
Lenclos, Ninon de (1616-1706): 275, 278
Lenôtre, André (1613-1700): 276
Lesczinski, Stanislaus: 188
Lessing, G.E. (1729-1781) 82, 114 bis 119, 123, 214, 233 f., 308, 313 bis 316, 319, 324, 487, 492, 508, 528 f., 541, 543, 545 f., 553 f., 564 ff., 605, 638, 681, 684 f., 690, 704, 740, 746, 748
– Emilia Galotti: 316
– Minna von Barnhelm: 308, 312 bis 316, 320, 470, 545, 553 f., 565, 569
Leuthen: 342, 385, 548
Levi, Abraham: 471
Lichtenau, Wilhelmine, Gräfin (1752 bis 1820) (amorganatische Gemahlin Friedrich Wilhelms II.): 54
Lichtenstein, Fürst von: 332
Lichtwark, Alfred (1852-1914): 513
Lièvre, Pierre: 29, 43 f., 579, 581
Ligne, Karl Joseph von (1735-1814): 16, 48, 50, 85, 88, 91, 93, 125-131, 242 f., 306, 459, 502, 521, 541, 553, 689, 741
Linné, Karl v. (1707-1778): 93
Liselotte von der Pfalz-Orléans (1652 bis 1722): 49, 115, 139, 241-244, 274, 276, 552, 556, 560, 585, 630, 706
Liszt, Franz (1811-1886): 97
Lissabon: 624
Lobositz, Schlacht bei: 338, 349, 384, 702
Locke, J. (1632-1704): 259
London: 120 f., 143, 209, 367, 570, 607 f., 643
Lorenz, Ottokar (1832-1904): 191, 196, 224, 322, 674, 745, 748
Loudon: 332, 389
Louvois, T. M. Le Tellier, Marquis de (1641-1691): 56, 202
Lowell, Professor: 649
Lübeck: 465
Lucchesini, Girolamo Marchese (1751 bis 1825): 49, 73-234, 386, 402, 458 ff., 477, 498 f., 516, 518, 531, 541, 700, 705
Lucius, Dr.: 667
Lucullus (114-57 v. Chr.): 137
Ludovica, Maria, Kaiserin (1787 bis 1816): 82, 274, 688 f.
Ludwig XIV. (1638-1715): 41 f., 56, 63, 77, 99, 129, 131, 141, 165, 235, 255, 276, 279, 358, 361, 398, 409, 423, 441 f., 446 ff., 490, 494, 506, 510, 536-543, 548-551, 553 ff., 557 bis 564, 613, 654 ff., 693, 695 f., 706, 727 ff.
– Freundschaft und Molières Rache: 537-557
– und Bernini: 562-565
– und Racine: 557-561
Ludwig XV. (1710-1774): 53 f., 56, 83, 89, 135, 151, 227, 241 f., 321, 329,

342, 353, 356 f., 429, 437 f., 442, 489-498, 503 f., 510-516, 519, 617, 693, 709, 730, 752
Ludwigs XV. Überlegenheit über Friedrich II.: 490-521
Ludwig XVI. (1754-1793): 83, 227, 398, 709
Lulli, G. B. (1633-1667): 552
Lünen: 501
Luther, Martin (1487-1546): 24, 27, 54 f., 563
Luxemburg, F. H., Herzog v. (1628 bis 1695): 137

M

Mabilis (neugriechischer Dichter): 579 ff.
Macaulay, Th. B., Lord of Rothley (1800-1859): 159, 241, 307, 422, 453, 515, 522, 645, 654
Machiavel, N. di B. de (1469-1527): 387, 626 (vgl. Antimachiavel unter F. II.)
Macpherson (Ossian), James (1736 bis 1796): 111
Madison, J. (1751-1836): 610
Maintenon, Frau von (1635-1719): 49, 559 ff.
Mainz: 209, 226
de Maistre, E. M. Graf (1754-1821): 322
Malmesbury, James Harris (1746 bis 1820): 48, 122, 126, 145 f., 168, 177, 209, 212, 224, 226 f., 500, 504, 584, 625 f., 648, 704, 744
»Mamelucken der preußischen Politik« (Lavisse) »Berliner Universität geistiges Leibregiment der Hohenzollern« (Du Bois-Reymond): 686
Manger, W. L.: 333, 498 f., 504, 506, 748
Mann, Thomas (geb. 1875): 21, 29, 245, 254 f., 297-300, 308 ff., 340, 355, 358, 365, 379 f., 389, 422, 424 f., 437 f., 443, 453, 455, 491, 496, 509, 517, 521, 528, 536, 566, 626
Thomas Manns Antithese von Macht und Geist: 299 f., 566 ff.
Manteuffel, F. Chr. Graf von (1676 bis 1749): 92, 715
Maranville: 334
March, Otto: 513
Marcks, Erich (geb. 1861): 35, 409, 673, 677 f., 680, 723, 737, 747
Marggraf, Andreas (1709-1782): 290, 292
Mark Twain (1835-1910): 668
Maria Antoinette (1745-1793): 125
Maria Theresia (1717-1780): 28, 47, 57, 95, 100 f., 125, 131, 141, 149 f. 157, 161, 269, 254, 298, 352, 354, 394, 400, 417, 419 f., 427, 429, 433 f., 437 f., 442, 445, 449, 492, 520 f., 529, 548 f., 597, 607, 647, 650, 663, 670, 674, 677 f., 680, 708 f., 735, 742 f., 747, 752
Marmontel, J. F. (1723-1799): 493
Marschall, Mylord vgl. Keith
von Marschall: 471
Massenbach, Freiherr von: 738 f.
de Masson: 478
Matinées du roi de Prusse (Schrift eines unbekannten Verfassers): 80, 569, 649, 737 ff.
Matthison, F. v. (1761–1831): 22
Maupertuis, P. L. M. de (1698-1759): 127, 261, 638
Maurenbrecher, Max (Hohenzollernlegende): 662
Maxen, Schlacht bei: 266, 329, 346, 353, 363, 369, 483, 717, 750
Mays: 341
Mazarin, Kardinal (1602-1661): 50, 195, 208, 543, 556 f.
Mecklenburg: 367
Mehring: 662, 740
Meinecke, Friedrich (geb. 1862): 668 f.
Meißner, Carl: 671 f., 689-692, 698 ff., 703, 706, 713, 729, 749
Mencke: 612
Menzel, Adolf von (1815-1905): 10, 578, 754
Merck, J. H. (1741-1791): 79, 533, 747
Mercy, F. v. (Lothringer, Kaiserlicher General, gest. 1645): 137
Metternich, K. L. W. (1773-1859): 82
Meyerinck: 150
Milton, J. (1608-1674): 69, 81, 123, 318, 322
Milwaukee: 24
Minna de Barnhelm: 547, 554
Mirabeau, H. G. V. R. v. (1749 bis 1791): 55, 83, 90, 101, 119, 161, 170, 196, 224 f., 355, 458, 539, 646
Mitchell, Andrew (engl. Gesandter in Berlin): 145, 318, 335 f.
Mithridates: 422
Mitteleuropa und Einigung des europäischen Festlands: 680
Modena, Herzog von: 563
Molière, J. B. P. (1622-1673): 64 f., 120, 123, 269, 514, 530 ff., 535, 542, 549-557, 559 f.
Moller, die kleine (Tochter Friedrich Wilhelms II.): 50

Mollwitz, Schlacht bei: 382 f., 387, 602, 633, 644, 670, 702
Moltke, H. K. B., Graf v. (1800 bis 1891): 380, 384, 390 f., 624 (»kein preußisches Urprodukt«, Bismarck)
Mommsen, Th. (1817-1903): 439
Monod: 734
Montazet: 597
Montespan, Frau von (1641-1707): 57, 77
Montesquieu, Ch. de Secondiat, Baron de (1689-1755): 493, 652, 727
Montez, Lola (1820-1861): 489, 568
Montperni, Th. C. de (gest. 1754): 730
Montreal: 164
Moore, D.: 269, 747
Moret: 178
Morganatische Ehe: 55
Morgenstern: 113
Moritz von Dessau (1712-1760): 351
Moritz v. Sachsen (1696-1750): 48 f., 137, 186, 189, 256 ff., 324, 386 f., 670, 739
Mormonen: 60 f.
Mörs: 367
Moser, J. J. (1701-1785): 529, 569
Moser, Fr. Karl (1723-1798): 613 f.
Möser, Justus (1720-1794): 612
Motz, Fr. v. (1775-1830) (»kein preußisches Urprodukt«, Bismarck): 624
Mouchy, Herzog von: 77
Mozart, W. A. (1756 bis 1791): 96, 98
Müller, Joh. v. (1752-1809): 195
München: 568
Münchhausen, B. von (geb. 1874): 671
Münsterbauten: 511
Muthesius, Hermann (geb. 1861): 513
v. Mütschefell: 472
Myller: 111

N

Napoleon (1764-1821): 31, 45, 62, 68, 82 f., 122, 151 ff., 167, 188, 190, 202, 220, 232, 274, 280, 378, 382, 384 f., 390 f., 402, 407 ff., 414 f., 423, 440, 489, 587, 598, 616, 631, 645, 655, 663, 676, 681, 709, 749
v. Natalis, Oberst: 475
Nationalitäten-Wahnsinn: 159, 407, 420
Nationalkonvent, französischer (1792 bis 1795): 220 f.
Natzmer (Freund Friedrichs): 247
Naudé: 665 f.
Neapel 44, 82, 121, 132, 152, 617, 624, 660
Nebraska: 411
Nesle, Gräfinnen: 495
Nettelbeck, J. (1738-1824): 420, 601, 605
Neuberin, Karoline (1697-1760): 543, 546
Neuperg, General: 716
Neuyork: 16, 19, 411, 660
Newton, J. (1643-1727): 262
Nicolai, Chr. F. (1733-1811): 77, 108, 246, 528, 741, 751
Nietzsche, Friedrich (1844-1900): 28, 38, 43, 45 ff., 57, 62 f., 117 ff., 256, 284, 302, 308, 439, 566, 735, 739
Nivernois, Herzog von: 135, 273
Noailles, Graf: 77
Nolhac, Pierre de: 504, 516, 751
Norbert, Willi: 752
Nordamerika: 651
North, Lord (1733-1792): 200
Nothnagel, Frau: 289, 292 f.
Nußbaum, Arthur: 182 ff.

O

Ödipus: 68, 70, 73, 232, 297
Odyniec, A. E. (1804-1885): 161
Oldfield, Anne (1683-1730): 269
Olivier, J. J.: 752
Oncken, Hermann (geb. 1869): 663
Oppeln-Bronikowski (geb. 1873): 575, 742
Oranien, Prinz von, älterer Bruder Friedrichs II.: 366
Orzelska (angebliche Geliebte Friedrichs): 304
Ostende: 218 f.
Ostender Gesellschaft (Ostend. Company): 177, 218, 220, 258, 445
Österreichische Wehrzeitung, 682
Ostindische Kompanie: 219
Otho, Kaiser: 399, 454
Otto I., der Große (912-973): 449
Otto der Faule: 624

P

Pagan: 180
Pahlen P. L. Graf von der (1745-1828): 9
Papst Pius VI. (1717-1799): 93
Paris: 17, 53, 120 f., 143, 290, 548, 607, f., 643, 651, 706
Parlamentarismus, vgl. auch F. II. über das freie England
Partikularismus Preußens siehe unter Friedrich II.
Pascal, B. (1623-1662): 538
Patriae inserviendo consumor (Frau von Pompadour): 512
Paul I. von Rußland (1754-1801): 9, 152
Paulus: 46, 62, 284
Peabody, Professor: 649

Pedersen, Sverre: 635
Pennsylvanien: 24, 411
Perikles: 390
de Pernety: 180
Perrault, C. (1613-1688): 564
Perthes, F. A., (Verleger): 737
Pertz, G. H. (1795-1876): 404
Perversität: 445
Peter I. von Rußland (1625-1725): 139, 377
Peter III. von Rußland (1728-1762): 184, 371-378, 502
– und die preußischen Historiker: 373
Petrarca, F. (1304-1374): 263 f.
Petronius: 24 f.
Philipp II. von Spanien (1527-1598): 500, 724
Pinto, Graf (Tischgenosse F.s II.): 88, 91, 126 f., 132
Pitt, W. (der ältere) (1708-1778): 221, 333, 391, 423, 695
Plato: 11, 45 f., 81, 87 f., 109, 284, 705
Platz de la Concorde: 503, 510
Plessing (wird von Goethe auf der Harzreise besucht): 253
Plutarch: 447
Pniower, Professor: 499
Podewils, H. Graf v. (1695-1760): 209, 365
Polen: 744; vgl. auch Teilung Polens
Pöllnitz, K. L. v. (1692-1775): 113, 304, 541
Pompadour, Frau v. (1721-1764): 54, 93, 135, 193, 329, 344, 353-359, 361 f., 444, 449, 457, 491, 493, 495, 503 f., 506, 511 ff., 711, 752
Poniatowski, Stanislaus II. (1732 bis 1798): 81, 372
Popowitsch: 287
Potsdamnation: 443
Prades, Abbé de (Vorleser, gestorben 1782): 127, 159, 341, 346, 541, 558
Prag, Schlacht bei: 138, 217, 384 f., 392
Prehauser, Gottfried: 397
Preobraschensk: 377
Preuß, I. D. E. (1785-1868): 40 f., 161, 168, 170, 217, 414, 470, 707, 739
– Urkunden (Zitate aus den –): 40 f., 49, 67, 85, 105, 111, 128, 161, 167, 178 ff., 214, 216, 245, 314, 315, 328, 364, 413, 486, 498 f., 501, 545 f., 553 f., 583, 591, 594, 603, 705 f., 723, 736, 745, 747, 749, 753
Preußen
– »an der Spitze der Reformen« (Moltke): 646
Preußen: Legende v. d. Tüchtigkeit der preußischen Verwaltung: 650
– »Wir werden von der Bürokratie erdrückt werden« (Bismarck): 652
— »eigentlich nur zu Korporals und Kalkulatoren gemacht« (v. Stein): 622
— »Nur bis zum Regimentskommandeur« (Bismarck): 624
– »die nationale Art«: 530
– »das sklavischste Land Europas« (Lessing): 118, 529, 605, 684, 714
— »diese Nation ist plump und faul« (Friedrich II.): 101, 139, 622
– »soll das preußische Volk das einzige sein, welches im traurigen Abstand zu den Nachbarn..« (von Boyen): 586
– Wurzel seiner Größe: 339, 345, 381, 429
– tiefste Demütigung durch Friedrich II.: 407
Prie, Marquise de (1698 - 1727): 270 f., 274
Pyritz: 471

Q

Quandt (Friedrichs Bossuet): 107, 144
Quinault, P. (1635-1688): 552

R

Rabener, C. W. (1714-1771): 337 f., 614
Rabelais, F. (1490-1553): 542
Racine, Jean de (1639-1699): 44, 63 f., 123, 257, 481 ff., 514, 538, 549, 557 bis 561, 727
Ramler, K. W. (1725-1798): 311 f., 318 f.
Ranke, L. v. (1795-1886): 69, 143, 150, 155, 157, 191, 193, 197, 202 f., 207, 210 f., 213-216, 241, 425, 437 ff. 443, 547, 665, 692, 710, 713, 740, 745 f.
Raucourt, Schlacht von: 257
Raupach, E. B. S. (1784-1852): 512
Realpolitik: 38, 610
Reformation: 28, 511, 635
Regent Philipp II., Herzog von Orléans (1674-1723): 274
Regnaud: 611
Regno Redintegrato (Münzinschrift): 162
Reich, das: 679
Religionsedikt Friedrich Wilhelms II.: 53, 408
Religionsfreiheit s. Tartuffe; auch: Friedrich II., »Jeder auf seine Fasson«
Rembrandt als Erzieher: 301

Renaissance: 509, 511
Retif de la Bretonne: 705
Reuß jüngere Linie: 426
Rheinbund: 152, 194-195; sein Vorgänger der »deutsche« Fürstenbund: 189-192, 690f., 694
Rheinfeldzug 1734 s. unter Fr. d. Gr.: Der Feldherr
Rheinsberg: 139, 245, 249
Ricchini: 507
Richelieu, L. F. A. Duplessis, Marschall (1696-1788): 239, 274, 277f., 339, 344, 353f., 358, 362f., 408, 491, 515, 543, 725
Richelieu, Kardinal (1585–1642): 202, 426, 433, 442, 543, 556
Richter, Johannes: 737, 747f.
Riemer, T.W. (1774-1845): 70, 131, 279, 282, 748
Ritter, Gerhard: 663, 689
Rochester, J.W. Graf v. (1647-1680): 568, 570f.
Rochlitz: 748
Roden: 501
Rödenbeck: 633, 717
Roethe, Gustav (1859-1926): 242
Rohde (Wiener Vertreter Friedrichs): 743
Rohan, v.: 536
Rokoko: 67, 271, 386, 508f.
Rom: 65, 74f., 82, 87, 680
Romantik: 279, 394, 401, 403f., 411, 656
Römer, General: 752
Roosevelt, Theodor: 19, 307f.
Rosenkreuzler: 39f., 259, 401f.
Roßbach, Schlacht von: 52, 86, 239, 242, 321, 325ff., 329, 338ff., 342, 345, 348, 350, 357, 360, 363f., 385, 388, 405, 423, 455, 537, 593, 601, 613f., 645, 654
Roubaud, Franz Lazarus: 178
Rousseau, J. B. (1670-1741): 712
–, J. J. (1712–1778): 271, 276, 279, 298f., 325, 396, 399, 535
Rupelmonde, Gräfin v.: 258f., 267, 274, 282, 284, 292
Ruppin: 245
Ruskin, John (1819-1900): 25
Ruthenen: 156

S

Sack, Hofprediger (1738 bis 1817): 41
Saint Germain, Graf: 363
Saint-Lambert, J. F. (1716-1803): 265, 396
St. Louis: 651
St. Pierre, Bernardin de (1757-1814): 279
Saint-Simon, L. de Rouvroy (1675 bis 1755): 204, 241, 559
Salomon, Felix: 746
Sand, George (1804-1876): 280
Sanscülottismus: 116, 119f., 312
Savigny, F. K. v. (1779-1861): 415
Scarron, P. (1610-1660): 541f., 549, 560
Schäfer, Dietrich (geb. 1845): 606
Scharfenort, L. von: 703
Scharnhorst, E. J. D. v. (1755-1813): 128, 463, 741
Schelde: 210, 212, 214, 218, 220ff., 400, 670
Schiemann, Theodor: 749
Schiller, Friedrich von (1759-1805): 31, 39, 114, 117f., 195, 315, 317, 320, 322, 340, 399, 449, 529, 539, 572f., 577, 629, 662, 699, 704, 728
– Die Räuber: 411
– Wilhelm Tell: 399, 411
Schinderhannes, J. Bückler (1771 bis 1803): 656
Schlabrendorff, Minister: 752
Schlegel, Fr. v. (1772-1829): 616f., 637f., 640
Schlesischer Krieg, erster: 136, 305, 342, 436
Schlesischer Krieg, zweiter: 66, 665
Schlözer, Kurd von (1822-1894): 374, 375, 377, 744f., 750
Schmettau, K. Ch. v. (1696-1775): 151, 429, 471, 506, 703
Schmidt, Erich (geb. 1853): 89, 106, 253, 311, 323, 325, 360, 517, 520, 525, 741
Schmidt-Lötzen, K. F.: 737, 747
Schmoller, Gustav v. (geb. 1838), 103f., 125, 248, 412, 414f., 416, 418, 497ff., 741
Schmoller gegen Treitschke: 497
Schönborn, J. P. v. (1605-1673): 612
Schopenhauer, Johanna (1766 bis 1838): 171, 175f., 179, 189
Schrader, Paul: 177
Schröter, Corona (1751-1802): 268
Schubart, C.F.D. (1739-1791): 195f., 425, 529, 569, 571-575
Schulenburg, v. d.: 250, 611, 752
Schulpforta: 241, 322
Schultze-Naumburg, P. (geb. 1869): 513
Schweden war deutsches Siedlungsgebiet: 635
Schwedische Kompagnie: 220
Schweiz, Errichtung der Großschweiz vgl. Mitteleuropa
Schweiz und Preußen reichsfeindlich: 400, 402

Schwerin, Feldmarschall, K. C. (1684 bis 1757): 383, 703, 751
Schwerin, Oberstallmeister: 91
Scipio Africanus d. J.: 137
Scott, Walter (1771-1832): 569
Seckendorff, F. H. v., Feldmarschall (1673-1763): 242, 245, 247, 712
Seckendorff der Jüngere: 250
Sedan: 380
Seydlitz, F. W. v. (1721-1773): 363, 388, 511, 645, 749, 751
Shakespeare, W.: 110, 123, 239, 486, 570, 572
Shaw, Bernard (geb. 1856): 18, 29, 45 ff.
Siam: 556
Sibyllen-Verlag, Dresden: 185
Sickingen, Franz von (1482-1523): 11
Siebenjähriger Krieg (1756-1763): 52, 63, 95, 111, 135, 148, 150, 157, 200, 209, 251, 291, 310, 312, 317 f., 332 f., 353, 361, 373, 378, 383, 385, 394, 411, 422, 433, 468, 482, 498, 500, 502, 533, 548 f., 595 f., 602, 623, 665-668, 674, 737, 742, 744, 746, 752
Siegesallee in Berlin: 123, 324
Simplizissimus: 649 f.
Slowaken: 156
Smith, J., Mormone (1805-1844): 60 f.
Soest: 501
Sokrates: 45 ff., 53, 57 f., 60 ff., 264
Solms: 187, 743
Solms-Laubach, Graf: 525
Sommerfeld, W. v.: 456
Sonnenfels, J. v. (1732-1817): 528
Sophokles: 70, 284
Sorel, Cécile: 256 ff.
Soret, F. J. (1795-1866): 155, 485
Soubise, C. v. R. (1715-1781): 328, 339, 351, 354, 362 f., 511
Spanien: 218, 651
Sparta: 577
Stahl, Julius: 617
Stählin, Jacob (1735-1785): 614-617, 708
Stählin, Karl (geb. 1865): 614 f., 617, 640, 708
Stein, Charlotte v. (1742-1827): 37, 39 f., 45, 62, 73 f., 80, 237 ff., 258 f., 263-267, 274, 276, 282, 292, 306, 401 f., 495, 534
Stein, Freiherr vom (1757-1831): 26, 170, 184, 189, 191, 201, 404, 406, 420, 522-525, 534 f., 569, 587, 618, 622, 624 (»Kein preußisches Urprodukt«, Bismarck), 655, 662, 745
Stettin: 212, 471, 475
Stosch, v., Generalmajor: 476
Storm, Theodor (1817-1888): 421
Strachey, Litton: 29, 282 ff.
Strauß, D. F. (1808-1874): 439
Sueton, G. T.: 237, 241
Suhm: 751
Sulzer: 41, 105
Suphan: 106, 111
Swift, J. (1667-1745)

T

Tacitus: 426, 652
Taine, H (1828-1893): 68, 535
Talleyrand, Ch. M., Herzog v. T.-Périgord (1754-1838): 202
Tabakskollegium: 113
Talma, F. J. (1763-1826): 82
»Tartuffe« und Religionsfreiheit: 533 bis 557
Taubmann: 113
v. Tauentzien, B. F. G. Graf (1760 bis 1824): 594, 600
Teilung Polens: 150, 161 ff., 742 ff.
Tellsage, Phraseologie der: 399
Tencin, C. A. G. Marquis de (1687 bis 1749): 344
Themistokles: 391
Thiebault: 127 f., 741
Thomasius (1655-1728): 509, 612
Tilsit (1807) Frieden ähnlich dem 1759 von Friedrich II. vorgeschlagenen: 366
Tizian (1477-1576): 64
Tod fürs Vaterland und der Adel: 576 bis 656
Toleranz s. Tartuffe; auch: Friedr. II. »jeder auf seine Fasson«
Tokio: 38, 624
Torgau, Schlacht bei: 138, 346, 380, 731 f.
Traun, Feldmarschall, Otto F. (1677 bis 1798): 389
Treitschke, H. v. (1834-1896): 214, 360, 497 f., 515, 521, 549, 611 626, 632 f., 733, 740, 746
Trenck, F. Baron v. d. (1726-1793): 574, 577, 718-721, 752
Mißhandlung Trencks (Bismarck): 574, 713, 718 ff.
Triest: 177, 744
Trissotin: 422
Turenne, Henri de Latour d'Auvergne (1611-1675): 137, 241, 329, 379, 381
Tyrannenmord: 9

U

Ungarn: 411, 557
Ursinus, Finanzrat: 621
Usterie, L.: 740
Utah s. Mormonen

V

Valmy: 220, 223, 236
Vauban (1633-1707): 561
Vehse, K. E. (1802-1870): 732
Venedig: 203, 219
Vergennes, Ch. G. Graf v. (1717 bis 1787): 211
Verona: 196
Villars, C. L. H. de (1653-1734): 141, 274
– Marschallin von: 274, 398
Virgil: 270
Vivenot, Alfred von: 751
Voltaire, Francois Marie Arouet de: (1694-1730): 29, 35, 49, 63, 68 81, 84 f., 92, 103, 109 f., 120, 123 ff., 129, 131 ff., 139, 145, 159, 161, 237-241, 256-271, 273, 275-278, 283 f., 291 f., 296, 305 f., 340, 342, ff., 350 f., 359 f., 363, 365, 370, 377, 405, 411, 422, 435, 447 ff., 453-457, 477 f., 480, 483, 487 f., 489-492, 504, 514-517, 519, 526, 535 f., 540 f., 560, 562-65, 576, 582 f., 626, 640, 644 f., 672, 679, 704, 707, 716, 724 ff., 729 ff., 745, 749
— Fest von Bellebat: 270 f., 273
– Mémoires pour servir à l'Histoire de Mr. de Voltaire écrits par lui même: 237 f., 241
– Annalen des Reichs: 448, 679
– Elegie auf den Tod der Adrienne Lecouvreur: 268 f.
– Versuch über Universalgeschichte: 260
— Scandala des Königs von Preußen 239
– scher Firnis bei Friedrich II.: 48
– Mißhandlung: 534-537
– Ungeschicklichkeit: 514-522
Volz, G. B: 481 f., 688, 690 ff., 694, 697-700, 703-707, 709 ff., 715, 717 bis 735, 742 f., 749 f., 754
Pastor Th. V.: 608
Vulpius, Christiane s. unter Goethe

W

Wagner, Adolf (geb. 1835): 417
– Richard (1813-1882): 97
Waldeyer (Anatom): 754
Wallenstein (1583-1634): 629 f., 635 f.
Walrave, G. C. v., General, Festungsingenieur, seit 1748 im Gefängnis (1692-1773): 583
Wartensleben: 250
Washington, George (1732-1799): 21
Wedekind, Frank (1864 bis 1918): 593
von Wedell: 327
Weierstraß, K. (1815-1897): 261
Weißbach, Walter: 506
Weltkrieg: 178, 188, 664
Werbeunwesen: 192, 584, 722
Werner, Zacharias (1768 bis 1823): 524
Wesel: 501
Westfälischer Frieden (Frieden von Münster): 203, 208, 219, 221, 426, 433, 556
Westminster-Vertrag: 203
Whitman, Walt (1819-1892): 21
Wiarda T. D. (1746-1826): 600
Wieland, C. M. (1733-1813): 74, 76 f., 82, 280, 319 ff., 325
Wien: 17, 121, 143, 220, 290, 383, 548, 597, 607, 616
Wild, Max: 720, 752
Wilhelm I., Kaiser (1797-1888): 25, 408, 496, 693, 712, 723
Wilhelm II. (geb. 1859): 9, 247, 307, 412 f., 430, 646-650, 696, 698, 738, 753
– größer als F. II.: 646 ff.
Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth (1709-1758): 48, 67, 136, 245, 250, 255, 280, 303, 326 f., 344, 347 f., 350 f., 354 f., 359 f., 362, 365 f., 423, 435, 478, 575 f., 616, 702, 724 f., 730
Williams: 376
Wilson, Woodrow (1856-1922): 650 ff.
Winckelmann, J. J. (1717-1768): 86, 116 ff., 291, 324, 508, 510, 541, 605, 638, 685, 740 f.
Winterfeldt, General H. K. v. (1707 bis 1757): 389, 751
Witzleben, Hauptmann A. v.: 588 bis 592, 595, 602
v. W.-M.: 468 ff., 478 ff., 482
Wobersnow, General von: 327
Wolf, Friedrich August (1759-1824): 612
Wolff, Christian (1679-1754): 92, 612
– Kaspar Friedrich (1733 bis 1794): 612
Wolzogen, Ernst von (geb. 1855): 507
Wreech, Frau v. (angebl. Mutter eines Kindes v. F. II.): 247
Wunsch: 329
Württemberg, Herzog Karl Eugen von (1728-1793): 195, 362, 529, 569, 572 ff.
– schießt 1806 Viktoria: 153

Y

York, Herzog von, Sohn König Georgs III. von England: 746
Yorke, Sir Joseph (englischer Gesandter): 145
Young, Norwood: 337, 735, 750

Z

Zavitzianos, Markos (1885 - 1923): 579 f.
Zelter, K. F. (1758-1832): 121
Zepelin, Generalmajor C. von: 703
Ziethen, J. H. v.: 128, 494, 521
Zimmermann, Ritter von: 246, 371, 742
Zinzendorf, Graf: 241
Zips: 743
Zola, Emile (1840-1902): 568
Zorndorf, Schlacht bei: 138, 327 f., 342, 385. 388, 392, 587, 676, 712
Zwehl, General von: 682 - 686, 689, 723, 748

BERICHTIGUNGEN

Seite 136, Zeile 13 von oben . . . statt Bayreuther Schwester[1] lies Bayreuther Schwester[2]

„ 139 . . . . . trägt versehentlich die Paginierung 136

„ 208, Zeile 17 von unten . . statt Fink lies Finck

„ 376, „ 10 „ „ . . . statt Paul III. lies Peter III.

„ 377, „ 7 „ „ . . . statt Paul III. lies Peter III.

„ 463, „ 6 „ „ . . . Hier fehlt durch ein Versehen folgender Schlußsatz Manfreds: »Nachdem Seydlitz, Schwerin und Winterfeldt gestorben waren, konnte man vom großen Friedrich wirklich nicht verlangen, er solle neue strategische Einfälle haben.« (Vgl. oben S. 383 u. 388 f.)

„ 628, nach Zeile 2 ist einzuschalten: BISMARCK, WALLENSTEIN UND GUSTAV ADOLF ALS DEUTSCHE EDELLEUTE

INHALTSANGABE

Vorwort . . . . . *Seite* 7
Hegemann: Persönlichkeit des Kritikers 13

VORSPIEL UND AUSZUG AUS DEM ERSTEN GESPRÄCH

Iphigenie, Blutopfer und Rosenkranz, Friedrich der Große und Napoleon . . . . . Seite 31
Vorspiel 33
Iphigenien-Romantik 37
Iphigenie im Gymnasium 38

DAS ZWEITE GESPRÄCH

Friedrich der Große, Lucchesini und Goethe . . . . Seite 71
Goethe ohne geistige Hauptstadt 73
Aus Friedrichs »Kreis der Weihe« 84
Goethes literarischer Feldzug gegen Friedrich II. . . . 111
Weitere Gaben aus Friedrichs »Tempel der großen Männer« 120
Goethes politischer Blick und Österreich als deutsche Macht 154
Friedrichs polnische Erwerbungen und Handelspolitik 160
Goethes diplomatischer Feldzug gegen Friedrich II., der Fürstenbund und der Verlust Belgiens 190

AUSZÜGE AUS DEM DRITTEN GESPRÄCH

Friedrich II. und sein Fredersdorf, Goethe, Voltaire und die Frauen . . . . . Seite 135

DAS VIERTE GESPRÄCH

Friedrich II. als Romantiker, Vater der deutschen Literatur, Feldherr und Staatsmann und sein Opfer der deutschen Großmachtstellung . . . . . Seite 295
»Des Wirrkopfes Carlyle Prostration vor dem Heros« 302
Friedrich II. als Vater der deutschen Literatur 308
»Expédiens frivoles« vor und nach Roßbach 325

Friedrichs Rettung durch Zar Peter . . . . . Seite 371
Friedrich II. als Feldherr und als Ermattungsstratege 378
Friedrich II. als der Vater der deutschen Romantik und der Freiheitskriege 395
Friedrich II. opfert Elsaß, Lothringen und Flandern . 426
Ludwig XIV. und Friedrich 447

DAS FÜNFTE GESPRÄCH

Könige und geprügelte Künstler . . . . . Seite 451
Ludwigs XV. Überlegenheit über Friedrich den Großen 490
Voltaires Ungeschicklichkeit 514
Herzog Karl August und Reichsfreiherr vom Stein . . 522
Preußische Einflüsse und Casanova 528
Voltaires Mißhandlung 534
Ludwigs XIV. Freundschaft und Molières Rache . . . 537
»Tartuffe« und Religionsfreiheit 553
Ludwig XIV. und Racine 557
Ludwig XIV. und Bernini 562
Thomas Manns Antithese von Macht und Geist 566
Dryden 568
Schubart als Hofdichter 572

DAS SECHSTE GESPRÄCH

Tod fürs Vaterland und der Adel . . . . . Seite 577
Bismarck, Wallenstein und Gustav Adolf als deutsche Edelleute 628
Friedrich II. und Cäsar als Patrioten 630
Bismarcks und Goethes Opfer der dynastischen Männertreue und die Gesamtnationalität 641
Wer hat Friedrich II. großgesprochen? 644
Wilhelm II. größer als Friedrich der Große 646
Woodrow Wilson als Lobredner der Volksregierung Wilhelms II. 650
Bismarck über die Volkstümlichkeit des Blutvergießens 653

NACHWORTE

Nachwort zur ersten Auflage . . . . . Seite 659
Zusammenfassung 662
Friedrich der Große als vaterländischer Dichter . . . 671
Goethes »Fritzische Gesinnung« und Friedrich der Große in Italien 673
Entgegnungen an einige Kritiker der 1. Auflage 677
Der Feldzug des »geistigen Leibregiments« gegen »Fridericus«. Der Marschbefehl des Generals v. Zwehl. Antworten an Kritiker der 2. und 3. Auflage 682
»So wie es damals war, muß es wieder werden« 684
Art des Angriffs und Warnung an den Leser 685
Friedrichs II. deutscher Fürstenbund? 690
Fritz Hartungs »kritiklose Bewunderung Ludwigs XIV.« und »Widerspruch gegen Delbrück« 693
Friedrich II. als »erster Rebell« und des »großen« Kurfürsten »böse Durchsteckereien mit dem Auslande« 694
»Die bekannte Schmähliteratur« und die sodomitischen und homosexuellen Anwandlungen Friedrichs II. 698
Friedrich II. »rettet« das Elsaß und »hütet die deutschen Grenzen« 707
Bismarck als Herrn Volzens Einfaltspinsel 711
Bismarck über »Mißhandlung Trencks« 718
Hartungs »bedenklich stimmender«, »harter bedrükkender Zwang« statt deutscher Kolonisation 721
Selbstmordgedanken und Übersetzungs-Künste bei Herrn Volz 724

ANMERKUNGEN

Wer war der Verfasser der Morgenstunden eines Königs? . . . . . Seite 737
Friedrichs II. militärische Niederlage im Kartoffelkrieg 741
Die Teilung Polens 742
Preußens Verbrechen gegen deutsche Kolonisation im Osten. 750
Anmerkungen zu den Bildern 753
Register 756

Von demselben Verfasser sind noch erschienen:

Amerikanische Architektur und Stadtbaukunst

200 Folioseiten mit 750 Abbildungen. 2. Auflage 1926
Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

Der Städtebau

nach den Ergebnissen der Städtebau-Ausstellungen in Berlin und Düsseldorf. 2 Bde. mit 425 Abbildungen. Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

Der neue Bebauungsplan für Chicago

Eine Schilderung des Gesamtbebauungsplanes für Groß-Chicago, wie ihn Burnham und Bennett im Jahre 1908 für den Commercial Club ausarbeiteten. Mit vielen Plänen und Abbildungen.
Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

Ein Parkbuch

Ein Vortrag über amerikanische Parkanlagen. Mit 40 Abbildungen.
Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

International cities and town planning exhibition Gothenburg 1923

Der von der Stadt Gothenburg veröffentlichte englische Katalog dieser letzten und größten städtebaulichen Ausstellung gibt auf 390 Seiten mit 400 Abbildungen einen internationalen Überblick über den heutigen Stand der städtebaulichen Bewegung

Report on a city plan for the municipalities of Oakland and Berkeley by Werner Hegemann

Diese im Auftrage von zwei Stadtverwaltungen und einem Landkreise verfaßte Denkschrift entwickelt ein Programm für die bauliche Gestaltung (einschließlich von Güter- und Personenverkehr, Geschäfts-, Fabrik- und Wohnbezirken, inneren und äußeren Parkanlagen) der teilweise bereits dicht besiedelten Ostküste des Golfes von San Francisco (195 Abbildungen)

WERNER HEGEMANN AND ELBERT PEETS
Wyomissing Park

The modern garden suburb of reading Pennsylvania

Die Denkschrift gibt in 35 Plänen und Zeichnungen die zum Teil bereits ausgeführten Vorschläge der Verfasser für die bauliche Entwicklung eines welligen Geländes von 200 ha in der Nähe einer ostamerikanischen Industriestadt. Verlag der Wyomissing Development Company

WERNER HEGEMANN AND ELBERT PEETS:

The american vitruvius an architects handbook of
Civic Art

Folio, 300 Seiten Text mit 1200 Abbildungen.
Verlag: The Architectural Book Publishing Company, New York

Gesetzt und gedruckt

bei

Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden

in einer

holländischen Antiqua

von 1670

26/432 M. d.

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
07017147

Universitätsbibliothek Potsdam
07903215